Anthologie der Deutſchen.

herausgegeben von

Chriſtian Heinrich Schmid,
Doctor der Rechte und Profeſſor zu Erfurt.

Frankfurt und Leipzig, 1770.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An den

Herrn

Freyherrn von Kreutz,

Kaiſerlichen Reichshofrath, Heßen-homburgiſchen Miniſter, der Preußiſchen, Churbaierſchen und Churpfälziſchen Academie der Wiſſenſchaften Mitglied.

Sie wiſſen es aus eigner Erfahrung, wie ungerecht das Publikum oft gegen das Andenken ſolcher Dichter iſt, die ſich ihm nicht gleich mit einem großen dicken Bande aufdringen. Es iſt jederzeit eine rühmliche Gewohnheit guter Dichter geweſen, ihre Werke dem Publikum anfangs einzeln vorzulegen, theils um erſt die Urtheile darüber einzuſammeln, theils durch beſondere Gelegenheiten dazu veranlaßt. Allein einige ſind zu ſorglos für ihren Ruhm, andre glauben, das Publikum könne ein Gedichte nicht intereßiren, das durch einen Individualfall ent-

ſtand, andre ſterben darüber hin, und die fliegenden Bogen verlieren ſich. Wie in ihrer häuslichen Wirthſchaft die meiſten Dichter lieber andre für ſich ſelbſt ſorgen laſſen, als ſelbſt eine ſtrenge Ordnung halten: ſo haben ſie es auch immer andrer Mühe überlaſſen, die kleinern Früchte ihrer Muſe zu ſammeln, die ſie ſelbſt nicht achteten. Es hat daher unter allen Zeiten und unter jeder Nation Sammler gegeben, die der Vergeßlichkeit des Publikums und der Nachläßigkeit der Dichter abgeholfen haben, und ſo ſind Anthologien, Miſcellanies, Collections, Portefeuillen, Almanachs, Works of the moſt celebrated minor Poets*, Treſors, Tieſtoons, Amaranths, Union, Beauties u. ſ. f. entſtanden. Nicht jeder,

dem einmal eine kleine poetiſche Brochüre gelungen, geht nachher auf der Bahn eines Dichters fort. Soll ſeine Arbeit deswegen vergeſſen werden, weil ſein Name unbekannt geblieben? Es iſt gar nicht haushältig, kleine Läppchen wegzuwerfen. Warum ſollte man alſo nicht auch das kleinſte Product eines Genies vom Untergange retten? Es muß allerdings ſchon eine reiche Erndte bey einer Nation vorangegangen ſeyn, wenn man eine ſolche Nachleſe anſtellen will. Ich freue mich aber, daß ich das Vorurtheil von der Armuth der unſrigen nicht mehr widerlegen darf, da es ſchon durch Verſuche dieſer Art, durch Sammlungen unſrer Lieder, Singedichte, und theatraliſchen Schriften zur Gnüge

widerlegt ist. Zwar leben noch die meisten unsrer besten Dichter; aber viele derselben fangen schon an ihre Werke zu sammeln, und dieses geschiehet gemeiniglich nicht eher, als bis sie ihre poetische Laufbahn beschließen wollen. Was also diese übrig gelassen haben, ist Stoff für meine Sammlung. Hingegen nehme ich nichts von solchen Verfassern auf, von denen bekannt ist, daß sie bald eine Ausgabe ihrer Werke veranstalten wollen, welches der Fall bey Gleim und Klopstock ist, weil wir hier noch ungewiß sind, was sie selbst aufnehmen oder nicht. Bey angehenden Dichtern und bey ungedruckten Poesien sehe ich auf die Gewißheit und Wahrscheinlichkeit, ob sie solche gar nicht oder nicht sobald unter ihre eignen Schriften setzen werden. Ja,

man wird ganze Dichter in dieſer Sammlung finden, die in einer gar nicht zu reizenden Gleichgültigkeit gegen ihre Poeſien leben, und ihre Hand ganz von ihrer Arbeit abgezogen zu haben ſcheinen. Zu einer ſolchen Sammlung wäre allerdings ein Greis geſchickter, der unſre ganze Litteratur von Blatt zu Blatt hätte entſtehen ſehen, als ein Jüngling, der ſie ſchon mehr als zwanzig Jahre zurück ſtudieren muß. Aber jenem würden auch das nicht Seltenheiten ſcheinen, die s dieſem ſind, und er würde ſich in den jetzigen Zeitpunkt nicht verſetzen können. Wenn dieſer nicht die Mühe des Nachſuchens hätte — alle deutſche Journale nachzuſuchen, iſt wirklich eine Mühe: doch

muß ich hier den Beyſtand von ein Paar vortreflichen Freunden rühmen: wegen einer ſeltnen Piece viele vergebliche Briefe ſchreiben, iſt nicht weniger verdrüßlich — ſo wär auch gar keine Mühe damit verbunden. Denn die kluge Wahl, die Vorſichtigkeit nicht Diſteln unter Blumen zu leſen, lehrt die geſunde Vernunft. Wer wird erretten, was zu vermodern verdient? Der Name, die Erwartung, die Seltenheit, Eigenſinn können uns zuweilen zu einer Uebereilung verleiten, aber ſo viel bin ich mir bewuſt, daß ich nicht mit Vorſatz Schutt zuſammengefahren. Indeſſen habe ich vor den meiſten Stücken meine Wahl durch eine Vorerinnerung gerechtfertigt, und noch lieber iſt es mir, wenn mich die Stücke ſelbſt rechtfer-

tigen. Ein einzigesmal habe ich mir Chrestomathie erlaubt. Wornach ich bisher vergebens gestrebt habe, sind 1) Eberts erste Trinklieder. 2) Lenzens Lehrgedicht: die Liebe. 3) Deßelben Freymäurerlieder. 4) Deßelben einzelne Poesien. 5) Kretschens einzelne Gedichte. 6) Lamprechts Tänzerinn. 7) Götzens Schäfergedichte und andre Poesien. 8) Mehr denn funfzig einzeln gedruckte Sachen von den Verfassern der Bremischen Beyträge. 9) Eine Jenaische Sammlung von mancherley Gedichten. Könnte ich zum Besitz dieser Stücke gelangen, oder gar von denen Herren Kästner, Gleim, Bodmer, Gärtner, Ebert, Ramler, und insbesondre auch von Ihnen einigen Beystand erwarten, so

hoffte ich, dieſe Anthologie mannichfaltig gnug zu machen. Zuletzt muß ich noch um derer willen, die vielleicht die Entſtehung dieſes Werks einer Nachahmungsſucht zuſchreiben könnten, erinnern, daß ich auf dieſen Gedanken zuerſt durch die verſchiednen Poeſien gebracht worden, die ich ehedem von Zeit zu Zeit in die Theorie der Poeſie einrückte, und die bey der jetzigen Umarbeitung derſelben herausgelaſſen werden.

Innhalt.

v. Kanitz, zwo Satiren,
Harpax Seite 3
Von der Freyheit 10
Jernitz, einige Gedichte,
Von der Natur und Kunst in Schäfergedichten 19
Das Mißfällige 43
Von den Endzwecken der Welt 45
Leßing, zwo Lustspiele,
Damon, oder die wahre Freundschaft, in einem Aufzuge, 105
Die alte Jungfer, in drey Aufzügen, 149
Rost, Sendschreiben des Teufels an Hrn. G. Kunstrichter der L. Schaubühne 215
Eine alte Ballade. Abdankung eines Nachtwächters 219
Eine Erzählung, der Donner 222
Michaelis, Nachahmung einer Ode des Horaz 227
Weiße, eine komische Erzählung, an Hrn. D. Volkmann 230
Das Sonnet 236
Schreiben an Hrn. Wille 237
v. Thümmel, ein poetischer Brief an einen Freund, als er aus Frankreich nach Italien reiste 244

Innhalt.

Nikolai, an einen Freund S. 252
Riedel, an den Hrn. Pr. Baldinger 254
Wieland, eine Erzählung, Nadine 266
Chloe 270
Kretschmann, Hymen und Amor 273
Der Barde an Hrn. Gleim 279
Deßen Lobgesang, auf die deutsche Schamhaftigkeit 281
Willamov, eine Dithyrambe, der Krieg 285
Eine Ode, das deutsche Athene 289
v. Gerstenberg, eine Kantate, Ariadne auf Naxos 295
Moses Mendelssohn, zwey Kantaten,
Danklied der Judenschaft, bey Entbindung der Prinzeßinn von Preußen 306
Brautlied auf die Vermählung der Prinzessinn von Oranien 310
Kretschy, Klage bey dem Tode der Geliebten seines Freundes 315
Kästner, eine Elegie auf das Zimmer welches er in Leipzig bewohnet 327
Madam Karschinn, an Gott, beym Ausruf des Friedens 331
Die Vorzüge des Prinzen Friedrichs von Braunschweig 333

Innhalt.

Madam Karschinn, Loblied auf die Freymäurer S. 336
An den Geizigen 338
Fuchs, einige Lieder,
Der Gesang 339
Der Vogelsteller 341
Der Sommerabend 342
Der Geizhals 344
Der Wein 345
Die Dämmerung 447
Der zufriedne Bauer 348
Die Eifersucht 349
Die Alte 350
Die Amazone 352
Die guten Beyspiele 353
Die Mitternacht 355
Febre, der Leibarzt 358
Herder, ein didactisches Trinklied 360
Eine Parodie desselben 362
Michaelis, an seine Aeltern, bey Uebersendung seiner Fabeln 364
Alers, zwey Lieder,
An ein noch ungebohrnes Kind 366
An eine noch ungebohrne Waise 368
Sinngedichte
I. III. von Götz 370
IV. VI. v. Lieberkühn 372

Innhalt.

Sinngedichte

VII. von Meinhard 373
VIII. v. Ramler 374
IX. v. Wieland ebend.
X. XXI. v. Kretschmann 376
XXII. XXXV. v. Ewald 381
XXXVI. Hr. ** an Naso 386
XXXVII. Hr. D. an den Hrn. von Heinicke 387
XXXVIII. v. Sonnenfels ebend.
XXXIX. XL. v. Michaelis 388
XLI. v. Zanthier 389
XLII. XLIII. v. Leonhardi ebend.
XLIV. XLVII. v. einigen Ungenannten 390

Zwey Satiren

von

Kanitz.

Vorerinnerung.

In einer Chreſtomathie unſrer ältern Dichter würde ich von Kanitz ſchwerlich mehr als dieſe beiden Satiren aufnehmen, da man auch noch bey dieſen ſo manche matte und proſaiſche Zeile überſehen muß. Ein anders iſt, Kanitzens Verdienſte um unſre Dichtkunſt prüfen, ein anders auch von unſerm Zeitalter verlangen, ihn ganz und fleißig zu leſen. Ich glaube, daß folgende Satiren genug ſeyn, ihn von ſeiner beſten Seite kennen zu lernen.

I.

Harpax.

Der Harpax, welcher ſich zum reichen Mann gelogen,
Und ſelten einen Spruch im Richteramt gethan,
Den er nicht nach dem Werth der Gaben abgewogen,
Den griff vor kurzer Zeit ein brennend Fieber an.
Allein es fand bey ihm gar wenig anzuzünden,
Indem der ſchnöde Geiz das meiſte weggezehrt:
Drum krochs, der Flamme gleich, die, auch bey ſtarken Winden,
Nur langſam durch den Sand verwachsner Aeker fährt.
Vermeyneſt du, mein Freund, daß dieſes ihn verdroſſen?
O nein, der weiſe Mann braucht die Gelegenheit,
Weil ihm kein Eßen ſchmeckt, iſt ſeinen Hausgenoſſen
Auch nur die halbe Koſt, ein Krankenmahl bereit.

Er läßt sie insgesamt vor seinen Stuhl bescheiden,
Und lehrt, was Mäßigkeit für edlen Nutzen schaft,
Auch wie vom Ueberfluß sein Magen müsse leiden,
Der gleichwohl insgeheim den falschen Kläger straft.
Die Knechte, deren Herz sich noch nicht losgerissen,
Von dem, was Regung heißt, die sehnen sich nach Brod:
Ihr Hunger, der nichts will von leeren Regeln wissen,
Wünscht bald dem kranken Wirth Gesundheit, bald den Tod.
Die Schwachheit mehret sich, doch Harpax will nicht sterben.
Er denkt der Sache nach, wie jämmerlich es sey,
Eh als die Welt vergehn, und andre lassen erben,
Drum suchet er den Rath der Seinigen herbey.
Die wollen seine Glut mit Kraut und Eßig brechen,
Er schlägt es aber ab, weil er die Kosten scheut.
Und fragt nach jemand sonst, der bloß durch Segensprechen,
Aus Freundschaft, ohne Geld, und anders nicht befreyt.
Der Anschlag geht nicht an, man muß zum Arzte schicken.

Der kömmt, der Kranke spricht: „Es fehlt mir an der Ruh,
„Und wird in dieser Cur euch eure Mühe glücken,
„Sag ich zur Dankbarkeit euch meine Dienste zu.
„Ich weiß schon euren Streit, und auch vielleicht von allen
„Mehr Nachricht als ihr selbst; ja bildet euch nur ein,
„Daß wider euch gewiß das Urtheil werde fallen,
„Sobald ein anderer als ich wird Richter seyn.„
Der Arzt, dem dieses Wort durch Mark und Beine dringet,
Fällt auf den Kranken zu, beklammert Puls und Hand,
Und, weil sein eignes Blut aus Furcht und Hofnung springet,
So setzt er aufs Papier mehr als ihm selbst bekannt.
Eins kränkt den Harpax nur, daß er nichts von Processen
Des Apothekers weiß, doch denkt er, Zeit bringt Rath,
Bin ich nur erst gesund. Es kommen unterdessen
Die Mittel, die ihn bloß das Glück verschrieben hat.

Er aber darf aus Geiz dieſelben nicht genieſſen,
Er ſchont den Stärktrank oft, wenn er am beſten labt,
Stiehlt ſich die Pulver ſelbſt, und ſteckt ſie unters Küſſen,
Wo er mit diebſcher Fauſt das Gold von Pillen ſchabt.
So, daß je mehr und mehr die Lebenskräfte ſchwinden,
Und man ſchon in der Stadt viel Freudenzeichen ſieht,
Weil, der die Wayſen drückt, und Wittwen pflegt zu ſchinden,
Nun wie ein halbes Aas den letzten Athem zieht.
Der Sohn, der allbereits im Geiſt Ducaten zählet,
Die Frau, die ihren Sinn auf junge Freyer kehrt,
Die trauren, daß er ſich und ſie ſo lange quälet:
Und fragen, welchen er von Geiſtlichen begehrt.
Er ſpricht: „Der meinen Sohn zur Taufe hielt, Herr Velten,
„Denn, wie ihr wißt, ſo blieb der Pathenpfennig aus:
„Steht ihm dergleichen frey, ſo muß es mir auch gelten,
„Drum beicht ich frey bey ihm, ich und mein ganzes Haus. „

Der Schriftgelehrte kömmt mit faſt betrübten Blicken,
Und denkt, im Teſtament ſteh ich wohl oben an.
Er will Magd, Frau, und Kind mit ſeinem Troſt erquicken,
Von denen keines mehr das Lachen bergen kann.
Man führt ihn ſtille fort, er pflanzt ſich bey den Kranken,
Betrachtet die Gefahr, die mehr als allzugroſs,
Und ſchüttet ihm den Sack voll heiliger Gedanken,
Mit Thränen untermengt, in ſeinen matten Schoos.
Er klagt, daß ſolch ein Mann ſein theures Haupt ſoll neigen,
Der ſo viel Tugenden auf Erden ausgeübt,
Und welcher noch vielleicht will in dem Tode zeigen,
Wie er ſo inniglich das Predigtamt geliebt.
„Nein, Herr Gevatter, nein, ſchreyt Harpax ihm entgegen,
„Sterb ich, ſo werdet ihr nicht einen Groſchen ſehn:
„Doch, wenn ihr durchs Gebet den Himmel könnt bewegen,
„Daß ich nicht ſcheiden darf, ſo möcht es anders gehn.„

Herr Velten stutzt, und fängt den Stachel an zu wetzen,
Nachdem der Fuchsschwanz nichts beym Sünder ausgericht,
Und ruft, er solle doch sein Unrecht hier ersetzen,
Wo nicht, so sey kein Platz für ihn im Himmel nicht.
Er zählt an Fingern her die falschen Eydesschwüre,
Womit er Gott und Recht und andere verletzt,
Wie manchen, der jetzund sich nährt vor fremder Thüre,
Er aus dem Eigenthum des Seinigen gesetzt;
Wie lang er kupfern Geld so häufig lassen regnen,
Als seines Fürsten Gunst zum Deckel ihm gedient.
Was wird, Gevatter, euch in jener Welt begegnen,
Wenn ihr euch nicht bekehrt und in der Zeit versühnt?
So warnt sein treuer Mund, so bald er nur gespüret,
Daß er für diesesmal kein Erbe werden soll.
Der Kranke, dem er nie das Herz so scharf gerühret,
Spricht mit gebrochner Stimm: „Ach, ich erkenn es wohl!

„Giebt aber dieſesmal des Höchſten Wundergüte
„Auf wenig Jahre nur dem ſchwachen Leibe Friſt,
„So will ich, glaubt es mir, aus chriſtlichem Gemüthe,
„Ein Werk der Liebe thun, das recht erbaulich iſt.
„Denn denen ich vorhin das Ihrige genommen,
„Die ſollen wiederum davon den zehnten Theil
„Von mir, wie ſichs gebührt, um Zinns gelehnt bekommen.
„Ach, freuet euch mit mir, daß mein Gewiſſen heil!„
Man ſiehet bald darauf ihn mit dem Tode ringen.
Der gute Velten wird von Beten abgeſchreckt,
Doch, andre fahren fort mit Sprüchen und mit Singen,
Das Buß und Andacht ſonſt bey Sterbenden erweckt.
Als er nun ungefähr von ſeinem Heiland höret,
Der ſeine Schuld bezahlt, die Handſchrift ausgelöſt:
Da wird er ſo von Geiz und Phantaſie bethöret,

Daß er noch dieſe Wort' aus ſeinem Rachen
ſtößt:
„Was? Meine Schuld bezahlt? Die Sache
ſchwebt im Rechte,
„Ich werde nichts geſtehn, wer weiß wer noch
verliert.„
Damit entfährt der Geiſt dem loſen Mammons-
knechte,
Dem jeder nun das Grab mit einem Schelme
ziert.

II.

Von der Freyheit.

Ich ſehe meinen Leib als ein Gewand ver-
ſchleiſſen,
Was aber in mir wohnt, und Seele wird ge-
heiſſen,
Empfindet einen Trieb, der nach der Freyheit
ſtrebt,
Doch, eh ich ſie erlangt, hab ich ſchon ausgelebt.
Ich habe ſolchen Wunſch vielleicht bey mir ge-
ſpüret,
Sobald mein erſtes Blut und Athem ſich ge-
rühret,

Wer weiß, wie oft ich ſchon, ich unvollkommne Frucht,
Den Fortgang zur Geburt mit Ungeſtüm geſucht!
Ob nicht mein freyer Geiſt ſchon mit den bittern Zähren
Sich gegen allen Zwang der Windeln wollen wehren,
Und ob nicht dazumal mein unvergnügter Mund,
Wenn ihm der Ammen Bruſt nicht bald zu Dienſte ſtund,
Ein gleiches Klagelied aus Ungedult geſungen,
Als mir bey reifrer Zeit der Kummer abgedrungen?
Das weiß ich, da ich erſt wie zu mir ſelber kam,
Und mich des Lehrers Fleiß zu ſtrenger Aufſicht nahm,
Daß ich mich aus Verdruß gekrümmet und gewunden,
So oft als der Tyrann, zu den geſetzten Stunden,
Durch ein verhaßtes Wort mich in dem Spiel geſtört,
Und eh ich Deutſch gekonnt, das Römiſche gelehrt.
Möcht' ich doch wieder itzt der Kindheit Luſt erfahren,
Der Unmuth nimmt nicht ab, er wächſet mit den Jahren.

Was nützet der Verſtand, als daß er mit Bedacht
Die Freyheit ſchätzen lernt, die Ketten ſchwerer
macht?
Ein Baum wars, nur ein Baum, dran ſolche
Früchte ſaßen,
Die dort der erſte Menſch ſollt unbetaſtet laſſen:
Uns aber iſt noch mehr zu halten auferlegt,
Weil nun ein ganzer Wald ſo viel Verbotnes trägt.
Wir hören überall noch ſolche Schlangen pfeifen,
Wir wollen hier und da nach fremden Aepfeln
greifen.
Wie wäſſert uns der Mund! Die Hand wird aus-
geſtreckt!
Jedoch des Himmels Schluß, der uns mit Flam-
men ſchreckt,
Heißt uns ſowohl die Luſt, indem wir wachen,
zäumen,
Als in dem Schlafe ſelbſt nach dem Geſetze träumen.
Wohl dem, der ſeinen Sinn und Fleiſch darnach
bequemt!
Denn wer zu offenbar und gar zu ungezähmt,
In der Begierden Schlamm gewohnet iſt zu wühlen,
Wird meiſtens in der Welt auch ſchon die Rache
fühlen.
Folgt ihm gleich Schwerdt und Mord nicht auf
dem Fuße nach,
So währts doch kurze Zeit, bis daß in dem Gemach,

Das man zur Sommerszeit so wie im Winter heitzet,
Ihm ein verschwiegner Arzt den alten Adam beitzet.
Da wird sein Götterbrod und Nectarsüßes Naß
Ein Zwieback und ein Trank von lauem Sassafraß.
So ists, was unserm Fleisch am heftigsten behaget,
Hat, wo nicht die Gewalt, die Furcht doch untersaget:
Und läßt Gewalt und Furcht noch irgend etwas frey,
So machen wir es selbst zu einer Sclaverey.
Seitdem, daß uns der Wahn die Augen zugekleistert,
Und Hochmuth sammt dem Geiz des Herzens sich bemeistert,
So giebt der tolle Mensch den freygebohrnen Sinn,
Sein allerbestes Pfand, zum Götzenopfer hin.
Wie? meines Nachbars Sohn ist schon so hoch gestiegen,
Der kaum als Eigenthum drey Morgen können pflügen?
Fragt jener, dem das Glück mit gar zu milder Hand,
Ein halbes Fürstenthum zum Erbtheil zugewandt?
Und ich soll unberühmt in meinen Grenzen bleiben?
Nein, spricht er, man soll mehr auf meinen Leichstein schreiben.
Schafft Roß und Wagen an! Bringt Panzer und Gewehr!
Gleich wird sein Hausgesind ein kleines Kriegesheer.

Zwar wirft das Ehgemahl sich zu des Ritters Füßen,
Sein unerzognes Kind läßt herbe Thränen fließen.
Die Freunde rathen ab, der Held wird fast bewegt:
Doch weil er allbereit die Rüstung angelegt,
Wird durch den tapfern Muth die Zärtlichkeit bestritten.
Er eilt, läßt für den Zug auf allen Kanzeln bitten,
Begiebt sich in das Joch, steht allen Kummer aus,
Verschmelzt, was Geldes werth, verpfändet Hof und Haus,
Und kömmt denn abgedankt und arm, nach wenig Jahren,
In kläglichem Triumph als Krüpel heimgefahren.
Schaut dort den großen Mann, vor dem sich alles bückt,
Der scheint nicht weniger in dem Gehirn verrückt.
Wer? jenes weise Haupt? Der Ausbund des Verstandes?
Ja, eben jener Greiß, der Abgott unsres Landes,
Auf dessen Ja und Nein so manche Wohlfahrt ruht,
Durch dessen Länderey man Tagereisen thut,

Auf den der Reichthum ſchneit, in deſſen Zimmern blinket,
Womit der König pralt, da man den Tagus trinket!
Der lebte wohl vergnügt, und aller Sorgen frey,
Hätt er nicht einen Feind an ſeiner Phantaſey.
Er könnte ſeinen Reſt der Tage glücklich ſchließen,
Und als ſein eigner Herr der güldnen Ruh genieſſen,
Dergleichen nicht einmal Monarchen wiederfährt.
Ihm aber iſt der Hof, ſein Kerker gar zu werth,
Und in des Fürſten Gunſt noch höher aufzuſteigen,
Wird ihm kein Tritt zu ſchwer, kein widriges Bezeigen.
Er wacht bey ſtiller Nacht, und rennt den ganzen Tag,
Damit er andern nur noch länger ſchaden mag.
Die Brunnen, die das Gold mit leichten Quellen geben,
Und denn zuletzt die Scham, ſich ſelbſt zu überleben,
Das iſts, was dergeſtalt ihn in dem Schwindel hält,
Daß er, was Freyheit gilt, faſt ins Vergeſſen ſtellſt.

Zwar ſehnt er ſich zum Schein, die eitle Welt zu fliehen.
Doch die Gemächlichkeit den Dienſten vorzuziehen,
Die er aus treuer Pflicht dem armen Nächſten ſchenkt,
Bedünkt ihm ſo ein Schluß, der ſein Gewiſſen kränkt.
Wer es nun beſſer weiß, kann kaum das Lachen zwingen,
Wenn einer, der ſich längſt verſtrickt in Satans Schlingen,
Mit ſolcher Heucheley von dem Gewiſſen ſpricht.
Genug, wer Weſpen ſtört, kriegt Beulen ins Geſicht.
Ein andrer legte nicht ſobald den Griffel nieder:
Doch, mir iſt alle Schrift, die Stacheln führt, zuwider.

Einige Gedichte

von

J. F. Zernitz.

Vorerinnerung.

J. F. Zernitz starb zu früh, und konnte sich von der Gottschedischen Schule zu wenig losreißen, als daß er hätte korrect werden können. Apollo hatte ihm keine sehr feurige Einbildungskraft verliehn, und so erwählte er sich das Lukretzische Lehrgedicht. Er stellte sich den Hr v. Haller zum Muster vor, und er erreicht ihn zuweilen: nur wäre zu wünschen, daß er nicht auch seine Rauhigkeit nachzuahmen gesucht hätte. Wenn er nicht hier und da gar zu sehr zur Prosa herabsänke, und einen mehr dichterischen Plan zu machen gewust hätte, so hätte er sich zu dem ersten Range unter unsern didactischen Dichtern empor schwingen können. Aber auch nur um der guten Stellen willen verdient sein Name nicht vergessen zu werden. Sein ausgearbeitetes Gedicht ist das von den Endzwecken der Welt. Seine Schäfergedichte sind schlecht, das einzige Liedchen ausgenommen, das hier mit No. II. bezeichnet ist. Herr Duschen gebührt die Ehre, daß er zuerst dieses Dichters Ansehn erneuet hat.

I.

Vernünftige Gedanken von der Natur und Kunſt in Schäfergedichten.

Das Endliche zum Nichts, das dieſe Welt umſchränkt,
Worein des Himmels Rath das Uebel weislich ſenkt,
Verbannt des Menſchen Herz bey Fehlern von der Erden,
Mit dem zufriednen Wunſch vollkommener zu werden:
Doch dort, wo Gutes oft vom Uebel Nahrung zieht,
Zu jener Höh zu gehn, wo Menſchen Kraft entflieht,
Dahin kann Mentor nur den Sohn Ulyßens leiten,
Und bloß der Dichter läßt Pamelen ſich beſtreiten.
O ſanfte Möglichkeit, den Sinnen angenehm,
O göttlich Bild, allein zur Tugendlehr bequem,
Könnt auch der Dichter dir die Wirklichkeit verleihen!
Der ſtille Schäferſtand wird von der großen Welt

Auf ein gewiſſes Ziel entfernet vorgeſtellt,
Wie etwa Jadien in ruhigem Gefilden
Das Land der Seeligkeit ſich reizend weiß zu bilden
Das mit Eliſien genau verbunden iſt,
Wo ein vergnügter Wald die Seeligen umſchlieſst.
Auch wie man etwa ſich der Erden Jugend denket,
Wo der Natur Geſetz dem Menſchen Freyheit ſchenket,
Das nach der Zeit verletzt, durch Menſchenwitz gedehnt,
Lehrt wie man ſich betrübt nach erſter Unſchuld ſehnt.
Wo ſich niemals der Geiz verzehrt von dunkeln Sorgen,
Wo durch der Einfalt Glück manch Laſter ſich verborgen,
Wo Trieb und ſeichter Witz bey grüner Bäume Frucht
Die trinkbar weiße Milch bey zahmem Vieh geſucht.
Wo nöthge Sinnlichkeit bey unbelehrter Seele
Zum Lager Laub gewählt, zur Wohnung eine Höle,
Wo Kunſt nicht viel entdeckt, und Nothdurft nie begehrt,
Was jetzt zum Ueberfluß von Luſt und Pracht gehört.

Wo nur Wald, Fels und Flur des Schäfers Herz entzücket,
Wo er noch nicht von fern Thürm', Stadt und Wäll' erblicket.
Wo die noch ſtille Luft kein Fuhrmann in dem Wald
Durchs Morgenlied bewegt, und mit der Peitſch durchſchallt.
Wo ſich der Hirt und auch ſein Vieh aus einer Quelle
Aus einem Bach getränkt, wo er nur Laub und Felle
Zur Kleidung ſich gewählt, die er auch ſelbſt gemacht,
Wo ihm die Woll' allein gedient zur erſten Tracht.
Wo man mit Eiſen nicht Bäum' oder Stein gehauen,
Wo noch kein Pflug das Land durchwühlt, um es zu bauen;
Wo allen Hausrath nur die Noth erfunden hat.
Die Hand zum Glas gedient, zur Schüſſel nur ein Blatt.
Wo ſeine Schäferinn von der Natur geſchmücket
Der Hirt von ohngefähr am kühlen Bach erblicket:
Verliebt, doch unberedt, und ohne Müh und Kunſt,
Ihr ſeinen Trieb geweiht und ſie ihm ihre Gunſt.

Doch ſo weit heißt zu tief ins Alterthum gedrungen,
Vom Dichter wird hier oft die Möglichkeit erzwungen.
Der Menſch von dieſer Art iſt viel zu unbeſtimmt,
Als nicht in dem zu irrn, was man ihm giebt und nimmt:
Zum wenigſten zu fern vom Schäfer neurer Zeiten,
Könnt Mangel ſelbſt am Stoff des Dichters Stoff beſtreiten.
Vom Mannichfaltigen, das man verknüpft entdeckt
Wird gröſſre Luſt als wie vom Einzeln uns erweckt.
Man muß der Schäfer Reich in jüngre Zeiten rücken,
Um die Verſchiedenheit weit ſchöner zu erblicken.
Da ſonſt Vorſtellungskraft ſo viel vom Schäfer trennt,
Daß der Verſtand noch kaum in ihm den Menſchen kennt.
Derjenige der uns von Schäfern will erzählen,
Muß Reizungen für uns zu ſeinem Zweck erwählen:
Und die erweckt er auch bey holder Muſen Gunſt:
Er bilde die Natur und ſchmücke die durch Kunſt.
Denn die Natur gefällt: ihr Schönes zu empfinden,
Quillt mehr aus unſerm Geiſt als äußerlichen Gründen.

Doch ſind wir auch gewohnt von ihr, indem ſie baut,
Daß ſie nur bloß auf ſich als ihre Regel ſchaut
Sie die nichts widriges kann aus ſich ſelbſt erzwingen,
Bequemt ſich zu der Kraft und Eigenſchaft in Dingen.
Daher nahm ſie zu dem was jemahls ſie verband,
Kein Mittel außer ſich, bloß Druck und Widerſtand.
Sie folgt der Ordnung nach, die Dinge ſelbſt begehren,
Das Schwache wird ſie nicht mit Laſten überſchweren.
Sie liebt die Symmetrie, ſchaft Hälften Hälften gleich,
Baut ein Portal aus Stein, macht Grotten Muſchelreich:
Zwingt Hölen in den Felß, in Wald verdeckte Gänge:
Verknüpft unordentlich ſo gar der Weſen Menge,
Daß wir vom flachen Feld bis zu des Rheinfalls Höhn,
Kraut, Bäume, Waſſer, Feld, mit tauſend Anmuth ſehn.
Sie läßt Verzierungen nicht aus der Ferne bringen,
Den trägen Epheu ſich um alte Eichen ſchlingen,

Und wenn ja grünes Moos zerfallne Dächer ziert,
So hat nur Wind den Schmuck allmählig zugeführt.
Wenn auch sich die Natur von Noth gedrungen findet,
Sie dennoch etwas wählt und Dinge falsch verbindet:
So hat auch Kennern dieß so gar zum Reiz gedient.
So wenn ein junger Strauch an alten Mauern grünt,
Das Saamenkorn vielleicht ein Vogel hingetragen,
Das Wurzeln ohne Land im Eichenspalt geschlagen,
Nur aus dem jähen Grund zu mühsam senkrecht steigt,
Nachläßig seitwärts hängt und sich zur Erden neigt.
Wir werden überhaupt von der Natur ergötzet,
Weil sie den Regeln folgt, die sie sich selber setzet.
Und weil an sie gewohnt, und weislich eingeschränkt
Der menschliche Verstand nicht beßre Regeln denkt.
Nicht minder reizet uns die Kunst in ihren Werken
Natur sucht Rath bey ihr, sich ihren Schmuck zu stärken.

Sie, die kein Werkzeug hat, das Menſchenwitz erfand,
Bedienet ſich der Kunſt zum Werkzeug und zur Hand:
Und ließ ſie ſich etwa zu roh und nackend ſehen,
So muß ihr äußrer Putz bloß von der Kunſt geſchehen.
Ermüdete Natur entwirft oft ihren Sinn,
Wie vielmals Meiſter thun, nur ſchlecht und oben hin.
Ein ſcharfes Aug' entdeckt, mit innigem Vergnügen,
Das vorgehabte Bild in angefangnen Zügen.
Und wenn zuweilen ſie vom äußern Fall gepreßt,
Aus Zwang alſo verwirrt ihr altes Recht verläßt;
So ſey die Pflicht der Kunſt, zu folgen ihren Zwecken
Die ſie dort matt entwarf, hier Fehler zu bedecken:
Und ſoll ein Werk der Kunſt ein gründlich Aug' erfreun,
So muß bloß die Natur in ihm die Seele ſeyn.
Natürlich muß die Kunſt ihm Reiz und Stellung geben,
Die Kunſt giebt ihm die Zucht, Natur muß es beleben.

Vollkommenheit hat ſtets der Kenner Preis erlangt:
Doch wo iſt gröſſere, als die in Weltbau prangt!
Hier hat die Kunſt ihr Feld, hier trifft ſie tauſend Proben,
Von allem, was ſich ſchickt, was flach iſt, was erhoben,
Was ungezwungen reizt: und vom Verſtand beſtimmt,
Wählt ſie, was der geſchickt trennt und zuſammen nimmt.
Und dem ſind in ihm ſelbſt die Regeln vorgeſchrieben.
Und Kunſt gefällt nicht mehr, hat Witz ſie übertrieben.
Was von Natur und Kunſt gilt an dem todten Zeug,
Das gilt mit gleichem Recht auch in der Geiſter Reich.
Zween Stände hat der Menſch. Die Mutter aller Weſen
Hat ihm zu ſeinem Wohl den einen ſelbſt erleſen:
Den einen aber hat Verſtand und Witz gemacht,
Da er die Wiſſenſchaft und ſo viel Kunſt erdacht.
Im erſten hat noch nicht Witz den Verſtand gezieret.
Gelaſſen folgt der Menſch, wohin ſein Trieb ihn führet:

Und sinnreich wohnete Natur im klaren Sinn.
Ein ungekünstelt Gut zog auch den Willen hin.
Die Einfalt herrschete in leicht erlernten Sitten,
Da hatte Freyheit noch durch Moden nicht gelitten.
Hier redete der Mund, so wie das Herze sprach.
Nie dacht ein Hörer dort verblümten Reden nach.
Brauch, Recht und Höflichkeit war noch nicht abgewogen:
Mit Grenzen war wohl kaum ein Eigenthum umzogen.
Ein kopfzerbrechend Spiel war hier kein Zeitvertreib,
Des Kleides Muster war nichts als des Menschen Leib.
Hier herrschte noch kein Fürst. Kein Stand setzt' Unterscheide,
Kein Priester knüpft' ein Paar, die Liebe band sie beyde.
Zum Himmel, ihrem Gott entfloh kein Fluch und Schwur.
Das Herz war damals noch die Einfalt der Natur:
Und Laster mancher Art, die Weisen jetzt bestreiten,
Die waren unerdacht, doch fast Unmöglichkeiten.

Im zweyten, den hierauf kunſtgleicher Witz erfand,
Entweichet mehr der Trieb dem denkenden Verſtand.
In ihm iſt nach und nach Bequemlichkeit erfunden,
Das Rohe der Natur durch kluge Kunſt verſchwunden.
Die in dem dunkeln Trieb verborgne Zärtlichkeit
Gewann in neuerm Mund ein vortheilhaftes Kleid.
Den alten Sitten gab der Wohlſtand Licht und Schatten,
Und Einfalt muß an ſich die Zierlichkeit verſtatten.
Die Freyheit ward darauf von Höflichkeit umringt,
Und zärtre Luſt gefiel, die vom Verſtand entſpringt.
Doch wie oft Kunſt nicht will ſich an Natur begnügen,
So hat verfälſchter Witz Verſtand auch überſtiegen:
Und das iſt auch der Quell, aus welchem ungehemmt
Die Rechte der Natur viel Thorheit überſchwemmt.
Kaum kann vor dieſem Strom die Menſchlichkeit ſich retten.
Verfälſchter Witz führt uns bereits an Sclavenketten.

Mit Scharfſinn ſehen wir, wir ſind in Sittlichkeit
Oft Gothen von Geſchmack, mit der Natur im Streit.
Wie wenn ein ſchweres Bild auf ſchwacher Säule ſtände,
Die Dummheit Eiſen braucht, es klammert an die Wände,
Und durch ein Wunderwerk, das es am Rücken hält,
Zwar ſo zu ſtehen ſcheint, doch der Natur nach, fällt:
Denn es ſinkt freye Laſt nach Regeln im Bewegen:
So ſind wir, da wir Zwang zum Grund der Freyheit legen.
Gepräng in Höflichkeit hat Kenner ſo verletzt,
Als wenn die Kunſt mit Laub ein flaches Werk beſetzt.
Ja ſelbſt Vitruvens Korb, den ſchwere Balken drücken,
Wird man im Zwang' der Lieb' um Stamm und Gold erblicken.
Doch Unnatürliches, wie ſchwer mans oft erkennt,
Weit ſchwerer wird dennoch Natur von Kunſt getrennt.

Von Kunst und von Natur sind Grenzen unerfunden,
Sie sind so, wie in uns Verstand und Trieb verbunden.
Im Abstand fern genug erkennt man beyde nur,
Die in der Städte Pracht, die auf der Schäferflur:
Nicht anders, als wie sich das Gute trennt vom Bösen.
Nur die Verwickelung, wer wird dieselbe lösen?
Wenn unsern Sinnen dann der Schäfer seelig scheint,
Das macht, des Menschen Herz ist groben Lastern feind:
Und alles, was das Glück der Sterblichen kann stören,
Mag mehr zu ihrem Witz als die Natur gehören.
Nun aber nagt kein Neid zufriedner Schäfer Brust,
Nicht eitler Ruhm und Gold und Pracht, sind ihre Lust
Der Stolz, der kaum ein Ziel für seinen Werth erblicket,
Durch Blut zu Ehren steigt und tausend unterdrücket;
Die Mordlust, die zum Kampf der Balger Herz entflammt
Ist aus dem Schäferreich zu unsrer Welt verdammt.

Die Falschheit, die um Geld das Vaterland verhandelt,
Der Wahn, der Ketzer macht, wenn Tugend weislich wandelt,
Der Bannspruch, der zu oft von frommen Lippen eilt,
Ward manchem Bösewicht und Pfaffen zugetheilt.
Aufopferung der Ehr und Schand, und Geld zu wählen,
Betrug beym Ehrenraub ward niederträcht'gen Seelen.
Der Schmähsucht seichter Spott. Die nachsichtsvolle Gunst
Kam auf den Handwerksmann, auf Richter in der Kunst.
Der Geiz, der ängstlich sorgt, sich sicher zu erhalten,
Blieb zwar, doch nur zum Spott, in unzufriednen Alten.
Hiernächst erwählt der Mensch auch gern ein niedrig Glück,
Das mindre Müh erwirbt. Zufrieden geht sein Blick
Zu Höhen, die ihm Ruhm und Stand und Ehre zeigen:
Doch Ruh gefällt ihm mehr, als mühsam hoch zu steigen.

Das Glück der großen Welt reizt abgesondert zwar,
Jedoch die Arbeit nicht, die diesen Lohn gebahr.
Er wünschet keinen Tausch vor Ruh und Lustbeschwerden.
Gern will er glücklich seyn, doch unbemüht es werden.
So sehr sein eitles Herz der Neigung Vorwurf liebt,
So sehr flieht er das Weh, das den verknüpft umgiebt.
Auf Gipfeln seines Glücks wird er erschreckt von Blitzen,
Vom Zorn der Könige auf ihren nahen Sitzen.
Ihn reizt der Hohen Gunst, doch nur nicht der Betrug
Der steten Schmeicheley, des Herzens Widerspruch.
Der Ekel von dem Geist, sich fremde Form zu geben,
Und der zu große Dienst, sich selber nie zu leben,
Der Höfe Lustbarkeit, Spiel, Tanz und helle Pracht,
Gefällt ihm abgetrennt von der schlaflosen Nacht.
Er merket beym Besuch mit stolz gezäumten Pferden
Daß sie ihm lästiger, als ihnen er kann, werden.

Gesellschaft will sein Trieb, doch wird sie schwer gewagt,
Weil man in ihr verstellt sich Glück wünscht und beklagt.
Ein künstliches Geräusch von Beugungen und Schritten
Gefällt ihm weniger, als Freundschaft in den Sitten.
Das Auge rühret Schnitt und Gold am theuren Kleid
Doch fürchtet sich der Leib vor Unbequemlichkeit.
Die Liebe, deren Reiz sonst aller Herz besieget,
Gefällt nicht, wenn sie Gunst, mit schwerem Gold erwieget.
Der Brauch bey Anwerbung, Verbindung, Hochzeitmahl
Selbst der fruchtbare Spruch wird ihr zur ersten Quaal.
Und solche Dinge mehr in unserm Thun und Lassen,
Wird von Natur gelenkt, des Menschen Freyheit hassen.
Der Dichter sieht dieß ein. Von allem abgewandt
Erdenkt er ein System vom holden Schäferstand:
Wo ungemindert Glück bey gröstrer Müh verschwindet,
Und wo er vortheilhaft Natur und Kunst verbindet.

Wen rührt Herdus nicht, wenn er von Lappen
ſang?
Das macht der Lappe lebt natürlich ohne Zwang.
Die Einfalt der Natur und ein zufriednes Leben,
Die ſinds, die Hallers Lied von Alpen Reizung
geben.
Der Schäfer iſt dennoch ein Werk der Bildungs-
kraft,
Nach kluger Möglichkeit begabt mit Eigenſchaft.
Sein Weſen iſt allein Vergnügen, Ruh, und
Liebe,
Viel Unſchuld, wenig Witz, Verſtand, und ſanf-
te Triebe.
Und dem gemäß wird er zufällig ausgeziert,
Daß edle Schönheit uns in edler Einfalt rührt.
Doch ihr Undeutliches kann uns weit mehr ent-
zücken,
Als wir vermögend ſind ihr Merkmal auszudrü-
cken.
Doch wenn uns die Natur im Einzeln ſchon ge-
fällt,
So reizt ſie mehr, wird viel zuſammen wohl
geſtellt.
Die Wohnung Polyphems, die Gegend ſeiner
Höhle,
Findt ich beym Theokrit ſtets mit zufriedner
Seele:

Die mir aus gleichem Grund, wenn Naſo ſie beſchreibt,
Zwar wohnbar und bequem, nicht ſo anmuthig bleibt.
Gehäufte Unordnung wird die Natur verletzen.
Soll dort Orpheus ſich in kühlen Schatten ſetzen,
So holt der Dichter ihm die Bäum' der halben Welt,
Daß auf dem Hügel kaum Orpheus Platz behält.
Weit ſanfter reizet mich die unbewegte Quelle.
Zum Dichten wünſch ich mich dort an Narciſſens Stelle.
Es iſt der Schäfer Reich, ihr ſtiller Aufenthalt,
Nicht bloß Arkadien. Ein jeder grüner Wald,
Und jede ſtille Flur. Selbſt an des Meeres Wellen
Gefällt es Moſchus dort den Schäfer vorzuſtellen.
Nur überall baut ihm nicht die Natur ein Haus.
Statt Höhen ſinnet ihm der Dichter Hütten aus.
Ein ſchlechtes Werk der Kunſt, das fern von Mißvergnügen,
Man in dem ſichern Thal mit Stroh bedeckt ſieht liegen,
Woran uns der Begriff, der Schäfer ſeelig ſchätzt,
Den Mangel in der Pracht weit reizender erſetzt;

Dergleichen jenes war, wo aus dem Götterorden
Zevs und Merkur geruht, und das zum Tempel worden.
Als aus dem Himmel einst Apollo ward verbannt,
Fand er, wie Telemach, ein ungesittet Land.
Die Schäfer waren dort roh, störrisch, und verwildert.
So wird der rohe Mensch, der Schäfer, nicht geschildert;
Das wilde Wesen trennt der Dichter von ihm ab,
Er giebt ihm etwas mehr als die Natur ihm gab.
Zwar läßt er niemals sich von ihrer Einfalt leiten,
Doch muß ihn auch die Kunst mit ihrem Witz begleiten.
Die Gottheit wird daher von Schäfern auch verehrt,
Wie Einfalt der Vernunft, nicht wie der Priester lehrt.
Man überläßt sie auch dem leichten Aberglauben,
Man würd' Erzählungen sonst viele Schönheit rauben.
Ja was ist grösstentheils der Menschen Ruh und Glück,
Als Faulheit der Vernunft und ein betrogner Blick,

Im falsch und fernem Grund die Wirkung noch zu finden,
Zu glauben, was nicht ist, was ist, nicht zu ergründen?
Die Kraft hat die Natur in unsern Geist gelegt,
Daß das, was wunderbar, Vergnügen uns erregt.
Und nicht vom süßen Traum verdrüßlich zu erwachen,
Glaubt unsre Vorderwelt Gespenster, Alp und Drachen.
Zwar ist nicht der Begriff von Schäfern einerley.
Den seinen legt Virgil viel Wissenschaften bey.
Sie kennen Weltweißheit, Geschichte, Länder, Götter.
Dort wird Thyonichus vom Pythagor ein Spötter.
Wär auch das Mahl Aeschins nach Schäferart bestellt,
So sind die Gäste doch nicht wohl zum Wirth gesellt.
Und so weit Polyphem zum Schäfer wird gehören,
Nährt er der Galathee nicht Reh und junge Bären.
Doch wer bestimmt geschickt zum Beyfall Möglichkeit.
Der Schäfer Einfluß ist vielfältig Ort und Zeit.

Der Dichter lebt im Staat, kennt Klugheit und Gebräuche,
Wie leicht verirrt er sich nicht aus dem Schäfer-reiche.
Nur gar unwissend wird kein Schäfer vorgestellt,
Doch sinnlich gröſtentheils kennt er sich und die Welt.
Ihr Treibwerk, ihr Bestehn, ihr Ursprung, ihr Zerstäuben
Muß ihm halb offenbar, halb ein Geheimniß bleiben.
Bekannte Meynungen, die sich ein Volk erkohr,
Die dringen ohne Zwang oft bis zur Schäfer Ohr:
Und daß ein Schäferstück muß mehrern Reiz gewinnen,
Erdichtet man ein Fest von Frucht- und Feldgöttinnen.
Ein Leben nach dem Tod ist ihm nicht unbekannt;
Ein fortgepflanzter Satz zeigt ihm ein glücklich Land,
Wo er die, die ihm starb, in anmuthsvollen Gründen
Zum zärtlichen Gespräch dereinst wird wieder finden.
Er kennt von der Natur, was er erfahrend weiß.
Den Donner fürchtet er, ist ihm der Mittag heiß.

Er merkt des Windes Weg, der ihm den Regen bringet,
Und Zephyr iſt ſein Freund, den er ſo oft beſinget.
Er lobt des Frühlings Schmuck; doch Phyllis iſt es oft,
Die er mit ihm beſingt, und jetzt im Grünen hoft.
Die junge Schäferinn hat öfters angehöret,
Was von der Kräuterkraft die alte Baucis lehret.
Erkältet auf der Flur, da kaum der Morgen graut,
Kocht ſie nur für das Vieh das braune Lungenkraut.
Doch wie die Schäfer ſich wohl ehmals ſehen laſſen,
Kann nicht der enge Raum von einem Liede faſſen.
Meins hat ſchon ohnedieß der Leichenreden Art,
Wo man, was klein iſt, hebt und keinen Umſchweif ſpart.
Vielleicht verdammen mich ſchon unſre weiſen Zeiten,
Voll von Anmerkungswitz und leer an Gründlichkeiten.
Genug, daß die Natur und in ihr wenig Kunſt,
Und Unſchuld, Freyheit, Ruh, und zarter Liebe Gunſt

Und Tugend, Sittſamkeit, und Schönheit uns gefallen.
Der Dichter ſieht ſein Ziel und ſchmückt ſein Bild mit allen.
Ich weiß nicht was mein Geiſt für Widerſprüche fühlt,
Wenn er den Schäfer denkt, der wohl nach Noten ſpielt,
Und wenn des Mahlers Hand die, ſo im Grünen weidet,
Beym leichten Hirtenſtab mit einem Reifrock kleidet;
Und wann kein Hirt gerührt mehr zu der Hirtinn treibt,
Und lieber Rinden nimmt, und Heldenbriefe ſchreibt.
Doch reizt mich Tityrus, wenn er im Schatten ſinget,
Wenn Amarillens Lob durch Wald und Thal erklinget:
Wenn etwa wo ein Weſt die Bruſt der Schönen kühlt,
Mit ihren Locken ſcherzt, mit ihren Kleide ſpielt:
Wenn in dem ſtillen Wald und an den kühlen Bächen,
Vertraulich Liebende ſich insgeheim beſprechen.

Da denk ich, daß nur der von Schäfern wohl erzählt,
Wer Theile zeigt von Kunſt, ihr Ganzes klug verheelt.
Und ſonſt reizt mich noch dieß, wenn wo im Schäferſtande
Der längſt verliebte Hirt, nach längſt verheeltem Brande,
In halber Hofnung ſeufzt, es endlich furchtſam wagt,
Daß er der Schäferinn ſein Leiden zärtlich klagt:
Wenn dieſe halb beſchämt und wie die Unſchuld pfleget,
Erröthend ſchöner wird, die Augen niederſchläget,
Ihr Herz nicht widerſteht, das ſchon den Hirten liebt,
Und nicht mehr wehren kann, daß ſie die Hand ihm giebt;
Wenn er nach ſolcher Zeit kann in dem Kranze prangen,
Den er beym erſten Kuß zum Feſt von ihr empfangen:
Wenn edle Schaam nicht mehr geheime Wünſch erſtickt,
Und endlicher Beſitz das treue Paar beglückt.

So ſcherz ich. Man bedarf nicht Kunſt, nicht Witz, nicht Sachen;
Den Schäferſtand kann Lieb allein ſchon reizend machen.
Denn welcher Leſer wird nicht etwas zärtlich ſeyn!
Und wer den Menſchen kennt, ſieht auch das Kunſtſtück ein.
Die Leidenſchaft macht ſich das Herz der Leſer eigen,
Wenn wir ihr Edelſtes mit klugem Vortheil zeigen.
Bey Liſt und Einfalt muß der Dichter ſinnreich ſeyn,
Soll Scherz, ſein letzter Zweck, im Schäferlied erfreun.
O Muſe, die du mir oft wählſt der Weisheit Lehren,
Sollſt auch den ſchlauen Witz in Roſens Liedern ehren.
Allein was Arian an klugen Fabeln liebt,
Wenn er das Buch Aeſops dem Kaiſer übergiebt,
Wär mit vermiſchtem Scherz der Schäfer, nicht vergebens
Ein Bild vernünftger Lieb und weiſer Ruh des Lebens.
Je mehr Vollkommenheit, je mehr man Zweck erhält.

So wird das ſchönſte Lied, ſo ward die beſte Welt:
An Schäfern läßt ſich ſchön des Menſchen Herz entdecken,
Der Tugend zum Erfreun, dem Laſter zum Erſchrecken;
Und wenn denn meinen Geiſt erweckt ein Freudenſpiel,
So wird Scherz, Zärtlichkeit und Tugend ihm zum Ziel.

II.

Das Mißfällige.

Wo mich Thirſis kann erblicken,
Will er mir die Hände drücken,
Und ſein Mund wünſcht meinen Kuß.
Insgeheim ließ ichs geſchehen:
Aber wenn es andre ſehen,
Wird die Luſt mir zum Verdruß.

Und zudem ſo ſagt ers allen,
Daß wir liebend uns gefallen,
Daß er bittend mich gewann;
Mich erwählt er nur zum Tanze;
Stolz in meinem Blumenkranze,
Sieht er kaum die andern an.

Zwar vom Eifer mich zu lieben
Wird er dazu angetrieben.
Doch wenn er mich ſchaamroth macht,
Sollt er dann nicht billig denken,
Daß es heimlich müße kränken,
Wenn ſo manche Nimphe lacht?

Und er ſucht mich auch zu ofte!
Käm er doch nur, wenn ich hoffte,
Zu den Fichten hier am Strand;
Scherzt er hier mit Händedrücken,
Könnt ihn hier mein Kuß beglücken,
Reicht ich ſelber Mund und Hand.

Aber wenn ichs nicht vermuthe,
Ruft er mich, winkt mit dem Hute,
Bis er mich am Thal erreicht:
Und dann küßt er mich zu lange,
Und dann wird mir öfters bange,
Daß die Mutter mich beſchleicht.

Drum will Thirſis für mich leben,
So muß er ſich auch beſtreben
Bey der Gunſt geheim zu ſeyn:
Meine Liebe hochzuſchätzen,
Keiner Furcht mich auszuſetzen,
Und auch fremden Spott zu ſcheun.

III.

Gedanken von den Endzwecken der Welt.

Gott iſt und auch die Welt. Komm, Menſch, geh durch dieß Reich,
Wo Gnad und Weisheit herrſcht. Sieh den verſchiednen Zeug
Im Brauche der Natur. Es ſoll Verſtand uns führen,
Der Sinn uns dienſtbar ſeyn der Wahrheit nachzuſpüren:
Wir wollen nach der Kraft der Menſchheit, überſehn
Der Weſen lange Reih: bey Theilen ſtille ſtehn.
Wir wollen aus dem Zweck und Ordnung in den Dingen,
Uns mit gemeßnem Flug zu Gottes Weisheit ſchwingen.
Doch nicht nur bloß die Kraft der Körper, ihre Pracht,
Bewegung, Stand, und Maaß ſey von uns überdacht.
Auch äußerliches Thun gewirkt von innrem Willen,
Wie wir durch Neigungen den Schöpfungszweck erfüllen:

Wie Schwäche, die den Grund von unſerm Weſen nimmt,
Zu unſerm wahren Glück mit Gottes Weisheit ſtimmt,
Soll unſer Vorwurf ſeyn. Ja wie zum Wohl der Erden
Das eitle Laſter ſelbſt muß mit erſprießlich werden.
Vor Menſchen, deren Sinn das Gute ſcheint zu klein
Zum Böſen dieſer Welt, ſoll Gott vertheidigt ſeyn.
Denn Weisheit zeiget ſich in weit und engen Schranken
In aller Weſen Kraft, in Körpern und Gedanken.
Geſteht man, daß die Welt durch ſich ihr Seyn nicht fand,
Und daß kein Ohngefähr der Dinge Reihen band,
Auch nicht Welt, nicht Natur der Gottheit Recht genieße,
Ein Thor allein die Reih der Fragen nicht beſchließe;
So trifft man nicht zu fern auf unzertrennter Bahn,
Der Weſen erſten Grund, die ewge Gottheit an.
Der aber, der, was iſt, vom Nichts zum Seyn berufen,
Steht über der Natur und ihren fernen Stufen.

Wer Körper einſt erkohr und Geiſtern Schranken ſtellt,
Wer eine Welt erſchaft, iſt gröſſer als die Welt.
Wer groß im Weltbau iſt, der iſt auch groß im Denken.
Kann göttlichen Verſtand auch Endlichkeit umſchränken?
Der Menſch und was noch der, weit unter ſich, entdeckt,
Der Wurm ſelbſt, ſieht ein Ziel wornach ſein Wirken zweckt;
Und der, zu welchem ſich der Menſch in Nichts verlieret,
Hat Gott wohl ſonder Zweck den Bau der Welt vollführet?
Der Geiſt, in den durch ſich Vollkommenheit entſpringt,
Zu deſſen Seligkeit des Menſchen Lob nichts bringt,
Der oft vergröſſert wird, durch Lieder und Altäre,
Der Gott, der ohne Welt beglückt und heilig wäre,
Den kein umſchränkter Geiſt im Weſen deutlich kennt,
Den ſo der Menſch nur ſchlieſt als ihm der Welſtand gönnt,

Der Thieren am Verſtand ein ſchwächres Maaß verliehen,
Daß ein Begriff von ihm auf ewig ſie muß fliehen,
Der Gott, der weiſe war, ſowohl beim öden Nichts,
Als jetzt in unſerm Geiſt beim Stral des Sonnenlichts,
Und deſſen Weisheit doch der Menſch zu oft nicht findet,
Oft auf Nothwendigkeit gefundne Ordnung gründet:
Vor dem unnöthig war, damit wir ihm vertraun,
Zum Zeugniß ſeiner Macht die Welten zu erbaun:
Den hat der Liebe Grund von Ewigkeit bewogen,
Daß er dem todten Nichts die Welt hat vorgezogen.
Der Menſch, wenn er nur oft vom Schöpfer mehr begehrt,
Als möglich Gutes er ihm ſtets zum Heil gewährt,
Trifft nichts im Heiligſten aus Haß die Welt zu gründen.
Er rief die Seelen bloß Vergnügen zu empfinden.
Hieran gedenk o Menſch, zum Dank dem ewgen Geiſt,
Dir, eh dein Kummer dich mit ſtillen Thränen ſpeiſt,

In den Geſellſchaftsſtand worein dich Gott geſetzet,
Wo Liſt und oft Gewalt den groſſen Zweck verletzet.
Geh, weiſeſtes Geſchöpf der Erden, brauch Verſtand!
Dein Wohnhaus iſt die Welt; miß hier das feſte Land,
Senk dort von Bley ins Meer: prüf Flammen, Erde, Lüfte,
Sieh hier ein flaches Feld dort ungeheure Grüfte,
Erforſch des Körpers Laſt, der ohne Geiſt ſich regt,
Den innren Widerſtand der Theile um ſich trägt,
Wie eins des andern Seyn erweitert oder ſtöret,
Was jedem eigentlich und im Bezug gehöret,
Und miß von deinem Geiſt der Thiere Seele nach,
Beglückt zu ihrem Stand und nur zum höhern ſchwach.
Geh, ſchließ wie viel noch iſt was dir der Sinn verheelet:
Sieh möglich was nicht iſt und an der Welt nicht fehlet,
Und frag bey allen dem ein weisliches Warum?
Dein Herze bleibt in dir zu Gottes Ruhm nicht ſtumm.

Der, der die Welten ſchuf darf nicht ſich zu beglücken,
Den Dingen Kraft verleihn und ſich von außen ſchmücken.
Nach jenem großen Zweck gilt alles. Die Natur
Zeigt darum ihren Reiz in Feldern Wald und Flur.
Darum bleibt ungeſchwächt das Maaß geſammter Kräfte
Des Körpers innrer Druck, ſein ewiges Geſchäfte,
Die ſtille Aehnlichkeit in Arten und Geſchlecht
Verhältniß jedes Theils zur großen Welt gerecht.
Hernach wirkt auch in uns der Grund der Eigenliebe
Durch Abſcheu oder Hang. Des Blutes ſtumme Triebe
Sind darum in uns ſtark, zur nahen Luſt Genuß,
Es ſtrebt hiernach der Geiſt durch Kenntniß, Urtheil, Schluß.
Der Glaub' und Gottesdienſt, Zwang menſchlicher Geſetze
Die Weltweisheit und auch die Thorheit, blind Geſchwätze
In hoher Wiſſenſchaft, die Furcht, die Laſter ſcheut,
Das Laſter ſelbſt ſo wohl jetzt thätig, als bereut,

Die Kunſt um nöthges Brod, auch wenn ſie uns erheben,
Und aller Thaten Zweck iſt ein beglücktes Leben.
Dieß wiſſe und nunmehr entdeck der Welten Bau,
Noch ſeinem fernern Zweck. Heb Augen auf, und ſchau
Durch jenen Himmelsraum voll Sonnen und voll Erden,
Und laß dir ſo die Welt der Allmacht Spiegel werden.
Doch nicht Unendlicher haſt du hervorgebracht
Was deine Stärke kann; die Weisheit hemmt die Macht.
Zum Daſeyn und Beſtand und Wirkung aller Weſen
Zu jedem Zweck haſt du auch Mittel auserleſen:
So, daß der Dinge Reich Vollkommenheit erhielt,
Die auf dein Herrlichſeyn und deine Weisheit zielt.
Ein Punct in der Natur mit innerem Bemühen
Muß in beſtimmter Kraft aufs Ganze ſich beziehen.
Jedoch, o Sterblicher, zu ſchwach dieß durch zu ſehn,
Bleib voll Erſtaunen nur bey einem Wurme ſtehn.
O Gott wie groß wirſt du alsdann ſchon unſerm Geiſte!
Nur etwas kennet er und du verbirgſt das meiſte.

Doch du umschränkest ihn und hemmst der Dinge Schein:
Du willst zu deinem Dienst in ihm nicht gröſser seyn:
Genug für seine Kraft. In jedem Schöpfungswerke
Erkennt er deine Macht und deiner Weisheit Stärke.
Ihr Himmelskundige durch Müh nie abgeschreckt,
Ermuntert durch den Lohn, wenn Wahrheit ihr entdeckt:
Verlaſst die sanfte Ruh für die Gefahr der Reise,
Und theilet unterm Nord die hohen Himmelskreise;
Bestimmt im Siebeneck und nach der Berge Höh,
Die gleichsam Puncte sind, die Mittagslinie;
Meſst von Tornea an bis Kittis zu dem Zeichen,
Zum Wohl des Staats den Zweck des Königs zu erreichen:
Verführt des Lappen Wahn, der euer Instrument,
Bey dem ihr Vorsicht braucht, für euern Gott erkennt,
Und zeiget, was vom Pol bewährt geschloſſen werde,
Wie Neuton und Hugen an der Figur der Erde.
Wer hält des Himmels Bau? Wer ists, der den Komet
In länglicht runder Bahn um unsre Sonne dreht:

Und daß entfernt von ihm nicht Wärme muß verschwinden
Zum Wohl der Kreatur ihn nahe läßt entzünden?
Und wenn ein Magellan und Noort die Erd umschifft,
Stets alte Ufer läßt, stets neue Bürger trifft?
Unzählig muß den Blick der Dinge Schönheit rühren,
Von Meeren auf das Land, von Bäumen zu den Thieren.
Darneben auch ein Mann im Endzweck auf die Welt,
Die Größen des Verstands vertieft zusammen hält,
Bewegung, Hitze, Frost durch Gleichungen ergründet,
Und Weisheit in der Welt durch das Verhältniß findet:
Der Dinge wahren Zweck, so weit ihm möglich ist,
Aus der Erfahrung lernt, aus klugen Sätzen schließt;
So sprech ein Narr ihm Hohn, zeig aber im Erklären,
Es sey die Welt ein Bau wirksamer Ohngefähren.
Wenn so der kluge Mensch von dem was ihn umringt,

Sich zur Vollkommenheit des weisen Schöpfers schwingt,
Von dem, was in ihm denkt, zu dessen Größe steiget,
Der sich in unsrer Brust durch Triebe huldreich zeiget:
Wenn er erklären kann, woher die Absicht rührt,
Und wenn die Absicht ihn zu ihrem Ahnherrn führt,
So merkt im Innren er, daß Tugenden und Pflichten
Nicht leere Namen sind vom menschlichen Erdichten.
O Weisheit, die ohn End in Zwecken Mittel gründt,
Die Gründe weislich theilt und weislich doch verbindt,
Nicht daß der Mensch versteh das Wesen in den Dingen,
Wornach sie ehedem vom Nichts zum Daseyn giengen;
Nein, zeige nur allein dem forschenden Bemühn
Wie Ding und Kräfte sich auf andere beziehn.
Wie alles wechselnd wirkt, wie aus den ersten Quellen
Die ferne Ordnung fleußt, zu tausend späten Fällen,

Und laß, wenn auch dein Rath ſelbſt mir wird widerſtehn
Mich doch Gerechtigkeit in deinen Wegen ſehn.
Doch was begehrt der Menſch, wie ſucht er Gott zu kennen!
Soll er dem Sterblichen Allwiſſenheit vergönnen?
Nur du Selbſtſtändiger erblickſt durch Raum und Zeit
Die groſſe Harmonie in deiner Seligkeit.
Verſtand iſt einzig dir in höchſter Stufe eigen,
Wir müſſen oft zu blind bey deiner Ordnung ſchweigen:
Und du erkennſt auch nur der Menſchen wahres Glück,
Hältſt ſtärkern Stolzes Grund vielleicht nur uns zurück.
Genug daß du die Welt zum Daſeyn haſt erleſen,
Nicht Unform oder Quaal fließt aus der Gottheit Weſen.
Willſt du im Schattenriß des Himmels Ordnung ſehn,
So ſetz das Gegentheil von Dingen, die geſchehn;
Rück in Gedanken einſt die Erd aus ihrem Gleiſe
Der Sonnen näher zu durch engre Umlaufskreiſe,
Und ſich des prächtgen Baus veränderte Geſtalt.
Die Luft vermehrete dem Feuer die Gewalt,

Es muß in heiſſen Fluß Stein und Metall zergehen,
Kaum ließen noch zurück das trockne Salz die Seen,
Nachdem der gröſte Fiſch, von naher Glut erhitzt,
Im Eismeer kurz zuvor das dicke Fett verſchwitzt.
In Dünſte ſtiegen auf der Erden innre Säfte
Und wirkſam blieben nur allein die Feuerkräfte.
Die Alpen ſenkten ſich von dem erhabnen Stand,
Und der Natur zerriß das allgemeine Band.
Die gleiche Schwere wich im Schmelzen und Verbrennen,
Die Körper würden ſich faſt bis zum Urſtaub trennen;
Dir wär alsdenn, o Menſch, die erſte Welt ein Traum:
Sie und du wärſt verſtäubt im tiefen Himmelsraum.
So lern o Erdenſohn die ewge Weisheit ehren
Die ſolche Welten wählt geſchickt zu ihren Sphären
Die aller Sternen Reich und Maaß und Stand durchdenkt,
Bevor ſie einen Staub mit Wirklichkeit beſchenkt.

Die ſo die Himmelsluft gepreßet und verbreitet
Daß ſie faſt ſonder Zeit der Lichtſtral zu uns leitet,
Die die Materie, die Dingen Schwere bringt,
Um jeden Wanderſtern in ſchnelle Zirkel ſchwingt,
Die dich und was noch lebt mit einer Welt verbunden,
Zu der ſie dich gerecht, ſie gut für dich gefunden.
Denn denke nicht, o Menſch, du ſeyſt der Lieb und Macht
Allein der Grund, daß ſie die Welt hervorgebracht;
Du biſt nur ein Geſchlecht ein kleiner Theil vom Ganzen:
Die Erde trägt zu viel für dich zur Nahrung Pflanzen.
Sprich! dürft in Kaufmannſchaft die Reiſe fern zu thun,
Das nimmer ſtille Meer in ſolchen Tiefen ruhn?
Muß deine Groſſe: ſollt um dich nur zu beleben,
Der dichte Luftkreis ſich wohl Meilen hoch erheben?
Iſt hier die Höh und dort der Abgrund nicht beſtimmt
Für der Geſchöpfe Art, die hier fliegt dorten ſchwimmt.

Wo war die Freyſtadt doch für ſie vor deinen Morden,
Wär nicht die Luft erhöht, das Meer vertiefet worden?
Entrüſte dich, indem dein Garten lieblich blüht,
Wenn ihn ein buntes Heer von Raupen überzieht:
Wenn noch ein Käferſchwarm, was jene nicht verheeret,
Mit ſtärk und feſterm Maul die Stengel ſelbſt, verzehret;
Wenn hier von deinem Gras die laute Heuſchreck lebt,
Der ſtille Maulwurf dort der Aehren Wurzel hebt.
Der Fliege droh den Tod, die ſich ſo kühn erweiſet,
Daß ſie im Schlaf dich ſtört, aus deiner Schüſſel ſpeiſet.
Näch an der Mücke dich, die deine Haut verſehrt.
Und auch am Floh, den bloß dein koſtbar Blut ernährt:
Und ſprich von allen dem, wovon im erſten Blicke,
Du nicht erkennſt, daß es zum Wohl der Welt ſich ſchicke:

Wozu nützt es? Es kann zu nichts erschaffen seyn,
Als nur aus Gottes Zorn bloß zu der Menschen Pein.
Erhebe dich nicht Mensch, verkleinre nicht Gott, wisse,
Daß alles was hier lebt der Erden Glück genieße.
Der Endzweck aller bleibt Glückseligkeit und Lust
Dieß reicht von Milben an bis zu des Menschen Brust.
Von wannen ist der Wahn bey Weisen doch entstanden,
Es wär in Thieren nicht ein Geist, der denkt, vorhanden.
Vor fähig seiner Huld hat Gott sie auch erkannt:
Ihr erster Zweck ist mehr als bloß ihr Sclavenstand.
Aus ihren Handlungen, aus ihrer Bauart Werken
Kann man Vergleichung dort, hier stille Triebe merken.
Das Thier wirkt gleich so gut nach seiner Kraft als wir:
Und was ist sonst der Mensch als nur das klügste Thier?
Man seh am Hengst, er weiß nach Höhen oder Längen

Zum ſchnellen Ueberſatz die Sehnen anzuſtrengen.
Er wählt in Wald und Nacht wenn ſich ſein Zügel ſenkt,
Die Wege richtiger, als oft ſein Reuter lenkt.
Hat zwar die Amſel nicht die Kenntniß wenn ſie ſinget
Wodurch der Ton entſteht, und was ihn weiter bringet,
Genug, wenn ſich in ihr die laue Wolluſt mehrt,
Daß ſie aus Sehnſucht ſingt und weiß, der Gatte hört;
Seht, dort ſchwingt in der Luft der Stößer ſein Gefieder:
Die frohe Lerche ſchweigt und fällt und drückt ſich nieder.
Wird nicht des Willens Kraft von jenem angewandt,
Und zeigt des letztern Furcht nicht nöthigen Verſtand?
Welch rühmlichern Entſchluß dürft Kartes ſelber faſſen,
Wenn je des Kriegers Muth des Weiſen Herz verlaſſen,
Wenn er dort ſeinen Feind entrüſtet, in der Näh,
Sich aber unbewehrt und den bewafnet ſäh:

Wird er wohl ohne Grund des Fürchtens ſich bemühen,
Der aufgebrachten Wuth des Feindes zu entfliehen?
Spräch er voll Thorheit nicht, daß, durch geſchwinde Flucht,
Die Rettung nicht der Geiſt nur die Maſchine ſucht.
Wenn Völker ehedem den alten Sitz verändern
Und ihre Wanderung ſie führt nach beſſern Ländern:
Wenn aus Pannonien und von dem ſchwarzen Meer
Sich nach Italien begiebt der Hunnen Heer:
Wenn Franken ehedem nach Gallien ſich wenden,
Wandalen ihren Zug in Africa vollenden:
Und jetzt Tartaren noch, nachdem um ihren Heerd
Die Gegend ihrem Vieh kein Futter mehr gewährt,
Im weiten Aſtrakan von erſten Wohnungsplätzen
Um eine fettre Trifft, die Hütten weiter ſetzen;
Mit welcher Aehnlichkeit bricht hier der Storch nicht auf,
Und folgt mit ſeiner Schaar der Sonne ſtillen Lauf?
Er iſt ein ſteter Gaſt auf ſeiner ganzen Reiſe,

Er ſucht von Land zu Land nur Sommerluſt und Speiſe.
Es fleucht die wilde Gans, das grüne Schilf wird alt,
Die nahe Herbſtluft rauh und das Gewäſſer kalt.
Dem Kranich läßt vielleicht ein früh Gefühl empfinden,
Die ferne Witterung, die Kraft von Nordenwinden.
Geſellſchaft richt't er auf mit mehrern ſeiner Art,
Und ſie vereinigen ſich um den Tag der Fahrt:
Die gleichgeſinnte Schaar wird ſich in Glieder theilen,
Und keiner ſucht im Flug dem Führer vorzueilen;
Sie wählen ihren Weg und auch den Erdenſtrich,
Wohin der Frühlingsſchein vor unſerm Sommer wich.
Was dort das Urtheil wirkt, wird hier in blöden Thieren
Ein ſtets geheimer Trieb von der Natur vollführen.
Allein man glaube nicht, daß der Empfindung Rath
Die ſtete Quelle ſey von einer jeden That.
Sieh deinen treuen Hund erzittern beym Betreuen,

Und wie du ſprichſt voll Zorn, voll Hofnung, voll Erfreuen,
Sieh wie er dir gehorcht und ſanft mit Biſſen ſpielt
O redte nur der Hund, ſo zärtlich als er fühlt,
Er würde dir ſodann ſtatt treuem Händelecken,
Sein gutgeſinntes Herz auf Freundſchaftsart entdecken.
Es wird nicht jedes Gut bloß vom Inſtinct erkannt,
Und wo man Triebe ſetzt, da ſetzt man auch Verſtand.
Allein es iſt vom Vieh nichts Neues je erfunden
An Regeln des Geſchlechts iſt jede Art gebunden:
Der Eulen ſpät Geheul, der Hähne früh Geſchrey,
Der Schwalben Neſterbau iſt ewig einerley.
Ey! kluger Menſch, wo du das Große nicht wirſt finden
Muß dir dann dort ſogar des Großen Theil verſchwinden?
Giebſt du darum Verſtand beym ſchwachen Vieh nicht zu,
Weil es ein kleiner Maaß davon empfieng als du?
Warum kann * * nicht ſo tief als Newton denken?
Es wollte * * Gott nicht Newtons Kräfte ſchenken.

Hat denn der ſtolze Menſch nicht gleichfalls ſeinen Kreis,
Worinn er mühſam denkt, worüber er nichts weiß?
Muß beym geſetzten Ziel auch er nicht ſtehen bleiben
Wenn ſeiner Gliederkraft der Geiſt will übertreiben?
O Weiſer lehre mich, da Schwere dich hier hält!
Die Wirkung der Natur in der Saturnuswelt!
Wie, oder laß allein nur von Neapel hören,
Durch welchen Zufluß ſich Veſuvens Flammen nähren!
Schwing dich von deinem Stand zu beßrer Geiſter Höh!
Doch nein, bleib! ſprich ein Wort und brauch kein A B C.
Wenn nun die Eule nicht des Menſchen Mundart findet,
In ihrem Weſen war die Eule nur gegründet;
Empfieng ein kühner Hahn, was Rednern oft gebricht
Mundwiſſenſchaft und Witz, wie bündig redt er nicht!
Kann auch die Schwalbe nicht ihr Neſt korinthiſch ſchmücken,

Sie kennet keine Pracht, und hebt nicht Quaderſtücken:
Inzwiſchen wird ihr Koth zum Bau ſo tüchtig ſeyn,
Als dir weit klügrer Menſch, Holz, Kalk, Metall und Stein.
Jedoch du giebſt noch nicht den ſtolzen Streit verloren,
Sprichſt: Was das Vieh vollbringt, das iſt ihm angebohren!
Gut, aber zeige doch, beſitzt der Menſch wohl mehr?
Was nimmt er außer ſich und ſeinen Kräften her?
Lag das Vermögen nicht, zum Vorzug, in den Alten,
Den in der neuern Zeit die Weltweisheit erhalten?
Zwar hat ſich von Natur der Menſch zur Kunſt gelenkt,
Doch hat ihm die Geburt nicht Kraft dazu geſchenkt?
Recht närriſch ſoll das Vieh Beweiß vom Denken geben!
Es ſoll ſich über ſich und ſeinen Strich erheben!
Iſt dann nicht gleich alſo wie in der Körper Welt
Ein Maaß, ein Unterſcheid in Geiſtern feſtgeſtellt?

Erschafft ein Affe sich wohl menschliche Geberden?
Wie könnte doch sein Geist des Menschen Geist gleich werden?
Zwar wirkt oft zu gewiß im Vieh ein bloßer Trieb.
Ein Trieb zur Lust macht ihm die holde Gattinn lieb,
Ein Trieb erbaut sein Nest, ein Trieb ernährt die Jungen,
Doch hat uns gleicher Trieb zum Handeln nie gedrungen?
Man seh im Schatten doch den Schäfer an der Brust,
Der treuen Schäferinn, was fühlt er dort für Lust,
In dem sonst stillen Geist? Welch zärtliches Verlangen,
Erhitzet ihm das Blut und färbt die blaßen Wangen?
Was war es für ein Trieb, den Brutus dort empfand,
Als Staatsklugheit in ihm den Vater überwand?
Wird nun bey Menschen mehr als bloßer Trieb gefunden,
Warum wär auch Verstand nicht mit dem Vieh verbunden?
Warum erwählt der Fuchs die Höhlen jedesmal,

Wenn er ſich Röhren gräbt, und warum nie das Thal?
Vielleicht wird ihn auch hier ein innrer Trieb bewegen:
Und nützt ihm nie der Sinn, wenn bey beſtändgem Regen
Das Waſſer von dem Berg in Berg und Röhre fließt?
Was meynt man: ob der Fuchs hier gut vergleicht und ſchließt?
Wer Ueberſchwemmungen und Dünſten will entgehen,
Der bleibe nicht im Thal und wähle ſich die Höhen.
Es herrſcht ein Gleichheitsrecht bey aller Kreatur.
Von Menſch und Thieren iſt die Mutter, die Natur.
Das Leben hauchet ſie in aller Blutgefäßen,
Von ihr ſind jeder Geiſt und Glieder zugemeſſen,
Umſonſt wirkt Weisheit nie. Mit Kräften ausgerüſt,
Wirkt jede Seel ihr Heil, ſo weit ſie fähig iſt;
Nachdem ſie Gutes kennt, wird ihr die Wahl gelingen,
Und Wolluſt findet ſie in ſich und äußren Dingen.

Nur zu der Einrichtung der groſsen Harmonie,
Empfieng der Mensch sein Theil und auch sein Theil das Vieh.
Es liegt in aller Seyn ein solcher Geist verborgen,
Der jede Arten lehrt vor ihren Zustand sorgen.
Doch wenn von Gottes Seyn nicht der Natur ihr Licht,
In den gebundnen Geist der öden Thiere bricht,
Ganz konnte sie Gott nicht vom Gnadenantheil scheiden,
Er setzte Sinnlichkeit zum Ursprung ihrer Freuden.
Der Mensch empfieng zwar mehr zu seinem Eigenthum,
Sein ungleich gröſsrer Zweck war seines Schöpfers Ruhm,
Der Tugend Seligkeit, die Schönheit in den Zügen
Des Bildes dieser Welt und sinnliches Vergnügen.
Erträglich aber wird auch schwachen Vieh sein Stand,
Ihm bleibt das höhre Gut der Menschen unbekannt.
Glückselge Dunkelheit, die jeden Geist umschränket,

Wenn er theils unter ſich theils über ſich oft denket.
Denn wenn der Menſch auch ſelbſt ein höhres Gut nicht kennt,
Was machts, daß er darnach oft vor Verlangen brennt?
Und was gebraucht man mehr als bloß beglückt zu leben,
Wornach Bequemlichkeit und kluge Nothdurft ſtreben?
Ein eigner Vorwurf wird von jedem Geiſt erblickt,
Und wenn er den erhält, ſo glaubt er ſich beglückt.
Drum lebt ein Dachs ſo froh in ausgehöhlten Sande
Als im Pallaſt ein Lord in dem unfloßnen Lande.
Sind ſolche Nerven auch in Jungen ſchon gelegt,
Daß das dem Luſt erweckt, was Ekel dem erregt:
So neidet nicht das Schaaf bey Wohlgeſchmack vom Graſe
Dem Raben und dem Fuchs ihr Glück beym faulem Aaſe.
Des Schöpfers treue Sorg und weiſe Vorſicht wacht
Vor Weſen aller Art, die er hervorgebracht.

Er ist nicht nur ein Gott der Menschen: selbst der Mücke
Bestimmet seine Huld ein kreatisch weises Glücke.
Des Himmels ewge Gunst schließt alles in sich ein:
Wie kann auf Menschen denn sie bloß gerichtet seyn!
Sie sorgt von Zeugung an bis wieder zum Zerstreuen,
Und füllt den Zwischenstand mit Wohlthun und Erfreuen.
Sie giebt dem Hund den Trieb, wodurch sogar noch blind
Er gleich nach der Geburt die Milch der Mutter findt.
Sie lehrt die junge Gans, nach kaum verlaßnen Töpfen,
Die kühne Schwimmekunst so wie das Athemschöpfen.
Das Hühnchen, daß es selbst das Korn nimmt aus dem Sand,
Das seine Führerinn im treuen Schatten fand.
Die Taube, daß sie weiß zur Füttrung von den Alten
Im unverlaßnen Nest den Schnabel aufzuhalten.
Der Nothdurft des Geschlechts hilft ihre Mildigkeit;

Giebt Pferden, warm vom Lauf, ein leicht und härnes Kleid.
Mit einen zotgen Pelz iſt in den kalten Norden,
Der weiße Bär vor Froſt durch ſie bedecket worden.
Mit Federn deckt und ziert ſie dort den Papagoy,
Und macht den Hirſch bewehrt mit Läuften und Geweih.
Man ſeh in der Natur ein ſtetiges Bewegen:
Hier durch den ſchnellſten Lauf, dort durch der Flügel Regen.
Dort wenn der Regenwurm ſich in einander krümmt:
Durch Rudern, wenn der Fiſch die kalte Flut durchſchwimmt;
In dem gewagten Sprung der Rattern und Heuſchrecken,
Auch in dem leiſen Zug der ſchwer beladnen Schnecken.
Hier wenn die Schlange ſich im Gehen winden muß,
Die ſo bequem doch geht, als dort ein Tauſendfuß.
Genug, ein jedes Thier, ein jeder Wurm beſitzet
Sein Werkzeug, das ihn nährt, vergnüget, und beſchützet.

Ein groſser Theil des Glücks und ihrer Wünſche Ziel,
Beruhet im Geſchmack und zärtlichem Gefühl.
Hiernach lehrt Eigenlieb auch ſie bekümmert trachten,
Als Menſchen, die um Ruhm und Gold den Tod verachten.
Sie lieben auch die Ruh, nicht ihrer Nachbarn Streit.
Ihr Wunſch um Eigenthum iſt Fried und Sicherheit.
Wie würde nicht der Menſch ſich Sinn und Denken rauben,
Wenn er, der ſonſt klug iſt, hier thöricht wollte glauben,
Es dächt und handelte das Thier nur bloß für ihn?
Die Biene müßt für ihn aus Blumen Honig ziehn?
Die ihn doch rächend ſticht, wenn er den vollen Zellen,
Die ſie für ſich beſchützt, ſich wird zu nahe ſtellen.
Ey! ſpräche doch auch ſo der Bären faul Geſchlecht!
Denn Luſt zur Näſcherey giebt ihm der Menſchen Recht.

Sollt wohl die Ameis ſich in Sommer ſo beladen,
Mit Specerey für dich zum Spiritus und Baden?
Wenn in Sumatra dort die Löwinn eilt zur Jagd,
Hat ſie den Raub nicht ſich und Jungen zugedacht?
Hat je die Spinn ihr Netz in freye Luft gehangen,
Der Mücken leichtes Nichts für dich darinn zu fangen?
Der Karpfen graues Heer, das zu dem Ufer dringt,
Sucht dein geworfnes Brod, wenn deine Glocke klingt.
Sieh jenen Stutzer doch, der durch geheimes Werben
Durch ein untroſtreich Lied für Marter faſt zu ſterben,
Begleitet vom Geſchenk, durch Tanzen, Spiel, und Pracht,
Die Göttinn die er ehrt zuletzt ſich eigen macht:
Doch ſeinen Pudel auch, der übern Stock kann ſpringen,
Und der den Handſchuh weiß zu ſuchen und zu bringen,
Der dem geſchmückten Herrn um deſto mehr gefällt,

Je mehr das krauſe Haar den Pudelhund verſtellt.
Sieh jenen dort entzückt an ſeiner Schönen Seiten,
Und dieſen, heißt von Luſt, die Hündinn hier begleiten,
Die zu dem ſchwarzen Freund auch ſanfte Neigung fühlt.
Sieh wie der menſchlich küßt und dieſer hündiſch ſpielt.
Der ſchätzet Ruhm und Luſt bey ſeinen ſtolzen Siegen:
Der ſucht bloß durchs Gefühl Begierden zu vergnügen.
Genuß iſt beyder Glück, und Luſt war beyder Grund.
Sie lieben bloß für ſich der Herr und auch ſein Hund.
Die Triebe der Natur ſucht jeder Geiſt zu ſtillen.
So weit lebt Vieh und Wurm nicht um der Menſchen willen.
Inzwiſchen ward von Gott bey Schöpfung unſrer Welt,
Ein allgemeines Glück für alle feſtgeſtellt;
Dieß ward auf aller Kraft und Mangel ſelbſt gegründet,

Zu deſſen Abhelfung ſich Menſch und Vieh verbindet.

Die Wahl der Einſchränkung, die jeden Stand umringt,
Macht daß für jeden Stand ein Wechſelglück entſpringt.
Es muß dem ſchwachen Vieh des Menſchen Klugheit nützen,
Uns deſſen Leibes Kraft beym Urtheil unterſtützen:
Dem Menſchen dient das Pferd mit ſtolz und ſchnellem Lauf,
Dem Pferde dient der Menſch: baut Ställe für ihn auf:
Er wird zum Futter ihm ſein Theil Getreides ſäen,
Für ihn in ſaurem Schweiß die grünen Wieſen mähen;
Er ſorgt, daß es ermüdt auf weichem Lager ruht:
Er ſäubert es von Staub und mehrt ihm Kraft und Muth.
Der Thiere Dienſt, den ſie der Menſchen Müh erwiedern,
Macht ſie im Erdenſtand zu der Geſellſchaft Gliedern.
Nur zu dem groſſen Zweck, dem allgemeinen Heil,
Stimmt oft ein mindres Gut in einen ſchwächern Theil.

Die ſtolze Einbildung des Rechts vor andern Thieren,
War ein zu ſchwacher Grund, daß wir die Herrſchaft führen.
Denn daß das Thier der Menſch, der Weſen König iſt,
Iſt Einfalt bey dem Thier, bey ihm Gewalt und Liſt.
Sonſt rührte Tyger wohl beym Hunger gleiches Schrecken,
Nicht ſeine Blutbegier am Pilgrimm zu vollſtrecken.
Wenn uns nebſt Erdenfrucht ein kühner Mord ernährt,
Wenn man des Bären Seyn um ſeinen Pelz zerſtört,
Wenn wir zu leicht verletzt ein eingebildt Verbrechen,
Den leichten Mückenſtich mit Todesſtrafe rächen:
Wie oder wenn ſogar vom Abſcheu bloß gerührt,
Uns ekle Einbildung zum Spinnenmord verführt,
Verfährt der Menſch hier recht? Geh frag in den Geſetzen
Der weiſeſten Natur. Kann ſie den Zweck verletzen,
Der ewgen Güte Grund? Sieh wie ſie Weſen ſchafft,

In denen fremder Tod nährt eigne Lebenskraft;
Für die nicht reift das Obſt, für die das Kraut nicht grünet,
Belehrt vom Trieb, daß Fleiſch zu ihrer Nahrung dient.
Bewegt im Löwen wohl des ſchwächern Hirſches Blut
Den zum Verſchonen ſonſt gerühmten groſſen Muth?
Ohn Abſicht auf die Quaal, wird dort unſchuldgen Tauben,
Des Mörders Hinterliſt das ſichre Leben rauben.
Des Feldhuhns Bangigkeit, das furchtſam ſich verſteckt,
Hat in des Habichts Herz kein Mitleid je erweckt.
Bewegt die Spinne wohl das ängſtliche Getöſe
Der Fliege, daß ſie ſie vom falſchen Netz erlöſe?
Wer weiß, wie viel der Raub noch Weſen unterhält,
Wenn tiefe Kleinigkeit nicht in die Sinne fällt.
Der Himmel, der das Glück, von dem was lebet, wollte,
Wollt auch, daß eins die Koſt des andern werden ſollte.
Er hat den Wolf nicht mehr als wie das Lamm geliebt,

Ob er dem Wolfe gleich das Lamm zur Nahrung giebt.
Nur von der Weisheit war hier seine Lieb umschloßen,
Er hat die Seligkeit die möglich war ergoßen.
Je mehr er Wesen schuf, je mehr war seine Huld.
Nur ihre Einschränkung ist nicht des Himmels Schuld.
Er konnte andern Rath zu seinem Zweck nicht faßen:
Er hätt aus dem System denn manche Art gelaßen.
Hat er doch dem, der dort den Hund vom Ufer nimmt,
Den grauen Krokodill auch uns zum Raub bestimmt!
Muß doch auch oft der Mensch mit Schmerz und Widerwillen
In Liflands tiefem Schnee dem Wolf den Hunger stillen!
Und was raubt nicht im Meer des Schart und Haven Schlund,
Wenn leck gemacht vom Sturm ein Schiff sinkt in den Grund!
Mehr ists auf kurze Zeit der Erden Wohl zu schmecken,

Als müßt ein ewges Nichts die Kreatur bedecken.
Drum hängt auch oft der Tod vom bloßen Zufall ab.
Ein Tritt im Graſe bringt ſo manchen Wurm ins Grab.
Dring in das Innerſte von der Natur verheelet.
Viel tauſend ſterben dort, wo einen ſie beſeelet.
Es bleibt kein Unterſchied, der groß und merklich iſt.
Der Menſch ſtirbt von Natur, das Vieh durch Menſchenliſt.
Das muntre Reh, das dort vom ſchnellen Bley erlieget,
War bis zum Schmerzenspunct bey weichem Klee vergnüget.
Es fühlt eh durch das Blut die Kälte langſam dringt,
Das was der Menſch dort fühlt, der mit dem Tode ringt.
Zudem giebt Gott dem Vieh den Zuſtand nicht zu kennen,
Worinn Bewegung ſteckt, und ſich die Theile trennen.
Auch ohne zu verſtehn, was unſer Thun erwirbt,
Hat er hier ausgelebt und weiß nicht, daß er ſtirbt.

Wie auf der Weisheit Rath in den gestirnten Hö-
hen,
Sich Welten ohne Ruh in ihren Kreisen drehen:
So hat in der Natur, sie gleichfalls festgestellt,
Daß ihre ferne Daur Bewegung unterhält,
Sie braucht in ihrem Bau, den Menschen aufzu-
führen,
Der Thiere Eigenthum, der Menschen zu den
Thieren.
Mensch, überführe dich hierdurch vom weisen
Recht,
Daß Gott gerecht verfährt bey jeglichem Ge-
schlecht.
Der Himmel achtet nicht den Abstand tiefster
Grade,
Gerechten Theil nimmt Mensch und Wurm an
seiner Gnade.
Man prüfe mit Bedacht erhabner Weisen Streit,
Und stelle unter Gott der Welt Nothwendigkeit.
Sie wird, wenn Wahrheit wir bis zu dem Irr-
thum treiben,
Die einzig mögliche und auch die beste bleiben.
Man unterscheide nur des Bösen Möglichkeit
Vom Gutem, welchem Gott die Wirklichkeit ver-
leiht:
Denn ewig ist an sich, des Gut und Bösen We-
sen,

Nur Gutes konnte Gott zur Wirklichkeit erlesen,
Und eine schlechtre Welt wird Gott zwar möglich seyn,
Doch sonder weise Wahl und im Verstand allein;
Die gegenwärtige in ihren fernen Theilen
War möglich selbst dahin vom Nichts zum Seyn zu eilen.
Man hat bey diesem Streit sich allzuhoch gewagt:
Der schlechtern Vorstellung wird gleichsam Gott versagt.
Doch ihm kann ewig nichts an Licht und Wahrheit fehlen,
Das Beste wird er nur nach seiner Kenntniß wählen;
Und weil unmöglich ist, daß Gott ein mindres Gut,
Anstatt der Größern schätzt, weil Freyheit in ihm ruht:
So läßt Nothwendigkeit sich an der Welt nur finden,
So weit Gott Freyheit wird zur besten Wahl verbinden;
So konnte Gott die Welt, die wir jetzt wirklich schaun,
Nach beßrer Möglichkeit als die sie hat nicht baun.
Der Allerweiseste führt bey dem Wirken Zwecke.

Der Schöpfungsgrund war Huld, und daß er sich entdecke.
Vollkommenheiten sind bey Gott im Gleichgewicht,
Gerechtigkeit in ihm stört seine Gnade nicht,
Es durft an der Natur kein größer Uebel haften;
Es minderten sich dann der Liebe Eigenschaften,
Und daß er mit der Welt kein selger Glück verband,
Macht, daß die Gnade nicht der Weisheit widerstand.
Und so wird dennoch Gott der Schöpfungszweck gelingen,
Man sprech: es sey die Welt nothwendig mit Bedingen,
Wie oder zufällig. Genug, ihr sichtbar Bild
Macht der Gott offenbar, der Sinnen blieb verhüllt.
Gesetzt der Erdenbau hätt anders Gott gefallen:
Man hörte nichts auf ihm als stete Donnerknallen:
Es tobten wider sich gesammter Winde Heer,
Und Wellen rauschten nur vom aufgebrachten Meer;
Es müßten Berge nur das ebne Feld bedecken:
Der Streit in der Natur wär uns ein stetes Schrecken,

Hier durch Erſchütterung, dort durch erzürnte Flut,
Fern durch des Blitzes Strahl, nah durch der Berge Glut;
Die Liebe hätte ſich nie über uns ergoßen,
Und Weisheit wäre ganz vom Weltbau ausgeſchloßen:
Unordnung zeugete von Allmacht nur allein,
Im Chaos dürfte Gott wohl noch gefürchtet ſeyn.
Allein, der der Welt nicht ſo ſchrecklich wollte werden,
Erbaut aus Lieb und Macht die ungezählten Erden:
Und gab den Menſchen Kraft vernünftig einzuſehn,
Daß aus dem alten Zweck viel Mittel neu entſtehn.
Dem ſterblichen Geſchlecht iſt Göttlichkeit vergönnet,
Wenn es nach Menſchenmaaß Vollkommenheit erkennet,
Die nicht von außen her im großen Weltbau ſchweigt,
Und die im Innren uns das Herz zum Guten neigt.
Merk dann wie weislich Gott den Menſchen ſich verbindet!

Durch seine Liebe wird auch unsre Lieb entzündet,
Er der durch Mittel wirkt, sah wohl vom Menschen ein:
Wer frey nach Gründen wählt, der will bewogen seyn.
Und da in jedes Seyn Gott für uns Wohlthat leget,
Wird unser Hetz dadurch zur Dankbarkeit beweget.
Gott stärkt uns durch Verstand die anerschafnen Triebe,
Die Welt wird uns der Grund von wahrer Furcht und Liebe.
Man spreche daher nicht: Zur ewgen Gottheit Preis
Mach uns der Eigennutz allein die Andacht heiß.
Es ist unnöthge Furcht, wie oder stolz Vergehen,
Wenn über Menschen Kraft der Mensch sich will erhöhen.
Wird denn der Gottheit Ruhm vielleicht alsdann vermehrt,
Wenn sie der stolze Mensch der Wurm aus Großmuth ehrt?
Er ist ein Gnadenwerk von Gott: soll er sich schämen

Von ihm zur Dankbarkeit Wohlthaten anzunehmen?
Frey wird die Liebe Gott von Menſchen zugewandt,
Ob er gleich Grund dazu in Gottes Wohlthat fand.
Sie iſt ein wahrer Dienſt vor Gott. Sein mächtig Wollen
War einzig, daß wir ihn nach Gründen lieben ſollen.
Wohl dem, dem Gottes Rath, der nie am Menſchen irrt,
Ein ewges Lieben heißt, zur Lieb ein Mittel wird!
Es iſt der Heuchler Werk, ſich faſt in Staub vergraben:
Von Lieben ſpricht ihr Mund, das Herz wünſcht ſich nur Gaben;
Und der, dem nicht gefällt, wenn Wohlthat Liebe ſtärkt,
Hat bey der Tadelſucht die Wahrheit nicht bemerkt.
Daß um Vollkommenheit der Menſch Gott gültig ehre,
Und zur Vollkommenheit ſein Wohlthun auch gehöre.
So weih dann zum Altar, der Gottheit, Menſch! dein Herz.

Es ſteige deine Lieb in Flammen himmelwärts.
Verehr mit Innbrunſt Gott; knie hin, weil uns zu lieben,
Die Welt kein leeres Nichts kein wüſtes Rund geblieben.
Erwäge wie Natur zur Menſchen Glück entſtand,
Und merk das wohl, wozu Gott Sittlichkeit erfand.
O, welch ein groß Geſchenk! der Werth ſo vieler Welten!
Wie kann der Menſchen Dank doch Gottes Huld vergelten?
Forſcht man in der Natur mit aufmerkſamer Pflicht,
Zu viel Beſchwertes ſinkt, zu ſtark Gebognes bricht.
Die Pflanze, einſt gezeugt in hitzig feuchtem Sande,
Verdirbt jetzt ſchattenreich im unbeſtrahlten Lande.
Man ſeh wie mit dem Naß die leichte Flamme ringt,
Die Aenderung des Orts, Bewegung, Ruh verdringt.
Die erſte Wirklichkeit ſieh in den Dingen ſchwinden,
Wenn ſtarkes Gegentheil mit Macht wird überwinden.

Des Frühlings Wirkung wird vom kalten Herbſt zerſtört,
Und Zephir liſpelt nicht wenn ſich der Nord empört!
Vollkommenheit nimmt ab, der Werth der Weſen weichet,
Wenn falſches Mittel nicht den wahren Zweck erreichet.
So wie etwa ein Baum zur Frucht untüchtig bleibt,
Der jeden Nahrungsſaft zu Holz und Blättern treibt;
Wie oder wenn Natur, von Blut zu ſehr gedrungen,
Nothwendgen Auswurf ſucht, den Weg wählt in den Lungen:
Zerſtören wird ſie nur, was ſie zu beſſern denkt,
Und eigne Kraft hat ſie ſelbſt wider ſich gelenkt.
Nicht anders iſt der Menſch. Geführt von freyen Willen,
Soll ihm das höchſte Gut gerechte Wünſche ſtillen;
Doch Mißbrauch übertreibt des Körpers ſtarke Kraft,
Und Irrthum macht allein aus Trieben Leidenſchaft.

Die Ruhmſucht ſchwächet uns durch ſchweres Unternehmen,
Bey vollen Gütern wird der Geiz ſich mager grämen,
Der Wolluſt Ausſchweifung bey Weibern, Mahl und Wein,
Bey Luſtbarkeit zur Nacht, bringt ſpäte Gliederpein.
Ein Kunſtwerk iſt der Leib, wo ſchon geſpannte Sehnen,
Im mäßig klugen Brauch, ſich ohne Schmerzen dehnen;
Wo ſolche Nerven ſind in jedem Punct zerſtreut,
Die ſtarker Stoß verletzt, gelinder Druck erfreut:
Wo flüßiges Geblüt im Herzen nimmer ſäumet,
Das die Bewegung ſchützt, der Müßiggang verſchleimet:
Wo Gott uns Sterblichen, wornach er weislich zweckt,
Des gut und böſen Wahl, durch Luſt und Schmerz entdeckt;
Und würd im Unmaß ſich der Menſch nicht widerſtreben,
Geſundheit wär ſein Lohn, nicht Strafe, kurzes Leben.
Der Geiſt, von Sinnlichkeit der zarten Nerven frey,

Fühlt einen andern Schmerz durch des Gewiſſens Reu.
Ihm iſt die innre Ruh der Zweck gewirkter Thaten,
Sein geiſtiges Gefühl wird ihm zu Pflichten rathen.
Und eh der Menſch ſich ſelbſt mit Angſt im Innren quält
Was neigt ihn, daß er ſich zur Handlung, Tugend wählt?
Wird Eigenſchaft in Gott ihn zwar vorhin verbinden,
Auch Eigenliebe hilft das Laſter überwinden.
So ſieh dann wie gerecht Gott ſich am Menſchen zeigt!
Gewiſſen und Gefühl, das nie im Innren ſchweigt,
Wird ihm zu Straf und Lohn. Die Neigung zum Vergnügen
Iſt ewig gut an ſich, ihr Mittel nur kann trügen.
Doch, wird ein wahres Gut des Mittels Endzweck ſeyn,
Und ausgeübte Pflicht, das Mittel nur allein:
So kann auch Vorſatz nicht und übereilt Verbrechen,
An dem Beleidiger ſich ſelbſt mit Strafen rächen.
Unmöglich machte Gott uns faſt des Böſen Wahl!

Dem Irrthum blieb allein der Zugang zu der Quaal;
Und näher sind wir Gott, uns Wahrheit vorzustellen,
Als wie dem Nichts, dem Grund zu seichten Irrthumsquellen.
Gott! dich macht uns die Welt zu deinem Ruhm bewust:
Doch selbst dein großer Ruhm wird Weisen wahre Lust.
Doch aller Dinge Zweck muß sich auf Gott erstrecken:
So wird des Schöpfers Ruhm der Zweck von allen Zwecken.
Wie aber, wenn man nun im Raum des Himmels spürt,
Daß sich von seinem Stand ein Stern in Nichts verliert,
Der auch Planeten dort durch Wärm und Licht beglückte,
Ein groß System erhielt, mit Farben Wesen schmückte:
Wenn die verloschne Sonn kein Leben weiter haucht,
Wenn unermeßnes Licht in ihr ist ausgebraucht,
Wie kann, o Ewiger! wenn Welten untergehen,
Mit ihrem Untergang doch deine Huld bestehen?

Soll hier von Menſchen Gott gerecht beurtheilt
seyn,
So ſpreche man: das Glück der Welt iſt nicht ſo
klein,
Als, zu des Schöpfers Schmach, der Menſch ver-
blendet glaubet,
Der höher Gut begehrt und ſich das mindre
raubet.
Der Hochmuth nur allein wünſcht thöricht in der
Zeit,
Und in umſchloßnem Raum der Güter Ewigkeit.
Die Einfalt, ungeſchickt Verknüpfung aufzulöſen,
Nennt, um ein ſchlechtes Weh, die Welt den Sitz
der Böſen.
Unachtſamkeit, die nie der Weſen Schönheit
fand,
Und die Gewohnheit wird der Augen finſtres
Band.
Die Unzufriedenheit wünſcht mehr als menſchlich
Glücke,
Und ſetzet im Vergleich den ſchwachen Wurm zu-
rücke.
Hingegen wenn der Menſch entfernt vom Vorur-
theil
Mit ruhiger Vernunft erwägt ſein irrdiſch Heil,
Ihm werden Wirklichkeit, Empfindung, kluges
Denken,

Zu Gottes Lieb und Macht anſtändigen Geſchenken.
Wenn nun dem Sterblichen bevor ſein Grab ihn deckt,
Der Wahrheit Anſchauung Vergnügen hat erweckt:
Wenn zärtliches Gefühl der Sinnen Luſt genoſſen,
Wird nicht ſein Lebensziel gerecht von ihm beſchloſſen?
Sein ihm beſtimmtes Glück ward mehrern zugedacht,
Ein andrer trat ans Licht und er verſank in Nacht.
Kann denn die Roſ' im Herbſt ihr leichtes Roth, ihr Prangen,
Ein Wurm, der Menſchen Zeit, die Ewigkeit verlangen?
Sprich, der du klagteſt, hat der Weisheit ewger Rath
Dich auf dem Wege, den dein Fuß mit Furcht betrat,
Den Noth dir wählen hieß, wo Angſt dich hat begleitet,
Zur Schmach des Mißvertraun's, zu ihr nicht wohl geleitet?
Fandſt du am Ende nicht dein Heil? Nur ſey dem Wahn

Aus dem Betrug des Sinns, nicht seufzend unterthan.
Gesetzt, sie lohnt dir nicht mit todter Erzte Glänzen,
Sie führt dich nicht zum Hof, nicht zu der Helden Kränzen,
Es ist bey ihr nicht Wein, ein prächtig Haus, ein Kuß,
Ein Bett, wo Wollust schwächt, der Führungen Beschluß;
Sind diese Güter dann nur werth sie uns zu geben?
Ist nicht Zufriedenheit der beste Theil vom Leben?
Und dieser innre Trost, daß uns kein Vorwurf bleibt,
Wenn uns Vernunft allein zum Thün und Lassen treibt?
Und des Gewissens Angst uns nicht im Innren naget?
Wenn Nothdurft uns erhält, kein Schmerz die Glieder plaget?
Und wenn auf Erden dann die Vorsicht gleichsam ruht,
So wird selbst Tod und Grab zuletzt ein wahres Gut.
Wünsch dir nichts Irrdisches! Kaum Weisen hats genützet,

Es führt zum Mißbrauch an, wenn es ein Narr
besitzet.
Frag aber, wer du seyst, wenn, fast von Gram
verzehrt,
Dein zagend Herze mehr, als Gott dir giebt, be-
gehrt!
Prüf deiner Seelen Kraft, den Nutzen irrdscher
Dinge,
Der Handlung Zweck und halt das Gute nicht
geringe,
Zum Uebel. Aber sprich, indem dein Körper
fällt,
Warum geht doch der Mensch so ungern von der
Welt?
Der Tod scheint der Natur geschehne Schmach
zu rächen;
Der Mensch wird lächerlich sich sterbend wider-
sprechen.
Denn, große Kreatur! gefällt dir nicht dein Glück,
So scherze, zittre nicht, und stirb mit frohem
Blick.
So mag auch nicht ein Thor der Dinge Zweck
erkennen,
Die Sonne wird für ihn doch wie für Weise bren-
nen;
Und wenn ein sinnlich Gut ihn nur allein beglückt,
Wenn kühler Abendthau sein heißes Feld erquickt,

Die er nach Thalern ſchätzt in Hofnung künftger Garben,
Im Thau kein Mittel ſieht, daß nicht die Welt ſoll darben:
Wenn er ſein Gut kaum ſelbſt, kein armer Freund genießt,
Und zum Betrug des Staas ſein Geld in Kaſten ſchließt;
So raubet Gott ihm nicht ein ſeliger Vergnügen.
Der Weiſ' iſt auch ein Menſch und iſt zu hoch geſtiegen.
Der Anfang einer Welt iſt Gott nur offenbar,
Und Ußer bleibt vielleicht noch weit vom Schöpfungsjahr.
So viel erkennen wir, wenn, tief in Erdengründen,
Wir noch das Bett des Meers bedeckt mit Muſcheln finden,
Wenn auf gebliebnem Sand der weggewichnen Flut
Jetzt Bette, Erde, Thon, in feſten Lagen ruht,
Und die Natur nie ſpringt, zu Zwecken zu gelangen:
Daß ihr zu dieſem Bau geraume Zeit vergangen.
Wenn nun Gott, eh die Daur der Welt zu Ende läuft,
Unzählge Kreatur mit Wohlthun überhäuft,

Wenn zeitlich Gnügen ist der Liebeszweck geschehen,
Und endlich eine Welt, schon alt zum Untergehen,
Nach seiner Weisheit Rath ins Nichts zurückestürzt;
Was spricht der Mensch: hat Gott der Welten Glück verkürzt?
Ist jedem Menschen nicht ein weises Ziel gegeben?
Der Erden Alter war ein Ziel für aller Leben.
Man hält hier thöricht Gott zum Zorn kein Unrecht vor.
Denn er verkehrt in Nichts, was er aus Nichts erkohr.
Kein Unterschied wird ihm zur Zweckesändrung gelten:
Hier welkt ein Erdenschwamm, und dort vergehen Welten.
Inzwischen strale gleich in uns kein heitres Licht
Von künftger Straf und Lohn, und wär die Hofnung nicht,
In kluger Menschen Brust den Wilden selbst gegeben,
Daß wir nach unserm Tod beglückter sollen leben;
Ja wär so wie der Leib verfällt in Asch und Staub,
Des Menschen Edelstes der Geist, der Zeiten Raub:
So, daß in jenem Reich der furchtbar dunkeln Stillen,

Uns nichts mehr übrig wär von dem Verſtand und Willen:
Wie oder wenn der Menſch einſt ſchlief in jenem Stand
Wo er ſich unbewuſt vor der Geburt befand:
Wie oder wenn vom Seyn der Geiſt müßt ewig ſcheiden;
Die Liebe könnte doch in Gott nicht Abbruch leiden.
Denn trennte ſich in Nichts der Einſchränkungen Band,
So hört das Uebel auf, das uns dadurch entſtand;
Und da ſich Glück und Noth auf Vorſtellungen gründen,
So hörte beydes auf, würd einſt der Geiſt verſchwinden.
Dort würd uns durch den Schmuck der Welt nicht Luſt erweckt,
Doch auch das Innre nicht vom ſchnellen Blitz erſchreckt.
Geſundheit wäre nicht, doch auch nicht Gliederplagen,
Nicht Reichthum, auch nicht Furcht, nicht Scherze, auch nicht Klagen.
Die Wahrheit gäbe dort nicht Weiſen Seligkeit,

Das Vorurtheil nicht Müh, nicht Fleiß der Säle Streit.
Dort herrschte kein Beweiß, auch kein gebietend Sprechen,
Nicht Stärke des Verstands, und auch nicht seichte Schwächen,
Wodurch ein Thor entdeckt, daß aller Dinge Reih
Nur schlecht, das Gute klein und Böses größer sey:
Wodurch unwirklich Leid er sich erschaft und mehret,
Das schöne Bild der Welt verfälscht und sich verkehret:
Wodurch er sich beklagt, daß ihm kein Glücke blüh,
Und Gott zum Sündigen Vergnügen ihm verlieh.
Ja, welcher Sterblicher ist mit der Welt zufrieden?
Wär sein gewünschtes Glück ihm nicht in Nichts beschieden.
Doch, ewig Heiliger, was einst der Mensch wird seyn,
Sein Schicksal nach dem Tod, das sieht er hier nicht ein.
Gewohnet an Begriff von hier erkannten Dingen,

Setzt er dort ein Geheul und dort der Engel Singen.
Des blinden Persers Wahn, was ihm scheint offenbart,
Baut Hölle und Himmel sich nach seiner Landesart.
Der Meßkünstler, vergnügt vom unfehlbaren Wissen,
Glaubt einst die Welt zu sehn in ihren ewgen Rissen.
Der Metaphysiker, der leicht den Sinn betrügt,
Sieht dorten wie die Meng der Monaden sich fügt;
Und der Poet vermeynt sich prächtig auszudrücken,
Wenn er den Himmel kann mit Glanz und Lichte schmücken.
Allein wie weit hierinn man Recht hat, oder irrt,
Zeigt sich, wenn unser Thun Gott einst belohnen wird.
Genug, man lebe hier in Hofnung ohne Kränken;
Die Ewigkeit wird uns ein selges Glücke schenken.
Denn, o Gott, deine Huld und deiner Thaten Preiß

Bleibt, daß der Geist nicht stirbt, der kräftigste Beweiß!
Es ist was in uns denkt von uns noch nicht ergründet.
Ob es dereinsten schläft, wie oder gar verschwindet,
Dieß hat noch nicht zu fest der stärkste Schluß vereint,
Wenn man den Grund allein im Geist zu finden meynt.
Die Ursach liegt vielmehr in Gottes Seyn verborgen,
Warum wer hier entschläft doch hofft des Lebens Morgen.
Die Zeit, für Menschen groß, ist dennoch oft zu klein,
Als daß sie könnt ein Ziel der ewgen Liebe seyn.
Gott, der unendlich ist, dem alle Schranken weichen,
Wie soll denn nicht sein Zweck auch seinem Wesen gleichen?
In ihm ruht ja der Quell, wo Weisheit ewig fließt,
Wie hemmte die die Zeit, daß sie sich nicht ergießt?
Gott zeigte durch die Welt uns seine Macht und Stärke,
Soll die unkenntbar seyn nach dem zerbrochnen Werke?

Und da du hier, o Gott, voll Langmuth und Geduld,
Der Thoren Witz erträgst, und Spötter deine Huld,
Wie ſollten die nicht einſt, wenn dein Zorn wird entbrennen,
Gnad und Gerechtigkeit in weiſer Straf erkennen?
Ja, Heiliger, dieß glaubt ein Weiſer dir zum Ruhm!
Die Welt, dein Werk iſt nicht des Todes Eigenthum.
Aus Liebe haſt du ſie einſt wollen zubereiten,
Und deine Lieb iſt hier ein Vorſpiel künftger Zeiten.
Der Tod, der unſern Leib mit Fäulniß einſt durchdringt,
Macht daß der edlre Theil, der Geiſt, ſich höher ſchwingt.
So wie vom Saamenkorn die Staude ſich erhebet,
Wird auch zuerſt der Menſch im dunklen Stand belebet,
Er keimt in der Geburt, wächſt durch die Lebenszeit,
Und ſeiner Blüte Frucht iſt die Unſterblichkeit:
Der Leib ſinkt der Natur, bey ſeines Zweckes Ende,
Verwelkt, um fernern Brauch, in die geraumen Hände.

Ja wenn denn endlich auch nach Gottes weisem Schluß,
Das prächtge Weltgebäud in Nichts sich stürzen muß:
Wenn nicht zum Mittelpunct die Schwere mehr wird dringen,
Wenn Sonnen nicht mehr sind, sich Erden nicht mehr schwingen;
O so verklärt doch dann des alten Raumes Nacht,
Gott, deiner Weisheit Glanz mit neuer Lieb und Macht.
Vielleicht wird in dem Raum, wo Welten gehn verloren,
Den Geistern eine Welt im Himmel auserkohren.

Damon,

oder

die

wahre Freundſchaft,

ein Luſtſpiel,

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Vorerinnerung.

In einer gewissen Monatsschrift von kurzer Dauer, den Ermunterungen, die 1747 zu Hamburg erschienen, stehen unter einer Menge schlechter Sachen auch verschiedne Gedichte von Leßing, die er hernach in seine Kleinigkeiten aufgenommen. Unter andern habe ich auch dieses kleine Lustspiel gefunden, das er zwar mit Recht selbst verworfen zu haben scheint. Aber die Lehrlingsstücke großer Dichter verdienen schon einige Neugierde, sie gehören zur Geschichte ihres Geistes. Und ein Lehrlingsstück eines Leßings ist doch wohl eher einiger Aufmerksamkeit würdig, als die Meisterstücke derer, die Zeitlebens Lehrlinge bleiben; oder, wie er im zweiten Theil seiner Dramaturgie selbst sagt, wer wird nicht lieber einen großen Mann in seinem Schlafrocke und in seiner Nachtmütze, als einen Stümper in seinem Feyerkleide sehn.

Damon.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen: Die Wittwe. Oront.
Leander. Liſette.
Damon.

Erſter Auftritt.

Die Wittwe. Liſette.

Liſette. Nun, das iſt wahr, unſer Haus hat ſich in Kurzem recht ſehr geändert. Noch vor acht Tagen war es ein belebter Sammelplatz von unzähligen jungen Herren und verliebten Narren. Alle Tage haben ſich ihrer ein Paar verloren. Heute blieben die weg, morgen folgten ein Paar andre nach und übermorgen desgleichen. Gott ſey Dank! zwey ſind noch übrig geblieben. Wenn die ſich auch abfinden ſollten: ſo wird unſer Haus zur Einöde. Madam! Madam!

Wittwe. Nun, was iſt es?

Liſette. Alsdann bleibe ich gewiß auch nicht länger bey Ihnen; ſo gut ich es auch hier habe. Geſellſchaft iſt das halbe Leben!

Wittwe. Du hätteſt dich alſo beſſer in einen Gaſthof, als in meine Dienſte geſchickt.

Liſette. Ja. In einem Gaſthof geht es doch noch munter zu. Wenn es nicht ſo viel Arbeit da gäbe, wer weiß was ich gethan hätte. Wenn man einmal leider dienen muß, ſo dächte ich, iſt es wohl am vernünftigſten, man dient da, wo man bey ſeinem Dienen das gröſte Vergnügen haben kann. Doch, Scherz bey Seite. Was ſtellt denn jetzo Herr Damon und Herr Leander bey Ihnen vor?

Wittwe. Was ſie vorſtellen?

Liſette. Die Frage ſcheint Ihnen wunderſam? Das weiß ich wohl was ſie ſonſt vorgeſtellt haben. Ihre Freyer.

Wittwe. Und das ſind ſie auch noch.

Liſette. Das ſind ſie noch? So? Damon iſt alſo des Leanders Nebenbuhler, und Leander des Damons, Und gleichwohl ſind Leander und Damon die beſten Freunde? Das wäre eine neue Mode. Wider die ſtreite ich mit Händen und Füſſen. Was? Nebenbuhler, die ſich nicht unter einander zanken, verleumden, ſchimpfen, betrügen, herausfordern, ſchlagen, das wären mir artige Kreaturen. Nein, es muß bey dem Alten bleiben. Unter Nebenbuhlern muß Feindſchaft ſeyn oder ſie ſind keine Nebenbuhler.

Wittwe. Es iſt wahr, ich habe mich über ihr Bezeigen einigermaßen ſelbſt gewundert. Ehe beyde noch wuſten, daß ſie einerley Zweck hätten, bezeigte ſich niemand gegen mich verliebter als ſie. Niemand war zärtlicher, niemand beſtrebte ſich um meine Gegengunſt mehr als ſie. Sobald ſie gewahr wurden, daß einer des andern Nebenbuhler wäre, ſo bald wurden beyde in ihrem Beſtreben, mir zu gefallen, nachläßiger. Einer redete bey mir dem andern das Wort, Damon dem Leander und Leander dem Damon. Beyde ſchwiegen von ihren eignen Angelegenheiten.

Liſette. Und bey der Aufführung halten Sie beyde noch für Ihre Freyer?

Wittwe. Ja, ich bin es gewiß überzeugt, daß ſie mich beyde lieben. Beyde lieben mich aufrichtig. Nur ſchien mir Damon etwas zu flüchtig und Leander etwas zu ungeſtüm.

Liſette. Beynahe möchte ich Sie jetzt etwas fragen?

Wittwe. Nun, ſo laß doch hören.

Liſette. Werden Sie mir aufrichtig antworten?

Wittwe. Ob ich dir aufrichtig antworten werde? Ich ſehe nicht, was mich nöthigen ſollte, dir eine erdichtete Antwort zu geben. Wenn mir bei-

ne Frage nicht anſteht, ſo dürfte ich dir ja lieber gar nicht antworten.

Liſette. Sie glauben, daß Sie von beyden geliebt werden. Und vielleicht mit Recht. Welchen von ihnen lieben Sie denn aber?

Wittwe. Welchen?

Liſette. Ja.

Wittwe. Welchen? Die Frage iſt wunderlich. Ich liebe ſie beyde.

Liſette. Nun, das iſt gut. Sie werden ſie alſo auch beyde heirathen?

Wittwe. Du mengſt alles unter einander. Jetzo war die Rede vom Lieben und nicht vom Heirathen. Alle Freyer die ich gehabt habe, waren theils ekle verliebte Haaſen, theils eigennützige niederträchtige Seelen. Was habe ich nicht von beyden ausſtehen müſſen! Nur Damon und Leander unterſchieden ſich gleich anfangs von ihnen. Ich nahm dieſen Unterſchied mit dem gröſten Vergnügen wahr; und ich glaube auch, daß ich es ihnen ſelbſt habe deutlich genug zu verſtehen gegeben, wie ſehr ich ſie zu unterſcheiden wüßte. Ich habe allen den Abſchied gegeben, die nicht ſelbſt ſo klug waren, ihn zu nehmen; nur ſie habe ich da behalten und ſehe ſie noch mit Vergnügen bey mir.

Liſette. Was ſoll aber daraus werden?

Wittwe. Ich will es mit abwarten. Kann ich nicht beyder Liebſte werden, ſo kann ich doch wohl beyder Freundinn ſeyn. Ja, gewiß die Freundſchaft kommt mir jetzt viel reizender vor, als die Liebe. Ich muß dieſes dem Exempel meiner zärtlichen Liebhaber zuſchreiben.

Liſette. Was, die Freundſchaft? Die Freundſchaft reizender als die Liebe? Die trockne Freundſchaft! Reden Sie mir nur nicht ſo philoſophiſch. Ich glaube doch davon ſo viel als ich will. Ihr Herz denkt ganz anders. Und es würde ihm auch gewiß nicht viel Ehre machen, wenn es mit dem Munde übereinſtimmte. Laſſen Sie mich einmal verſuchen, ob ich ſeine ſtumme Sprache verſtehe. Ich höre es, ja, ja, es ſpricht: Wie? ſind das die aufrichtigen Liebhaber? Was iſt das für eine neue Art von Liebe, die der Anblick eines Freundes unterdrückt? Keiner wagt es, mir ſeinen Freund aufzuopfern? O die Unwürdigen! Ich will ſie haſſen, ja, ich will — aber werde ich auch können, werde ich auch —

Wittwe. Schweig, ſchweig, Liſette. Du verſtehſt ſeine ſtumme Sprache ſehr ſchlecht.

Liſette. O! verzeihen Sie mir. Dieſes Einfallen in die Rede, verſichert mich, daß ich ſie ſehr wohl verſtehe. Je nun, wie kann es anders

seyn? Ich würde selbst verdrüßlich seyn, wenn mir die Freundschaft so einen Streich spielte. Ueberlegen Sie es nur, wer ist sonst daran Schuld, als die Freundschaft, daß Sie jetzo, da Sie zwey Anbeter haben könnten, gar keinen haben? Ach! es wäre eine Schande, wenn die Liebe nicht stärker seyn sollte, als die Freundschaft.

Wittwe. Ach!

Lisette. Ha! Ha! Den Ton verstehe ich auch. Hören Sie einmal, ob ich ihn geschickt umschreiben kann. Nicht wahr? er will so viel sagen: Lisette, nöthige mich nicht weiter, dir etwas zu gestehen, was du schon weißt. Wollte der Himmel, daß die Liebe nur bey einem mächtiger wäre als die Freundschaft! Kannst du was beytragen, meine Liebhaber empfindlicher und weniger gewissenhaft zu machen?

Wittwe. Sage mir was du schwärmst?

Lisette. O! um Verzeihung, es sind Ihre eigne Schwärmereyen.

Wittwe. Gesetzt nun, ich gestünde dir, daß ich es lieber sehen würde, wenn mir beyde ihre Liebe noch ferner entdeckten, wenn sich beyde die zärtlichste Mühe um mein Herz gäben, wenn einer dem andern einen Rang abzulaufen suchte, wenn sie meine Gunstbezeugungen selbst, die ich dem einem mehr oder weniger zukommen ließe,

ein wenig uneinig machte, wenn ich alsdenn selbst das Vergnügen haben könnte, sie wieder zu vereinigen um sie aufs neue zu trennen, gesetzt, sage ich, ich gestünde dir dieses, was wäre es nun mehr?

Lisette. Es wäre allerdings etwas mehr, als Sie mir vorhin zugestehen wollten.

Wittwe. Ich weiß aber auch gar nicht was ich für Ursache habe, dir von meinem Herzen Rechenschaft zu geben.

Lisette. Ich bin mit Ihnen einig, Sie haben keine, Sie thun es aus bloßer Gütigkeit. Aber Sie sollen nicht umsonst so gütig gewesen seyn, ich versichre Sie. Ich will mein Möglichstes thun, daß es bald dahin kömmt, wohin Sie es gern haben wollen. Aber sagen Sie mir nur erst, für wen wollen Sie sich wohl am liebsten erklären? Für Damon oder Leandern? Sie besinnen sich? Hören Sie, es fällt mir ein guter Rath ein. Sie wissen, daß sie beyde vor einem Jahre beynahe ihr ganzes Vermögen, jeder auf ein besondres Schiff, welche nach Ostindien handeln, gegeben haben. Sie warten alle Tage auf ihre Rückkunft. Wie wäre es, wenn wir auch darauf warteten und uns alsdenn für denjenigen erklärten, der der Glücklichste bey diesem Handel gewesen ist?

Wittwe. Ich lasse mir es gefallen. Nur —

Lisette. Hier kömmt Herr Damon lassen Sie mich einmal mit ihm alleine, ich will ihn ausholen.

Zweyter Auftritt.

Lisette. Damon.

Lisette. Ihre Dienerinn, Herr Damon. Sie scheinen mir jemanden zu suchen. Wer ist es?

Damon. Leander hat mich hier erwarten wollen. Habt ihr ihn nicht gesehen?

Lisette. Nein. Nun — Aber müssen Sie denn deswegen gleich wieder fortgehen? Verziehen Sie doch einen Augenblick. Wird Ihnen die Zeit schon zu lang, daß er Ihnen nicht gleich seine süßen Träume von der Freundschaft vorplaudern soll? Wenn Sie nur deswegen etwa hergekommen sind, angenehme Lügen und entzückende Gedanken von Ihrem Freunde zu hören, verziehen Sie, verziehen Sie, ich will es so gut machen als er. Seit Sie und Herr Leander einander hier angetroffen, schallen ja alle Wände von dem Lobe der Freundschaft wieder, ich werde doch wohl was behalten haben.

Damon. Dieſe Spöttereyen geſchehen auf Unkoſten meines Freundes. Sie müſſen mir nothwendig zuwider ſeyn. Wenn ich bitten darf, ſchweig.

Liſette. Ey! ſonſt jemand möchte bey ſolchen Umſtänden ſchweigen. Ueberlegen Sie es doch nur ſelbſt. Sie ſind in dem Hauſe einer jungen liebenswürdigen Wittwe. Sie lieben ſie, Sie ſuchen ihre Gegenliebe. Aber mein Gott, auf was für eine beſondre Art! Ein Freund macht Sie in Ihrem Antrage ſchüchtern. Sie wollen ihn nicht beleidigen. Ihre Liebe iſt viel zu ſchwach, ſeine ungegründeten Vorwürfe zu erdulden. Sie wollen es lieber mit Ihrer Liebſte als mit Ihrem Freunde verderben. Je nun, möchte es doch noch endlich ſeyn, wenn der andre nur nicht eben ſo ein Grillenfänger wäre.

Damon. Unſre Aufführung darf eurer Frau gar nicht ſeltſam vorkommen. Sie weiß unſrer beyder Neigung. Wir haben uns ihr beyde erklärt, ehe wir wußten, daß wir ihr einerley erklärt hätten. Wir beſtreben uns, aufrichtige Freunde zu ſeyn. Wäre es alſo nicht unbillig, wenn ich dem Leander, oder Leander mir, durch ungeſtümes Anhalten ein Herz entreißen wollte, das ſich vielleicht mit der Zeit aus Neigung an einen von uns ergeben wird?

Liſette. Aus Neigung? Als wenn ein Frauenzimmer nicht für alle wohlgemachte Mannsperſonen einerley Meynung hätte. Zum Exempel, was würde mir daran gelegen ſeyn, ob ich Sie oder Herr Leandern bekommen ſollte. Nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich meinem Stolze einmal ſolche ſüße Träume vorhalte. Sie und Herr Leander ſind von einer geſunden Leibesbeſchaffenheit. Stark und munter. Zwiſchen zwey gleich guten Sachen kann man ſich in der Wahl nicht irren. Der erſte der beſte. Nur blindlings zugegriffen!

Damon. Liſette, ihr beurtheilt eure Frau nach euch, und gewiß ihr macht ihr dadurch nicht viel Ehre. Ich kenne ſie zu wohl. Sie hat edlere Gedanken von der Liebe.

Liſette. Ach nehmen Sie mir es nicht übel. Liebe bleibt Liebe. Eine Königinn liebt nicht edler als eine Bettlerinn, und eine Philoſophinn nicht edler, als eine dumme Bauersfrau. Es iſt Maus wie Mutter. Und ich und meine Frau würden in dem Weſentlichen der Liebe gewiß nicht um ein Haar unterſchieden ſeyn.

Damon. Lebt wohl! Ich habe jetzo juſt weder Luſt noch Zeit eure ungegründeten Reden zu widerlegen. Sollte Herr Leander kommen, ſo bittet ihn, einen Augenblick zu verziehn. Ich ha-

be was nöthiges vorher zu verrichten. Ich werde gleich wieder da seyn.

Lisette. Je, zum Henker, so warten Sie doch einen Augenblick! Sie nennen meine Reden ungegründet? Nun horchen Sie einmal. Jetzo will ich Ihnen was sagen. Vielleicht werden sie Ihnen alsdenn gegründeter vorkommen.

Damon. Nun, so werde ich was hören.

Lisette. Wissen Sie, was meine Frau beschlossen hat? Sie will warten, bis die beyden Schiffe wieder da sind, auf welche Sie Ihre Gelder gegeben haben. Und wer bey dem Handel der Glücklichste wird gewesen seyn, den wird sie heirathen. Knall und Fall. Glauben Sie nun, daß es meiner Frau gleichviel seyn wird, ob sie den Herrn Leander oder Sie bekömmt? He?

Damon Was? Lisette! Das hätte deine Frau beschlossen? Geh, erzähle dein Mährchen einem andern.

Lisette. Nun, warum kömmt Ihnen das so unwahrscheinlich vor? Ist es ein Schelmstück, daß man lieber einen Reichen als einen Armen heirathen will? Ihr närrischen Mannspersonen zählt wohl eher die Rockknöpfe, wenn ihr euch zu nichts entschließen könnt. Und ich dächte doch, sie hätte noch zehnmal gescheiter gethan, da sie

es dem Glücke überlaſſen, den Ausſchlag zu thun, und ihre Neigung gewiß zu beſtimmen.

Damon. Himmel, wie unglücklich bin ich, wenn ihr die Wahrheit redet! Hätte ich mir auch jemals einbilden können, daß der Reichthum ſo viel Reiz für ſie haben ſollte? Soll der nun unſre Perſon erſt beliebt machen? Findet ſie an mir und an Leandern nichts, was dieſer verblendenden Kleinigkeit die Waage halten könnte? Bald ſollte es mich gereuen eine Perſon zu lieben, die ſo niederträchtig —

Liſette. Nun, nun. Fein ſachte! Fein ſachte! Nur nicht gleich geſchimpft. Zum Geier, haben Sie es beſſer haben wollen? Der Reichthum an und für ſich ſelber iſt eben dasjenige nicht, was ſie an Ihnen ſucht. Die Neigungen meiner Frau gegen Sie und gegen den Herrn Leander liegen jetzo im Gleichgewichte und dieſes ſoll alſo nur ein kleiner Zuwurf ſeyn, welcher der oder jener Schaale den Ausſchlag giebt. O! geizig ſind wir eben nicht. Das ſagen Sie uns nur nicht nach. Ob es uns auch gleich keine Schande ſeyn würde, wenn wir es wären. Sie zeigen ja dadurch daß Sie ihr eine Zeitlang nichts mehr von Ihrer Liebe vorgeſagt haben, ganz deutlich, daß es Ihnen gleich viel ſeyn würde, ob ſie für Sie ſelbſt oder Ihren Freund ſich erklärte, und Leander des-

gleichen. Wie hätten Sie es also wohl klüger können anfangen?

Damon. Ach daß ich so verliebt, ach daß ich so gewissenhaft in der Freundschaft bin!

Lisette. Würde es Ihnen vielleicht lieber gewesen seyn, wenn meine Frau Sie beyde hätte würfeln lassen, damit die meisten oder die wenigsten Augen sie dem einen oder dem andern zur Frau gegeben hätten. Es ist dieses sonst eine ganz löbliche Soldatenmode, wenn von zwey Galgenschwengeln einem das Leben soll geschenkt werden, und es einer doch eben so wenig verdient als der andre. Ja, ja. Nicht wahr, sie hätte der Mode wohl auch hier folgen können?

Damon. Eure Spöttereyen sind sehr übel angebracht. Mein Herz ist — Doch ich will nur gehen. Lisette, Lisette, in was für Unruhe habt ihr mich gesetzt! Himmel!

Dritter Auftritt.

Lisette allein.

Nun der hat einen Floh hinter den Ohren. Aber was hilft mirs? Ich kann jetzo aus ihm eben so wenig klug werden als zuvor. Wenn ich ihn nur wenigstens so weit hätte bringen können, daß er seine Liebeserklärungen wieder vorgesucht hätte.

Er ließ aber auch gar nicht mit sich reden, es war, als wenn er auf Kohlen stünde. Huy! Da kömmt Leander. Laß sehn was mit dem anzufangen ist.

Vierter Auftritt.

Lisette. Leander.

Lisette. Ein klein bischen eher, so hätten Sie ihn angetroffen.

Leander. So? Ist Damon schon hier gewesen?

Lisette. Ja. Und er wird auch gleich wieder da seyn: Sie sollen sich nur ein klein wenig gedulden. Herr Leander, wie sehen Sie mir denn aber heute einmal so verdrüßlich aus? Ach das Gesichte steht einem Freyer gar nicht? Pfuy fein munter, hübsch lustig!

Leander. Wer so viel Ursach zum Verdruß hat, wie ich —

Lisette. Ach, ach, reden Sie doch. Sie mögen wohl viel auf den Herzen haben, das Sie bekümmert. Ich merke zwar bald was es seyn kann. Huy, daß Sie die Liebe quält. Sind Sie es einmal satt, sie der Freundschaft nachzusetzen? O Sie thäten nicht mehr als billig. Frisch gewagt!

Schade auf einen Freund. Halten Sie bey meiner Frau wieder aufs neue an. Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie bekommen ſie weg. Wenn Sie aber noch länger tändeln, ſo bin ich Ihnen für nichts gut. Wählen kann meine Frau nicht. Wenn nicht bald einer von beyden kömmt und ſie holt, ſo hat ſie alles ſchon dem blinden Zufalle überlaſſen. Wer von Ihnen bey dem Handel nach Oſtindien am glücklichſten wird geweſen ſeyn, dem will ſie Hand, Herz und Vermögen ſchenken. Was fehlt Ihnen? Was fehlt Ihnen?

Leander. Liſette, um des Himmels willen, dem Glücklichſten? Nun iſt mein Unglück vollkommen.

Liſette. Vollkommen? Was will das ſagen? Erklären Sie ſich.

Leander. Wohl, ich will mich euch vertrauen. Wiſſet denn daß ich nur geſtern Abend Briefe erhalten habe, daß mein Schiff in einen Sturm verunglückt ſey. Grauſamer Himmel! ſo war es nicht genug mir mein Vermögen zu nehmen, du mußteſt mir auch noch den Gegenſtand meiner ſo zärtlichen Liebe entreißen?

Liſette. Jener ſchimpfte auf meine Frau und der ſchimpft auf den Himmel. Und beyde ſind wohl unſchuldig. Herr Leander, Ihr Unglück geht mir nahe. Ich will es Ihnen ſchon glauben,

daß es einem Verdruß genug verursachen muß, wenn man sein Vermögen verliert. Ich habe diese traurige Erfahrung noch nicht machen können, und Gott sey Dank! ich habe keins. Wenn aber der Verdruß, Reichthümer zu verlieren, so groß ist, als die Begierde, sie zu gewinnen, so muß er unerträglich seyn. Ich gestehe es. Aber auf den andern Punct zu kommen. Der Gegenstand Ihrer so zärtlichen Liebe, Sie meynen doch meine Frau — nicht? Hören Sie nur — um den haben Sie sich selbst gebracht. Doch, wenn Sie mir folgen wollen, Herr Leander, so verloren als es scheint, so ist es doch nicht ganz verloren.

Leander. O ich bitte euch, redet frey. Ich will euch in allen folgen, was mir nützlich seyn kann.

Lisette. Aber ich zweifle, daß Sie es thun werden.

Leander. Zweifelt nicht, ich bitte euch.

Lisette. Ich kenne Ihre Hartnäckigkeit allzuwohl. Sie sind von den erhabenen Begriffen der Freundschaft zu sehr eingenommen. Damon, Ihr liebster Freund auf der Welt, das kostbarste Geschenk des Himmel, ohne welchen Ihnen alle Güter, alle Ehre, alles Vergnügen nur verachtungswerth, nur eitel, nur unschmackhaft vorkommen würden; Damon, Ihr anders Ich, dessen

Glück Ihr Glück, deſſen Unglück Ihr Unglück iſt, Damon, der edle Damon, der —

Leander. Ja, allerdings, Liſette. Du wirſt ihn nie genug loben können. Der iſt noch der einzige, der mir mein Unglück wird tragen helfen. Ich habe allezeit die vortheilhafteſten Gedanken und die zärtlichſten Empfindungen für ihn gehabt. Ich zweifle nicht, er wird jetzo zeigen, wie würdig er meiner Freundſchaft ſey. Hätte er ſein Vermögen verloren, ſo würde das meinige das ſeinige geweſen ſeyn. Ich würde die Hand der liebenswürdigſten Perſon ſeinetwegen ausſchlagen. Damon, ja, Damon — o hätte er mein Herz — Aber, aber — ich weiß, das wahre Zärtliche in der Freundſchaft hat er nie recht empfinden wollen —

Liſette. Ja, Herr Leander, wenn Sie glücklich ſeyn wollen, ſo müſſen Sie dieſen Damon einige Zeit aus dem Augen ſetzen. Erſchrecken Sie der dieſen Vorſchlag nicht.

Leander. Wie verſteht ihr das?

Liſette. Nun, ich ſehe doch daß Sie mit einem ziemlich unerſchrocknen Geſichte meine Erklärungen verlangen. Befürchten Sie nur nichts ich rathe Ihnen keine Verrätherey an Ihrem Freunde. Weder er wird Ihnen, noch Sie werden ſich ſelbſt dabey was vorzuwerfen haben.

Kurz, gehen Sie zu meiner Frau. Thun Sie ihr eine aufrichtige Liebeserklärung. Versichern Sie sie, daß sie Damon nicht mehr liebte. Wenn es seyn muß, nehmen Sie noch ein Paar Nothlügen dazu, wodurch er ihr desto gehäßiger wird. Sie werden es sehen, es wird alles gut gehen.

Leander. Wenn sie nun aber darauf beruht, erst abzuwarten, wer am glücklichsten bey den bewußten Handel gewesen, so wird mich ja alles nichts helfen.

Lisette. Huy! Ist das der standhafte Freund? So leicht läßt er sich bereden? Herr Leander, darauf wird sie wohl schwerlich bestehen. Doch gesetzt, es schadet uns nichts. Wissen Sie was? Ich weiß, daß Sie und Herr Damon einigemal Lust hatten, mit Ihren Kapitalen zu tauschen. Sie sind von gleicher Summe. Ich dächte, Sie versuchten den Herrn Damon noch dazu zu bereden. Er weiß doch nichts, daß Ihr Schiff soll unglücklich gewesen seyn?

Leander. Nein.

Lisette. Nun, sehen Sie, so geht es vollkommen gut an. Versuchen Sie, sein Kapital zu bekommen, und treten Sie ihm das Ihrige mit allem Wucher ab. Sie können es leicht thun und werden auch leicht eine scheinbare Ursache dazu ausfündig machen können. Wie, wenn Sie zu

ihm sagten? Liebster Damon, die Freundschaft hat uns genau genug verbunden. Wie wäre es aber, wenn wir auch unsre Glücksgüter dazu anwendeten, daß einer dem andern noch mehr verbunden wäre? Lassen Sie uns derohalben einen Tausch mit den bewusten Geldern, die wir in die ostindische Handlung gegeben haben, treffen. Haben sich die Ihrigen mehr verinteressirt als die meinigen, so werde ich Ihnen alsdenn einen Theil meines Vermögens zu danken haben. Sollten die meinigen mehr gewuchert haben, so werde ich das Vergnügen haben, dasjenige in Ihren Händen zu sehen, was das Glück mir eigentlich beschieden hatte. Und werden wir dadurch nicht desto mehr verpflichtet werden, einer dem andern mit seinem Vermögen bey vorfallender Nothwendigkeit beyzustehen?

Leander. Euer Rath ist gut. Und auch der Vorwand scheinet mir scheinbar genug zu seyn. Aber ich besorge, mein Freund möchte einmal einen Verdacht auf mich werfen. Drum möchte ich selbst ihm diesen Vorschlag nicht gern thun. Könntet ihr nicht etwa eure Frau auf den Einfall bringen? Wenn diese thäte als ob sies gern sähe — so —

Liſette. Ich verſtehe Sie. Ich verſtehe Sie. Verlaſſen Sie ſich auf mich und machen Sie nur daß Sie bald zu meiner Frau kommen.

Leander. Sobald als ich mit meinen Freunde werde geſprochen haben. Gott iſt mein Zeuge, daß ich bey allen dem redliche Abſichten habe. Ich weiß es gewiß, mein Freund würde, wenn ich mein Vermögen verlöre, nicht großmüthig genug ſeyn können, die Pflichten, die er mir alsdenn vermöge unſres Bundes ſchuldig wäre, auszuüben. Ich will ihm derohalben von dem gewiſſen Schimpfe, von der Nachwelt ein ungetreuer Freund genennt zu werden, befreyen. Meinerſeits aber will ich ihm zeigen, daß meine Reden vollkommen mit meinen Thaten übereinſtimmen. Er ſoll die Hälfte meines Vermögens haben —

Liſette. In Anſehung deſſen, daß ihm von Rechtswegen das Ganze gehört — Das iſt ein aufrichtiger Freund!

Leander. Ich will alles anwenden, ihm wieder aufzuhelfen. Vielleicht iſt er ein andermal glücklich. Vielleicht —

Liſette. Stille! Stille! Herr Damon kömmt ohne Zweifel wieder. Ich will gehen. Er möchte denken, wer weiß was wir miteinander zu reden gehabt hätten. Ich geh zu meiner Frau.

Kommen Sie bald nach — Nun, das hätte ich mir nicht vermuthet.

Fünfter Auftritt.

Leander hernach Damon.

Leander. Ich darf ihm also nichts von meinem Unglücke sagen, weswegen ich ihn doch herbestellet hatte. Was werde ich also mit ihm zu reden haben? Es wird sich schon geben.

Damon. O wertheſter Leander! verzeihen Sie mir, daß Sie auf mich haben warten müſſen.

Leander. Ich Ihnen verzeihen? Womit haben Sie mich beleidiget? Legen Sie doch endlich einmal, allerliebſter Freund, das mir so nachtheilige Vorurtheil ab, daß Sie im Stande wären, mich zu beleidigen. Ein Freund wird über den andern nie verdrüßlich. Den Pöbel, dem die süſſe Vereinigung der Gemüther unbekannt iſt und ewig zu seinen unersetzlichen Schaden unbekannt bleiben wird, der Pöbel, die Schande des menschlichen Geschlechts, mag unter einander zürnen. Die Freundschaft bewafnet eine Seele mit einer unüberwindlichen Sanftmuth. Was ihr Freund thut, was von ihrem Freunde kömmt, iſt ihr billig und angenehm. Die Beleidigungen werden

nur durch die bösen Absichten dessen, der beleidiget, und durch die Empfindlichkeit dessen, der beleidigt wird, zu Beleidigungen. Wo niemand also böse Absichten hat, wo niemand empfindlich wird da haben auch keine Beleidigungen statt. Wird aber ein Freund gegen den andern wohl böse Absichten hegen? Oder wird ein Freund über den andern wohl empfindlich werden? Nein. Drum, liebster Damon, wenn mir auch durch Sie der gröſste Schimpf widerführe, wenn ich durch Sie Gut und Geld verlöre, wenn ich durch Sie ungesund, lahm, blind und taub würde, wenn Sie mich um Vater und Mutter brächten, wenn Sie mir selbst das Leben nähmen, glauben Sie, liebster Damon, daſs Sie mich alsdenn beleidigt hätten? Nein. So viel Unrecht Sie auch hätten, so viel Recht würden Sie bey mir haben. Würde Sie auch die ganze Welt verdammen, ich würde Sie entschuldigen, ich würde Sie lossprechen.

Damon. Ich will wünschen, Leander, daſs ich Ihnen mit gleichem Feuer antworten könnte. Ich will mich bemühen, Ihre Freundschaft nie auf eine so harte Probe zu setzen.

Leander. Ey! liebster Freund, wie so kaltsinnig? Zweifeln Sie an der Aufrichtigkeit meiner Reden? Zweifeln Sie, ob meine Freundschaft die-

se Probe aushalten würde? Wollte doch Gott, ja, wollte doch Gott, daß Sie mich je eher je lieber auf eine Art beleidigten, welche bey andern unvergeblich seyn würde! Wie vergnügt, wie entzückt wollte ich seyn, die süße Rache einer großmüthigen Sanftmuth zu empfinden!

Damon. Ich weiß es, es ist die Pflicht eines Freundes, dem andern zu verzeihen. Doch, es ist auch des andern Pflicht, ihm so wenig Gelegenheit dazu zu geben, als ihm nur möglich ist.

Leander. Freund, im Verzeihen müssen wir dem Himmel gleich seyn. Unsere Verbrechen, so groß und so häufig sie sind, machen ihn in dieser ihm würdigen Beschäftigung nicht müde. Wen man einmal zu seinen Freund erwählt, den muß man behalten. Weder seine Fehler noch seine Beleidigungen müssen vermögend seyn, ihn aus unsrer Gunst zu setzen. Man beschimpfet sich selbst, wenn man es dazu kommen läßt. Oder ist es etwa kein Schimpf, wenn man mit Scham gestehen muß, daß man in der Wahl gröblich geirret habe?

Damon. Aber liebster Leander, sagen Sie mir doch, weswegen Sie mit mir zu reden verlangt? Was ist denn das Wichtige, das Sie mir zu entdecken haben?

Leander. Werden Ihnen meine Reden beſchwerlich? Ich kann es nicht glauben. Sie wiſſen, wie gern man von Sachen redet, die uns angenehm ſind. Und ich weiß, man höret auch eben ſo gern davon. Sie ſcheinen mir aber heute zu beyden ein wenig verdrüßlich. Was beunruhigt Sie? Iſt Ihnen ein Unglück zugeſtoßen? Entdecken Sie mir es. Machen Sie mir das Vergnügen Ihren Schmerz mit Ihnen zu theilen. Sie ſollen alsdenn alles erfahren, was ich Ihnen zu ſagen habe.

Damon. Sie betrügen ſich nicht. Ich bin beſtürzt und bekümmert.

Leander. Und worüber? O! was zaudern Sie, mir Ihr Geheimniß anzuvertrauen. Setzen Sie in meine Verſchwiegenheit ein Mißtrauen? Zweifeln Sie, daß ich Ihnen helfen werde, wenn es in meinen Kräften ſteht? Oder zweifeln Sie gar an meinen Mitleiden? Wenn ich mein Herz gegen Sie ausſchütten kann, ſo weichet gleich die Hälfte meines Grams. Und verſuchen Sie es nur. Vielleicht bin ich ſo glücklich, daß Sie auch in meinen Vertrauen einige Erleichterung finden.

Damon. Es betrifft mich und Sie.

Leander. Und deſto eher, nur heraus damit. Müſſen Sie es etwa verſchweigen? O was man

nur seinem Freunde sagt, hat man noch niemanden gesagt. Ich und mein Freund sind eine Person. Und wenn ich den grösten Eidschwur darauf gethan hätte, gegen niemanden ein Wort von dem oder jenem zu gedenken, so konnte ich es doch, ohne den Eidschwur zu brechen, meinem Freunde sagen. Was ich dem vertraue, vertraue ich mir selbst. Und ich thue nichts mehr, als wenn ich es noch einmal für mich in den Gedanken wiederholte.

Damon. Nein! Nein! Es soll Ihnen nicht verborgen seyn. Könnten Sie sich wohl einbilden, zu was sich die Madam entschlossen?

Leander. Worinne?

Damon. Nun, rathen Sie einmal, auf was sie es will ankommen lassen, wem sie von uns beyden ihre Hand geben solle?

Leander Und eben dieses, mein Damon, eben dieses hatte ich Ihnen auch zu sagen.

Damon. Aufrichtig nun zu reden, ich bin über diesen niederträchtigen Entschluß erstaunet. Nein, Leander, ehe ich ihre Hand einer solchen schändlichen Ursache zu danken haben wollte, eher will ich sie Zeitlebens ausschlagen.

Leander. Und glauben Sie denn, daß ich sie annehmen würde? Wir haben die uneigennützigsten Absichten gegen sie. Wir würden sie lieben,

wenn sie auch nichts besäße. Und sie ist gegen uns so eigennützig? Ist ein verachtungswürdiger Reichthum das einzige, was ihr an uns gefällt?

Damon. Wie, wenn wir diesen Entschluß auf alle mögliche Art suchten zu nichte zu machen? Darf ich Ihnen wohl was vorschlagen: Was meynen Sie, wenn wir Schaden und Gewinnst bey unserm Handel theilten?

Leander. Stille! Das ist Wasser auf meine Mühle. So könnte der Tausch gar bleiben — Sie haben Recht. Nichts könnte sie leichter wieder auf den rechten Weg bringen, einen von uns aus Verdienst und Neigung zu wählen. Wohl! Ich bin es zufrieden.

Damon. O! wie vergnügt machen Sie mich durch Ihren Beyfall wieder. Ich besorgte immer, ich besorgte, Sie würden mir ihn hier entziehen. Und Sie hätten Recht dazu gehabt.

Leander. Wie wenig trauen Sie mir doch zu! So? Was könnte ich denn für Recht haben, hierinnen nicht mit Ihnen einig zu seyn? Alle Güter sind ja unter Freunden gemein. Was ich besitze, besitzen Sie. Und was Sie besitzen, darauf glaube ich auch ein kleines Recht zu haben. Verflucht sey der Eigennutz! wenn ihnen das Unglück auch so sehr zuwider seyn sollte, daß sie alles, alles dabey verlören. Nicht die Hälfte mei-

nes Vermögens, mein ganzes Vermögen wäre allezeit so gut als das Ihrige.

Damon. Freund, Sie machen mich ganz beschämt.

Leander. Was ich auch sage, würde ich auch thun. Und wenn ich es gethan hätte, so würde ich doch nichts mehr gethan haben, als was die Pflicht eines Freundes verlangt.

Damon. Aber ich weiß nicht, was ich bey mir für eine geheime Ursache finde, selbst an der Wahrheit dieses Entschlußes zu zweifeln. Könnte mir wohl Lisette —

Leander. Und von der habe ichs auch. Doch, dahinter wollen wir wohl kommen. Es liegt uns beyden nicht wenig dran. Erlauben Sie mir, daß ich Sie verlasse. Ich will selbst hingehen, und mich bey unsrer Liebsten erkundigen.

Damon. Aber, Leander, wie wird sich das schicken? Wird sie über diese Neugierigkeit nicht empfindlich werden?

Leander. Sorgen Sie nicht, ich will es schon mit einer Art vorzubringen wissen.

Damon. Nun, ich verlasse mich auf Ihre Geschicklichkeit. Kommen Sie bald wieder, mir Nachricht zu bringen.

Leander. So komme ich doch unter einem guten Vorwande wieder von ihm.

Sechster Auftritt.

Damon allein.

Entweder ich bin zur Freundschaft ganz ungeschickt, oder Leander hat sehr ausschweifende Begriffe davon. Ich bin unglücklich, wenn das erste wahr ist. Ja, die Freundschaft, sie ist allerdings das, was uns das Leben erst angenehm machen muß. So viel empfinde ich. Aber so viel empfinde ich doch nicht, als mein Freund zu empfinden sagt. Gesetzt, ich würde von ihm beleidigt, ich würde so von ihm beleidigt, als er von mir sich wünschte, beleidigt zu werden, würde ich wohl, nein, ich mag mir nicht schmeicheln, ich würde, ich würde viel zu schwach seyn, es ihm zu vergeben. Ja, ich würde es ihm verargen, wenn er mir bey einer solchen Gelegenheit verzeihen wollte, ich würde ihn selbst tadeln. Doch, ich halte ihn auch nicht einmal für fähig dazu, er mag sagen, was er will. Aber ich irre mich wohl auch, ich beurtheile ihn nach mir, weil ich so schwach bin, folgt es denn daraus, daß ein anderer — Doch allerdings, eine so vollkommne Freundschaft ist für diese Welt nicht — Ob auch wohl Leander so denkt, als er redet? Halt! Ich will, ja, wenn ich ihn beredte, ich hätte Nachricht erhalten, daß mein Schiff untergegangen.

Da will ich sehn ob seine Großmuth — Es wird mich ein wenig kitzeln, wenn ich ihn bestürzt — Doch, nein! Das war ein niederträchtiger Einfall. Seinen Freund auf die Probe setzen, heißt seinen Freund gern verlieren wollen. Nein, aber wenn nun die Witwe auf dem thörichten Entschluß blieb. — gesetzt, Leander würde durch sie glücklich — werde ich sein Freund bleiben können? — Ich zittre — ja ich fühle meine Schwäche — ich würde auf ihn zürnen — ich würde neidisch werden — ach — ich schäme mich recht vor mir selbst —

Siebender Auftritt.

Oront. Damon.

Oront. Nun, da ist er ja. Versteh er mich, Vetter, habe ich ihn doch müssen in hundert Häusern suchen. Versteh er mich. Und ich hätte ihn eher sonst wo zu finden geglaubt, als bey der jungen Witwe. Versteh er mich.

Damon. Je, was führt Sie denn her, Herr Vetter?

Oront. So? Sieht er mirs nicht an, versteh er mich, was ich will? Mache er sich nur parat, versteh er mich, Nachricht von mir zu hö-

ren, die ihn halb todt, verſteh er mich; und wenn er noch ein klein wenig Vernunft übrig hat, verſteh er mich, die ihn raſend machen wird.

Damon. Sie erſchrecken mich. Was iſt es denn?

Oront. Hab ichs ihm nicht geſagt, verſteh er mich, daß es ihm mit ſeinen Kapitale würde unglücklich gehen. Verſteh er mich. Da, ſeh er, leſe er — Sein Schiff iſt untergegangen. Da, leſe er nur, verſteh er mich — er wird alle Umſtände finden, verſteh er mich.

Damon. So?

Oront. Nun, hab ichs ihm doch vorher geſagt, verſteh er mich. Aber ihr jungen Leute laſt euch doch niemals ſagen, verſteh er mich. Alles, alles, wollt ihr beſſer einſehen. Schon recht, verſteh er mich, ſchon recht!

Damon. Dieſes Unglück hätte ich mir nicht verſehen —

Oront. Iſt das das ganze, was man ſagen kann, verſteh er mich, wenn man ſein Vermögen verliert. O Leichtſinnigkeit! o gottloſe Leichtſinnigkeit! verſteh er mich. Auf 12000 Thaler. Nun, Vetter, ſag er, was will er nun anfangen? verſteh er mich. Er iſt von der ganzen Welt verlaſſen, und mit Recht. Verſteh er mich. Kann ers läugnen, daß ichs ihm vorher verkündigt ha-

be? Kann ers läugnen, verſteh er mich. Wie vielmal habe ich ihm die güldne Regel gegeben: Wer aufs Waſſer kömmt, verſteh er mich, iſt ſo gut als halb verloren.

Damon. Ach! möchte das Geld doch ſeyn wo es wollte — wenn nur —

Oront. Ach! Schade um das Geld! Verſteh er mich. Das ſind geſcheute Reden, Damon. Denn ein Menſch, der ſo denken kann, iſt nicht werth, daß er mein Vetter ſey. Verſteh er mich. Ach ſchade ums Geld! Nein, Gott ſey Dank, verſteh er mich, ſo albern und gottesvergeſſen bin ich in meiner Jugend nicht geweſen. Denkt er, verſteh er mich, daß ihn die junge Wittwe nun heirathen wird? verſteh er mich. Sie müßte eine Närrinn ſeyn. Verſteh er mich.

Damon. Ja, Herr Vetter, dieſes beſorge ich. Und dieſes iſt auch das einzige, was mir mein Unglück empfindlich macht.

Oront. Der Narr, verſteh er mich. Als wenn es nicht ſo ſchon empfindlich genug wäre. Verſteh er mich. Doch, Vetter, daß er ſehn ſoll, verſteh er mich, wie gut ich es mit ihm meyne, ſo will ich ihm verſteh er mich, bey den Umſtänden rathen: mache er Banquerout.

Damon. Wie? ſo niederträchtig —

Oront. Was, was, niederträchtig? verſteh er mich. Das nennt er niederträchtig, verſteh er mich, Vetter, wenn man Banquerout macht? Zum Henker, verſteh er mich, habe ich nicht fünf mal Banquerout gemacht? Und bin ich niederträchtig geweſen? verſteh er mich. Habe ich nicht mein ganzes Vermögen den Banquerouten zu danken? verſteh er mich Zu dem erſten brachte mich meine Frau, verſteh er mich. Das war eine ſtolze verſchwenderiſche Närrinn. Gott habe ſie ſeelig, verſteh er mich. Aber das vergelte ihr noch Gott im Himmel, wo ſie ohne Zweifel ſeyn wird, verſteh er mich. Denn ſie war allezeit gern wo es fein luſtig und fein prächtig zugieng, verſteh er mich, das ſage ich, vergelte ihr der liebe Gott, daß ſie mir auf den ſo kurzen Weg zum Reichthum geholfen hat, verſteh er mich. Denkt er, Vetter, daß ich mit fünf Banquerouten, verſteh er mich, würde aufgehört haben, wenn mir es nicht wäre ausdrücklich verboten worden, verſteh er mich, den Handel aufs neue anzufangen?

Damon. Nein, Herr Vetter, ich kann Ihnen durchaus nicht ſchmeicheln. Es bringt Ihnen ein ſo ſchlimm erworbner Reichthum wenig Ehre.

Oront. Ach! ach! Ehre! Ehre! Verſteh er mich. Um die Ehre iſt es auch zu thun. Es

muß mancher verſteh er mich, bey aller Ehre, die er hat, verhungaern. Ach, die Ehre. Iſt es nicht ein Grillenfänger? Verſteh er mich. Nicht wahr, verſteh er mich, es wird meinen Erben gleichviel ſeyn, ob ich ihn mit Ehre oder ohne Ehre beſeſſen habe. Verſteh er mich. Sie werden mirs danken, und wenn ich ihn geſtohlen hätte. Verſteh er mich.

Damon. Nein, Herr Vetter, wenn Ihre Erben vernünftig ſeyn, ſo werden ſie nach Ihrem Tode Ihre Verlaſſenſchaft dazu anwenden, daß ſie denjenigen, die durch Ihre Banqueroute unglücklich geworden ſind, wieder aufhelfen.

Oront. Was? Was? Verſteh er mich. Das ſollten meine Erben thun? Ja, wenn ich das voraus wüſte, gewiß, verſteh er mich, gewiß ich lieſſe mir eher einmal alle mein Haab und Gut mit ins Grab geben. Hätte ich mirs deswegen ſo ſauer werden laſſen? Verſteh er mich. Fünfmal habe ich müſſen ſchwören. Fünfmal hätte ich alſo umſonſt geſchworen? Verſteh er mich. Höre er, Vetter, weil ich ſehe, daß er ſo wider Recht und Pflicht handeln würde, verſteh er mich, ſo will ich ihn fein aus meinem Teſta-

mente laſſen, verſteh er mich. Darnach mag er vollends ſehn, was man anfängt, wenn man nichts hat, verſteh er mich.

Damon. Alsdann wird der Himmel für mich ſorgen.

Oront. Wer? Wer? Verſteh er mich. Wer wird für ihn ſorgen? Der Himmel? Ja, getröſte er ſich nur. Ja, er wird für ihn ſorgen, verſteh er mich, wie für die Sperlinge im Winter. Der Himmel will haben, verſteh er mich, daß wir für uns ſelbſt fein ſorgen ſollen. Dazu hat er uns Verſtand und Klugheit gegeben, verſteh er mich.

Damon. Ja, und manchen noch überdieß Bosheit und Geiz, wenn Verſtand und Klugheit etwa nicht hinlänglich ſeyn wollten.

Oront. Vetter, ſoll das auf mich gehn? Verſteh er mich. Sey er mir nicht ſo naſeweiß! Ich weiß ſchon, auf was er trotzt. Verſteh er mich. Er denkt jetzo eine gute Heirath zu thun. Aber ſieht er mich? Ich will dem Wolfe das Schäfchen ſchon noch entreißen, verſteh er mich. Leander hat nun mehr Recht dazu. Deſſen Schiff iſt glücklich angekommen, ob man ihm gleich erſt geſchrieben hatte, verſteh er mich,

daß es verunglückt wäre. Es ist aber nichts weiter, als eine Irrung, versteh er mich. Seines, seines ist draufgegangen. Versteh er mich.

Damon. Wie? Leandern ist dieß geschrieben worden? Und er hat mir nichts gesagt?

Oront. Muß man ihm denn alles auf die Nase binden? Versteh er mich. Nun, nun. Er soll schon sehen, was ihm sein Unglück, trotz seiner Ehre und trotz des Himmels, schaden soll. Ich gehe jetzo gleich selber zu der Wittwe. Sie soll alles erfahren. Versteh er mich. Leb er wohl! versteh er mich.

Achter Auftritt.

Damon allein.

Verdrüßliche Nachricht! Ich verliere mein Vermögen — Dieß möchte noch seyn — Wer weiß, wenn Leander unglücklich gewesen wäre, ich würde vielleicht nicht großmüthig genug gewesen seyn, ihm zu helfen — Was für eine Schande für mich, wenn ich an ihm ungetreu geworden wäre! Der Himmel hat mich davor

bewahren wollen. Ich bin glücklich bey allem meinen Unglücke — aber ich verliere zugleich die liebenswürdige Wittwe, sie wird sich an Leandern ohne Schwierigkeit ergeben — an Leandern — doch, Leander ist ja mein Freund — Die Liebe — die verdammte Liebe — verdient sie mein Freund nicht eben so wohl als ich? — was darf ich viel nach einer Frau fragen, deren Herz ich, wenn ich es ja bekommen hätte, bloß meines Geldes wegen bekommen hätte — Aber doch — sie ist liebenswürdig — wie muß ich mit mir selber kämpfen! — Allein Leander — sollte es wahr seyn, daß er diese falsche Nachricht bekommen hätte? — und er sollte mir es verschwiegen haben? — wie hätte er den Vorschlag annehmen können, den ich ihm that — ich falle auf ganz besondre Gedanken — doch, weg damit — sie schänden meinen Freund.

Neunter Auftritt.

Lisette. Damon.

Lisette. So alleine und so betrübt?

Damon. Ach, Lisette! meinen Kummer zu erleichtern, muß ich ihn dem ersten dem besten erzäh-

len. Ich bin unglücklich gewesen. Mein Schiff ist in einem Sturme untergegangen. Ich habe die gewisseste Nachricht. Himmel! und ich verliere zugleich alle Hofnung von eurer Frau —

Lisette. Was? So ist es an Leanders Unglück nicht genug gewesen?

Damon. Wie so, an Leanders? Sein Schiff ist ja glücklich angekommen. Was ist ihm denn für ein Unglück begegnet?

Lisette. Ja. Sein Schiff ist so hübsch eingelaufen, wie das Ihrige. Er hat mir es ja selber gesagt.

Damon. Er hat es euch selber gesagt? So ist mein Verdacht doch wohl gegründet — Dem ohnerachtet, Lisette, könnt ihr mir gewiß glauben, daß es eine bloße Irrung mit einem Schiffe gewesen — aber sollte mein Freund doch wohl eine kleine Untreue an mir begangen haben?

Lisette. Eine Untreue? Was für eine Untreue? Behüte Gott! Leander ist ja der getreuste Freund von der Welt. Ha! ha! ha!

Damon. Warum lacht ihr?

Lisette. Ja, das ist gewiß. Auf seine Treue können Sie sich nun verlassen. Ha! ha! Er wird Ihnen in Ihrer Noth redlich beystehn. Ha! ha!

Damon. Das hoffe ich auch gewiß.

Lisette. Und ich auch. Ha! ha! Ich weiß seine guten Absichten. Ha! ha!

Zehnter Auftritt.

Oront. Die Wittwe. Leander. Damon. Liſette.

Wittwe. Wertheſter Damon, ich habe die betrübte Nachricht von Ihrem Herr Vetter vernommen. Ich verſichre Sie, daß mir Ihr Unglück nicht näher hätte gehen können, wenn mir es auch ſelbſt widerfahren wäre.

Leander. Mein liebſter Freund, das Glück iſt Ihnen zuwider geweſen. Ich weiß, Ihr Gemüth iſt viel zu geſetzt, als daß es dieſer eitle Verluſt ſehr beunruhigen ſollte. Ich hoffe übrigens, daß Sie leicht mit dem Glück werden auszuſöhnen ſeyn. Es wird Ihnen vielleicht dasjenige, was es Ihnen jetzo entzogen, ein andermal deſto reichlicher erſetzen.

Oront. Ja, Vetter, verſteh er mich. Ein andermal, ein andermal. Ha! ha! ha!

Leander. Sie, Madam, haben die Gütigkeit gehabt, ſich für den Glücklichſten unter uns zu erklären. Der Himmel hat gewollt, daß ich es ſey. Doch, ich werde mich alsdenn erſt wirklich für das halten, wenn Sie durch das koſtbare Geſchenk Ihres Herzens mir —

Wittwe. Und dieſen Antrag, Leander, können Sie in Gegenwart Ihres Freundes wiederholen?

Damon. Gerechter Himmel! was höre ich?

Leander. O Madam! ich kenne meinen Freund allzuwohl Er wird ſich nicht unterſtehen, Ihnen in Ihrem Glücke hinderlich zu ſeyn. Er wird Ihnen nichts als ſein Herz darbieten können. Ich kann das meinige mit einer Tonne Goldes begleiten —

Damon. Leander, Sie wollen — Verdruß und Erſtaunen laſſen mich kein Wort aufbringen.

Oront. Höre er, Herr Vetter, ich will ihm was ſagen, verſteh er mich. Er kann die hübſche Wittwe nun nicht heirathen. So viel iſt gewiß, verſteh er mich. Leandern wird ſie wohl auch nicht viel nütze ſeyn, verſteh er mich. Sie gefällt mir ganz wohl, verſteh er mich. Ich möchte ſie ſchon haben. Ich dächte, er ſchlüge mich ihr vor, verſteh er mich. Ich bin zu ſchamhaft dazu. Verſteh er mich. Mache er, thue er ſein Möglichſtes, ich will ihn auch nicht in meinem Teſtament vergeſſen. Verſteh er mich. Zwey Tonnen Goldes kann ich ihr mitbringen, verſteh er mich.

Leander. Ich bitte Sie inſtändig, Madam! erklären Sie ſich, damit auch mein Freund weiß, woran er iſt.

Oront. Madam, erklären Sie ſich nicht ſo geſchwind. Verſtehn Sie mich. Mein Vetter weiß einen hübſchen Bräutigam für Sie, verſtehn Sie mich, der Ihnen wohl anſtehn möchte. Mit dem können Sie zwey, zwey Tonnen Goldes bekom-

men. Verſtehn Sie mich. Vetter, Vetter, ſag er es ihr doch, verſteh er mich.

Wittwe. Es wird unnöthig ſeyn. Mein Schluß iſt ſchon feſtgeſtellt. Leander, es iſt wahr, ich habe mein Wort von mir gegeben, den Glücklichſten zu wählen. Ich will es auch halten. Der Glücklichſte, liebſter Damon, ſind Sie.

Damon. Ich?

Leander. Damon?

Oront. Was? Was? Mein Vetter? Ja, denn ſein Schiff iſt untergegangen, Madam. Verſtehn Sie mich. Leander hat eine Tonne Goldes, verſtehn Sie mich. Und ich habe ihrer zwey, verſtehn Sie mich. Nothwendig, nothwendig müſſen Sie mich meynen.

Wittwe. Ja, ja, Damon, Sie ſind bey dieſem Handel der Glücklichſte geweſen. Sie ſind glücklich geweſen, daß Sie Gelegenheit gefunden haben, Ihre groſſe Seele auf ſo eine Art zu zeigen. Ihr gröſtes Glück aber iſt, daß Sie nun Licht bekommen, die Falſchheit Ihres Freundes einzuſehn, deſſen prächtige Galimatias Sie bisher verblendet haben. Leander, erwägen Sie nicht Ihre Aufführung? Sie hatten Nachricht bekommen, daß Ihr Schiff verunglückt ſey. Bey dieſer Ar[illegible] wollten Sie ſich an mir erholen. Sie ſetzten Ihren Fr[illegible]nd ſchändlich aus den Augen. Mein Entſchluß, mich für den

Glücklichſten zu erklären, war Ihnen nur in ſo fern verhaßt, als Sie beſorgten, daß Sie es nicht ſeyn würden. Sie ſuchten mich zu bereden, Damon liebte mich nicht mehr. Und gedenken Sie endlich an den Tauſch, zu den ich den Damon habe verführen ſollen, zu einer Zeit da Sie vermutheten, ſeine Sachen ſtünden beſſer, als die Ihrigen. Ueberlegen Sie dieß alles, und ſchämen Sie ſich, einen Freund hintergangen zu haben, der Sie über alles hochſchätzt. Gehen Sie. Genießen Sie Ihre Reichthümer, die juſt an keinen Unwürdigern hätten kommen können.

Damon. Leander, ſoll ich es glauben? Sie haben mich hintergehen wollen?

Leander. Damon. Ich habe Sie beleidigt. Leben Sie wohl.

Damon. Leander, liebſter Leander, wohin? Verziehn Sie.

Leander. Laſſen Sie mich, ich bitte Sie. Ich muß Ihr Angeſicht fliehen, ich ſterbe vor Scham. Es iſt unmöglich, Sie können mir nicht verzeihen.

Damon. Ich Ihnen nicht verzeihen? O Leander, wäre Ihnen mit meinen Verzeihungen was gedient! Ja, ja. Es iſt Ihnen ſchon alles verziehen. Bleiben Sie da, mein Freund. Sie haben ſich übereilt. Und dieſe Uebereilung hat der Menſch und nicht der Freund begangen. Madam, Sie ſind er-

zürnt auf Leandern? Ich schlage alles aus, wo Sie nicht mit mir alles wider ihn vergessen. Wenn Sie uns trennen, so werde ich nothwendig der Unglücklichste seyn. Ich weiß, wie schwer es ist, einen Freund zu finden. Und will man ihn schon des ersten Fehlers wegen verlassen, so wird man Zeitlebens suchen, und keinen erhalten.

Leander. Damon — Urtheilen Sie aus diesen Thränen, ob ich gerührt bin?

Wittwe. Wohl, Leander! Damon verzeiht Ihnen. Und ich weiß selbst nicht, ob ich über seine Großmuth oder über Ihre Reue mehr gerührt bin. Lassen Sie uns unsre Freundschaft wieder von neuem anfangen. O Damon! wie zärtlich wird Ihre Liebe seyn, da Ihre Freundschaft so zärtlich ist.

Oront. Da war meine Freyerey also auch umsonst!

Damon. Nun gestehen Sie mir wenigstens, lieber Leander, daß es etwas schwerer sey, die Pflichten der Freundschaft auszuüben, als von ihr entzückt zu reden.

Leander. Ja, Damon, ich habe die Freundschaft genennt, aber sie heute erst von Ihnen kennen lernen.

Wittwe. Damon! Damon! ich befürchte, ich befürchte, ich werde eifersüchtig werden! Keines Frauenzimmers wegen zwar nicht, aber doch gewiß Leanders wegen!

Die alte Jungfer,

ein Luſtſpiel,

von

ebendemſelben.

Verfertiget im Jahre 1748.

Non tu nunc hominum mores vides?
Dum dos ſit, nullum vitium vitio vortitur.

PLAUT

Vorerinnerung.

Ich weiß nicht, durch welchen Zufall dieſes Luſtſpiel von Leſſingen, das ſchon 1749 zu Berlin herausgekommen, ſo ſelten geworden iſt. Man kann nicht ſagen, daß es der Verfaſſer verworfen, weil er noch keine Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke veranſtaltet, ſo wenig als er die Kleinigkeiten verworfen, weil er ſie noch nicht wieder auflegen laſſen, oder den Philotas, weil man ihn noch einzeln kaufen muß. Er hat ſich auch nirgends erklärt, daß er es verwerfe. Ueberdieß iſt es zwar rühmlich, wenn die Verfaſſer ſelbſt ihre Lehrlingsſtücke theils dem Publikum ganz entziehen, theils, wenn ſie einmal erſchienen, wieder zu unterdrücken ſuchen, und ihre Unzufriedenheit bezeugen, wenn man ſie wieder heraus giebt. Aber es iſt auch dem Publikum nicht zu verdenken, wenn es dieſe Stücke vom Untergange zu retten ſucht, nicht um den Ruhm der Verfaſſer zu ſchmälern oder ſie zu kränken, ſondern um eine Geſchichte von dem Wachsthum ihres Genies vor Augen zu haben. Die alte Jungfer iſt eine unterhaltende Farce, doch mehr in einzeln Stellen, als im Ganzen. Denn hier möchte man etwas mehr Reichthum von Handlung, mehr komiſche Situationen wünſchen. Klitander iſt eine offenbar überflüſſige epiſodiſche Perſon. Uebrigens iſt Leſſing der erſte, der die Poeten auf die Bühne gebracht hat.

Die alte Jungfer.

Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Perſonen:
- Jungfer Ohldinn.
- Lelio.
- Liſette.
- Herr Oront.
- Frau Oront.
- Herr von Schlag, Kapitän.
- Peter.
- Klitander, Lelios Freund.
- Kräuſel, ein Poet.
- Herr Rebfuß.

Der Schauplatz iſt ein Saal.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jungfer Ohldinn. Herr Oront. Frau Oront.

Herr Oront. Ach! Grillen, dazu wird man nimmermehr zu alt! und wie alt ſind Sie denn? Wie lange iſt es, daß ich Sie noch habe auf dem

Arme herum tragen ſehn? Wenn es funfzig, ein, zwey — je nu — etliche funfzig Jahr —

Obldinn. Warum nicht achtzig gar? Wenn Sie mich für ſo alt halten, was reden Sie mir viel vom Heirathen vor?

Herr Oront. Ey nicht doch! nicht zu alt! gar nicht zu alt! Vier und funfzig Jahr iſt juſt recht für eine mannbare Jungfer — Wenn die Dingerchen ſo jung heirathen, ſo werden auch die Kinder darnach —

Obldinn. Mit Ihren vier und funfzig Jahren —

Frau Oront. Es iſt wahr. Du irreſt dich, mein Kind. Kannſt du doch noch nicht einmal ſo alt ſeyn.

Herr Oront. Das ſtünde mir auch an. Ich und das Seculum, wir gehn mit einander. Darfſt du dich etwan über mein Alter beſchweren? Bin ich nicht noch —

Frau Oront. Gut, gut! Alſo kannſt du ſie nicht als ein Kind gekannt haben.

Herr Oront. Ach — was, Kind —

Obldinn. Wenn Sie mir nicht glauben wollen; mein Taufſchein kann es ausweiſen, daß ich erſt auf Oſtern funfzig Jahr bin.

Herr Oront. Was? Sie erſt funfzig Jahr? Ich denke, wer weiß wie alt Sie ſind. O! da iſt

Ihre Zeit noch nicht verfloſſen. Sara war neunzig Jahr alt. Und nach ihrem Geſichte hätte ich ſie gewiß auch nicht für jünger —

Obldinn. Ey! mein Geſicht — mein Geſicht — wem das nicht anſteht —

Herr Oront. Wer ſagt das? Ihr Geſicht hat noch ſeine Liebhaber. Würde denn ſonſt der Herr Kapitän von Schlag? —

Obldinn. Was? von? iſt er gar ein Adlicher?

Herr Oront. Ja freylich, und zwar aus einer der älteſten Familien. Er ſteht bey dem König vortreflich angeſchrieben, der ihm auch in Gnaden ſeinen Abſchied ertheilt hat, weil er das Unglück hatte, im letzten Feldzuge, zu fernern Dienſten, untüchtig gemacht zu werden.

Obldinn. Untüchtig? — Nein, ich beſinne mich alleweile. Ich mag ihn nicht. Wenden Sie ſich an eine andere. Ich kann nichts thun, als ihn bedauren.

Herr Oront. Er mag aber keine andre, als Sie. Und verlangen Sie denn einen Mann, der ſtets zu Felde liegt? und der um Sie des Jahrs kaum zwey Nächte ſeyn? Die abgedankten Officiers ſind die beſten Ehemänner, wenn ſie ihren Muth nicht mehr an den Feinden beweiſen können, ſo ſind ſie deſto mannhafter gegen ihre —

Doch, ich komme zu weit in Text. Sie verstehn mich doch nicht —

Obldinn. Ach — denkt doch —

Herr Oront. So? verstehn Sies schon? Ich denke —

Obldinn. Ich denke, daß Sie mich nur zum Besten haben wollen.

Herr Oront. Oder Sie mich. Sage ich, Sie verstehns, so ist es nicht recht. Sage ich, Sie verstehns nicht, so ists wieder nicht recht. Ich sehe wohl, so alt Ihr Köpfchen ist, so eigensinnig ist es auch. Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?

Obldinn. Behüte Gott! muß man sich denn gleich ärgern? Reden Sie ihm doch zu, Frau Oront.

Frau Oront. Du mußt, mein lieber Mann, ein wenig gelinder mit ihr verfahren. Du wirst es ja wohl noch an meinem Beyspiele wissen, wie es einem Frauenzimmer ist, wenn man ihr das erstemal dergleichen vorsagt.

Obldinn. Ach! das erstemal — das erstemal — Wenn ich hätte heirathen wollen —

Herr Oront. Sie wollen also nicht?

Obldinn. Daß Gott! Sie sind auch gar zu stürmisch — Kann man sich denn in solchen wichtigen Sachen gleich auf der Stelle entschließen?

Herr Oront. Ja, ja! Man kann und muß. Gleich in der ersten Hitze. Wenn die verdammte Ueberlegung dazu kömmt, so ist es auf einmal aus. Gott sey Dank! die Ueberlegung ist mein Fehler nicht. Soll denn Ihr schönes Vermögen an lachende Erben kommen? In den Händen Ihres verschwenderischen Vetters wirds lange währen. Selbst Kinder gemacht, so weiß man doch, wem mans hinterläßt. Sie kommen durch die Heirath in ein altes adeliches Geschlecht, Sie wissen nicht, wie. Und wollen Sie denn in die Grube fahren, ohne das überirrdische Vergnügen des Ehestands geschmeckt zu haben?

Obldinn. Je nu, so wäre mein Trost, daß ich auch seine Beschwerlichkeiten nicht hätte ertragen dürfen.

Frau Oront. O! die sind bey der Lust, die er uns schafft, zu dulden. Und kömmt ein Paar zusammen, wie ich und mein lieber Mann, so wird man wenig davon zu sagen haben. Nicht wahr, mein allerliebstes Kind? Wir —

Herr Oront. Ja. Das ist wahr, mein Schätzchen, wir haben einander das Leben so süsse gemacht, so anmuthig — Wir sind auch in unsrer Nachbarschaft ein Muster einer glücklichen Ehe.

Frau Oront. Wir ſind ein Leib und eine Seele beſtändig geweſen —

Herr Oront. Wir wiſſen von keinem Zank noch Streit. Des einen Verlangen iſt ſtets auch des andern Wille geweſen. Ja, mein engliſches Weibchen.

Frau Oront. Das iſt wahr, mein goldnes Männchen.

Obldinn. Wahrlich, ſo ein Paar macht einem den Mund ganz wäſſrig.

Herr Oront. Und das nun ſchon in die ſechs und zwanzig Jahre.

Frau Oront. So einig, ſo vertraut, wie die Täubchen —

Herr Oront. Schon ſechs und zwanzig Jahr.

Frau Oront. Du irrſt dich, mein Kind; erſt vier und zwanzig.

Herr Oront. Ey! wie ſo? Zähle doch nach.

Frau Oront. Je nu ja. Vier und zwanzig, und nicht mehr.

Herr Oront. Warum auch nicht. Vom Jahr Chriſti, Anno 1724. Ich weiß es ganz eigentlich, ich habe es an meine Cabinetthüre geſchrieben.

Frau Oront. Cabinet — Cabinet — Vortrefliches Cabinetſtückchen. Ich ſehe wohl, dein einziges Vergnügen iſt, mir zu widerſprechen.

Herr Oront. O sachte! Du schreibst deine närrische Gemüthsart auf meine Rechnung. Das Widersprechen eben ist dein Fehler, und zu meinem Unglücke nicht der einzige.

Frau Oront. Mein Fehler? Der unbesonnene Mann!

Herr Oront. Ich unbesonnen? unbesonnen? Was hält mich?

Frau Oront. Heirathen Sie ja nicht, liebe Jungfer. So sind die Männer alle; und der beste ist nicht des Teufels werth.

Herr Oront. Was? Nicht des Teufels werth? Frau, ich erschlage dich. Nicht des Teufels werth?

Frau Oront. Ja, ja. Er ist des Teufels werth.

Herr Oront. Dein Glück, daß du wiederrufst! Von 1724 bis 1748 sollen nicht mehr als vier und zwanzig Jahr seyn! Bist du närrisch?

Frau Oront Oder du? Zähle doch! 24 bis 34 sind zehn Jahr. 34 bis 44 sind zwanzig. 45, 46, 47, 48 sind vier Jahr, sind vier und zwanzig Jahr.

Herr Oront. Du gottloses Weib. Nur, daß du widersprechen willst. Laß mich einmal zählen. 24 bis 34 sind zehn, 34 bis 44 sind zwanzig. 45, 46, 47, 48 sind, sind — halt, ich habe

mich verzählt. 24 bis 34 sind zehn Jahr, 34 bis 44 sind auch zehn Jahr, das sind zwanzig Jahr. 45, 46, 47, 48 — Je verflucht! — Nun, Jungfer Obldinn, entschließen Sie sich kurz. Was wollen Sie thun? damit ich nur von der verzweifelten Rechthaberinn wegkomme.

Frau Oront. Sie machen sich unglücklich, wenn Sie ihm folgen. Sprechen Sie, um Gottes willen, nein.

Obldinn. Ach, meine liebe Frau Oront, man merkt Ihren Unwillen gegen Ihren Mann gar zu deutlich.

Herr Oront. Du böses Weib! du willst mir auch meinen Recompenz zu Wasser machen. Jungfer Obldinn, erklärt! erklärt!

Obldinn. Je nu — Ja — Wenn —

Herr Oront. Ach! was wenn? Sie können die Bedingungen alle mit Freuden annehmen. Ich habe also Ihr Wort, und meinen Zweck erlangt! Gut. Wieder funfzig Rthlr. erworben!

Zweyter Auftritt.

Jungfer Obldinn. Frau Oront.

Obldinn. Er geht fort, und eine halbe Antwort —

Frau Oront. Gefangen waren Sie! So ein unvernünftiger Mann; wenn man ihm einen Finger giebt, nimmt er die ganze Hand!

Obldinn. Je nu — Wie Gott will.

Frau Oront. Behüts Gott! Sie werden doch das nicht thun! Ich will dem Flegel nachlaufen, ich will ihm nachlaufen.

Obldinn. Nehmen Sie mirs nicht übel. Sie suchen doch alle Gelegenheiten, sich mit Ihrem Manne zu zanken, vor. Das ist gar nicht hübsch.

Frau Oront. Ach, ich sehe wohl, der Narr ist Ihnen auch in den Kopf gekommen. Sie denken, wer weiß, was für Zuckerlecken bey einem Manne ist. Das Unglück hat Sie so lange verschont —

Obldinn. Ach! pap! pap! pap! Wenn man sich das Unglück nicht selber zuzieht. Der Mann ist einmal Herr —

Frau Oront. Und der muß Ihnen sehr noth thun. Leben Sie wohl. Machen Sie, was Sie wollen.

Dritter Auftritt.

Jungfer Obldinn hernach Liſette.

Obldinn. Die Neidische! Nu, so will mich doch der Himmel auch einmal erlösen. Ich zittre

ganz vor Freuden. Ach, wie ſauer wurde mir das Ja. Gott ſey Dank, daß es heraus iſt!

Liſette. Was war denn das wieder für ein Beſuch? Nicht wahr, Herr Oront wollte Geld borgen?

Obldinn. Die Närrinn denkt, bey mir ſey ſonſt nichts, als nur das leidige Geld zu ſuchen.

Liſette. Nu, einen Freyer hat er Ihnen doch wohl nicht gebracht? Obgleich jetziger Zeit die Freyer auch zu einer Art von Geldborgern geworden ſind. Ueber dergleichen Sachen ſind Sie weg. Es iſt auch wahr, der Eheſtand iſt eine rechte Hölle —

Obldinn. Gott behüte uns! Liſette, bedenkſt du auch, was du ſagſt?

Liſette. Nichts, als was Sie unzähligmal geſagt haben. Ach, daß mich doch niemand will in die Hölle holen! So lange hätte ich nimmermehr Geduld, wie Sie. Und wenn Sie nicht bald darzu thun, ſo wirds zu ſpät.

Obldinn. Zu ſpät — unvernünftiges Menſch? Wie alt bin ich denn?

Liſette. Für mich iſt das keine Rechnung. Ich kann nicht bis 50 zählen.

Obldinn. Bloß deine dumme Spötterey könnte mich zu was bringen, was dir und meinem Vetter nicht lieb ſeyn würde.

Liſette. Sachte alſo! Sachte! Ich könnte Sie vollends deſperat machen.

Obldinn. Kurz, ich heirathe. Der Herr Kapitän von Schlag hat ſich alleweile durch Herr Oronten bey mir antragen laſſen. Ich habe ihm mein Jawort gegeben, und ich hoffe, die Sache ſoll heute noch richtig werden.

Liſette. Unvergleichlicher Traum! Er muß Ihnen die vorige Nacht ſehr anmuthig gemacht haben. Wie legen Sie ſich, wenn Sie ſo träumen wollen? Auf den Rücken? auf den Bauch? oder —

Obldinn. Narrenspoſſen bey Seite! Was ich geſagt, iſt wahr. Und ich gehe jetzo den Augenblick, meine Wechſel und Documente in Ordnung zu bringen.

Liſette. Daran thun Sie ſehr wohl. Denn die gehn die Heirath doch wohl mehr an, als Sie —

Obldinn. Schweig! grobes Ding!

Vierter Auftritt.

Liſette hernach Lelio.

Liſette. O! allerliebſte Poſt für ihren Vetter! Ob er denn in ſeiner Stube iſt? Herr Lelio! Herr

Lelio! Die Männerſucht iſt doch eine recht weſentliche Krankheit des Frauenzimmers. Es mag ſo jung, oder ſo alt ſeyn als es will. Ach — Ich befinde mich in der That auch nicht geſund. Herr Lelio!

Lelio. Was giebts? Ey, Mademoiſell Liſette! Ich dächte, mein Närrchen, du hätteſt dich können zu mir in meine Stube bemühen.

Liſette. Ergebene Dienerinn! Das hieße ſich zu weit in des Feindes Lager wagen. Der Platz iſt hier neutral. Hier kann ich Ihren Anfällen trotzen.

Lelio. Ach! Wer nur den Angriff wagen will, gewinnt dich aller Orten.

Liſette. Schade, daß es niemand hört! Sonſt würde ich Ihnen für gütige Recommendation danken. Doch, zur Sache! Ich habe Ihnen eine recht beſondre neue Neuigkeit zu ſagen.

Lelio. Gut! daß du auf das Capitel von Neuigkeiten kömmſt. Ich habe dir auch was ſehr drolligtes daraus mitzutheilen.

Liſette. Meines iſt doch wohl noch drolligter.

Lelio. Unmöglich! Was wetten wir?

Liſette. Schade auf das Wetten! ich bekomme doch nichts von Ihnen.

Lelio. Ey! du bist närrisch. Warte nur, bis meine Muhme stirbt. Denn —

Lisette. O! die hat noch viel vor ihrem Tode in willens.

Lelio. Du redtst, als wenn du schon wüßtest, was ich dir sagen wollte.

Lisette. Nu? Nur heraus! was ist es denn?

Lelio. Laß nur erst deine Neuigkeit hören.

Lisette. Nu, so hören Sie. Ihre Muhme —

Lelio. Meine Muhme —

Lisette. Will heirathen.

Lelio. Will heirathen. Das wollte ich dir auch sagen. Wo Henker, hast du es schon her? Nur den Augenblick hat mir es die Frau Oront gesagt, die mir auch allen möglichen Beystand, es zu hintertreiben, versprach.

Lisette. O! in dergleichen Entschließungen sind die alten Jungfern zu hartnäckig.

Lelio. Aber was Henker werden meine Creditores dazu sagen? die mir mit zwölf Procent so christlich ausgeholfen, in Hofnung, daß ich einst ihr Universalerbe werden würde.

Lisette. Das ist der Creditoren Sorge. Was bekümmern Sie sich darum?

Lelio. Um die, die es schon sind, ist mir nicht sehr leid. Sondern um die, die es etwa noch

werden ſollten. Auf was werde ich die vertröſten können?

Liſette. Nur auf nichts gewiſſers, als Ihre Erbſchaft; ſonſt laufen Sie Gefahr, daß Sie ſie einmal bezahlen müſſen.

Fünfter Auftritt.

Lelio. Liſette. Peter (mit einem Korbe Gebackens)

Peter. Holla! ihr Leutchen! kauft ihr heute nichts?

Liſette. Nichts, das mal, Peter.

Peter. Makronen, Krafttörtchen, Zuckerbrezeln, Spritzkuchen; nichts?

Liſette. Nichts. Nein.

Peter. Gar nichts? Herr Lelio, für das Naſchmaul. Makronen, Krafttörtchen, Zuckerbrezeln, Spritzkuchen.

Lelio. Pack dich! Ich habe heute kein Geld!

Peter. Kaufen Sie immer. Makronen, Krafttörtchen, Zuckerbrezeln, Spritzkuchen.

Lelio. Ich werde bald eine Erbſchaft thun. Willſt du mir ſo lange borgen, ſo nehme ich dir deinen ganzen Korb ab.

Peter. Ha! Ha! Sie kommen auf des Herrn Kapitäns Sprünge. Der kaufte mir gewiß auch alle Tage ab, wenn ich nur bis nach ſeiner Heirath mit dem Gelde warten wollte. Aber, ihr Herren, ſo was frißt ſich wohl gut, doch läßt ſichs ſchwer bezahlen, wenn man es nicht mehr ſchmeckt.

Lelio. Was iſt das für ein Kapitän?

Peter. Je der, er wohnt drey Treppen hoch, hintenraus.

Lelio. Wo denn?

Peter. Da, oben in der breiten Straße. Es iſt eine kleine Stube, nur mit einem Fenſter.

Liſette. Nun, wiſſen Sie denn noch nicht genug? Der Kapitän, in der breiten Straße, drey Treppen hoch, hintenraus, in einer kleinen Stube mit 2 Fenſtern!

Peter. Ja, ja. Ganz recht. Eben der.

Lelio. Wie heißt er aber denn? Narre.

Peter. Je, wie er heißt — Er heißt — warten Sie — ich werde mich wohl beſinnen. Sein Hund heißt Judas. Es iſt ſo ein großer gelber Fleiſcherhund — das weiß ich. Aber er — er heißt — von Prügel — nein — von Stoß — nein — haha — Schlag, von Schlag. Der Herr Kapitän von Schlag.

Lelio. So, kennſt du den?

Peter. Warum nicht? Auch seinen Bedienten habe die Ehre zu kennen. Denn der ist meiner Mutter Tochter Mann. Und wo ich mich nicht irre, so sind wir gar Schwäger.

Lisette. Je, Peter, so könntest du uns einen großen Dienst thun.

Peter. Top! Wenn er mir was einbringt, so ist er so gut als gethan. Laß hören! (Er setzt seinen Korb weg.)

Lisette. Weißt du, wen der Herr von Schlag heirathen will?

Peter. Die erste, die beste; wenn sie nur Geld hat. Ich glaube er nähme dich. Aber —

Lisette. O! Ich will schon sehn, daß ich mich anderwärts ohne das Aber unterbringe. Kurz, er will unsre alte Jungfer heirathen.

Peter. Ja, er will —

Lisette. O! sie will auch.

Peter. Desto besser! Die Sache ist also richtig. Und ich habe künftig einen Kundmann mehr.

Lisette. Ja, Narre, aber wir wollen nicht. (Sie macht sich über den Korb).

Peter. Nu gut, so wird nichts draus.

Lelio. Zu wünschen wäre es, und ich verlöhre meine Erbschaft nicht.

Peter. Ha! Ha! Ha!

Lelio. Was lachst du?

Peter. Ha! ha! Steht Ihre Erbschaft auf Freyers Füßen? Gut, daß ich meine Makronen noch habe! Aber was wolltest du mir sagen, Lisette? (Er hebt, daß sie nascht) O! mein Blut, du wärst mir die rechte! Kätz weg! Ich werde ankommen bey meiner Frau. Sie hat mir alle Stückchen zugezählt. (Er legt den Korb auf die andre Seite.)

Lisette. Narre, ich will kosten. Vielleicht kaufe ich was, wenn mirs schmeckt. Nu, höre nur. Mache dir doch einen Weg mit deinem Krame — (Sie geht auf die andre Seite) zu ihm.

Peter. Wärst du nur stehn geblieben, Lisette. Ich kann auf jenem Ohre so gut hören, als auf dem. (Er legt den Korb wieder auf die andre Seite) Nu, was soll ich denn bey ihm, er kauft mir ja nichts ab.

Lisette. Könntest du nicht etwan mit einer gescheiten Art auf seine Heirath zu reden kommen —

Peter. Auf eine gescheite Art? Zweifelst du daran? Der Henker, ich weiß solche schöne Uebergänge — z. E. — er spräche: ich brauche nichts von deiner Waare, Peter. So würde ich etwan sagen — Ja, was wollte ich sagen? — Je nu, ich würde sagen: nichts? gar nichts?

Behüte sie Gott — und gienge wieder meine Wege.

Lisette. Narre, was hättest du denn also von der Heirath mit ihm geredet? Und nicht allein das sollst du thun, sondern du sollst auch sehen, wie du ihm unsre Jungfer aus dem Sinne bringst. Wir wollen dir auch deswegen die dazu gehörige Freyheit geben, ihr alle Schande und Laster nachzusagen, wenn es nur was hilft.

Lelio. Der Einfall wäre nicht dumm, aber der, der ihn ausführen soll, ist desto dümmer.

Peter. O, nein. Sie irren sich, Herr Lelio. In solchen Sachen habe ich was gethan. Nur eine kleine Probe zu machen. Gesetzt, Sie wären der Herr Kapitän. Was? würde ich sagen, Sie wollen heirathen? wer hätte sich das sollen träumen lassen? Sie, der sonst ein solcher Verächter des Ehestands — zwar nein, das wäre nichts. Es ist nicht wahr. Er hätte lange gern geheirathet — Aber so — Was? die alte Jungfer wollen Sie heirathen? — Nu, nu, es ist nicht übel, sie hat wacker Geld.

Lisette. Ey, du wärst uns der rechte! Geh, geh, ich sehe schon, es ist mit dir nichts anzufangen.

Peter. Ey, wie so? Hast du mich doch noch nicht probiert. Aber glaubst du, daß es was hel-

ſen würde, wenn ich ſagte, das alte Affengeſicht wollen Sie heirathen? Sie ſieht ja aus, als wenn ſie ſchon 3 Jahre im Grabe gelegen hätte. Die wird Ihr Hochadliches Geſchlecht weit fortpflanzen. Und, im Vertraun geſagt, man ſpricht gar, ſie wäre eine Hexe. Ihr Reichthum, von dem man ſo viel Redens macht, ſind lauter glühende Kohlen, die ſie in großen Töpfen hinter der Kellerthür ſtehn hat, und wobey ein großer ſchwarzer Hund Wache liegt. Einer mit feurigen Augen, mit 6 Reyhen Zähne, mit einem dreyfachen Schwanze —

Liſette. Ach, behüte uns Gott! Mit einem dreyfachen — Kerl du machſt einem mit deinen Reden zu fürchten, daß man des Todes ſeyn könnte.

(Sie macht ſich wieder über den Korb.)

Peter. Ha! ha! Und bey ihm würde das alles nichts helfen. Laß dich unbekümmert, würde er ſagen. Ich will ſchon ſehen, daß ich mich des Schatzes bemächtige. So gut ich in Schleſien oder Böhmen, wenn der Bauer ſein bischen Haabſeeligkeiten noch ſo tief vergraben hatte —

Liſette. Mir fällt noch was beſſers ein. Das wird gewiß gehn.

Peter. Nu was? — Hat dich der Teufel ſchon wieder übern Korbe? Ich muß ihn nur wieder umhängen.

Liſette. Sey kein Narr, er wird dir ja zu ſchwer.

Peter. Nein, nein. Wenn ich ihn zu lange ſtehn ließe, möchte er gar zu leicht werden.

Liſette. Ich weiß, daß unſre Jungfer den Herrn von Schlag noch nie geſehn hat. Ich dächte, wenn du dich für ihn ausgäbſt —

Lelio. Ich verſteh dich, Liſette. Das iſt vortreflich ausgeſonnen.

Peter. Ich verſteh noch nichts.

Liſette. Kommt fort, wir wollen die Sache an einem ſichern Orte überlegen. Hier möchten wir überraſcht werden.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Lelio.

Liſette. Sorgen Sie nicht. Ich glaube gewiß, daß unſre Liſt gut ablaufen wird.

Lelio. Ich will es wünſchen. Gewiß, ich würde dich es genießen laſſen. Und vielleicht heirathete ich dich gar.

Liſette. Davon zu einer andern Zeit. Aber wie feſt ihr ſchon das Heirathen im Kopfe ſtecken muß, das können Sie daraus ſehen. Sie hat den Augenblick nach einem Schneider, nach einem Spitzenmanne, nach einer Aufſetzerinn, und nach einem Poeten geſchickt.

Lelio. Was ſoll der Poet?

Liſette. Als wenn eine Hochzeit ohne ein Carmen vor ſich gehen könnte. Er ſoll es in ſeinem oder in eines andern Namen machen. Und ſie hat ſchon einen alten Gulden parat gelegt.

Zweyter Auftritt.

Die vorigen. Klitander.

Klitander. Dein Diener, Herr Lelio! Wie befindest du dich? Ist dir die gestrige Motion wohl bekommen? Hast du ausgeschlafen? Wirst du heute wieder in der Gesellschaft seyn? Bist du heute noch nicht auf dem Coffeehause gewesen? Wie schmeckte dir der Wein? Hatte sich Valer nicht eine artige Brunette ausgelesen?

Lelio. Sind das nicht eine Menge Fragen, und du hast mich das Compliment noch nicht beantworten lassen.

Klitander. Zum Henker, ich treffe euch schon wieder beysammen alleine an? Lelio! Lisette! Daraus kann nichts gutes kommen. Aber was fehlt dir, Lelio? Du siehst mir ganz, ganz, ich weiß nicht wie, aus. Du brauchst eine Ermunterung. Komm mit. Ach! bey Gelegenheit, es ist gut, daß ich daran denke: weißt du, wer das Frauenzimmer war, das uns gestern im Garten begegnete? Gefiel sie dir nicht? Wollen wir nicht wieder dahin gehn? Vielleicht treffen wir sie.

Lelio. Willst du mir nicht sagen, auf welche Frage ich dir zuerst antworten soll? oder soll ich lieber gar keine beantworten?

Lisette. O! mein Herr, wir haben jetzo gar nicht Zeit, Ihrem Geplaudere zuzuhören.

Klitander. So? Sollte sich diese Wahrheit nicht etwas höflicher ausdrücken lassen? Sind eure Verrichtungen sehr dringend? Hast du mir nichts Neues zu erzählen, Herr Lelio?

Lelio. Ach ja. Und zwar etwas Neues, das mich sehr nahe angeht.

Klitander. So? Aber weißt du schon, daß unsre Freundinn, Clarice, eine Braut ist? Gestern ist es richtig geworden.

Lelio. Willst du also meine Neuigkeit nicht hören?

Klitander. Erzähle, erzähle. Ich höre ungemein gern was Neues. Nur gestern —

Lelio. Du fängst schon wieder von was andern an. Kann ich doch nicht einmal die vier Worte vor dir aufbringen: Meine Muhme will heirathen.

Klitander. Ha! ha! ha!

Lelio. O! wenn du an meiner Stelle wärest, du würdest gewiß nicht lachen.

Klitander. Ha! ha! ha! Du beschwerst dich, daß ich so viel rede, und neulich war ich in einer Gesellschaft, wo man mir Schuld gab, ich redte zu wenig. Ha! ha! ha! Wenn redet man denn weder zu viel, noch zu wenig? Das ist lächerlich!

Ha! ha! ha! Aber wollteſt du mir nicht was Neues ſagen? Was war es denn?

Liſette. Wenn Sie nur nicht gar zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt wären, ſo hätten ſies längſt gehört. Seine Muhme will heirathen.

Klitander. Iſt es ſchon gewiß? Lelio, du machſt doch auch, daß ich auf die Hochzeit komme? Hat ſie den Wein ſchon dazu gekauft? Iſt er gut?

Lelio. Wenn du als ein Freund an mir handeln wollteſt, ſo würdeſt du mir lieber einen Rath geben, wie ich etwan dieſe unglückliche Heirath hintertreiben könnte.

Klitander. Wie ſo?

Lelio. Je, meine Erbſchaft geht damit zum Teufel.

Klitander. O! dem iſt bald abzuhelfen. Laß dir die Erbſchaft voraus geben. Die Muhme mag alsdenn machen, was ſie will.

Liſette. Herr Lelio! müſſen wir nicht dumm ſeyn. Es iſt wahr. Das iſt das beſte Mittel; und wir ſind nicht drauf gefallen! O es lebe ein hurtiger Verſtand!

Klitander. O mein Kind, du biſt nicht die erſte, die mir es ſagt, daß ich ſehr glücklich in Rathſchlägen bin.

Liſette. Gewiß! Ihr Rath hat nicht mehr, als den einzigen Fehler, daß er ſehr abgeſchmackt iſt.

Klitander. So? Wenigſtens ſollte ich denken, daß er doch den Stoff zu einem beſſern geben könnte. Aber wo iſt deine Muhme? Ich muß ihr nothwendig zu der wohlgetroffnen Wahl Glück wünſchen. Wen will ſie nehmen?

Liſette. Sie können ſie ſelbſt fragen. Ich höre jemanden kommen. Sie wird es ohne Zweifel ſeyn. Kommen Sie, Herr Lelio, Peter möchte unſrer Anweiſung nöthig haben.

Lelio. Wenn du mit meiner Muhme ſprechen willſt, ſo thu mir den Gefallen, und nimm ſie recht herum.

Klitander. Das würde ich ohne dein Erinnern gethan haben. Ich bin ein Meiſter in beiſſenden und feinen Satiren. Und wenn du willſt, ich will es ſo toll machen, daß ſie zerplatzen ſoll.

Lelio. Deſto beſſer.

Dritter Auftritt.

Klitander. Jungfer Ohldinn.

Klitander. Mademoiſell, Jungfer Braut, Madam — wie, Teufel ſoll man Sie nennen?

Iſt es wahr, oder iſt es nicht wahr, daß Sie heirathen wollen?

Obldinn. Ja. Es iſt allerdings wahr. Wer kann wider ſein Schickſal? Ich verſichre Sie, Herr Klitander, es iſt eine ganz beſondre Vorſehung dabey geweſen. Ich hatte an nichts weniger, als an einen Mann, gedacht, und plötzlich —

Klitander. Und plötzlich iſt Ihnen der Appetit angekommen?

Obldinn. Sie können gewiß glauben, daß es mein Betrieb gar nicht geweſen iſt. Die Heirathen werden im Himmel geſtiftet, und wer wollte ſo gottlos ſeyn, ſich hier zu widerſetzen?

Klitander. Da haben Sie Recht. Die ganze Stadt lacht zwar über Sie; aber das iſt das Schickſal der Frommen. Kehren Sie ſich nicht daran. Ein Mann iſt doch ein ganz nützlicher Hausrath.

Obldinn. Ich weiß nicht, worüber die Stadt lachen ſollte. Iſt denn eine Heirath ſo was Lächerliches? die gottloſe böſe Stadt!

Klitander. Sie thun der Stadt unrecht. Sie lacht nicht darüber, daß Sie heirathen, ſondern, daß Sie nicht ſchon vor dreyßig Jahren geheirathet haben.

Obldinn. Iſt das nicht närriſch. Vor dreyſſig Jahren! Vor dreyßig Jahren war ich noch ein Kind.

Klitander. Aber doch ſchon ein ziemlich mannbares. Denn Ihr Geſchlecht hat das Vorrecht, daß man ihm dieſe Benennung ſehr lange läßt. Zum Henker, wenn ich in Sie verliebt wäre, würde ich Sie doch wohl noch itzo mein Kind heißen. Aber Mademoiſell, das will ich ohne meinen Schaden geſagt haben. Glauben Sie nicht etwan, daß ich es bin.

Obldinn. Ich würde mir auch wenig darauf einbilden. So ein wilder, leichtſinniger, unverſtändiger —

Klitander. O der Verſtand kömmt nicht vor den Jahren. Danken Sie es Ihren Runzeln, wenn er ſchon bey Ihnen ſollte eingezogen ſeyn.

Obldinn. Meine Runzeln? Sagen Sie mir nur, durch was für ein Unglück ich heute in Ihre Hände komme? Meinen Runzeln? — Ich ſollte Ihnen vielleicht mehr glauben, als meinem Spiegel? Ich bin gewiß die erſte Braut, der man ſo eine niederträchtige Grobheit ſagt!

Klitander. Es würde ſonſt keine kleine Beſchimpfung für mich ſeyn, wenn ich nicht wüßte mit einer Braut umzugehen. Aber bey Ihnen hat es eine Ausnahme. Und ich wäre höchſt ſtrafbar,

wenn ich Ihnen das geringste artige Wörtchen, die geringste galante Tändeley vorsagte. Doch, ich will ein Uebriges an Ihnen thun. Wenn Sie mich auf Ihre Hochzeit bitten wollen, so verspreche ich Ihnen einige neue Tänze, etliche Dutzend verliebte Ausdrückungen, gegen Ihren Bräutigam, und unterschiedne neumodische zärtliche Blicke zu lehren. Denn in allen dreyen können Sie nicht anders, als sehr schlecht, beschlagen seyn. Ich will Sie auch zum Ueberfluße mit einigen artigen Frauenzimmern, die meine guten Freundinnen sind, bekannt machen, von denen Sie das Gesellschaftliche gar bald lernen können.

Ohldinn. Das mögen auch die rechten seyn, die sich mit Ihnen bekannt machen. Die müssen gewiß den Männern nachlaufen.

Alitander. Je nun, die zehnte hat die Gabe nicht, so lange zu warten, wie Sie. Ein Mann geht seine Straße fort. Er stößt bey jedem Schritte an ein Frauenzimmer an, das er bekommen kann. Die sich von ihnen nun nicht ein wenig hervorthut, die bleibt dahinten. Und so ist es Ihnen gegangen. Doch, mit der Moral bey Seite. Ich will mich um Sie und Ihren Bräutigam verdient machen. Lassen Sie sehen, ob Sie eine Menuet tanzen können.

Obldinn. Wie weit wollen Sie Ihre Poſſen noch treiben?

Alitander. Machen Sie keine Umſtände. Sie ſollten mir es noch Dank wiſſen.

Obldinn. Daß Sie nur Gelegenheit zur Spötterey hätten.

Alitander. Zum Henker, Sie haben ja einen rechten artigen Fuß zum Tanzen. (Er hebt ihr den Rock ein wenig in die Höhe)

Obldinn. Schämen Sie ſich. Ich bitte Sie.

Alitanter. Was brauchen Sie für alte abgeſetzte Wörter? Schämen iſt nun ſchon über hundert Jahr nicht mehr im Gange: Friſch! Wir wollen nur erſtlich ſtückweiſe gehen. Wie machen Sie das Compliment?

Obldinn. O Ihre Dienerinn! ſo weit laſſe ich mich nicht zum Beſten haben. (Sie macht eine Verbeugung).

Alitander. Ich ſehe wohl, ich muß mich an Ihre That, nicht an Ihre Worte kehren. Das Compliment war nicht uneben. Aber, nehmen Sie doch den Rock ein wenig in die Höhe. Ich kann ja nicht ſehn, was da unten vorgeht.

Obldinn. Es iſt wahr, der Rock iſt mir ohnedem ein wenig zu lang. Ich muß wenigſtens

ſo viel laſſen wegnehmen. (Sie zieht ihn ein wenig in die Höhe).

Klitander. Der Teufel, was für ein Fuß! Schade, daß er nicht an einem jungen Körper iſt! Machen Sie nun einmal ein Pas.

Ohldinn Nein, Herr Klitander, ich muß es Ihnen geſtehen, das Tanzen iſt mein Werk gar nicht, und mein Abſcheu davor iſt nicht geringe. Anſtatt ein Paar natürliche und feſte Schritte zu machen, (Sie geht ein Paar Schritte) ziert man ſich, und macht ein unſinniges Pas. (Sie macht wirklich ein Pas) Was für eine Thorheit!

Klitander. Aber bey meiner Seele, die Thorheit läßt Ihnen nicht ſchlecht. Und alſo können Sie ſchon tanzen. Und eben ſo viel, wie ich. O! da hats gute Sache. Sie können den Hochzeitabend ſchon mit herumſpringen.

Ohldinn. Das möchte wohl nicht geſchehn, und der Herr Kapitän von Schlag wird das auch wohl nicht von mir verlangen.

Klitander. Was haben Sie mit dem Hundsfott zu thun? Was ſoll der Kapitän von Schlag? Bekomme ich den einmal unter meine Hände — Ich will dich mit ehrlichen Leuten ſpielen lehren, und ſie nicht bezahlen —

Obldinn. Sachte! sachte! Sie wissen vielleicht noch nicht, daß eben der Herr Kapitän von Schlag mein Bräutigam ist.

Klitander. Was? Die nackigte Maus? Ihr Bräutigam? Der Lumpenhund, ist mir nun schon seit drey Monaten fünf und zwanzig Stück Ducaten schuldig, die ich ihm auf dem Billiard abgewommen habe. Wie kommen Sie zu dem?

Obldinn. Herr Oront, bey dem er im Hause wohnt, ist der Freyersmann gewesen. Und ich bitte, reden Sie ein wenig bescheidner von ihm.

Klitander. Ey! was? Hören Sie, Mademoisell, ich lege auf Ihre Person Arrest. Und der Teufel soll mich holen, wo er Sie eher ehlichen darf, bis ich mein Geld habe.

Obldinn. Das wird er Ihnen nicht vorenthalten —

Klitander. Ey ja. Wenn ich sein einziger Schuldmann wäre. Aber ich will wenig sagen, es sind ihrer gewiß so viel, als ich, er und Sie Haare auf dem Kopfe haben.

Obldinn. Behüte mich Gott! das hat mir Herr Oront nicht gesagt,

Klitander. Ich will itzo den Augenblick hingehen. Ich will ihm die Hölle so heiß machen. Er soll sich wohl unterstehen, ein ehrliches Frauenzimmer hinters Licht zu führen.

Ohldinn. Seyn Sie nicht so hitzig. Verziehen Sie. Ich bitte. Ich will selbst, wenn es nicht anders ist, die fünf und zwanzig Ducaten —

Klitander. Lassen Sie mich. Eh der verfluchte Kerl Sie heirathen, und sich mit Ihrem Gelde breit machen soll — eher — ja eher will ich selbst in einen sauren Apfel beissen, lieber will ich selbst die Mühe über mich nehmen, und Sie heirathen. Leben Sie wohl unterdessen.

Vierter Auftritt.

Jungfer Ohldinn allein.

Ach daß Gott! wie geschieht mir! Müssen denn alle Vorschläge, die mir zum Heirathen gethan werden, vergebens seyn? Das ist nun schon über das zwölfte mal! Aber der Herr Kapitän soll doch so ein artiger Mann seyn — Je! was schadet es? wenn er auch was schuldig ist. Man kann das Geld doch nicht mit ins Grab nehmen — Und wer weiß, ob es so arg ist, als es Klitander macht. Ach der liebe Herr Kapitän von Schlag! Es bleibt dabey, ich behalte ihn. Und ist es nicht einerley, ob ich ihm, oder meinem lüderlichen Vetter das Vermögen gebe? Er läßt michs vielleicht wieder genießen; aber mein Vetter —

Fünfter Auftritt.

Jungfer Ohldinn. Liſette. Herr Kräuſel. Ein Schneider.

Liſette. Jungfer, hier bringe ich Ihnen zwey Leute, nach denen Sie geſchickt haben. Den Herrn Schneider und den Herrn Poeten.

Ohldinn. (zum Poeten:) Willkommen, Meiſter Schneider! (zum Schneider:) Gedulden Sie ſich einen Augenblick, mein lieber Herr Poete, ich will nur erſt ihn abfertigen.

Kräuſel. Was? mich einen Schneider zu heiſſen? Was denken Sie? Himmel, welcher Schimpf! Einen gekrönten Poeten für einen Schneider anzuſehn?

Schneider. Und was? Einen ehrlichen Bürger und Meiſter für einen Poeten anzuſehn? Für ſo einen Müßiggänger? Halten Sie das für keine Injurie?

Liſette. Sachte, ihr Leutchen, ſachte. Sie kennt euch noch nicht.

Kräuſel. Ey was? Ich ein Schneider?

Schneider. Was, ich ein Poete?

Kräuſel. Laſſen Sie ſich das Gedicht von ihm machen, wenn er kann. Adieu.

Schneider. Laſſen Sie ſich die Kleider von ihm machen, wenn er kann. Adieu.

Liſette. Warten Sie doch. Wer wird ſich um ein Verſehn gleich ſo ärgern. Sie ſind beyde ehrliche rechtſchaffene Leute, die man nicht entbehren kann.

Kräuſel. Einen Mann, der Tag und Nacht mit den göttlichen Muſen umgeht, einen Schneider zu heißen? Das iſt unerträglich! Laſſen Sie mich fort. (geht ab).

Schneider. Ein Mann, der wohl fürſtliche Perſonen gekleidet hat, ſoll ſich einen Poeten ſchimpfen laſſen? Ich verſteh meine Profeßion. Es wird mir niemand was Uebels nachzuſagen haben. Und ich will den Schimpf gewiß auch nicht leiden. Wir wollens ſchon ſehen; wir wollens ſchon ſehn. (geht ab).

Sechſter Auftritt.

Jungfer Obldinn. Liſette und hernach Kräuſel.

Obldinn. Sind das nicht Narren! Ich kann es bey Gott betheuren, daß ich ſie nicht gekannt habe.

Liſette. O! der Poete iſt nach Brodte gewöhnt, der kömmt wieder. Da haben wir ihn.

Kräuſel. Der Klügſte giebt nach! Und dieſes bin ich. Ich habe es im Herausgehen überlegt, daß —

Liſette. Daß ein Schneider freylich eher trotzen kann, als ein Poete —

Kräuſel. Daß der Zorn einem Weiſen nicht anſieht. Ich verzeihe Ihnen alſo Ihren Irrthum. Lernen Sie nur daraus, daß in manchem Menſchen mehr ſteckt, als man ihm anſieht. Doch, was befehlen Sie? Worinne kann Ihnen meine Geſchicklichkeit dienen?

Ohldinn. Ich habe mich mit Gott entſchloſſen, zu heirathen. Und weil ich gehört habe, daß Sie einen guten Vers machen ſollen, und weil doch mein Bräutigam einer von Adel iſt, und weil ich auch gern ein Hochzeitcarmen haben möchte, und weil ich nicht weiß, ob ſonſt jemand ſo höflich ſeyn möchte —

Kräuſel. Sapienti ſat! Sie haben ſich deutlich genug erklärt. Das übrige beſorge ich. Ich werde Ihnen ſchon eins machen, daß Sie damit ſollen zufrieden ſeyn. Wollen Sie eins per Theſin et Hypotheſin?

Ohldinn. Ja. Ja.

Kräuſel. Oder eins nur per Antecedens et Conſequens?

Ohldinn. Ja. Ja.

Kräuſel. Wählen Sie. Wählen Sie. Mir gilt alles gleich. Nur will ich vorläufig erinnern, daß Sie für eins per Theſin et Hypotheſin etwas mehr zu geben belieben werden. Die Zeiten ſind theuer. Das Nachdenken iſt auch aufgeſchlagen, und —

Obldinn. Darauf werde ich es nicht laſſen ankommen. Nur daß es fein artig wird.

Kräuſel. So wahr ich ein ehrlicher Poete bin, es ſoll ein Meiſterſtück werden. Soll es etwan von erbaulichem Innhalt ſeyn?

Obldinn. Erbaulich — erbaulich. Bey einer Hochzeit dächte ich —

Kräuſel. Von hiſtoriſchem? von mythologiſchem? von ſcherzhaftem? von ſatyriſchem? von ſchalkhaftem Innhalte?

Obldinn. Von ſchalkhaftem, dächte ich, ſollte wohl —

Kräuſel. O vortreflich! In dem Schalkhaften eben beſitze ich meine Stärke. Und dazu wird wohl am beſten ein unſchuldiges Quodlibet ſeyn? Nicht?

Obldinn. Wie Sie denken.

Kräuſel. Ja. Ja. Ein unſchuldiges Quodlibet wird ſich vortreflich ſchicken. Zum Schluſſe kann ich alsdann eine lebhafte Beſchreibung des Bräutigams und der Braut mit anhängen. Z. E.

den Bräutigam würde ich beſchreiben, als einen wohlgewachſenen anſehnlichen Mann, deſſen majeſtätiſcher Gang, deſſen feurige reizende Augen, deſſen kaiſerliche Naſe, deſſen vortheilhafte Bildung —

Ohldinn. O Liſette! was muß der Herr Kapitän für ein allerliebſter Mann ſeyn? Haben Sie ihn ſchon geſehen, mein Herr Poete?

Kräuſel. Sieht er wirklich ſo aus? Wie heißt er denn?

Ohldinn. Ich denke, Sie kennen ihn ſchon. Es iſt der Herr Kapitän von Schlag.

Kräuſel. Von Schlag? Und Dero werther Name iſt?

Ohldinn. Ohldinn.

Kräuſel. Ohldinn? Mit Erlaubniß, der wievielſte Mann iſt es, den Sie jetzo nehmen?

Ohldinn. Was für eine närriſche Frage! Der erſte.

Kräuſel. O! verzeihen Sie. Das hätte ich Ihnen gleich anſehen können. Es iſt wahr, Sie ſind ja noch in Ihrer blühenden Jugend.

Ohldinn. Höreſt du, Liſette?

Kräuſel. Ohldinn, Mademoiſell Ohldinn und Schlag, Herr von Schlag. O glückliche Namen! Die werden zu vortreflichen Gedanken Anlaß geben! Ohldinn, Schlag. Was werde ich nicht

vor eine vortrefliche Alluſion auf die Münzen von altem Schlage machen können! Die alten Jungfern, werde ich ſagen können, ſind wie die Münzen von altem Schlage —

Liſette. Hören Sie, Jungfer?

Obldinn. Ach! mein lieber Mann, Sie denken ſehr abgeſchmackt. Alte Jungfern, alte Münzen. Ich verſpreche mir nichts beſonders von Ihnen.

Kräuſel. Gut, ſo laſſen wir den Einfall weg, wenn er Ihnen nicht anſteht. Wenn verlangen Sie das Gedicht fertig zu ſehn?

Obldinn. Je nun, ſo bald als möglich.

Kräuſel. Gut. Gut. Aufs höchſte in einer Stunde bin ich damit da.

Obldinn. In einer Stunde? Ach! bleiben Sie immer ein wenig länger. Ich beſorge, es möchte ſonſt allzuſchlecht werden.

Kräuſel. Ja, wenn Sie erlauben wollen, ſo mache ich es gleich hier. Laſſen Sie mich nur ein wenig in einem Zimmer alleine ſeyn. Zu Hauſe lärmen mir Frau und Kinder die Ohren allzuſehr voll.

Obldinn. Frau und Kinder?

Liſette. Ein Poete hat Weib und Kinder?

Kräuſel. Eben die Corinna, die ich durch meine Lieder in meiner Jugend verewiget habe,

eben die Corinna ist itzo mein Weib. Ich habe mir das Uebel an den Hals gesungen, und gehöre also in der That mit unter diejenigen großen Dichter, die durch ihre Kunst unglücklich geworden sind. Das böse Weib! Sie liegt zwar zu Hause auf den Tod krank, aber sie liegt schon über 8 Tage, und will sich noch nicht entschließen, zu sterben. Ach! meine lieben Jungfern, das ist gewiß, die Weiber sind zum Unglücke der ganzen Welt erschaffen! Ach das verdammte Geschlecht!

Lisette. Je, du verdammter Hundsfott von einem Poeten.

Kräusel. O verzeihen Sie! verzeihen Sie! Ich war in meiner Entzückung. Wo wollen Sie, daß ich mich hinbegeben soll? Nam Musae seceſſum scribentis et otia quaerunt.

Obldinn. Können Sie doch allenfalls hier in das Nebenzimmer gehen.

Lisette. Aber fürchten Sie sich nicht. Sie werden in dem Zimmer eitel Narren antreffen.

Kräusel. Wie so?

Lisette. Weil viel Spiegel darinnen sind. Geben Sie nur.

Kräusel. Das verstehe ich nicht. (geht ab).

Siebender Auftritt.

Jungfer Obldinn. Liſette.

Obldinn. Glaubſt du nun bald, Liſette, daß es mein Ernſt iſt? Aber das Gott! was wird mein Vetter dazu ſprechen? Der reißt ſich die Haare aus dem Kopfe, wenn er es hört.

Liſette. Sie betrügen ſich. Ich habe es ihm ſchon geſagt —

Obldinn. Nun?

Liſette. So bald er hörte, daß Sie der Herr Kapitän von Schlag bekommen ſollte, ſo faßte er ſich. Der Herr Kapitän von Schlag, ſprach er, iſt einer von meinen beſten Freunden. Ich gönne es ihm. Und meiner Muhme kann ich es auch nicht verdenken; ich habe ſchon viel von ihr genoſſen —

Obldinn. Was? das ſagte mein Vetter? O der allerliebſte Vetter! Komm, ich muß ihn gleich ſprechen. Dafür ſoll er auf der Stelle einen Wechſel von 500 Rthlr. von mir haben.

Liſette. Nur geben Sie ihm mit einer Art, die ihn nicht ſchamroth macht.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Peter (in einer alten Montirung, mit einem Stelzfuße und einem Knebelbarte.)

Peter. Lauf doch nicht ſo, Liſette. Ich kann nicht nachkommen. Ich bin das Bein noch nicht gewohnt.

Liſette. Ach! was für ein unvergleichlicher Kapitän! So einen Mann möchte ich haben.

Peter. Du biſt kein Narre. Ich glaube, es werden mehr Frauenzimmer von deinem Geſchmacke ſeyn. Und ich fürchte, ich fürchte, ſo ſehr ich mich verſtellt habe, deine Jungfer wird in das Weſentliche eines Mannes tiefer eindringen, und mich trotz eurer Liſt, behalten wollen.

Liſette. Sie müßte raſend ſeyn.

Peter. Wenigſtens wäre die Raſerey von der Art bey alten Jungfern nichts beſonders, und nichts Neues. Machts klug, ſo viel ſag ich euch, daß ihr mir ſie nicht auf dem Halſe laßt. Einen Teufel habe ich ſchon zu Hauſe. Wenn der andere dazu käme, ſo wäre meine Hölle fertig.

Liſette: Sorge nicht. Lelio wird zwar thun, als wenn ihm dieſe Verbindung ganz lieb wäre, ſie deſto ſicherer zu machen. Doch, wenn du thuſt und redeſt, wie wir dir befohlen haben, und ich hier und da meine Beredſamkeit anwende, ſo müßte der Eheteufel lebendig in ſie gefahren ſeyn, wenn ſie nicht einen rechten Abſcheu vor dir bekommen ſollte. Ich habe den Herrn von Schlag in deiner Perſon ſchon bey ihr angemeldet und ſie wird ſich bald hier einfinden.

Peter. Aber Liſette, Liſette. Es geht mir gewaltig im Kopfe herum. Daß ich nur nicht zur andern Frau komme, wie jener zur Ohrfeige.

Liſette. Ach! wenn du es nur arg genug machſt. Laß einmal ſehen. Wie willſt du deine Rolle ſpielen? Stelle dir einmal vor, ich wäre meine Jungfer —

Peter. Du biſt es aber nicht.

Liſette. Nun, ſtelle dirs nur vor.

Peter. Wenns mit dem Vorſtellen genug iſt, ſo ſtelle dirs auch nur vor, wie ichs etwan machen würde.

Zweyter Auftritt.

Herr Kräuſel (mit einem beſchriebenen Bogen Papier)
Liſette. Peter.

Liſette. Ach! da kömmt der verwünſchte Kerl uns gleich die Quere. Daß doch der Henker die Poeten holte!

Kräuſel. Bene! (in Gedanken, und lieſt ſein Gedicht)

Peter. Das iſt Kräuſel! Nicht? Gut, daß mir der Hundsfott in die Hände kömmt.

Kräuſel. Wohl gegeben!

Liſette. Was iſts? Was iſts? Peter. Wo willſt du hin?

Peter. Der Schlingel hat mir ſchon vor einem halben Jahre abgekauft, und ich habe noch keinen Pfennig dafür bekommen. Und was das Aergſte iſt, er hat meinen Namen ſo gar in ein Gaſſenlied gebracht. Einen ehrlichen Gebackensherumträger in ein Gaſſenlied zu bringen? Laß mich! jetzo habe ich den Schelm.

Kräuſel. Das iſt poetiſch! (immer noch in Gedanken).

Peter. Ja, ſpitzbübiſch iſt es —

Liſette. Peter! Peter! beſinne dich, jetzo biſt du der Herr Kapitän von Schlag.

Peter. Ich bin aber auch der Gebackenshertumträger, Peter.

Liſette. Du verderbſt den ganzen Plunder. Thu ihm nichts, laß ihn gehn! Du kannſt den Narrn noch Zeit genug kriegen.

Kräuſel. Das heißt ſich ſchön ausdrücken. (noch in Gedanken.)

Liſette. Komm fort. Ich will dich deine Partie anderswo überhören.

Peter. Nu. Nu. Geborgt iſt nicht geſchenkt.

Dritter Auftritt.

Herr Kräuſel (geht ſein Gedichte durch.)

Die Henne pflegt dem muntern Hahn
Vor ſein Bemühn zu danken.
Das nenne ich ſchalkhaft! Dahinter ſteckt was.
Die faulen Käſe ſtinken ſtark,
Die Laus hat ſchon zehn Füße.
Appetitliche Stelle!
Ein Bräutgam muß ſich tummeln.
Ha! in der Zeile herrſcht eine rechte anakreontiſche Feinheit.
Ein Reifrock braucht wohl manchen Stich.
Loſer Vogel! Die Poeten ſind doch verzweifelte Köpfe!

Ein Flob hat breite Tatzen.
Ich verſteh auch die Naturlehre.
Der Schaafbock ſchreyt aus lautem Ton,
Mich dünkt, er wird bald lammen.

Hier ziele ich auf die Freygeiſter. Man wirds ſchon verſtehn.

Vierter Auftritt.

Lelio. Jungfer Ohldinn. Herr Kräuſel.

Kräuſel. Kommen Sie! kommen Sie! Ich bin fertig. Ich bin fertig. O! ein ganz wunderbar ſchönes Gedichte habe ich gemacht. Ich habe mich hier ſo zu ſagen, ſelbſt übertroffen. Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß ich ſo eine Gabe zu ſcherzen hätte. Sonſt habe ich meine Stärke im Ernſthaften. Sonderlich die theologiſch-polemiſch-poetiſchen Sachen laufen mir gut von Händen. Sie haben doch wohl die erbauliche Komödie geleſen, die ich wider Edelmannen gemacht habe? O! das iſt ein Stück, als ſchwerlich jemals auf das Theater wird gekommen ſeyn. Doch, wieder auf mein Karmen zu kommen. Hier iſt es, meine liebe Jungfer Ohldinn. Sie können es nun drucken laſſen, unter was für einem Namen Sie wollen.

Obldinn. Ganz gut. Ich muß es aber nur vorher dem Herrn von Schlag zeigen. Die Adlichen sind sehr ekel in dergleichen Sachen. Er möchte doch wohl hier und da was zu ändern finden.

Kräusel. Das steht Ihnen frey. Nur werden Sie so gütig seyn, und beyderseits den Vers, den ich nicht ohne Ursache habe mit einfliessen lassen, in Erwägung ziehn. Er ist allen christlichen Herzen zum Nachdenken geschrieben.

Obldinn. Welchen?

Kräusel. Hier auf der andern Seite:

Ich schmelze itzt Miseriam.

Obldinn. Was ist das? Miseriam?

Kräusel. Ja, die Poeten sind sehr schamhaft: Sie sagen es nicht gern allzudeutsch, wo sie der Schuh drückt. Doch, ich habe das gute Vertrauen, daß Ihre milde Großmuth Ihrer Unwissenheit hierinnen schon abhelfen wird.

Lelio. Sollten Sie es nun nicht bald verstehn, Jungfer Muhme?

Obldinn. Nein, in der That —

Kräusel. O! ich bitte, mein Herr, haben Sie die Gutheit für mich, und überheben Sie mich einer deutlichern Erklärung, die mir allzu-

viel Schamröthe kosten würde. (Er hält den Hut vors Gesicht.)

Lelio. Sorgen Sie nicht. Meine Muhme wird sich schon erkenntlich gegen Sie bezeigen.

Obldinn. War es das? Ja, ja, mein Herr Poete, ich will mich schon bey Ihnen abfinden.

Kräusel. Ach! es hat gar nichts zu bedeuten. Glauben Sie nicht, daß ich so eigennützig bin. Die Ehre, nichts als die Ehre, ist es, was ich durch meine Poesie suche. Denn unsre Arbeit kann uns so nicht bezahlt werden. Aber was dächten Sie, daß ich oft für so ein Karmen genommen habe?

Lelio. Sonst haben die Herren Poeten in Gewohnheit, daß sie nehmen, was sie kriegen. Ich weiß nicht, wie Sie es halten.

Fünfter Auftritt.

Die vorigen. Lisette

Lisette. Freuen Sie sich, meine liebe Jungfer! Ihr werther Herr Bräutigam, der Herr Kapitän von Schlag, wird den Augenblick bey Ihnen seyn. Er ist schon mit allen seinen Annehmlichkeiten auf der Treppe. Der gute Mann muß

Sie auf allen vieren heran kriechen. Das hölzerne Bein, die zerlappte Montirung, der kriegerische Knebelbart, sind die deutlichsten Kennzeichen eines Helden, der sich es um sein Vaterland sehr viel hat kosten lassen. O! wie beneidenswerth sind Sie? In der That, Sie haben nicht umsonst gewartet. Was lange wird, wird gut.

Obldinn. Bist du närrisch? Weise ihn ab. Es wird ein Bettler seyn.

Lisette. Nein. Nein. Nach Ihrer Beschreibung wird er es wohl selbst seyn.

Kräusel. Wie können Sie sich so an das Aeußere stoßen? Mich sahen Sie auch vor einen Schneider an. Und ich muß Ihnen die Lehre noch einmal geben: Es steckt oft mehr in einem Menschen, als man ihm ansieht.

Lisette. Er seufzet schon recht herzlich nach Ihnen, und flucht, daß das Haus einfallen möchte, weil man ihm nicht entgegen kömmt.

Obldinn. Und das soll der Herr Kapitän seyn?

Lisette. Ja. Ja. Nun, da sehn Sie ihn selbst mit Leib und Seele.

Sechſter Auftritt.

Peter. Liſette. Jungfer Obldinn. Lelio. Kräuſel.

Peter. (in ſeinem vorigen Aufzuge) Was zum Teufel! Begegnet man einem Bräutigam hier ſo? Es kömmt mir ja weder Hund noch Katze entgegen. Für was, zum Henker! ſieht man mich an? Weiß man auch, wer ich bin?

Lelio. O! mein wertheſter Herr Kapitän, faſſen Sie ſich —

Peter. Ach! was habe ich mit Ihnen zu ſchaffen? Iſt das Ihre Muhme?

Lelio. Ja.

Liſette. Mein Herr, Sie ſind in einem fremden Hauſe ſehr unhöflich.

Peter. In einem fremden? Ich glaube, man weiß noch nicht, daß ich den Augenblick Herr deſſelben werden kann? Mademoiſell, ich habe mir die Freyheit genommen, Ihnen die Ehre antragen zu laſſen, meine Gemahlinn zu werden. Sie müßten verruckt ſeyn, wenn Sie nicht mit Händen und Füßen zugreifen wollten.

Obldinn. Ach daß Gott! Lelio.

Kräuſel. Erſchrack ich nicht über den Kerl! Ich dachte, bey meiner Seelen, es wäre Peter.

Wie doch die Menſchen einander manchmal ſo gleich ſehn.

Lelio. Meine liebe Muhme, kehren Sie ſich nicht an ſeine allzunatürlichen Ausdrückungen. Ein Kriegsmann iſt dergleichen Reden gewohnt.

Peter. Das iſt wahr. Ich bin noch nach der alten deutſchen Art. Und die Frau, die ich nehmen will, muß nicht ein Haar anders ſeyn. Sind Sie ſo?

Liſette. Es iſt Ihr Glück, daß ſie nicht ſo iſt; ſonſt würde ſie Sie ſchon mit der artigſten Art zur Thüre herausgeſtoßen haben.

Obldinn. Pfuy doch, Liſette. Erzürne ihn nicht.

Liſette. Was? Ich glaube, Sie treten ihm noch die Brücke. Herr Kapitän, Sie müſſen doch närriſch im Kopfe ſeyn, daß Sie glauben, meine Jungfer werde ſo einen tollen Ehekrüpel nehmen, wie Sie ſind Ich bin ein armes Mägdchen; aber, wenn Sie im Golde bis über die Ohren ſteckten, ich ſähe Sie nicht über die Achſel an. Ha! ha! Was für eine reizende Figur! Einen Stelzfuß, einen Bart, vor dem man weder Naſe noch Maul ſehn kann —

Peter. Hört doch, Plappermaul, nehme ich euch, oder eure Jungfer? Wenn ich der anſtehe — Und ich ſtehe ihr an — ich weiß. Nicht —

Obldinn. Ja — Aber —

Peter. Aber — Aber — Aber. Wäre sie schon meine Frau, ich wollte ihr das dumme Wort aus dem Maule bringen. Wie hoch ist ihr Vermögen? Wenn es nicht noch dreymal so groß ist, als meine Schulden —

Lisette. Darinne besteht vielleicht Ihre Haabseligkeit?

Lelio. Ihre Schulden, mein Herr Kapitän, würden vielleicht das kleinste Hinderniß bey der Sache seyn. Aber ich sehe, daß meine Muhme durch Ihr Betragen —

Obldinn. Stoßen Sie ihn nicht ganz vor den Kopf.

Lisette. (zu Peters sachte) Mache es ja recht arg. Sie beißt wirklich sonst noch an — Nun, was will er, mein Herr?

Siebender Auftritt.

Die Vorigen. Herr Rebfuß.

Rebfuß. Sie werden es nicht übel nehmen, meine liebe Mademoisell Obldinn —

Lisette. Nein, nein, mein guter Freund, er kömmt an die falsche. Hier ist die Mademoisell Obldinn.

Rebfuß. Sie werden es nicht übel nehmen, meine liebe Mademoiſell, daß ich —

Peter. Mein Freund, wenn ihr was zu ſagen habt, ſo macht es kurz Gleich muß uns auch ſo ein Narr in unſern wichtigen Tractaten ſtören.

Rebfuß. Meine liebe Mademoiſell, ich habe mir von dem Herrn von Schlag ſagen laſſen —

Peter. Von wem? von mir?

Rebfuß. Nein. Nein. Verzeihen Sie, von dem Herrn von Schlag; daß er die Mademoiſell Ohldinn in wenig Tagen heirathen werde.

Liſette. Verfluchter Streich!

Peter. Was hätte ich euch geſagt? —

Rebfuß. Weil mir nun der Herr Kapitän einige hundert Thaler auf einen Wechſel ſchuldig iſt —

Peter. Was wäre ich euch ſchuldig? Seyd ihr närriſch?

Rebfuß. Ich rede von dem Herrn Kapitän. Der Wechſel iſt heute um, und es ſtünde bey mir, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen.

Peter. Mich, in Verhaft nehmen zu laſſen?

Liſette. Schweig, Peter, ſonſt ſind wir verrathen.

Rebfuß. Weil er mir aber geſagt, daß ſeine Jungfer Braut für ihn bezahlen wollte, ſo habe

ich mich erkundigen wollen, ob die Mademoiſell Ohldinn —

Ohldinn. Mein Herr Kapitän, ich weiß nicht, wie Sie ſich auf mein Wort ſo viele Rechnung in voraus haben machen können? Wenn Sie ſchuldig ſind —

Rehfuß. Nein doch, Mademoiſell, die Rede iſt von dem Herrn Kapitän von Schlag.

Ohldinn. Je nun, das iſt er ja —

Peter. Ja, ja, ich bins, mein Freund. Laß er ſich um die Bezahlung nicht bange ſeyn. Ich will mich als ein ehrlicher Kerl bey ihm abfinden.

Rehfuß. Mein Herr, Sie ſind allzugütig. Ich beſinne mich nicht, daß Sie mir etwas ſchuldig wären.

Peter. Ja, ja. Ich bin ihm etliche hundert Thaler ſchuldig. Waren es nicht fünfhundert?

Rehfuß. Nein, nein. Neunhundert iſt mir der Herr Kapitän von Schlag ſchuldig. Aber Sie —

Peter. O! das heißt auch gar zu viel für einen andern auf ſich zu nehmen. Nu, nu. Ich bin neunhundert Thaler ſchuldig. Und nicht wahr, meine liebe Frau, du willſt es bezahlen?

Rehfuß. Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie mich für einen Narren anſehen.

Lelio. Und ich weiß nicht, ob er uns nicht alle für Narren ansieht. Er spricht, der Herr Kapitän ist ihm so und so viel schuldig: und wenn es der Herr Kapitän eingeständig ist, so will er es wieder läugnen? Was soll das heißen?

Peter. Ja, ja. Ich bin ihm neunhundert Thaler schuldig.

Rebfuß. Nein, mein Herr, von Ihnen mag ich nicht einen Pfennig haben.

Peter. Er soll es richtig bekommen.

Rebfuß. Sie sind mir nichts schuldig.

Peter. Gedulde er sich nur noch aufs höchste acht Tage.

Rebfuß. Sind Sie denn der Herr Kapitän?

Peter. Zum Henker! was geht ihm das an? Wenn ich ihn bezahlen will? Ich mag es seyn oder nicht. Und kurz, ich bins. So gewiß ich neunhundert Thaler von ihm geborgt habe, so gewiß will ich sie ihm, mit Interessen, wieder geben.

Rebfuß. Aber, mein Herr, warum bekennen Sie sich zu einer fremden Schuld?

Peter. Ach! Ich bin ein rechtschaffner Kerl: Was ich schuldig bin, bezahle ich.

Lisette. Ohne Zweifel wird er sich im Namen geirret haben, mein lieber Mann. Ich glaube, es ist noch ein Kapitän dieses Namens hier —

Peter. Ja, ja. Ganz recht. Es ist noch einer hier, der so heißt. Er ist meines ältern Vaters Bruder Tochter Mann, und wir sind Geschwister Kinder mit einander.

Obldinn. Mein Freund, er wird wohl thun, wenn er seine Forderungen ein andermal vorbringt. Wenn der, den ich heirathen werde, ihm in der That was schuldig ist, so soll schon zu der Bezahlung Rath werden. Ich kann aber wohl sagen, ich weiß nicht, was ich hierbey denken soll.

Peter. Denken Sie, was Sie wollen. Und er, mein Freund, kann sich seiner Wege packen, oder —

Rebfuß. Ich bitte, nur nicht übel zu nehmen —

Liſette. Nein, nein. Wir nehmen es nicht übel, wenn er geht. Geh er nur! (geht ab.)

Achter Auftritt.

Lelio. Liſette. Peter. Kräuſel. Jungfer Obldinn.

Peter. Der verfluchte Kerl! Nun, wie weit wären wir denn richtig, mein Schatz? Nu ja, bis aufs Vermögen. Vorher aber habe ich doch noch unterſchiedne Puncte, die Sie mir nothwen-

dig eingehn müssen. Ich habe sie ohngefähr ein wenig aufgesetzt. (Er zieht einen Zettel aus der Tasche) Erstlich verspricht die Braut, weil sie bürgerlichen Standes, und der Bräutigam, als der Hochwohlgebohrne Herr, Herr Kapitän von Schlag, aus einem uralten adlichen Geschlechte entsprossen, ihrem künftigen Manne allezeit die gebührende Ehrfurcht zu leisten, und ihn nicht anders, als Ew. Gnaden, zu benennen. Nun? Versprechen Sies?

Ohldinn. Aber —

Peter. Sie sollen das verdammte Wort gegen mich nicht gebrauchen. Wer hat zu befehlen? der Mann, oder das Weib? Ich, oder Sie?

Ohldinn. Verzeihen Sie, wir sind aber noch nicht Mann und Weib.

Peter. Ach! Was wir nicht sind, können wir werden. Anderns verspricht die Braut, weil sie bürgerlichen Standes, und der Bräutigam, als der Hochwohlgebohrne Herr, Herr Kapitän von Schlag, aus einem uralten adlichen Geschlechte entsprossen, ihm alle Gelder in Händen zu lassen, um damit nach Belieben zu schalten und zu walten. Nun? versprechen Sies?

Liseete. Ohne Zweifel wird das einer von den Hauptpunkten seyn.

Obldinn. Das könnte man wohl einem vernünftigen Manne einräumen. Aber —

Peter. Genug. Das andre mag ich nicht wissen. Ich bin vernünftigen Mannes genug. Drittens verspricht die Braut, weil sie bürgerlichen Standes, und der Bräutigam, als der Hochwohlgebohrne Herr, Herr Kapitän von Schlag, aus einer uralten adlichen Familie entsprossen, die zwey Kinder, welche er außer der Ehe gezeugt — Nu, von dem Puncte wollen wir insgeheim reden. Den braucht niemand sonst zu wissen, als Sie. Viertens verspricht die Braut, weil sie bürgerlichen Standes —

Kräusel. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in die Rede falle. Wollen Sie nicht so gütig seyn, und sich von Ihrer zukünftigen wertheſten Gemahlinn das Karmen zeigen lassen, das ich auf Ihre, Gott gebe bald zu Stande kommende Hochzeit verfertiget habe? Ich habe nicht wohl Zeit, länger zu verziehen — und —

Peter. Wo ist es? Wo ist es?

Obldinn. Hier. (sie giebt es ihm.)

Peter. Was ist das für ein Quark? Ich sehe es gleich aus dem Titel, daß es nichts nütze ist. Weiß er denn nicht, daß ich Erb- Lehn- und Gerichtsherr, auf Nichtswitz, Petteldorf, Schildhausen und Armingen gewesen bin? Das muß al-

les mit darauf kommen. Auch daß ich 16 Jahr unter den Franzoſen, 12 Jahr unter den Oeſterreichern, 19 Jahr unter den Holländern, 17 Jahr unter den Engländern, und ohngefähr 22 Jahr unter den Sachſen gedient habe — O zum Henker! nun bin ich verlohren —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Oront. Frau Oront. von Schlag.

Lelio. Ach verdammter Streich!

Liſette. Nun ſitzen wir!

Obldinn. Sie kommen zu rechter Zeit, Herr Oront. Ich weiß Ihnen bis itzo noch wenig Dank, daß Sie mir den Herrn von Schlag über den Hals geſchickt.

Schlag. Wie ſo, Mademoiſell? Bin ich Ihnen ſchon verhaßt, ehe ich noch das Glück gehabt habe, mit Ihnen zu ſprechen?

Obldinn. Sie, mein Herr? Sie treten ja den Augenblick erſt, unbekannter Weiſe, in das Zimmer. Wie könnte ich mich über Sie zu beklagen haben? Nein, ich meyne den Herrn Kapitän von Schlag.

Peter. Sie meynt mich. Sie meynt mich. Es ist ein kleiner Irrthum in den Namen.

Oront. Was haben Sie mit dem Kerl zu thun? Hier bringe ich Ihnen den Herrn Kapitän von Schlag.

Obldinn. Was? So hat man mich betrügen wollen? Ha! ha! mein lieber Vetter.

Lelio. Verfluchter Zufall!

Schlag. Ich glaube, es hat ein anderer meine Person hier gespielt. Wer bist du Nichtswürdiger?

Peter. Der Herr Kapitän von Schlag bin ich — nicht. Sondern — (er nimmt den Bart und den Stelzfuß ab) sondern —

Schlag. Ich glaube gar, es ist Peter.

Kräusel. Ach daß Gott! Ja, ja, es ist Peter. Ich dachts wohl. Ich dachts wohl. Wie wird mirs gehen?

Schlag. (zu Petern) Halt, Galgenschwengel!

Peter. (zu Krausein) Halt, Galgenschwengel!

Schlag. Was soll das heißen? Meinen Namen so zu mißbrauchen? Wem hat diese Betrügerey hier gelten sollen?

Peter. (zu Krausein) Was soll das heißen? Meine Geduld so zu mißbrauchen? Wenn wirst du mein Gebackenes einmal bezahlen?

Schlag. (zu Petern) Antworte, Hund!

Peter. (zu Kräuſeln) Antworte Hund!

Kräuſel. Ach wer doch hier fort wäre!

Peter. Ach wer doch hier fort wäre!

Schlag. (zu Peter) Kerl, ich erdroßle dich. Gleich geſteh. Zu was hat die Verkleidung ſollen nützen?

Peter. (reißt ſich los und zu Kräuſeln) Kerl, ich erdroßle dich. Gleich geſteh. Warum haſt du mich noch dazu in ein Gaſſenlied gebracht?

Kräuſel. O! hier iſt nicht gut ſeyn. Adieu! Adieu! (er laufe fort)

Peter. (läuft ihm nach) Ha! ha! Du ſollſt mir gewiß nicht entkommen.

Schlag. Und du mir auch ſchwerlich.

Zehnter Auftritt.

Jungfer Ohldinn. Lelio. Liſette. von Schlag. Herr Oront. Frau Oront.

Lelio. Halten Sie, Herr Kapitän, es iſt auf mein Anſtiften geſchehn. Sie machen mich durch Ihre Heirath unglücklich. Und können Sie mir es verdenken, daß ich alle Mittel angewandt habe, ſie zu hintertreiben?

Schlag. Das ſollte mir leid ſeyn, wenn ich Sie unglücklich machte. Nein, Lelio, wenn

Sie mir in meinem Vorhaben nicht hinderlich seyn wollen —

Herr Oront. Ach! was kann Ihnen der hinderlich seyn, wenn sie nur will. Und sie will.

Frau Oront. Es ist wahr, Jungfer Ohldinn, was werden Sie sich an einen Menschen kehren, der Ihnen solche Streiche spielen kann.

Lelio. So? Madam, wer war denn das, der mir vorhin allen möglichen Beystand dazu versprach?

Frau Oront. Ach! vorhin war ich mit meinem Manne zerfallen.

Lelio. Und itzo —

Frau Oront. Sind wir wieder versöhnt. Ein Paar rechtschaffne Eheleute müssen sich des Tages hundertmal zanken, und hundertmal wieder versöhnen.

Lelio. Jungfer Muhme, ehe ich in Ihre Heirath einwilligen kann, eher biete ich Ihnen selbst meine Hand an. Denn ich glaube das nächste Recht auf Sie zu haben.

Ohldinn. Was?

Lisette. Was?

Ohldinn. Diesen Einfall hätten Sie können eher haben. Wir sind nun schon über zehn Jahr im Hause beysammen.

Schlag. (zieht den Lelio bey Seite) Ein Wort im Vertrauen. Warum wollen Sie mich nicht an Ihrem Vermögen Antheil nehmen lassen? Ich glaube, es wir für uns beyde genug seyn. Als Mann bekäme ich es in die Hände. Und ich versichre Sie, Sie sollens von mir besser genießen als von ihr. Ja, ich verspreche Ihnen so gar, an das, was übrig bleibt, wenn sie stirbt, keinen Anspruch zu machen. Meine Schulden nöthigen mich itzo, diesen Schritt zu thun, den ich sonst gewiß würde unterlassen haben. Widerstehen Sie mir nicht länger, so können wir als beständige Freunde leben.

Obldinn. Darf man nicht hören, was Sie hier im Vertrauen reden?

Lelio. O! Es war nichts. Der Herr Kapitän hat mir mein Unrecht vorgestellt, wenn ich Ihnen an Ihrem Glücke länger hinderlich seyn wollte. Ich willige in alles.

Obldinn. O! Sie sind doch noch ein ehrliebender Mensch! Und ich versichre, daß Ihre Einwilligung nicht wenig dazu beyträgt, daß ich itzo, mit so vielem Vergnügen, dem Herrn Kapitän meine Hand darbiete.

Schlag. Sie machen uns glücklich, Lelio.

Lisette. (sachte) Aber, Herr Lelio!

Lelio. (sachte) Laß es seyn, Lisette, nun soll es erst recht bunt über Ecke gehn.

Obldinn. Aber Lisette, mit dir habe ich ein Wort zu reden. Wir sind geschiedene Leute. Du kannst hingehn, wo du hin willst. Denn ich weiß doch wohl, daß alle die Possen von dir herkommen, und daß du einzig und allein meinen Vetter verführst.

Lisette. Ich —

Schlag. O! meine allerliebste Mademoisell, ich bitte für das arme Mägdchen. Behalten Sie sie immer noch.

Obldinn. Nein, nein. Sie muß weg. Sie muß weg.

Schlag. Bezeigen Sie mir diese erste Gefälligkeit.

Obldinn. Nein, nein. Es schickt sich nicht, es schickt sich nicht.

Schlag. Ach! Es schickt sich allzuwohl. Zumal bey Leuten von adlichem Stande, wie wir sind.

Eilfter Auftritt.

Die vorigen. Klitander.

Klitander. O! finde ich euch hier beysammen, meine Kinder? Mein lieber Kapitän, ich

komme, dir zu deiner Heirath Glück zu wünschen. Ich habe dich aller Orten aufgesucht.

Schlag. Bringst du mir etwan auch meine fünf und zwanzig Ducaten mit?

Alitander. O! die kannst du nun schon vergessen, da du so ein Glück gefunden hast.

Obldinn. Die sind Sie ihm schuldig? Sie sagten mir es ja vorhin ganz anders.

Alitander. Nein. Nein. Sie werden mich nicht recht verstanden haben. Er hat sie jüngst von mir auf dem Billard gewonnen.

Herr Oront. Nun, so sind wir richtig. Sie, Jungfer Braut, werden sich gefallen lassen, uns heute Abend einen kleinen Schmaus zu geben, und wo möglich, diese Woche Anstalt zur Hochzeit machen.

Alitander. O! das ist vortreflich. Ich hätte nicht zu gelegnerer Zeit kommen können. Kommen Sie! Kommen Sie! Zum Schmause, Lelio! Zum Schmause, Herr von Schlag! Lelio, führe die Frau Oront! Ich führe deine Muhme!

Schlag. Und für mich bleibt also Lisette.

Herr Oront. Ein böses Omen!

Der Teufel.

An Herrn G. Kunstrichter der Leipziger Schaubühne.

Utopien. 1755.

Vorerinnerung.

Die beſten Kunſtrichter ſehen es ein, wie mancher Ton in unſrer Sprache noch unverſucht geblieben ſey. Wo haben wir einen hudibraſtiſchen Dichter? Wo haben wir etwas, das den Spenſerſchen und Marotiſchen Gedichten der Engländer und Franzoſen entſpräche, in denen die alte Sprache ſo viel Naivetät, Einfalt, und komiſche Wendung an die Hand giebt? Wir haben Verſuche im Geſchmack der Minneſinger, aber ſehr unglückliche. Sollte man nicht zu burleſken Gedichten die Versart der ehedem ſo beliebten Quodlibet brauchen können? Jede Neuerung findet Leute, die ſich daran ärgern, und ſo würde es Roſten auch heutzutage gehn, wenn er dieß Sendſchreiben herausgäbe. Als es erſchien, betrachtete man es nur als eine Schmähſchrift, und glaubte freylich, daß der Teufel an Gottſcheden anders als an Voltairen ſchreiben müſte. Aber ich rette es hier von der Vergeſſenheit wegen ſeines originellen Tons und ſeiner Laune.

Herr Profeſſor hör' er doch an,
Was hab' ich armer Teufel gethan,
Da ich letzt einmal los geweſen,
Daß er ſeinen Kunſtrichterbeſen,
Als ein großer baumſtarker Knecht,
Nach mir geworfen? Das iſt nicht recht!
Zweyerley wird er auf Erden
Gelehrt und klug, wohl niemals werden!
Denn in alles mengt er ſich keck,
Wie unter den Pfeffer der Mäuſedreck.
Dieſes mit allem Reſpekt zu ſagen,
Wie es gewöhnlich in dieſen Tagen.
Aber wer ihn will machen geſcheid,
Wird wiederbringen vergangene Zeit,
Oder ſchneeweiß waſchen den Mohren,
Der hat Müh' und Arbeit verlohren!
Drum hab' ich auch zu guter letzt,
Reimweis an ihm dieß aufgeſetzt.
Seine Kolb' ihm noch einmal zu laufen,
Bevor ich kann ihn recht zerzaufen.
Er ſchreibt und ſchmiert wider groß und klein,
Ohn Verſtand in den Tag hinein,
Hebet an, mit ſchnaubender Naſen,
Zu wüten, toben, läſtern und raſen,
Auf mich und meine Familia,
Meine Kinder in der Opera.

Kommt da hinter dem armen Kochen
Krokodilliſch einher gekrochen;
Ihm nach deſſen Weiblein zart,
Wäßert das Maul, wackelt der Bart.
Umſonſt, er thut um ſein Verführen
An dem Weiblein Verachtung ſpühren.
Pfuy dich an! ſagt ſie, könnt' ich auch nun
Mein'n Mann ſolch groß Uebel thun,
So würd' ich doch, dich garſtgen Rieſen
Zu meiner Buhlſchaft nicht erkieſen!
Er ſagt kein Sylb', geſchweig' ein Wort,
Geht grimmig voller Rache fort;
Sträubt ſich als ein murrender Kater,
Laurt auf Kochen und ſein Theater.
Auf demſelben ſah er mich
Herumſpringen, das merkt er ſich,
Macht, iſt das nicht Sünd' und Schande!
Darüber ein'n Lerm im ganzen Lande.
Schreyt: Lieben Leut, welch Unglück groß!
Allhier bey Kochen der Teufel iſt los!
Nicht genug. Meine Kind' in Opern
Von vorn und hinten thut er beſchnopern;
Schnauzt ſie an, als wären ſie Pack,
Wie der Eber den Bettelſack.
Die armen Kind'! Soll michs nicht ſchmerzen?
Sie kommen von, und gehn zu Herzen!
Aber ihm ſoll das Licht dafür

Halten mein Bruder nach Gebühr.
Ihn ganz zu hohlen, iſt noch zu früh,
Iſt auch keine Kunſt, lohnt nicht der Müh.
Fuhren meine Ahnen ohne Scheu
Einſt in der Gergeſener Säu,
So kann ja wohl mit Haut und Haaren
Mein Bruder in ein'n Profeßor fahren.
Der ſoll ihn unter der Perücken
Ganz erbärmlich nagen und zwicken,
Ja, zeitlebens reiten und treiben
Bald lateiniſch, bald deutſch zu ſchreiben,
Durch tolle Schriften und Schnützer viel
Noch zu werden ein Kinderſpiel.
Damit das liebe Herr Patrönchen
Sich gar bring' ums Reputatiönchen,
Bis die Jungen vom Sperlingsberg
Hinter dem Herrn von Königsberg,
Groß und klein kommen zu Haufen,
Auf der Gaſſen einhergelaufen,
Schreyend: Wie grauſam iſt der Bär
Wann er aus Zotens Hof kömmt her!
Denn wenn man den Profeſſor nähme
Und thät ihn in eine Schul, ſo käme
Der ſo gelehrte Hopſaſa
Kaum zu ſitzen in Tertia!
Der Mann denkt aber doch indeſſen
Er habe die Weisheit alle gefreſſen,

Schimpft, tadelt ungeſchliffen darob;
Ich auch mit ihm red' jezt ſehr grob.
Als einem Gelehrten von Stamm Ende
Deſſen klopf' ich in beyde Hände.
Hohl' ich ihn einſt, ſo ſoll er mir
Meinen Braten wenden für und für!
Denn wir brauchen in unſrer Höllen
Ohndem hierzu einen ſtarken Geſellen,
Der nicht viel denkt und mit der Hand
Fix und tüchtig iſt gewandt.
Sey er ruhig, eß' er und trink' er!
Den hübſchen jungen Mädchen wink' er!
Schreib' er fleißig Bücher, mein Sohn
Endlich aus Deſperation
Kommt er, deß hab' ich keinen Zweifel
Noch in meine Hand! Ich bin

Sein

Teufel.

Beſter Freund!

In der Altonaer Ueberſetzung des ſchwiftiſchen Mährchens von der Tonne, von 1729, fand ich in einer Anmerkung des Ueberſetzers folgende wirklich alte Knittelverſe über die Gnoſtologie und Compendienſucht ſeiner Zeiten, die vielleicht noch in den unſrigen ihren moraliſchen Nutzen nicht überlebt haben. Ich ſchicke Ihnen ſelbige als einem Pendant zu dem Teufel, mit meinen Veränderungen, die gröſtentheils in Zuſammenziehung des Originals beſtehen: wenn Sie anders ſie würdig finden, aufbehalten zu werden.

Michaelis.

Abdankung eines Nachtwächters.

Der Tag vertreibt die finſtre Nacht.
Es wird alle Tage was Neues erdacht:
Es iſt ſo Mode bey unſern Leutchen;
Erſt warens Fantanchen, nun ſinds kleine Deutchen.
Es iſt, hohl mich der Deutſcher! eine brave Sache,
Wenn ich kleine ſubtile Sächelchen mache!

Denn, wenn ich habe drey Hälmer Stroh,
So färb ich sie bunt, bald so, bald so;
Das giebt mir ein Büchschen zum Fickenührs-
chen.
So machens auch unsre Herrn Studirchen.
Sie haben sich lassen ein Büchschen drehn,
Da die kleinen Künstchen alle hinein gehn.
So klein, so klein, daß mans nicht glaubt.
Ich habs ein paarmal aufgeschraubt,
Und habs daheim meiner Frau gewiesen,
Sie sagte, sie hätte einmal vor diesen
Gehöret, daß in einem Tage
Der Kinder eine Gräfinn, nach der Sage,
Dreyhundert und fünf und sechzig genesen.
Die wären auch nicht gröſser gewesen.
Sie wären aber alle gestorben.
Ich denke, die Künstchen sind auch verdor-
ben,
Weil sie so gar klein sind: und fest
Ins Büchschen mit Gewalt gepreßt.
Zu dem giebts doch noch was zu lachen,
Wenn die Drechsler kleine Kayserchen ma-
chen,
Kleine Churfürstchen, Päbstchen und Pfäff-
chen,
Schusterchen, Schneiderchen, kleine Aeschen.

Die machen sich am Kirmeßfest,
Im Guckkasten, lustig aufs allerbest,
Und rammeln in ihrem Spiegelhäuschen
Sich, meiner Treu! wie die kleinen Mäuschen.
Seh ich aber das Büchschen an,
So ist nicht einmal ein Druckerchen dran:
Es fehlt die Unruh und Gewicht:
Und alles steht wie angepicht,
Und ist kein Fünkchen Leben darinnen.
Ich weiß nicht was die Herrn beginnen!
Doch, davon läßt sich nicht viel sagen,
Sonst möchten mir die Studenten mein Horn zerschlagen!

Der Donner.

Eine Erzählung.

(S. die Welt 1ſter Band)

Vorerinnerung.

Die Verfaſſer dieſer Wochenſchrift werden ſich ſelbſt wundern, etwas von ihrer Arbeit hier zu finden. Allein mit Recht können ſie es nicht mehr die ihre nennen. Der glückliche Eingang bewegte Herrn Michaelis das übrige ſo zu verbeſſern, daß es ſich nicht mehr ähnlich ſieht. Faſt Zeile für Zeile hat der, bald zu pöbelhafte, bald zu weitſchweifige Ausdruck geändert werden müſſen. Doch bleibt den Verfaſſern die nicht üble Erfindung eigen.

Was doch der Donner wirken kann!
Er zähmt den grauſamſten Tyrann;
Und treibt den Freygeiſt ſelbſt zum Beten.
Der ſichre Sünder, der ſonſt lacht
Wenn ihm ſein Pfarrer noch ſo heiß die Hölle macht,
Geräth bey Strahl und Schlag, in tauſend Angſt und Nöthen.
Die eitle Donne flieht den Putz,
Und ſuchet beym Gebetbuch Schutz.

Der Säufer läßt die vollen Gläſer ſtehen;
Und auf den Straßen ſich kein kühner Stutzer ſehen!
Der frechen Dirne pocht das Herz,
Sie flucht der Liebe, und dem Scherz,
Und ſingt ein Lied mit banger Stimme.
Der Böſewicht erſchrickt und zagt,
Sucht bey dem Himmel Hülf, und ſagt:
Herr! ſtraf mich nicht in deinem Grimme!
Kurz: alles fürchtet Gottes Stimme;
Doch nur, wenn er im Donner ſpricht:
Denn, wenn er liebreich ruft, ſo hört die Welt ihn nicht!

* * *

Ein Mann, an Sünden nicht zu leichte,
Gieng übers Feld mit ſeiner Frau zur Beichte.
Zwar war der Weg ein wenig weit,
Allein die ſchöne Jahreszeit,
Der Wieſen Flor, der Felder Fruchtbarkeit,
Und was wir mehr für Herrlichkeit
Hier malen könnten, doch nicht wollen,
Vertrieb dem andachtsvollen Paar,
Die Zeit, ſo gut es möglich war.
Doch, eine Wolke dräut Gefahr.
Man ſieht den Blitz, man hört den Donner rollen:
Der Sturmwind wirbelt wild daher,

Und rauſcht durch Thal, und Wald, und Flächen.
Die Bäume ſtürzen, und zerbrechen,
Aus jeder Wolke ſtürzt ein Meer:
Die feſte Erde wird erſchüttert;
Und alles Blitz, und Schlag!
O Gott! dieß iſt der jüngſte Tag,
Ruft Veit, indem Brigitte zittert.
Der Herr iſt über uns erbittert!
Was gilts! der Donner ſchlägt uns todt!
Wo find ich Troſt in dieſer Noth,
Wo Gnade, für die vielen Sünden?
Wer ſie nicht beichtet, heiſts, kann nicht Vergebung finden!
Drum komm, Brigitte, laß uns frey
Einander unſre Schuld bekennen!
Gnug, was vorbey iſt, iſt vorbey!
Viel beſſer, friſch bekannt, als in der Hölle brennen!
Ach! fieng Brigitte ſchluchzend an,
So wiſſe denn, mein lieber Mann:
Oft wünſcht ich dich ins andre Leben,
Um Bérgen meine Hand zu geben.
Das, fiel der arme Sünder ein:
Mag auch der Himmel mir verzeihn!
Ich konnte freylich Greten leiden,
Und — die verdammten dunkeln Weiden!

Indeß erheitert sich die Luft;
Die Sonne zeiget sich mit ihrem Glanze wieder,
Die Lerche lockt, und schwingt ihr träufelndes Gefieder,
Die scheue Taube fleucht zum Gatten aus der Kluft.
Der Zephyr gaukelt auf und nieder:
Ein aromatischlauer Duft
Erfüllt den Hayn, den schwüle Dämpfe füllten,
Und lacht aus Aun, worauf Verderben brüllten.
Brigitte stutzt, und Veit kratzt sich den Kopf,
Und denkt: was war ich für ein Tropf,
Daß ich dem Weib das Ding erzählte!
Doch, weit gefehlt, daß sie darüber schmählte,
Kam sie ihm selbst im Wiederruf zuvor.
Mann! sprach sie schamroth, sey kein Thor!
Was ich von Görgen dir entdecket,
Hat mir allein der Donner abgeschrecket.
Auch das hab ich aus Angst erdacht,
Versetzte Veit, was ich gesaget.
Nie hab ich so was mich gewaget,
Ja nicht einmal dir Greten angelacht.

Schweig, rief Brigitte: ſchweig, du ſauberer Geſelle!
Huy! daß ich etwan ſie und dich
Nicht neulich ſelber überſchlich?
Was, mich mit Greten? —— Himmel! Hölle!
Dich, meynſt du wohl, bey Görgen ich?
Säß ich dir nicht an Gottes Stelle —
Du? — Ja! —
Ihr Leute zankt euch nicht!
Ein neuer Sturm ſcheint zu erwachen!
Geht heim, und denkt an eure Pflicht,
Sonſt wird der Donner Friede machen!

Nach der 18ten horaziſchem Ode des 2ten Buchs.

von

Michaelis.

Kein Porzellan, kein Atlas prahlt
An meines kleinen Zimmers Wänden!
Kein Oeſer oder Dietrich malt
Für ſeinen Ruhm und mein Verſchwenden!
Mars hat mich nicht einmal, im Grimm,
Zum Grafen vom Spion verwandelt:
Geſchweige denn Herr Ephraim
In Compagnie mit mir gehandelt!
Ein Herz, noch nach der alten Welt,
Nebſt einer kleinen Dichtergabe,
Die meinem lieben Gleim gefällt,
Iſt aller Reichthum, den ich habe!
Um mehr, verlier' ich nicht ein Wort.
Mit Nichts vergnügter, als mit Sachſen,
Treibt einen Tag der andre fort,
Und ſchwinden Monden, wie ſie wachſen.
Du, ſchon im Grab mit Einem Fuß,
Rennſt immer noch nach neuen Riſſen:
Und gönnſt dem täglich ſchmälern Fluß,
Für Häuſern, kaum mehr Platz zu fließen;

Entfernest ihn, wenn sich, zu klug,
Der Gränzstein selber nicht entfernte:
Und zwickst, mit ökonom'schem Pflug,
Dir jährlich eine weitre Erndte.
Da flieht, (ihr Leben in der Hand,
Und nakte Kinder, siechе Weiber!)
Der Armen Fluch des Vaters Land,
Und seinen höllenreifen Räuber!
Und dennoch bleibt, von allem Raub,
Kömmts hoch, dem grauen Missethäter,
Kein Gut, als einge Schaufeln Staub,
Und kein Pallast, als sieben Breter.
Wo denkst du hin? — Gleich willig deckt
Die Erde Bettler oder Prinzen!
Der Tod schickt keinen Süß *), erweckt
In ausgemergelte Provinzen;
Verheelt dem Vetter immer noch
Des Ausgangs aus der Hölle Stufen:
Und nimmt dem Dürftigen sein Joch,
Gerufen oder ungerufen!

*) Der bekannte würtembergische Jude Süß.

Eine komiſche Erzählung,

von

Herrn Weiße.

Vorerinnerung.

Dieſe ſchon aus den **Unterhaltungen** bekannte komiſche Erzählung, war ihrer erſten Beſtimmung nach ein Gedicht auf die Hochzeit des Herrn D. **Volkmanns**, und iſt der einzige Verſuch dieſes Dichters in der Art, den ich kenne. Natur, Leichtigkeit, Naivetät, Schalkhaftigkeit iſt ſo, wie man es von dem Verfaſſer der ſcherzhaften Lieder erwarten kann.

Der Tage ſchönſter war nun da,
Beſtimmt, um Damon mit Selinden
Durch Hymens Feßeln zu verbinden,
Und dem er ſehnſuchtsvoll ſchon längſt entgegen ſah.
Und wer kann ihn darum verdenken?
Er liebte ſie, und ſie war ſchön,
So ſchön, daß, ſollte ſie noch heute Paris ſehn,
Und hätt er noch den güldnen Apfel zu verſchenken,
So würd er ſich nicht lang bedenken,
Und ihn Selinden zugeſtehn:
Sie liebt ihn wieder, und ihr wird
Kein Mädchen es verdenken,
So zärtlich und ſo treu iſt kein arkadſcher Hirt,
Und keine würde ſich bedenken,
Ihm für ſein Herz das ihrige zu ſchenken.
So liebte ſich dieß liebenswerthe Paar:
Was eines Wunſch und Freude war,
War auch des andern Luſt und Wille;
Und küßt er ſie, ſo hielt ſie ſtille.
In einem Stücke nur that ſie ihm Widerſtand —
(Dieß iſt auch nicht ſo ſeltſam, wie bekannt,
Die Schönen pflegen gern zu widerſtreben)
Den Tag mit ihm, und ganz für ihn zu leben,
Ja, dieſes ſchien ſie zuzugeben;

Doch auch die Nacht —
O nein! Sprach er davon, so ward sie aufgebracht,
Und zeigt ihr Amtsgesicht mit aller seiner Macht:
Da schalt sie ihn
Verwegen, frevelhaft, und kühn,
Und hätte gern sogleich mit ihm gebrochen,
Wenn er sie nicht mit Küssen still gemacht,
Wenn sie ihm nicht schon ihre Huld versprochen.
Er legte sich auf Bitten, Schmeicheln, Flehn,
Ein jedes, Vater, Mutter, Freund, Verwandte,
Gevattern, Vettern, Muhmen, und Bekannte
Sucht ihm in Bitten beyzustehn —
„Umsonst! dieß ist nicht auszustehn,
Rief sie, mit einem Mann, ich? schlafen gehn,
Das wär mir schön!
Nein, nein, viel lieber will ich schwören,
Daß ich — „doch hier besann sie sich,
Noch schwur sie nicht, sie drohte nur zu schwören.
„Kurz, lasset, sprach sie, lasset mich
In Ruh, ich willige niemals in dieß Begehren„
Der alten Muhmen sprachreich Chor
Stellt ihr in manchem Beyspiel vor,
Daß dieß die Mode eingeführet:
Und daß von Even her sich keine so gezieret,
Daß es nach dem Gesetz der Eh sich so gebühret,

Daß durch die Nacht die Frau am ſicherſten regieret —
Allein ſie predigten nur einem tauben Ohr,
Und jede ſchwieg zuletzt und ſchmollte
Und ſchwur, daß ſie kein Wort mehr ſagen wollte.
Doch, was that er? Er räumt ihr alles ein,
Zum wenigſten that ers zum Schein. —
Der Leſer denke ſelbſt, was er da machen ſollte!
Indeß ſucht er durch tauſend Schmeicheleyn,
Und durch verliebte Tändeleyn
Selinden dahin zu vermögen,
Nur eine Nacht mit ihm zurückzulegen.
„Nur eine Nacht — ſprach er, was heißt denn dieß?
Alsdenn verſprech ich Ihnen ganz gewiß,
Will ich mich gern darein ergeben,
Und durch mein ganzes künftigs Leben
Nicht mehr nach dieſem Glücke ſtreben —„
„Nur eine Nacht — nur eine, ſprach ſie, nun,
Das könnt ich thun —
Doch, was fällt Ihnen immer ein,
So ſehr darum in mich zu dringen?
Es mag wohl was beſonders ſeyn! „
Hier miſchte ſich die liebe Neugier ein;
Zum Abfall konnte ſie die Mutter aller bringen,

Und Mädchen laſſen ſich dadurch am erſten zwingen.
Selinde willigte zuletzt aus Neugier ein:
Doch, die Bedingung blieb, er ſollt es niemals wagen,
Dergleichen ihr noch einmal anzutragen,
Sonſt wollte ſie auf ewig ihm entſagen:
Verſteht ſichs, er beſchwur auch, was er ihr verſprach.
Als nun die Nacht die Erd im Mantel hüllte,
Und Morpheus manchen Wunſch, der ſich nicht wachend ſtillte,
Zum wenigſten im Traum erfüllte:
Gieng er in das beſtimmte Schlafgemach,
Und ſie unwillig langſam nach.
Was ſie drauf thaten oder dachten,
Ob ſie die Nacht durch ſchliefen oder wachten,
Dieß weiß der Dichter nicht;
Zumal, da auch nicht die Geſchicht
Sehr viel von dieſem Umſtand ſpricht.
Die Muhmen horchten zwar an Thüren,
Und ſuchten treu der Wahrheit nachzuſpüren:
Doch da, was ſie erzählt, ſich nicht einſtimmig zeigt,
So thut er beſſer, wenn er ſchweigt.
Sie zankten noch am nächſten Morgen,
Wer unter ihnen wohl am leiſeſten gehört?

Die Sprößen waren voller Sorgen,
Und hielten es des großen Rathes werth,
Wie man die künftge Nacht es machen sollte,
Wann ihr Gelübd Selinde halten wollte.
Doch, eine alte Jungfer nur,
Die der Erfahrung und Natur
Durch ihre Weisheit Ehre machte,
Stand, schüttelte den Kopf und lachte.
Indem ward schnell das Zimmer aufgethan,
Der Mittag war schon halb heran,
Und Damon kam mit seiner Schönen an.
Welch Lärmen! jede trat empor hoch auf die Zähen,
Um ihr in Augen auszuspähen,
Was in der vorgen Nacht geschehen.
Von allen Seiten zupften sie,
Und fragten: nun? mein liebes Mühmchen, wie
Hat sie geschlafen? Wie läßt sichs im Finstern küßen?
Nur nicht so mürrisch — o! wir wissen, was wir wissen,
Wir hörten wohl — ja, wir sind schlau:
Sie sieht — sie sieht, wie — eine junge Frau.
Doch wie? Herr Damon wird doch nunmehr sein Versprechen
In Zukunft nicht bey ihr zu schlafen, brechen?

„Ja, ja, dieß iſt die erſt und letzte Nacht!„
Dieß war ein Donnerwort! auch ſank Selinde nieder,
Und zitterte durch alle Glieder!
Ein O und Ach erklang aus blaßen Lippen wieder.
„Ey, ſprach die Mutter, ey was haben ſie gemacht!
Was fehlet dir, du Liebling meiner Seelen? —„
„Mir, mir, ſprach ſie, mit halb verſchlucktem Ach!
Was kann mir fehlen?
Wie? hörten ſie es nicht, was hier die Tante ſprach? —
Die erſt und letzte Nacht! — Weh mir! ich wette,
Daß Damon es vergeſſen hätte,
Was ich verlangt und er verſprach:
Nun wird ers halten! — o! ich dachte da nicht nach,
Ich armes Kind!
Daß jezt ſo kurz die Nächte ſind!„

Das Sonnet.

(S. Unterhaltungen B. 1.)

(Der Einfall ſchreibt ſich urſprünglich von Lopez de Vega her, im Franzöſiſchen hat ihn Menage, und im Engliſchen Roderück in der Dodsleyiſchen Sammlung B. II. S. 321. nachgeahmt.)

Du forderſt ein Sonnet von mir?
Du weißt, wie ſchwer ich dieſes finde,
Darum, du loſe Roſalinde,
Verſprichſt du einen Kuß dafür.

Was iſt um einen Kuß von dir,
Das nicht Myrtill ſich unterſtünde?
Ich glaube faſt, ich überwinde,
Sieh, zwey Quadrains ſtehn ja ſchon hier.

Auf einmal hört es auf, zu fließen,
Nun werd ich doch verzagen müſſen,
Doch nein! Hier iſt ſchon ein Terzett.

Nun beb ich doch — Wie werd ich ſchließen? —
Komm, Roſalinde, laß dich küſſen!
Hier, Schöuſte, haſt du dein Sonnet!

An Herrn Wille,

bey Ueberſendung des zweyten Theils der Beyträge zum deutſchen Theater.

Die Muſe, von dem Gram des Vaterlands durchdrungen,
Vergaß betäubt ihr Saitenſpiel;
Sonſt hätte ſie dir längſt, o Will, ein Lied geſungen,
Das, deines Ruhmes werth, dir und der Welt gefiel.
Wie? deines Ruhmes werth? zu ſchmeichelnde Gedanken!
Werth deiner? der Unſterblichkeit?
Wagt ſich ein Schwächerer in einer Laufbahn Schranken,
Wo man mit Helden kämpft? und Siegern Kronen beut?
Doch, wenn die Freundſchaft jezt zu jenen Lorbeerkränzen,
Die: deinem Ruhm die Dichtkunſt flicht,
Die ſtolz durch dein Verdienſt, um deine Scheitel glänzen,
In dem entfernten Thal ein niedres Veilchen bricht;

Wenn ſie — ich kenne dich! O unter allen Stunden
Die ſchönſte, die mich dieß gelehrt,
Als ich dich froh umarmt, an deiner Seit empfunden,
Wie wenig uns der Ruf dein ganzes Lob erklärt!
Und, Wille, glaub es mir, zu jenen Augenblicken
Flieht mein Gedächtniß oft zurück,
Und meine Bruſt durchſtrömt ein freundſchaftlich Entzücken,
Und klagt: wie ſchnell entfloh dieß neidenswerthe Glück!
Da ſah ich dich erſtaunt den ſichern Griffel führen,
Von Anmuth und Geſchmack belebt:
Wem er das Leben gab, der wird es nie verlieren;
Da er dir, Wille, ſelbſt ein ewigs Denkmal gräbt.
Wenn meine Muſe ſich jezt auf Kothurnen waget,
So hat ſie ſich dir nachgewagt.
Wer iſt, der voll Gefühl nicht Kleopatren klaget,
Wenn eine Natter ihr die ſchöne Bruſt zernagt?

Doch, Freund, noch ſieht es wüſt um unſre deutſche Bühnen,
Kein Ludwig unterſtützet ſie.
Erhebt ſich Eine ja mit Muth noch unter ihnen,
Durch Poſſen zu verwöhnt, lohnt man kaum ihre Müh.
O glückliches Paris! noch glänzt auf deiner Bühne
Melpomene in voller Pracht!
Dir hat ein gut Geſchick Korneille und Racine,
Und Brizards und Lekains und Grandvals vorgebracht —
Noch klopft mein bebend Herz, noch ſeh ich Rodogünen,
Die ſchreckenvolle Dümenil!
In ihren Augen brennt der Donner, Tod in Minen,
Sie ſteigt aus Ninus Grab, und ich bin ganz Gefühl! —
Wer iſt die Göttliche? ſollt ich ſie ſterblich nennen,
Die Klairon? Welche Majeſtät!
Elektra, Dido weint, und ihre Thränen brennen
Bis in das Herz, das ſie zur Tugend Stolz erhöht —
Doch, welche Wehmuth geuſt in wolluſtreichen Thränen,

Die ſanfte Gaußin in mein Herz!
Es ſchmelzt im ſüßen Weh bey ihrer Liebe Sehnen,
Und Melanidens Schmerz iſt der Natur ihr Schmerz —
Der Scherz und Grazien lautjauchzendes Getümmel
Drängt ſich aus der Couliß hervor;
Sie gucken aus der Scen' und vom gemahltem Himmel:
Wer kömmt? — Thalia ſelbſt — ſie trägt die Maſke vor,
Und führt an ihrer Hand die holden Lieblingsbeyde,
Die Dangevill, und Previll her;
Des Beyfalls froh Geräuſch, der Bühne laute Freude
Dringt bis zur Unterwelt, zum Vater Molier.
Der Schalkheit feinſter Witz lauſcht, lacht, und ſpielt in ihnen,
Und Scherz ſtimmt Wendung, Sprach und Ton.
Was oft dem Dichter fehlt, erſetzen ihre Mienen:
O Ruhm für ſie, für euch, ihr Dichter, welch ein Lohn!

Freund, meine Muſ' erſtaunt, nicht, daß nur ein Voltäre,
Ein Krebillon dein Frankreich ſchmückt!
Nein, daß ſein Schauplatz nicht durch eine Reih Voltäre
Und Krebillons, und mehr als ſie euch dort entzückt —
Ach! mit gezücktem Schwerdt hat hier von unſren Bühnen
Der Krieg die ſcheue Kunſt verjagt!
Für wen ſoll ſich der Fleiß der Muſe mehr erkühnen,
Wenn nicht die mächtge Kunſt ſich als ihr Herold wagt?
O ſteckt einmal der Krieg, des langen Mordens müde,
Die Blutbeſprengten Schwerdter ein:
Vielleicht, ach! würd auch hier der Palmenreiche Friede
Der Schutzgott dieſer Kunſt, der Dichter Muſe ſeyn!
Du, Freund, den Gallien auf ewig uns entriſſen —

Mit Ehren feſſelt es dich an —
Behaupte, da wir dich doch ſelbſt entbehren müſſen,
Dein edles deutſches Herz, wie du bisher gethan!
Und fahre ferner fort, der Deutſchen Ruf zu retten,
Durch Werke deiner Treflichkeit!
Denn wenn wir auch nur dich, nur einen Wille hätten,
So wärſt du Stolz genug für uns und unſre Zeit!

Ein poetiſcher Brief

von

Herrn von Thümmel.

Vorerinnerung.

Je länger der Herr von Thümmel das ungeduldige Publikum nach mehrern Producten ſeiner vortreflichen Feder ſeufzen läßt: deſto angenehmer muß meinen Leſern dieſer kleine poetiſche Brief ſeyn, der anfangs in den Unterhaltungen geſtanden hat. Er iſt von einer ganz andern Gattung, als die Wilhelmine: eben ſo ernſthaft patriotiſch, und ſchön verſificirt, als jene komiſch, ſatyriſch, und in wohlklingender Proſa abgefaßt. Er hat dabey alle Leichtigkeit und Anmuth, die eine poetiſche Epiſtel erfordert.

An einen Freund,

als er aus Frankreich nach Italien reiſte.

Freund, da dich nun der Tugend ſichre Hand
Aus Frankreich führt, dieß überhäufte Land
Von Kunſt und Weisheit und von Thoren,
Wo oft das beſte Herz, der gründlichſte Verſtand
Zum Leichtſinn übergieng, und wo dein Vaterland
Schon manchen Redlichen verloren:
So danke Gott, daß du der feinen Liſt
Der Buhlerey entgiengſt, daß deine fromme Seele,
Von Spöttern nicht verführt, noch werth der Freundſchaft iſt;
Und freue dich! Und überzähle
Der Laſter große Schaar, der du entgangen biſt!
Gleich wie ein wilder Geiſt in dem Gewächs des Rheines,*
Nach Gallien verpflanzt, den Vorzug unſres Weines,

* Es iſt bekannt, daß der erſte Champagner von den Reben entſtanden iſt, die von dem Rhein nach Champagne gebracht worden.

Die ächte deutsche Kraft erstickt:
Es reift ein susses Gift an ungetreuen Stöcken,
Das unsre Nerven reizt, um Wollust zu erwecken,
Gesunde nur berauscht, und Kranke nicht erquickt;
So wirkt des Leichtsinns Geist, der mit dem stolzen Namen
Der großen Welt, den schwachen Deutschen rührt,
Auf manches Jünglings Herz: erstickt der Tugend Saamen;
Der Dämon, der uns reizt, das Fremde nachzuahmen,
Hat manchen Glücklichen zu einer Bahn verführt,
Die in das Labyrinth des Unglücks sich verliert.
Der Tugend Schatz, den mancher in dem Lande,
Das ihn erzog, mit langem Ruhm bewahrt,
Vertauscht er, für den Preis der Schande,
Um Frankreichs neue Lebensart.

Wohl dem, der, so wie du, die Tugend kennt und liebt,
Und sich durch ein Geschäft, das er mit Wollust übt,
Die frohste Zukunft zubereitet!
Der, heiter ohne Stolz, die Zahl der Weisen mehrt,

Selbſt, wo er Kenntniß ſucht, durch ſeinen Wandel lehrt,
Bald in der Wahrheit ſtärkt, bald zu der Wahrheit leitet.

Du, den Oreſtens Glück dem Herzen zugeführt,
Das deinen Werth erkennt, und immer neu gerührt,
Den Vorzug ſeines Glück empfunden:
Entziehe dich, o Freund, nicht länger meiner Bruſt!
Seit du dich ihr entzogſt, leb ich nur im Verluſt,
Und kenne keine heitre Stunden.
Schon manchen Tag ſah ich mit blaßem Gram entſtehn,
Und, ohne Freundſchaft hingeſchmachtet,
Von meinem Herzen ſelbſt verachtet,
Ins Grab der Jugend untergehn.

Du, deſſen weiſes Herz kein fernes Land verändern,
Und keins beglückter machen kann,
Wie wendeſt du in jenen Ländern
Den Vorzug deiner Jugend an!
Du ſieheſt die Natur in einem andern Plan,
Der Künſte Fall in eingeſtürzten Mauren:

Wenn dieſe Neigung dich nur glücklich machen kann —
Freund, Freund, wie biſt du zu bedauren!
Verlaß den Wahn! der Tugend höchſter Lohn,
Die Lieb erwartet dich in deinem Vaterlande.
Du gleicheſt ſtets dem edlen Grandiſon
An Tugend, an Gefühl, und an Religion;
O gleich ihm auch nur bald an Glück im Eheſtande!
Bekannter mit der Welt und ihrer Freuden ſatt
Wird dir dein Vaterland die ſüßeſte noch gönnen.
Denn ſollte nicht das Land, das dich erzogen hat,
Auch eine Biron bilden können?
Nur ſey die Liebe nicht ſo grauſam deiner Ruh,
Und führe dich zuvor mit der beredten Mine
Der Freundſchaft, einer Klementine
Von Wälſchlands Schäferinnen zu!
Dem Jünglinge zum Unterrichte,
Der ſeine Neugier nährt, ſein zärtlich Herz vergißt,
Schrieb Richardſon die rührende Geſchichte
Des Helden, der ein Muſter iſt.
Welch ein Zuſammenhang von Schmerz,
Ergoß ſich nicht auf die ſonſt heitern Tage
Des tugendhaften Manns! die Quelle ſeiner Klage

War Klementine und sein Herz.
O stelle sie dir doch im Bilde
Mit allem Reiz der Unschuld dar:
Die freudig, rührend, sanft, und milde,
Rein, wie der Glanz, den einst auf Edens Lustgefilde
Das erste Morgenroth gebahr,
Auf ihrer Stirn gezeichnet war;
Und denke, wie sich nun in ihren edlen Blicken,
Um ihres Freundes Wohl der Schwermuth Zähre mischt,
Die seine Hand mit traurigem Entzücken
Von ihren blassen Wangen wischt,
Die in der Blüte schon, den Rosen gleich, erstickten,
Wenn sie der Sonne Strahlen drücken,
Und kühlend sie kein West erfrischt;
Denk ihren Reiz, wenn nun der Trost gekränkter Tugend
Mit ihrer Schönheit sich vermengt,
Und kühn die Unschuld ihrer Jugend
Den ungerechten Schmerz verdrängt;
Wenn Ruhe sie beglückt — So lächelt
Die junge Ros' in schöner Mattigkeit,
Wenn in der schwülen Mittagszeit
Ein West erwacht, der sie umfächelt;
Und wenn sich nun in dir ein edles Mitleid regt,

So unterdrück es nicht, und bleibe gern bewegt,
Und gönne mir den Vorzug dich zu rühren!
Bald fürchte Grandisons Geschick,
Durch einer Klementine Blick
Ein freyes Herze zu verlieren.
Bald sprich zu dir: Vielleicht, daß in dem Augenblick
Ein Hargraf Anstalt macht, mein mir bestimmtes Glück,
Mir meine Biron zu entführen,
Und laß dich dann durch ihre Klagen rühren,
Und komm zu ihrem Schutz zurück!
Ich seh im Geiste schon dein Glück,
Wenn dein gerührtes Herz mit freudigem Erschrecken
Aus seiner Einsamkeit erwacht,
Und dir die Tugenden mit Jauchzen die entdecken,
Die dir die Liebe zugedacht:
Wenn dein Verstand den Beyfall nicht versaget,
Um den dein bittend Herz ihn fraget:
Wenn ihres Umgangs Reiz, wenn jeder Tag dich lehrt,
Sie sey der Zärtlichkeit, die du ihr schenkest, werth.

Wie selig wirst du seyn, wenn durch beredte Zeichen
Ihr Herze sich verräth, wie zärtlich es dich liebt!
Und, Freund, wer wird an Glück dir gleichen,
Wenn sie sich deiner Brust ergiebt,
Und glücklich ist, weil sie dich liebt?
Ich seh noch mehr, o Freund, ich seh mit nassen Blicken,
Wie von stets wachsendem Entzücken
An deiner Freundinn Brust dein Herze überfließt;
Wie eure Sorge nur, einander zu beglücken,
Und euer Leben Segen ist;
Wie du, mit ihr vereint, durch eine lange Reihe
Beglückter stolzer Jahre gehst,
Durch immer gleiche Lieb und Treue,
In kurze Stunden aufgelöst:
Und wie ein Alter voller Freuden
Euch überrascht, wenn um euch beyden
Ein Heer zufriedner Kinder lacht:
Wie eure Lust an ihren jungen Freuden
Im Alter selbst es euch unmöglich macht,
Der Jugend Jahre zu beneiden,
Die ihr so selig hingebracht;
Und wie dein Blick auf die verfloßnen Stunden,
Die du jezt lebst, zurücke schaut:

Und dann das Glück, das du anjetzt empfunden,
Der Tugend Glück, den Jüngling noch erbaut,
Den Gott als Sohn dir anvertraut.
Weißagend theil ich, Freund, in diese frohe Scenen
Die Folge deines Lebens ein.
Oft will ich, wirst du dich einst der Erfüllung freun,
Der Ahndung meiner Brust erwähnen,
Und immerfort beglückt in deiner Freundschaft seyn:
Und manches Dankgebet, vermischt mit Freudenthränen
Für dieß mein Glück dem Höchsten weihn.

Nicolai
an einen Freund
(Briefe über den Zuſt. d. ſch. W. S. 86.)

Beym Waſſerfall, dort auf der holden Flur,
Wo in dem Schooſe grüner Dunkelheiten
Des Baches Nymphe, du, und die Natur
Mit ſanftem Zwiſt um ihren Vorzug ſtreiten:
Dort in dem Wald am nahen Widerhall,
Den lauter Scherz, geſellger Freunde Lachen,
Vertraulichkeit, vereinter Lieder Schall,
Und unentweihte Luſt beſchäftigt machen:
Dort in dem Thal, gleich Tempes heilgen Aun,
Das unentzückt die Schönen niemals ſchaun,
In dem Apoll den Dichtern gern erſcheinet:
Hieher begleite dich der Sohn Apollens Graun,
Mit dem man willig lacht, und ungezwungen weinet,
Der Kleiſt, den Bach verſchönert, nicht entehrt,
Der Hagedorn, den Quanzens Ton nicht ſchändet,
Der Leſſing, und der Gleim, die Amor ſelbſt gelehrt,
Und Bendas Lied, bey dem, wann es die Gegend hört,

Die Nachtigall die ſanften Klagen endet,
Und lauſchend horcht. Doch, wann der rauhe Nord
Den freudigen, nie gnug beſuchten Ort
Zur Wüſte macht, und nun die Stadt dich ſiehet:
Sich deiner Freunde Zirkel Staatsbeſuchen weiht,
Voll ſteifen Anſtands, den die Freude fliehet:
Wo man ſich ungerichtet niemals zeigt,
Nie unverläumdt gefällt, wo man für dem ſich neigt,
Den man verachtet: und ſich öffentlich vielleicht
Die küßen, die ſich gern ermordet hätten;
Wird dann von dir, die oft das Ceremoniel verletzt,
Die unvergnügte Schaar noch eines Liedes werth geſchätzt,
So ſey es ſteif wie ſie, und ſo wies ſie ergötzt,
Wie Gottſcheds ſchlechtes Lied, das Thilo ſchlechter ſetzt,
Wie Stoppens froſtger Witz und Görners Menuetten.

An den Herrn Professor Baldinger, von Riedel.

Im Namen seiner Zuhörer bey Uebernehmung des akademischen Rectorats.

Daß nur der Weise groß, zufrieden, reich und frey,
Auch, wenn er will, ein Sultan, oder Dey,
Brod ihm Ambrosia, und Wasser Capwein sey:
Ist zwar ein göldner Spruch, den aus zenonschen Hallen
Nach ihrem Mittagsmahl, die weisen Knaben lallen;
Ist allenfalls auch eine Litaney,
Die Diogen, in Stolz und Lumpen eingehüllet,
Durchs Sprachrohr eines Schlauchs aus seinem Fasse brüllet;
Mit der selbst Epicur, bey Wasser und bey Brod,
Und — bey Leontium, von fern uns andern droht;
Und die die wackern Herrn, die ihren Adam zwingen,
Seit langer Zeit uns ganz gelassen singen.

Auch iſt ein Troſt, wie dieſer, uns
Und jedem Stoiker, ſo troſtreich, wie dem Duns,
Der, weil doch nun einmal im Himmel und auf Erden
Der Engel und der Menſch durch Denken glücklich werden,
Sich, wenn er anders recht empfindt,
Weit weiſer denkt, als alle Weiſe ſind,
Und folglich auch — denn Fürſt wär noch zu wenig —
Ganz ſchnell zum Kayſer, oder König.

Nur ſcheints, als ob ein wenig Phantaſie
So von der ſtärkern Art, und ziemlich, wie man ſie
In Waldheim ſieht, dazu gehören dürfte,
Um Waſſer, das ein Diogen,
Begnügſam wie er war, aus ſeinen Händen ſchlürfte,
Für Trank aus Hochheim anzuſehn;
Um mit ein wenig Apathie
Die quälende Maſchinerie
Der Daumenſchrauben zu verachten;
Und ſich im Stier des Phalaris
So ſelig und ſo froh zu achten,
Als ſäße man im türkſchen Paradies.

Wer einmal fühlen kann, daß Waſſer Nektar wäre;
Und cyniſch meynt, geſchimpft zu ſeyn, ſey Ehre;
Ein Bett von Stroh ſey weicher, als ein Thron;
Und Crates, wie er war, bebuckelt, ein Adon;
Und Dame Trulla ſchön, wie Nymphen die ſich baden,
Und ſchöner noch, als alle Dreaden.
Auch ſey, um ſich mit ihr der Grillen zu entladen,
Zum Feencabinet nichts beſſers, als ein Faß:
Was fehlt dem noch zum Candidaten
Von Bedlam? Oder was
Verhindert ihn, das Recht des Fühlens auszudehnen,
Und, wenn er mag, zu fühlen und zu wähnen,
Er ſey von Butter, oder Glas?

Uns andern iſts nicht leicht, zu meynen,
Die Dinge müßten ſo, wie wir es wollen, ſcheinen.
Der menſchlichen Natur ununterdrückter Hang
Hat unſre Neigungen, wie ſichs gebührt, entſchieden;
Und über uns, ſo wie wir ſind, hienieden
Hat noch der Sinne mächtger Zwang,
Mit Gunſt der Herren Zenoniden,
So unumſchränkt und herriſch zu gebieten,

Daß wir einfältiglich, wie Bauer oder Kind,
Nie glauben froh zu seyn, es sey denn, daß wir's sind.

Mag doch der Stoiker aus seiner Tasche spielen! —
Der Weise bleibt ein Mensch mit menschlichen Gefühlen:
Und Meister Zeno hat, bey seinem Kopf und Bauch,
Gefühl so gut wie wir, und sein Bedürfniß auch.
Ihm, und dem Cyniker zugleich,
Spielt mitten im Philosophiren,
Und wenn sie noch so sehr als Könige regieren,
Natur und Neigung ihren Streich —
Und dann gehab dich wohl, erträumtes Königreich!
Ein jeder Trieb heischt seine Speise;
Und wird der Hunger nicht gestillt,
So hilft kein Grundsatz mehr und kein phantastisch Bild.
Don Sylvio, auf seiner Feenreise,
Und selbst Pedrill, der seinen Kuchen aß,
Ist glücklicher, als Seneca, der Weise,
Beym letzten Aderlaß.

Dieß iſt das Loos, da wir hienieden wohnen:
Vermiſchte Luſt mit Schmerz, in Hütten und auf Thronen.
Im Käfig Bajazeth, und im purpurnen Zelt
Sein Sieger Tamerlan; der Davus und der Held
Wünſcht, weil ſein Schickſal ihm nicht, wie er wünſcht, gefällt,
Zum wenigſten für ſich, noch eine beßre Welt;
Und ſelbſt der eifrigſte von allen Zenoniden
Iſt nicht ſo ganz mit dem, was iſt, zufrieden.
Auch ſaget man, daß mancher Eremit
Noch immer denkt, er ſey zufriedner einſt geweſen,
Da er, als Kind, auf ſeinem Stecken ritt,
Als jezt, da er zum Rüſtzeug auserleſen,
Als wenn er gerne thät und litt,
In einer Wüſte thut und leidet,
Und züchtiglich auf ſeiner Tugend reitet.

Der wahre Weiſe ſpannt
Sein innigſtes Bemühn auf Welt und Vaterland;
Verbannt ſogar die eigennützgen Triebe
So viel er nämlich kann, und ſein Geſetz iſt Liebe;
Thut gutes außer ſich, und iſt

Vergnügt, wenn er die Welt beglücket,
Und — ſich auch nicht dabey vergißt,
Den er zunächſt in dieſer Welt erblicket.

Zuweilen lebet zwar ein eigenſinnger Mann,
Der immer nur den großen Plan
Des allgemeinen Wohls empfindet,
Nur dahin ſeine Kräfte lenkt,
Nicht an ſich ſelbſt und ſeine Ruhe denkt,
Und, wie man glauben kann, ſich ſchlecht dabey befindet.
Was hilft ihm das? Iſt er nicht auch ein Theil
Des großen Alls, das ſich um ſeinen Scheitel ründet?
Verkauft er ſo ſein eignes Heil,
Daß andre, die nichts thun, von ſeinen Thaten leben?
Und iſt ihm ſeine Ruh für das Vergnügen feil,
Sie, die er dann entbehrt, den andern hinzugeben?
Gut, wenn er mag! — denn dieß iſt das Geſchick
Der Weiſen freylich noch, und auch ihr ganzes Glück.

Sag an, o weiſer Arzt, und ſiehe!
Von Deinem Schweiß, von aller Deiner Mühe

Was haſt Du für Gewinnſt?
Und welches Glück belohnet Dein Verdienſt?

Zwar, wenn nach ihrem Tagewerk die Sonne
Dir, der Du Weisheit denkſt, ungern ihr Aug entzieht,
Dann früh Dich denkend wieder ſieht;
So ſchwimmt Dein Selbſtgefühl in Wonne,
Und Deine ganze Bruſt
Iſt voll der honigſüßen Luſt,
Den Morgen und die Nacht nicht mißgebraucht zu haben.
Doch, außerdem ſind auch noch andre Gaben,
Die, wie die Stoa ſagt, zwar nur der Pöbel liebt,
Die auch ſo leicht kein Glück dem Philoſophen giebt,
Und die man doch nicht ungern pflegt zu haben.
Hat Crantor Recht, den nie das Irrdiſche gerührt,
So ſind es freylich Kleinigkeiten,
Um die wir keinen Midas neiden,
Und deren Mangel doch von Ungelegenheiten
So etwas mit ſich führt,
Selbſt bey dem Weiſeſten von allen weiſen Leuten,
Der's, wenn ſie fehlen, mehr, als wenn ſie da ſind, ſpürt.

Zum Beyſpiel, ſo ein Nichts von etlichen Talenten
In gutem Gold, und das in guten Händen,
Iſt eine Eigenſchaft, die auch den Crantor ziert,
Der ziemlich weiß, wie er ſie brauchen wollte,
Zum mindeſten, ſo gut es Midas wiſſen ſollte.
Und dieſes Gold, das der zuſammengreift,
Und hoch zu Pyramiden häuft,
Um reich und hungrig zu verderben,
Dieß Gold, das Herzen lenkt und durch die Mauren bricht,
Das hat der Philoſoph nur ſelten — oder nicht.
„Er ſoll es alſo erben!„
So müßt er freylich ein'ge Jahr
Zuvor noch eh' er Menſch und eh' er weiſe war,
Um eine reiche Frau für ſeinen Vater werben.

Doch, nächſt der Selbſtzufriedenheit,
Arzt, den wir lieben, haſt Du Ehre,
Und noch in einer ſpätern Zeit
Spricht man von Dir, und wünſcht: „daß dieſer Mann noch wäre!„
Haſt Freunde, die Dein Herz und Geiſt,
Der zur Bewunderung und das zur Liebe reißt;
Akuſtiker, die viel ſich wiſſen,
Mit Lernbegier, zu Deinen Füßen,
Von Deine .. Fleiß die Früchte zu genießen:

Und Schüler, die mit dem,
Was Du ſie lehrſt, (fürwahr nicht ein Syſtem,
Im leeren Hirn gebaut) an Krankenbetten
So mit Beobachtung, ſo unerſchrocken ſtehn,
So gegenwärtig ſich, als wenn Galen
Und Aeſculap ſie ſelbſt belehret hätten.
Belohnung gnug für einen Mann, wie Du!
Doch, nicht Erſatz genug fürs Opfer Deiner Ruh!
Der Duns im Winkel lauſcht, und ſieht Dir neidiſch zu,
Wenn Kenner, die ihn nie erhoben
Nur Dich und Deine Werke loben;
Er knirſcht — und wird gewiß die ganze Heeresmacht
Der Pſeudodoctorn ſchnell empören;
Und ſchnell iſt eine Rhapſodie erdacht,
In welcher man Dir ziemlich albern ſagt,
Du ſollteſt das nicht ſeyn, was jene gerne wären.
Nun freuet ſich die ganze Cheval'rie
Der Herrn vom Aberwitz; und weil die Sympathie
Sehr mächtig wirkt, ſo ſtimmt in ihre Melodie
Ein jeder Biedermann, der lieber ſeine Seele
Beym weiten Zwerchfell fühlt, als in der kleinen Höhle
Des Kopfs, wo ſie nur für die Nachwelt ſchwitzt,
Und insgemein nicht ſehr gemächlich ſitzt.

Weil ferner nach dem bittern Wahne
Der Rabner und der Luciane,
Der Stimmen Uebermacht in dieſer beſten Welt
Nicht allzuoft zur beſten Seite fällt,
So haſt Du, wenn wir richtig zählen,
Gewiß von tauſend Menſchenſeelen
Neunhundert etwa wider Dich.
Die nun und ihre Centurione
Stehn wütend auf und ſchreyn in Cibbers rauhem Tone,
Und brüſten, wenn ſie heiſch ſind, ſich,
Als hätten ſie das Lob des ganzen Publicum
Hinweggeſchwemmt mit ihren Meereswogen,
Und Dich in Lethens Fluß gelogen,
Und Dein Verdienſt und Deinen Ruhm.
Um dieſem Schwall gemächlich auszuweichen
Und ſelbſt mit ihm freundſchaftlich fortzuſchleichen,
Iſt Dir kein beßrer Rath, als folgender: „Sey dumm!„
Doch, da es ſcheint, als ſey wohl eine Doſe
Von Eigenſinn in manches Weiſen Kopf,
So möchte die Metamorphoſe
Des weiſen Manns in einen dummen Tropf
Nicht ſehr zu Deiner Mine paſſen.
Noch minder wäre Dir, vom Pöbel in den Gaſſen
Und dem am Schreibepult lobpreiſen Dich zu laſſen,
Die Ehre ſonders angenehm.

Auch pflegſt Du ſie herzinniglich zu haſſen;
Wir finden ſelbſt, ſie ſey Dir unbequem.
Denn nur das Lob der Kaltſchmied, und der Haller,
Das Lob von einer kleinen Zahl,
(Kein weiſer Mann verlangt den Beyfall aller)
Iſt Dir ein wahres Cordial.
Selbſt wenn mit ihrem Diadem Salane
Sehr weislich, wie uns dünkt, Dein Haupt,
Daß Du ihr Archon ſeyſt, umlaubt:
Fröhnſt Du da wohl dem eiteln Wahne,
Groß wie ein kleiner Gott zu ſeyn?
Zwar den Senat des Helikons zu zieren,
Und ſeine Muſen zu regieren;
Iſt ziemlich viel, und Dir nicht klein;
Auch kennſt du Du Deine Pflicht — allein,
Dafern wir gut conjecturiren,
So iſt es doch bey allem dem,
Ob Dich nicht wohl die Aemter minder zieren
Als Du ſie zierſt, ein wichtiges Problem.
Fürs Wohl des Muſenſtaats vom hohen Morgen
Bis in die Mitternacht zu ſorgen:
Das heißt, als einen wichtgen Dank
Für einen kleinen Ruhm, ſechs ganzer Monden lang,
Dich ſelbſt, Dein Wollen, und Dein Denken,
Dem Büreau des Parnaſſes ſchenken.
Nun ſag' einmal, daß nur der Weiſe frey
Und was er will, auch wenn er's nicht iſt, ſey.

Nadine

eine Erzählung

von

Herrn Wieland.

1769.

Vorerinnerung.

Ich bin eben ſo ſtolz, als meine Leſer entzückt ſeyn werden, von Herrn Wieland ein ungedrucktes Gedicht erhalten zu haben, wofür mir ſeine Gütigkeit und meine Empfindung die lebhafteſte Erkenntlichkeit auferlegt. Unter allen Blumen die ich bisher geſammelt, ſchätze ich ſie ſo hoch, als je der Liebhaber die ſeltenſte Nelke, oder die Schäferinn im Strauß, dem ihr der Geliebte band, die hervorragende Roſe ſchätzen kann. Die reizende Fiction, die ſchmelzende Zärtlichkeit, die ſchalkhafte Malerey werden empfindende Leſer ohne weitläuftige Erinnerung bemerken. Ich gäbe Nadinen nicht um zehn Sonnette von Zappi hin.

„Nadine, komm und miſch in deinen Kuß
„Den Zauberton, der Philomelens gleichet,
„Indeß die Nacht, mit unbemerktem Fuß,
„Den jungen Tag in Florens Arm beſchleichet!

„Ein Augenblick wird ſchon zu theur verſäumt!
„Sie fliehn, ſie fliehn, mit Flügeln an den Füßen,
„Die Stunden fliehn, die unter unſern Küſſen
„Ein Quincica am Quell der Luſt verträumt!

„Wenn deinen letzten Hauch mein Mund einſt aufgeküßt,
„Was folget uns ins öde Reich der Schatten?
„Ach, die Erinnerung, was wir genoſſen hatten,
„Iſt mehr vielleicht, als dann uns übrig iſt!

So ſpricht Amint, verbirgt, indem ers ſpricht,
In ihrer Bruſt ſein glühendes Geſicht,
Und fühlt, vom Arm der Liebe ſanft umwunden,
Den ganzen Werth der eilenden Sekunden.

Mit Augen, wo die Traurigkeit
In ſüße Wolluſt ſchmilzt, verſchämt, doch hinge-
riſſen

Von eurer Macht, Natur und Zärtlichkeit,
Entwindt sie läßig nur sich seinen heißen Küßen.

Die schlaue Nacht zieht, jüngferlich bescheiden,
Ein Wölkchen, wie vom dünnsten Silberflor,
Dem Seitenblick der spröden Luna vor:
Ein Rosenbusch wächst schnell um sie empor,
Und ungefähr umflattert sie ein Chor
Von Liebesgöttern und von Freuden.

Nur einer aus der kleinen Schaar,
Ein junger Scherz, von dreisterem Geschlechte,
Den eine Grazie dem schönsten Faun gebahr,
Setzt schalkhaft auf dem braunen Haar
An deiner Stirn, Nadine, sich zurechte.

Amint wird ihn zuletzt gewahr,
Und will den losen Gaukler fangen,
Allein der Scherz, der leicht von Füßen war,
Entschlüpft, und rettet sich ins Grübchen ihrer Wangen.

Auch da verfolget ihn Amint.
Nun, denkt er, soll mirs doch auf ihren Lippen glücken.
Doch, seht, wie sich sein Gegner schnell besinnt,
Den kleinen Gott mit Küßen zu ersticken.

Er zappelt, wie ein junger Aal
Im feuchten Netz, und schlägt, und sträubt sich mit den Flügeln,
Bis, zwischen sanft erhabnen Hügeln
Von lauem Schnee, ein dämmernd Rosenthal
Sich ihm entdeckt. Er glitscht an einer Leiter
Von Bändern unbemerkt herab;
Umsonst, der Mund, der keine Rast ihm gab,
Folgt ihm durch Berg und Thal, und treibt ihn immer weiter.
Wohin, o Venus, soll er fliehn?
Wie kann er zu entrinnen hoffen?
Er flattert keuchend her und hin
Wo findet er die letzte Zuflucht offen?

So wie ein Reh, vom frühen Horn erweckt,
Mit raschem Lauf, der kaum das Gras berühret,
Von Bergen flieht, dann steht, die Ohren reckt,
Dann schneller flieht, vom Nachhall fortgeschreckt,
Und sich zuletzt in einen Hain verlieret,
Wo krauser Büsche Nacht ihm seinen Feind versteckt:

Der Flüchtling glaubt, in Paphos dunkelm Hain,
Wo, unentdeckt, sogar beym Sonnenschein,
Sich Amor oft an Spröden schon gerochen,
Glaubt in Dionens Heiligthum,
In Dädals Labyrinth, ja im Elysium
Nicht sicherer zu seyn, als wo er sich verkrochen.

Allein der Liebesgötter Schaar,
Die, Bienen gleich, doch unsichtbar,
In Trauben, an Nadinens Wangen,
An ihrem Mund, an ihrem Busen hangen,
Bemerkten bald die reizende Gefahr,
Und riefen laut, da es zu späte war:
„Ach! Brüderchen, du bist gefangen!„

Chloe

von eben demſelben.

1768.

Hüpfend, wie das Blut in deinen Adern, ſcherzet,
Chloe, deine Seel ihr Daſeyn hin;
Keine Ahndung ferner Uebel ſchwärzet
Deinen freyen unbewölkten Sinn;
Alles, däucht mir, iſt, wie deine Wangen,
Roſenfarb, gleich Liebesgöttern, hangen
Tauſend Hofnungen von brütender Begier,
Sanft entfaltet, gaukelnd über dir.
Jeder Wunſch, der mit Vergnügen ſchmeichelt,
Scheint dir ſchuldlos, du erfuhrſt noch nicht,
Daß der Schmerz ſich oft zu Wolluſt heuchelt,
Und die Hofnung ſtets zu viel verſpricht.

Ach! warum, o Chloe, ſinds nur Träume,
Wenn die Phantaſie mit eitler Schöpfungskraft
Goldne Welten um uns her erſchafft?
Lauter Luſt, wohin das Auge gaft,
Lauter Roſen, lauter Myrthenbäume:
Nectar aus Tockay in allen Flüßen,

Göttertiſch von Grazien gedeckt,
Lüſte, die von ſelbſt in Symphonien fließen,
Schlaf auf Schwanen, den zu ſtillen Küßen
Amor oft, die Sorge niemals weckt;
Lauter Feſte, Tänz und frohe Spiele,
Lauter Unſchuld, Eintracht, Zärtlichkeit,
Kurz, der Menſchen ganze Lebenszeit,
Ein Gewebe lieblicher Gefühle,
Welch ein Traum! — Warum, ſo ruft, entzückt
Von Nanett im kurzen Unterrocke,
Triſtram aus, indem des Mädchens ſchwarze Locke
Sich im ungelernten Tanz entſtrickt,
Und ihr lächelnd Aug unwiſſend Liebe blickt —
Ach! warum, du, deſſen Wohlbehagen
Unſre Freundſchaft und unſre Plagen,
Kann hier nicht ein Mann ſich in der Freyer Schoos
Niederlegen, tanzen, ſingen, und ſein Pater ſagen,
Und gen Himmel mit Nanetten gehen?
Eitler Wunſch, vielleicht verzeihbar im Entſtehen,
Aber doch im Aug der ernſten Weisheit Sünde!
Ein Verhängniß deſſen dunkle Gründe
Wir vielleicht in beſſern Welten ſehn,
Findt für dieſe Welt ein reines Glück zu ſchön,
Miſcht in jeden Tropfen Luſt geſchwinde

Zween von Bitterkeit: gefüllt ſich, wie es ſcheint
Jede Hofnung ſelbſt gewählter Wonne,
Wenn zu unſerm Wunſch ſich alles ſchon vereint,
Plötzlich zu verwehn: erfindt für jeden Morgen,
Der uns Luſt verhieß, unvorgeſehne Sorgen:
Giebt die Unſchuld oft der Bosheit, dem Betruge
Preis, und lohnt die Treu mit einem Aſchenkruge.
Chloe, hoffe nicht, daß innerhalb dem Kreiſe,
Der den Erdball von dem Sternenfeld
Trennt, die Wonne je ihr himmliſch Antlitz weiſe;
Ach! ſie ſinkt nicht bis zur Unterwelt!
Alle dieſe ſchönen Luftgeſichte,
Deren bloßer Name deine Bruſt
Wallen macht, ſind eitle Schaugerichte,
Leichte Träume, unweſentliche Luſt!
Freundſchaft! — Lieb! Euch laſſen uns die Götter
Nur von fern aus ofnem Himmel ſehn,
Dießeits her verſetzt, ſind eure Früchte Blätter,
Die mit leerem Schmuck das Auge hintergehn.

Hymen und Amor,

von Kretſchmann.

1766.

Ovid, Horaz, Catull,
Properz, Secundus und Tibull,
Und wer ihr alle ſeyd, ihr Prediger der Liebe;
Ihr, die ihr Hymens Band verlacht,
Und Cythereens ungebundne Triebe
Uns ſüßer noch als Riſt den Himmel macht;
Erlaubt, daß ich mich itzt zur lieben Ehe ſchlage,
Und euch, vom Herzen weg, die Gegenneygung ſage,
Malt mir wie Titian, malt mir ſo ſchön ihr wollt,
Den Umgang euerer Corinnen:
Der bloßen Liebe Flittergold
Soll zweymal nicht das Herz mir abgewinnen;
Ihr lobert nur die Unerfahrenheit:
Allein ein Mann ſucht Gründlichkeit.

Zwar einſt, in jener goldnen Zeit,
Wo manches thulich war, was man anitzt verbeut:

In jenen unschuldsvollen Tagen,
Als auf der neuen Welt kein Neid die Lust beschielt,
Und Adam Bräutgam ward, eh er Verlobung hielt;
Dort durfte man was mehrers wagen;
Dort war noch nicht die Grausamkeit des Scheins,
Und Lieb' und Ehe waren eins.
Ein Mädchen mit verschämten Backen
Schlang unschuldsvoll den Arm um des Geliebten Nacken,
Und (sehet mir den Unterschied doch an!)
Der Liebling ward zugleich ihr Mann.
Allein in unsern Tagen,
Wo anders eine Frau, ein Mädchen anders fühlt;
Wo man mit Liebe klug wie mit der Karte spielt;
Wo der nicht Ehmann wird, den schon die Liebe wählt,
Und wo auch der verliehrt, der Matadore zählt;
In diesen unsern Tagen,
(Es sey nun wie es sey,
Und es behage, wem es kann behagen,)
Sind Eh' und Liebe zwey.

Wie viele Philosophen sagen,
Die Glatzen übern Haupt und innen Kappen tragen,

(Es sprichts der Spott: was kümmerts mich!)
So richtet jeder Weise sich
Fein nach den Meynungen der Herrn in seinen Tagen.
Wahr ists, die Meynungen, und dann der Modewahn,
Hängt manchem Sokrates was wunderseltnes an.
Warum? — Der mächtigste Bewegungsgrund auf Erden:
Viel lieber thöricht seyn, als ausgelacht zu werden.
Seht da, ein tapfrer Grund, und nicht nur Grund zum Schein,
Die liebe Liebe zu verdammen,
Und von der Ehe beßern Flammen
Der hitzigste Vertheidiger zu seyn.
Noch mehr: wie vielerley Gefahren,
Furcht, Hofnung, Sorge, Pein, in drückendem Gewicht,
liegt bey der bloßen Liebe nicht;
Von Cadix an, bis zu den crimmischen Barbaren!
Der stolze Spanier schleicht traurig, wie die Nacht,
Und menschenfeindlich, wie Gespenster,
Mißtrauisch, wie ein Schalk, und schlaflos, wie die Wacht,

Um seiner Donna Fenster;
Seufzt, huſtet, horcht am Thor;
Und guckt und girret am Gegitter,
Und kratzt verzweifelnd auf der Cither
Zuletzt ihr zärtlich seine Quaalen vor:
Bis ihn, von tausend Sorgen
Ganz bleich genagt,
Der aufgewachte Morgen
Zu Bette sagt.

So bald des Tartars Herz, von Grausamkeit genährt,
Der liebe schärfre Wuth erfährt;
(Denn Amor streift in Städte und in Horden,)
Ist plötzlich der Tyrann zur Hälft' ein Thor geworden.
Von unbekannter Wuth erröthet sein Gesicht;
Ihm schmeckt sein Pferdeschinken nicht;
Er raubet nicht mehr durch die Wüste,
Und wälzet sich im Zelt, voll Grimm und voller Lüste:
Denn einer Tartarinn weitmäuliges Gesicht
Entflammte ihn mit sehnsuchtsvollen Trieben;
Er liebt sie, heftiger, als sich die Katzen lieben:
Allein, sie sprechen darf er nicht.

So quält, nach jeder Landesart,
Nach jeden Sitten, weit verschieden,
Die Liebe, die von Zeit zu Zeit beschwerter
ward,
Die Herzen, die bey ihrer Last ermüden;
Bis daß der Ehegott die fichtne Fackel schwingt,
Das trosterfüllte Hymenäon singt,
Und in der Freuden ruhigerm Gebiet
Das angenehmste der Geheimnisse vollzieht.
O wer ist mehr willkommen,
Als du, o Hymen! den Verliebten bist?
Kein andrer hat dir noch den Ruhm genom-
men,
Daß er wohlthätger ist.
In deinem Schutz genießet
Ein jedes Herz der Freuden tausendfalt:
Der Freuden, die die Liebe zwar versüßet,
Doch auch vergiftet hat:
In deinem Schutz nimmt der Vermählte
Nicht weitre Furcht, nicht leere Hofnung an;
Das züngichte Geschwätz, das sonst von ihm er-
zählte,
Verstummt; der Neid verlieret seinen Zahn:
Und Mißgunst, die ihn sonst mit kleinen Ränken
quälte,
Entweicht vor Hymens Bann.

Beglücktes Paar, das dieſer Führer leitet!
Zehntauſend Freuden gehn voraus.
Von Wonne wird ein jeder Schritt begleitet,
Und mit dem Tage ſelbſt geht ihre Luſt nicht aus.
Die Nacht, — glückſelge Nacht! Ein Stoff für tauſend Lieder!
Der Amoretten feuriger Tumult!
Und — doch, genug. Still! Nur den Vorhang nieder!
Denn ein Geheimniß iſts; und Schweigen giebt nicht Schuld.

Der Barde

an den Verfaſſer der Kriegslieder,

von eben demſelben.

1768.

Glück zu, Bekannter unſrer Lieder!
Jenſeit der Wolkenbahn erklang
Dein Schlachtlied und dein Siegsgeſang
Von allen Sternen wieder;
Da rühmten Thor und Mannus dich:
Da jauchzte Siegmar, Hermann jauchzte wieder,
Und alle Helden fragten mich:
Wer iſt der Barde dieſer Lieder?

Das iſt der Barde Gleim!
Süſſ, wie der Honigſeim,
Sind ſeiner Liebe Geſänge.
Doch, wenn er Kampf und Treffen lehrt,
Dann geht — ihr alle habts gehört —
Ein Lied des groſſen Donners Gänge.

Ich ſprachs, und ſah, daß Teut
Dir einen Becher trank!
Ich aber, der den Streit
Hermanns des Helden ſang,
Ich ſeufzte faſt: Mein Lied,
Wo biſt du hingeirrt?
Wer weiß, ob dich ein Held,
Ein Barde kennen wird?
Doch, kennſt du mich, dann Freude mir!
Heil deiner Harf' und Seegen dir!

Lobgesang
des Barden auf die deutsche Schamhaftigkeit,
von eben demselben.
1769

O du, hold wie die Rosenblume,
Schamhaftigkeit, wie rein
Sind mir die heilgen Blüthen! Deinem Ruhme
Laß mich ein Loblied weihn!
Meine Saiten sind dein!

Auf unsrer Flur, in unsern Wäldern,
Blühet dieser Blume Zier:
Kränzet mich, ihr Töchter!
Knaben jauchzet mir!

Mädchen, schön ist dein Gesicht,
Von dem Morgenroth bestrahlt:
Doch ist diese Wange schöner
Wenn sie sanft sich mit der frommen
Rosenfarbe malt.

Und, ha! wie lieblich ist dein Auge,
Mein braver Jüngling, wenn es muthig glüht!
Aber wenn dieß blaue Auge
Bescheiden schnell zu Boden flieht,
Wenn ihm ein holdes Mädchen saget,

Wie ſie ihn liebgewann:
O doppelt lieblich iſt es dann!

Jauchzt mir, liebe Töchter!
Liebe Knaben ſtimmt mit ein!
Denn Germaniens Geſchlechter
Tragen dieſe Zier nur rein.
Glaubts dem Barden, der die Stadt,
Das hohe Rom, geſehen hat:
Mädchen, rabenſchwarz von Haaren,
Wohnen dort, doch alle waren
Ungefärbt von Schaam.
Angefachte Liebesglut
Färbt' ihr Angeſicht wie Blut,
Und ihr Auge, wenn es ſank,
War nicht von der Scham ſo blöde,
War von Wolluſt krank.

Seht ihr, Knaben? Dieſer Arm
War von ihren Hüften warm:
Denn des friſchen Deutſchen Kraft
War all ihre Leidenſchaft.
Doch bald ward ich dieſer ſüßen
Täuſchereyen ſatt:
Satt bin ich von euren Küßen,
Eurer Kühnheit ſatt!
Macht daß deutſche Schaam euch färbe;

Dann erſt ſeyd ihr ſchön:
Laßt mich — daß euch Thor verderbe! —
Laßt mich, laßt mich gehn!
Da nannten ſie den Wilden mich:
Aber ich wand mich los; ich ſchlich
Aus Rom, der großen Wolluſtſtadt,
Wo frühe Glut die zarten Roſenknoſpen
Verſenget hat.

Zurückgekehrt ſing ich nun hier
Schamhaftigkeit ein Loblied dir:
Drum kränzt den Barden, liebe Töchter!
Eure künftigen Geſchlechter
Tragen dieſen Schmuck wie ihr:
Geliebte Knaben jauchzet mir!

Der Krieg

eine Dithyrambe.

von

Willamov.

Vorerinnerung.

Der Dichter hat das characteriſtiſche der Dithyrambe in dieſem Gedicht zu ſehr vergeſſen, und den Vater Bacchus gar nicht in die Handlung eingeflochten. Er iſt vielleicht auch unter der Gröſſe ſeines Sujets erlegen, er hat das Abſcheuliche des Kriegs geſchildert, da doch der Bacchant in dem Getümmel des Kriegs ſelbſt Nahrung ſeiner Raſerey findet. Dieß hat ihn bewogen, dieſe Dithyrambe in der zweyten Auflage ganz zu unterdrücken. Aber was in eine Reihe von Dithyramben nicht paßt, kann wohl in einer Anthologie ſtehn, und man wird immer dichteriſche Züge darinnen finden, wenn man es nicht als Dithyrambe, ſondern als Ode oder Geſang betrachtet.

1ste Strophe.

Welch ein Gewinsel aus hohlen Thälern hervor!
Von schroffen Hügeln herab!
Wie heult es längst den einsamen Bächen!
Wie heult es so kläglich!
Rache! — Rache! —
Schreyet von tausenden das Blut,
Noch lau, und stirbt im Sande.
Mit wild sich empörenden Haaren,
Wie von Todesangst gepeitschet, fliehn
Napäen und Najaden aus ächzenden Höhlen —
Selbst der Flüße Gott, der Urne vergessend. —
O, Mavors, gnug! — Zu viel gewürgt!

1ste Antistrophe.

Er stand, ein Atlas — in Augen Flammen und Mord,
Gefurcht die schreckliche Stirn.
Er knirscht und trat — zertrat Legionen.
An eherner Ferse
Klebte zitternd
Sterbendes Mark — sein Kleid getaucht
In junges Blut — es triefte
Hernieder am Saume gerinnend.
Um den Styx drängt sich ein winselnd Heer

Von Jünglingsſeelen — winſelt dem ſtärrigen
Charon
Mitleid aus dem trüben Aug — eine Thräne,
Die erſte ſeit Aeonen, ſagts.

1ſter Epodos.

Wenn haſt du ausgetobt, Verderben? Wenn? —
Die Sonne grüßt den Krebs,
Fährt hoch mit brennender Achſe
Ueber die Scheitel des gelben Aegypters —
Und Mars — ruft er dir wieder? —
Hört! — Wie brüllt unter mir der Abgrund
Schreckengebährend der zitternden Erde —
Sie zittert — und wimmert — und berſtet ent-
zwey —
Da iſt es, das Ungeheuer! In dickem
Peſtiſchem Dampf ſteigt es herauf —
Aus tauſend gefräßigen Augen blitzts umher —
Mit tauſend eiſernen Klauen
Haut es umher — den ſchuppichten Rücken
Lecken Ströme Glut —

2te Strophe.

Es wälzt, es wälzt ſich — der Boden ſchüt-
tert und ächzt,
Dort ſtrömts gewaltſam und brauſt —
So brauſen Schwefelſtröme vom Aetna,

Und alles wird Flamme —
Wehrt ihm, Götter!
Rettende Götter, wehrt der Wut!
Verbrannt' der kühne Jüngling
Die Erd' ungestraft? — Er entstürzte
Seiner hohen Laufbahn, angeblizt —
Wer strafet denn jezt den Krieg, und zerschmettert herkulisch,
Unerschreckt die eisernen Hörner der Zwietracht? —
O Erde heul! — Ihr Himmel weint!

2te Antistrophe.

Nein! — Brüllet in Wettern herab mit strafendem Ernst!
Koloßen stürzet ein Gott —
Es donnert — hört ihrs? Könige bebet!
Und schonet der Unschuld! —
Blutge Lorbeern
Schänden die Stirn der Menschlichkeit —
Da wimmeln wieder Heere!
So erndtete Jason von Zähnen
Giftiger Hydern einst ein Kriegsvolk —
Wenn denn kein Jüngling seyn wird zum Opfer der Mordsucht,
Werden Knaben selbst von wächsernen Gliedern,
Zerfleischt dem Tod entgegen schreyn —

2ter Epodos.

Dann wird der Greis, dem Sterbebett geraubt,
Im ſtarren Blut erſtickt,
Des Lebens Abend durchwimmern —
Schreckliche Scenen Averniſcher Wolluſt!
Ich wüt, ich wüte! — Kochend
Schäumt und brauſt durch die Adern Rache,
Finſtre plutoniſche Rache — vergebens!
Gebirgen aufduftender Leichen entſtrömt
Empfindenden Seelen Abſcheu, ſie fliehen
Thränen im Aug — Aber der Held
Von Ehrſucht gefoltert, thürmt karybiſch ſich
Trophäen von den Gebeinen —
Weg von hier, Evius! Weg! — die Mänade
Fühlt der Menſchheit Schauer —

Das deutsche Athene

eine Ode

von eben demselben.

An Herrn K***.

Gewiß, sie hat ein Gott, wie Dordans Sitz,
Wie Rhodos, das kein Nord bestürmet,
Zum prächtigen Athen für Weisheit, Künste, Witz
Mit wunderthätger Hand erthürmet,
Der Fürstenstädte Königinn! —
Ja, glaube, Freund, der ihr am Busen lieget,
Ein Gott schuf einst das ewige Berlin,
Das griechisch glänzt, und römisch sieget.

Noch ungesehn — nicht jeden ließ das Glück
Korinth, der Städte Wunder, sehen —
Reizt bis am fernen Strand der Weichsel meinen Blick
Die Stadt, wo Friedrich die Trophäen,
So schwer errungen, aufgehängt;
Denn Phöbus, gleich electrischen Gewittern
Empfindbar, hat ihr Bild mir eingesenkt:
Er sprach, ich hörts mit heilgem Zittern!

„Hier wohn ich, und zugleich
Der Götter mächtigſte, ſeitdem der Brennen Reich,
Von weiſen Friedrichen erhöhet,
Europens wahres Beyſpiel iſt,
Der Deutſche allgemach Lutetien vergißt,
Und, hier Geſchmack zu lernen gehet „

„Mars hatte ſie für ſich allein gewählt,
Nein, ſprach der Vater Jevs im Wetter,
Der in allmächtger Hand des Schickſals Waage hält;
Sie ſey ein irrdiſch Haus für Götter! —
Da weiht ich ſie zum Helikon,
Ihr Acte fand Tritonia nun wieder,
Von Grazien geputzt, auf güldnem Thron,
Ließ hier ſich Aphrodite nieder. „

So ſprach der Gott — Welch unbeſchreiblich Bild! —
Palläſte ſtreiten mit Palläſten —
Mit Tempeln Tempel — Hoch ſtehn Haine, dicht erfüllt
Von Menſchen als bey Götterfeſten —
Wie im Olymp voll Majeſtät
Des Donnrers Burg, auf Felſen Gold ſich ſtützend,

Und neben ihr des Phöbus Pallaſt ſteht,
Von Demant und Pyropen blitzend.

Des Mavors ehrnes Schloß,
Und Gotterwohnungen unzählbar, ſchrecklich, groß:
So pranget hier auf ſtarken Wänden
Der Pallaſt, wo von Feindesblut
Gewaſchen, Friederich im Löwenſchlummer ruht,
Und Blitz noch glimmt in mächtgen Händen;

Nicht weit von ihm in furchtbar ſchöner Pracht
Das Haus, wo ſeine Donner ſchlafen —
Weh euch, auf deren Trotz einſt dieſer Aetna wacht!
Mit Flammenſtrömen wird er ſtrafen.
Erbebt! des großen Wilhelms Geiſt
Blickt, ſo wie hier ſein Bild, das, gleich Coloßen,
Im Ey ſich hebt, auf den, der ſiegend weiſt,
Von welchen Vätern er entſproſſen:

Er winkte jüngſt, und näher noch bey ihm
Steigt, ſpäter Nachwelt zum Exempel:
(Und alles ſtaunt und horcht voll edlem Ungeſtüm
Ein prächtiger Minerventempel,

Der, wie vom Hirn durch jedes Glied
Empfindung schnell in Lebensgeister fließet,
Durch Weise, die er einst dem Staat erzieht,
Ihm Kraft in alle Nerven gießet.

Glückseliges Berlin!
Noch immer steigt dein Ruhm, äonenlang zu blühn!
Bist du nicht schon der Zeiten Ehre?
Berühmter Völker Neid und Lust? —
Wie schwellt Begeisterung die athemlose Brust
Beym hohen Jubel deiner Chöre!

Von dir ist erst Germaniens Horaz,
Und sein Anakreon getränket!
Du hast Chrysostoms Geist, Galens, und des Kujaz,
Euklids und Platons ihm geschenket! —
Allein, wo Phöbus Antlitz lacht,
Da quillet Licht in unerschöpften Güssen
Gewaltig aus, und Wärme, angefacht,
Dringt weit mit schöpferischen Flüssen

Durch Körper, die der Irrthum wunderlich
In gränzenloser Nacht getödtet:
Und ein Berlin geht auf — der Deutsche fühlet sich;

Der feinre Franze ſteht erröthet,
Daß ſtumpf ſein Spott zurücke kehrt.
Ein Saba ſchafft hier in dem rauhen Norden
Gewürze, die ſein Boden kaum gewährt —
Wo ſind der alten Vandalu Horden?

Die Künſte blühn hervor!
Bezaubernd überſtrömt das ungefügſame Ohr
Thalia unter Friedrichs Schutze:
Der, von Göttinnen ſelbſt gelehrt,
Die Mutter Harmonie mit Heldengriffen ehrt,
Dem Welſchen Stolz zum hohen Trutze.

Seyd mir gegrüßt, ihr Zeugen, eure Hand
Verewigt euch und edle Helden,
Die in dem Tempel dort dem ganzen Vaterland
Ihr redend Bild und Größe melden —.
Vitruve kommt! — Du Phidias! —
Doch, meine Leyr, in was für kühne Töne
Verirrteſt du! Welch ein Geſang war das!
So, überraſcht durch ſeine Schöne,

Stockt ein Damöt, die jungen Wangen glühn,
Er reißt aus wallendem Gedränge
Gedanken ſtammelnd los, Betäubung feſſelt ihn:
Auch mir iſt dieſe Bruſt zu enge,
Erſtickend voll! — O Muſe, genug!

Ein Bild von ihr entriß auf Adlersschwingen
Mir selber mich; zu wie viel höherm Flug
Würd ich bey ihrem Anblick dringen!

O dreymal glücklicher! —
Du bists — du siehest sie, die Götterstadt! —
blick her
Auf dieses Lied, das von Gestäuden
Borussiens dir zugeschallt:
Und sage! Soll ich dich der Musen Aufenthal
Und seine Bürge nicht beneiden?

Ariadne,
auf Naxos,
Kantate
vom Herrn von Gerſtenberg.

Ariadne
(erwachend)

Sey mir gegrüßt auf Naxos Höhn,
Aurorens güldner Wagen!
Sey mir gegrüßt! Seit drey vergnügten Tagen
Hat deine Göttinn mich in Theſeus Arm geſehn!
Erröthend ſah ſie mich; und nie ſo ſchön,
Aurora, nie ſo ſchön
Hab ich Erröthende dein Antlitz glühen ſehn!
Sey mir gegrüßt auf Naxos Höhn,
Aurorens güldner Wagen!

Zwar hier, mein Theſeus, glänzt kein ſtiller Sommertag,
Wie in den Kretiſchen Dädalſchen Gängen,
Wo uns die Lieb im Schatten — ach!

So reizend! — zu verbergen pflag,
Wo ſtille Quellen ſich um ſtille Roſen ſchlängen,
Und ſüß umduftete Weſtwinde ſich
Um Florens Buſen eiferſüchtig drängen.
Wie iſt dieß Meer ſo wild! Der Fels ſo fürchterlich!
Ach, du mein Theſeus, komm! Umarme mich! —
Du ſchläfſt noch? — Nein! — du irrſt vielleicht im Thale,
Jagſt mit dem Morgenſtrahle
Nach Löwen deine muntre Jagd,
Sieh auf! — dein Mädchen iſt erwacht! —
Mein Theſeus! Theſeus! — Ach! In dieſer Nacht
Hab ich in Träumen ihn — mit welcher Angſt! beweint!
Umſonſt ſtreckt ich die Hände nach ihn aus!
Umſonſt ſah ich von dieſer Höh hinaus!
Rief ihn umſonſt! — Wie kommts, daß er mir nicht erſcheint?
Mein Theſeus! Theſeus! — Nicht der Minotaurus nur
War furchtbar für dein Heldenleben.
Es giebt viel Schrecken der Natur!
Es können Drachen um dich ſchweben!
Es können Hydern ſich um deine Scheitel weben!

Wer, Götter, wer errettet dich?
Sieh Ariadnen weinen!
Mich, die du liebst, sieh um dich weinen!
Dein Mädchen! Mich!
O du, wie kann ich dich
Zu zärtlich lieben?
Du bester Jüngling, kannst du mich
Also betrüben?
Der wüste Fels ist fürchterlich!
Wo find ich dich?

Oreade des Felsen.

Zu weit entfernt das Meer den Frevler schon!
Er ist auf ewig dir entflohn!

Ariadne.

Entflohn? — Wer donnerte mich nieder?

Oreade.

Ich Nymphe dieser Höhen
Hab ihn im Sturme dich entfliehen sehen.
Er fürchtete das Licht,
Dein bittend Angesicht,
Dein weinend Auge — nur den Sturm der
Wogen nicht.

Des Menſchen Herz iſt muthig zum Verrath;
Doch kanns der Unſchuld Vorwurf nicht ertragen,
Es thut mit Zittern ſeine Frevelthat,
Wenn Lieb und Tugend es verklagen.

Ariadne.

Iſts wahr? Ihr, des Olympus ewgen Mächte! —
Bin ich verlaſſen? Hier allein am Fels, am Meer? —
Verlaſſen? — Götter! Götter! — Und kann er,
Kann Theſeus mich verlaſſen? — Hoher Jupiter!
Zu ſehr fühl ich die Donner deiner Rechte!
Zu ſehr! — Ihr des Olympus ewgen Mächte
Errettet mich! da fliegt
Am Horizont das Schiff mit Ungeſtüm
Vorüber — der Barbar, der Grauſame! — mit ihm,
Der über dieſes Herz geſiegt,
Das er alſo, alſo betrügt!
Kannſt du mein Herz
Unter dieſem ſtechenden Schmerz
Fühllos, und wund, und dumm erliegen?
Aengſtige dich!
Zerſpreng den Buſen! Brich! —

Laßt mich, Götter, durch den Tod
Dieſe Todesnoth
Beſiegen!
Was für ein Graun
Herrſcht hier an dieſem ſcheußlichen Geſtade!
Iſt der Kocyt ſo furchtbar anzuſchaun,
Wie dieſes Meer? Gleicht dieſem Sitz der Oreade
Das Flammenreich des Dis, der Erebus?
Und bin ich hier? Und muß
Die einſt gefeyerte Kreteſerinn,
Die Hofnung und die Luſt der ſtolzen Krete,
Des Minos Tochter, eines Gottes Enkelinn,
Muß ich in meines Lenzes Morgenröthe
In dieſen Felsen irren? Hier allein,
Die Hände ringend und verlaſſen,
Der Götter Spott, ein Raub der Thiere ſeyn?
Und konnte Theſeus Ariadnen haſſen? —
O Schmach! o Frevel! Schande! Grauen!
Ich, die ich ihn den ausgeſtreckten Klauen
Des Ungeheurs entriß, voll wahrer Zärtlich-
keit —
Die Götter wiſſen es! — voll wahrer Zärtlich-
keit,
Ihn aus dem Labyrinth des Dädalus befreyt?
Mein eignes Leben
Für ihn gewagt,

Um es, von Töchtern nicht mehr, von keinen Müttern beklagt,
Den Thieren des Felsen hinzugeben! —
Weh mir! Warum mußt ich ihn sehn!
Wie schien er mir, gleich einem Gott, so männlich schön!
Er, des Alcides Freund, so tapfer, so vollkommen!
Ach, weiches weibliches Herz, wie warst du eingenommen!
Sein Haar so lockicht! So voll edlem Ernsts dein Blick!
Sein Stolz, sein Muth, nicht unterjocht vom Glück,
In seinem Gange, seinen Mienen!
So traurig jezt sein Loos,
Und doch er ganz in stiller Ruh so groß!
Welch Mitleid schien er zu verdienen!
Wenn man nur mit Bewundrung von ihm sprach:
Wie weint ich heimlich Freudenthränen! Ach,
Wie hob sich diese Brust!
Wie wallte sie! Wie bebte sie von süßer Lust,
Und Lieb und Mitleid! — Nun bezwang ich mich nicht mehr,
Floh, wie ein Zephyr, seinen Armen zu,
Schlang mich um seinen Hals und weint — „Erstaunest du,

O Theseus? Liebe führt mich her,
Ein zärtlich Mitleid. Fleuch, und rette mir dein Leben!
Sieh hier den Ausgang! Sieh den Minotaurus beben!
Die Liebe hat ihn dir in deine Hand gegeben —,
Und er erschlug das Ungeheur, halb Mensch halb Thier,
Nahm mich in seinen Arm. Da flohen wir.
Wohin? Ach! Und nun bin ich hier!
Hier! — O Verräther, sah der Himmel, sah die Erde
Je einen schändlichern Undankbaren, gleich dir?

Daß er der Fluch der Menschheit werde!
Daß schnell ein Wirbelwind hinab
Ihn schleudre! Zu Phlegethons Ufern hinab!
Fern von der mütterlichen Erde!
Im Mittelpunct des Meers in diesem stürmischen Meere!
Von schuppichten Charybden verschlungen,
Sein furchterlich Grab!

Einst war ich schuldlos: meine Frühlingstage
Flohn sanft, flohn ohne Thränen, ohne Klage,
Noch unbekannt der Liebe hin.

Der holden Maja gleich, der Blumenköniginn,
Umtanzten mich die rosenfarbnen Stunden.
Mit jungen Zweigen war mein Haupt
Von Krokus und Jesmin umlaubt,
Mit Veilchenkränzen meine Brust umwunden.
An meiner Mutter Busen hingelehnt,
Ihr Stolz, ihr süßes Mädchen! Still bethränt
Von ihren Freudenthränen! Sanft umschlungen
Von ihren Mutterarmen! Tief durchdrungen
Von edler Regung töchterlicher Zärtlichkeit!
So, so entfloßest du mir, beste goldne Zeit!
Ach, werd ich dich nie wieder sehen?
Mir dich nicht mehr zurück erflehen?
Folgt dem Vergehn so schnell die Strafe nach?
Und bin ich ewig nun ein Gegenstand der Schmach?
O laß mich noch einmal zu deinen Füßen sinken,
O meine Mutter! — In den Staub gebeugt,
Mich deine Tochter, mich aus Götterblut gezeugt,
Noch einmal reuig deine Thränen trinken!
War mein Verbrechen groß? Es wars! Ich kann bereun!
Die Reu ist edel, edler das Verzeyhn.

Oreade.

Sie brüllen, die Löwen, ſie berſten die Schlünde,
Er donnert, der Donner! — Geſchwinde! Geſchwinde!
Vom Felſen, vom Felſen hinab!

Ariadne.

Wohin? Wo flieh ich hin? Hier iſt der Tod!
Neben mir, unter mir, über mir Tod!
Von jeder Seite verfolgt! Von allen Mächten bedroht!
Wehe! Wehe mir!
Mit fliegendem Haare! — Wohin? —
Irr ich am Ufer, und bin
Das Spiel der Winde! —
Nicht dieſes Ende, dieſe Schmach
Hab ich um dich verdient, o Theſeus! — nicht dieß Grab
In dieſen Wellen! — Sieh dann einſt herab
Von deinen Ufern — wenn einſt die beglückte Braut
In deinem Arm mit Schaudern hier herunter ſchaut —

Sieh dann herab auf mich, und ſage:
„Hier liegt ein zärtlich Mädchen, ihrer Mutter Klage!
Sie war einſt glücklich — fand doch hier ihr Grab!„

Dreade.

Sie brüllen die Löwen, ſie berſten die Schlünde,
Er donnert, der Donner! — Geſchwinde! Geſchwinde!
Vom Felſen, vom Felſen hinab!

Zwey Kantaten

von

Moſes Mendelsſohn.

Vorerinnerung.

Dieſe zwey Kantaten, unter denen die zweyte ohnſtreitig die vorzüglichſte iſt, ſind ein merkwürdiges Beyſpiel von einer glücklichen Nachahmung der orientaliſchen Sprache: bilderreich ohne ſchwülſtig zu ſeyn, keine willkührliche Zuſammenhäufung, ſondern eine ſchöne Kompoſition von Bildern, nur hier und da etwas zu ſchwerfällig.

I.

Danklied der Judenschaft

bey

Entbindung der Prinzeßinn von Preußen.

Die Gemeine.

Danket dem Herrn mit Freuden! Kommet vor ihn mit Frohlocken!
Erkennt, daß Jehovah Gott ist! Danket ihm! Lobet seinen Namen!
Denn Jehovah ist freundlich! Seine Gnade währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Der Vorsänger.

Wie die Sonn am Firmament,
Wie im andachtvollem Aug' eine Thräne,
Wie Salböl auf dem Haupte Aarons,
Das die goldgedeckte Stirn herab,
Wie Thau vom Hermon, träufelt:
So glänzet eine Königskrone
Auf dem Haupte des Gerechten:
Jehovah hat von Ewigkeit her
Seine Tage gezählet,

Und jedem eine Perle angehängt:
Gerechtigkeit thront neben ihm,
Und Wahrheit ſuchet ſeinen Schatten.

Die Gemeine.

Danket dem Herrn, ihr Völker,
Denn der Herr iſt freundlich. Seine Gnade währet ewig,
Und ſeine Treue für und für!

Vorſänger.

Auch den Königserben
Hat er eingeweyhet,
Des Vaterlandes Vater zu ſeyn.
„Mein Sohn, den ich mir erwähle,
Sprach Jehovah, als die ſchön gebild'te Seele
Seine Schöpferhand verließ:
„Sieheſt du jenen Pfad,
„Den zur Unſterblichkeit
„Friedrich, mein ältrer Sohn,
„Zeichnet, und winket?
„Tritt in ſeine Spuren!
„Sey weiſe, ſo wie er!
„Liebe ſo dein Volk!
„Beſchütze ſo die Unſchuld,

„Und weide mein verlornes Schaaf,
„Mein Israel, mit dem Staab gelinde!

Gemeine.

Danke dem Herrn, geseegnetes Volk,
Denn der Herr ist freundlich, seine Gnade währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Vorsänger.

Wie unter duftenden Rosen
Eine Knospe Wohlgerüche
In ihrem jungen Busen verschließt:
Wie die Unschuld auf dem Schooß der Jugend,
So lächelt die holde Neugebohrne
Auf dem Schooße der betenden Mutter:
„Der du vom Schmerze mich befreyetest,
„Mein Gott, laß mich auch Könige gebähren,
„Würdig auf Friedrichs Thron zu sitzen!
Und dankende Zähren fließen,
Wie Morgenthau auf Veilchen,
Auf die Wangen des lächelnden Kinds.

Gemeine.

Danket dem Herrn mit Freuden, ihr vom Hause Jakob,
Denn der Herr ist freundlich, seine Gnade währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Vorsänger.

Eilet auf der Winde Flügeln,
Sagts dem Heldenstamme der Guelphen,
Verkündiget es an dem Ufer der Ocker:
„Sie ist entbunden! Sie ist entbunden!
„Ulrike, die Vielgeliebte!
„Sie hat die Liebe der Könige gezeugt,
„Wie sie!
„Und zeuget, wenn der Lenz
„Die Erde wieder grüßt,
„Der Könige Bewunderung,
„Wie Er!

Gemeine.

Danket dem Herrn mit Freuden, kommt vor ihn mit Frohlocken!
Denn Jehovah ist freundlich! Lobet seinen Namen!
Erkennet, daß Jehovah Gott ist! Seine Gnade währet ewig,
Und seine Treue für und für.

II.

Brautlied

auf die Vermählung der Prinzeßinn von Oranien.

Chor.

Dein iſt, Gott der Ehre,
Ruhm, Gewalt, und Herrlichkeit!
Dir rauſcht der Palmen *) Pracht
Von des Baches ſtillen Weiden,
Und von Myrthenreiſern,
Wie Majeſtät von Lieb umkränzt!
Dir hallt des Tempels Zinne
Von Hoſianna wieder!
Und aus feſtlichen Lauben
Wirbelt Lobgeſang
In die Wolken empor! —
Statt Opferrauchs von flammenden Altären.

Eine Stimme.

Unſre Trübſal kehrt der Herr in Reigen,
Unſer Trauerkleid in feſtlich Gewand!
Er wiſcht von unſerm Angeſicht die Thränen,

*) Das Laubhüttenfeſt.

Und Brautgesänge schallen umher!
Die Blum — ihn hat die Weisheit
Gesäuget und der Freyheit
In den Schoos gelegt,
Ihrer Rechte Schild zu seyn —
Jetzt führt die Keuschheit ihn
In der Liebe Blumenfesseln.

Chor.

Singet, ihr Völker in wechselnden Chören!
Der du kommst, sey uns gesegnet
Im Namen des Herrn!

Eine Stimme.

Wie Eden da lag,
Den betrachtenden Menschen erwartend,
Wie die Tugend, ihrer Unsterblichkeit sicher,
So sitzt im innren Frauenzimmer
Wilhelminens siegende Schönheit.
Aloe und Myrrhen duftet
Ihr hochzeitliches Gewand:
Gold und köstlich Geschmeide
Strahlet um und um:
In ihrem Herzen Unschuld,
Im Gemüthe Furcht des Herrn,
Und im sanften Auge Liebe.

Chor.

Einzig iſt ſie ihrer Mutter fromme Taube
Schön wie der Mond, wie die Sonne auserwählt.

Eine Stimme.

Vernimms, o Fürſtentochter, merke drauf!
Dir huldigen weit entlegne Zonen:
Der Aufgang zollt dir ſeinen Seegen,
Der Niedergang fleht dich an,
Und die Schweſtern Belgiens bringen dir Geſchenke!
Dort, wo die Freyheit thronet
Auf der Völker Handelsſchätzen,
Sey fernerhin dein Vaterland!
Laß die Geſpielen im Pallaſt zurück.
Vergiß dein Volk und deines Vaters Haus!
Doch wir vergeſſen deiner nicht.

Chor.

Unſre Rechte müſſe ihren Harfengriff vergeſſen,
Wenn wir deiner je vergeſſen!

Eine Stimme.

Töne freudig, Saitenspiel!
Daß unser Fest kein Unmuth störe!
Strahle heitrer, Licht der Welt!
Daß kein Gewölk den Tag verdunkle,
Da Friedrich fühlt, wie Väter fühlen:
Groß ist der Held am Tage der Feldschlacht,
Größer der König im häuslichen Frieden!
Herr laß Friede in seinen Mauern
Glück in seinen Palästen blühn!
Heldenarbeit war des Weisen Jugend,
Heldenlohn erwartet sein Alter dereinst!

Chor.

Dein ist, Gott, die Ehre,
Ruhm, Gewalt, und Herrlichkeit!
Laß der Staaten Wohlstand blühn,
Die dein duldend Lamm mit Liebe weiden!
Laß in ihrem Schatten deine Kinder
Den Völkern deine Thaten preisen:
Bis einst auf ewig ihr Heil,
Wie lichter Glanz in Wolken, flammet.

Klage
bey
dem Tode der Geliebten seines Freundes,
von
Kretſch.
1753

Vorerinnerung.

Herr Kretſch, welcher als Rath zu Gera lebt, wird vielen ein unerhörter Name unter den Dichtern ſeyn, aber deſto eher verdient ſein Andenken hier erneuert zu werden. Der ſanfte, natürliche Ton nachſtehender Elegie wird ihn dem Leſer auf einer vortheilhaften Seite bekannt machen. Er hat anſerdem ſehr viele ſchöne einzelne Gedichte drucken laſſen, die ich mittheilen werde, ſo bald ich ſie habhaft werden kann. Seiner Ueberſetzung von Popens Verſuch des Menſchen habe ich im zweyten Theile einen Platz beſtimmt. Noch muß ich bemerken, daß die Elegie um einige müßige Zeilen abgekürzt worden iſt.

In allertraurigſten durchlebter Augenblicke,
Geliebte! nahm Dich mir ein feindliches Geſchicke;
Und immer fordert noch von Menſchen und Geſchick
Dich, ſeinen halben Theil, mein blutend Herz zurück.
Zwar, jenſeit allem Tod, entdecket Dich von weiten
Mein unverwandter Blick; und über alle Zeiten,
Und über allen Raum, geht mein Gedanke Dir
In beſſre Welten nach, Du Engel, auch ſchon hier:
Bald aber, wenn ich kaum das Auge niederwende,
Erwacht mein vorig Leid, ſieht Dich nicht, nur dein Ende:
Nur wie, gleich jungem Gras, das unterm Pflug verblüht,
Die Hofnung täuſcht, und ſchnell mit Kind und Mutter flieht!

So war das Trauerſpiel. Ein tödlich Schickſal winket,
Und alles iſt vorbey. Sie geht. Der Vorhang ſinket.

Ich, der nun weit von Ihr am andern Ende bin;
Will über alle Luft und alle Wolken hin,
Und unter allen Staub, tief unter jenen Steinen
Durch ein beflügelt Leid Sie suchen und beweinen.
Vielleicht daß immer noch mir liebreich zugekehrt,
Ihr treuer Schatten mich im Land der Geister hört.

Betrachtungen voll Ernst! welch fürchterliches Leere
Erfüllt die Gegenden der stillen Todtensphäre,
Dort, wo des Schicksals Spruch, nun unerbittlich fest,
Sie der Verwesung bringt, und nie zurücke läßt!
Dort seh ich über Ihr die Nacht zusammen schlagen.
Sie sinket. Und wohin? Soll ich den Abgrund fragen?
Wer wohnt dort unten? du, Vernichtung? oder wer?
Ich frage. Doch umsonst. Die Gegend schweigt umher.

Irr ich, und täuschet mich ein Traum im blassen Bilde?
Seh ich Sie dorten nicht ein trauriges Gefilde

Mit trägem Fuß durchgehn, weit von der Tage Licht,
Weit von der Oberwelt? Seh ich Sie dorten nicht
Am Rande der Natur? wo, niederwärts geführet,
In Ihrem eignen Staub Sie kläglich sich verliehret?
Hier isis, wo auch der Mensch den eisern Scepter ehrt,
Durch dessen Kraft die Zeit in Asche Wesen kehrt:
Vergessenheit! hier isis, wo deine Ströme schleichen,
Und in das öde Nichts sich gießen, um zu schweigen.

Ihr, deren Knochen jetzt mit unbedachtem Schritt,
Unwissend, hier und da der Enkel niedertritt;
Zu deiner Mutter Schooß versammletes Geschlechte;
Volk einer frühern Welt, Erdbürger, gleicher Rechte,
Doch, ausgeschlossen nun vom Mitgenuß des Lichts;
Vertrocknetes Gebein, Staub, Asche, Moder, Nichts,

Ihr Todten! zwar der Schlaf, wann er die weichen Flügel
Umher im Kühlen regt, deckt eure kleinen Hügel
Für Schmerz und Kummer zu: doch, breitet auch zugleich
Von aller Freude leer, sich frostig über euch
Die Unempfindlichkeit. In unbemerkten Stunden
Kehrt über eurem Haupt, vor euch allein verschwunden,
Der stete Tag sich um. Der Nachruhm, wann er schon
Sich in die Luft erhebt, als eurer Tugend Lohn,
Gelangt er wohl zu euch? Wer preißt ihr Lob den Thaten
In den Versammlungen verstummender Monaden?
Geh nun, und stelle du im daurenden Porphir
Der späten Welt dich dar. Was hilft es, Todter, dir?
Zuletzt, herab gestürzt aus seinen eiteln Höhen,
Begräbt der eigne Schutt die stolzen Mausoleen.
Nichts als der Schauplatz bleibt: Ihr spieltet einsten hier;
Sind unsre Rollen aus, gehn wir so gut, als ihr.

Wie dorten, wo das Meer, auf ungetreuem Grunde
Im Wirbel umgewandt, zu dem verborgnen Schlunde
Mit brausender Gewalt ergriffne Fluten schwingt,
Und alles zu sich reißt und nichts zurücke bringt,
Das schuppichte Geschlecht und alle Wasserschaaren,
Genähert seinem Kreiß, schnell in den Abgrund fahren:
So sinken wir dahin; mit reisend starkem Lauf
Trägt uns der Zeiten Strom. Was ist es? man tritt auf
Sich einmal umzusehn und stirbt. Mit sanftem Blicke
Winkt uns von ferne zu ein immerfliehend Glücke;
Die Hofnung führet uns auf träumerischer Bahn;
Und geht auch endlich fort. Ein tiefer Ocean
Ergreifet uns zuletzt; und dort am wüsten Strande
Setzt er die Knochen aus, und decket sie mit Sande.

O ihr Bestrebungen! ists dieß, was man erwirbt?
Der Tod macht alles gleich. Die reinste Tugend stirbt.

Zwar ich beſeufze nicht die Ordnung der Geſchicke.
Was uns die Erde gab, nimmt ſie mit Recht zurücke.
Stets, was hier untergieng, mit immergleichem Lauf
Wälzt dorten die Natur zum neuen Licht herauf.
Das Volk der Pflanzen ſtirbt, der Thiere Volk zu nähren,
Die, wenn ſie durch den Tod zur Erde wiederkehren,
Der Pflanze Nahrung ſind. Durch dieſen groſſen Bund
Befeſtigt ſich die Welt und ſteht auf ſicherm Grund.
Auch ſelber gegen uns, der Erde gleiche Kinder,
Verfährt in dieſem Stück der Himmel nicht gelinder.
Eins geht dem andern nach, in einer langen Reih.
Die Zeit verändert uns; ſie ſelbſt bleibt einerley.

Doch allzuklüglich raubt in ſeines Alters Blüte
Mir die Vergänglichkeit das edelſte Gemüthe;
Ein Weib, gleich reich an Reiz, gleich reich an Zärtlichkeit.
Ich ſah den Reſt der Welt und ſah ihn ohne Neid.

Fürwahr nichts außer Ihr, im Umfang aller Dinge
Zog meinen Wunsch auf sich. Denn alles schien geringe.
Ruhm, Ehre, Güter, Macht, und was man sonst begehrt,
Gehalten gegen Sie, war es wohl wünschenswerth?

So war Sie. So gerecht, so stark ist nun mein Kummer.
Wo sie auch immer sey: Ob langer Todesschlummer
Den ganzen Sinn befällt; ob bey dem obern Heer
Sie schon im Lichte schwebt: Vor mich ist Sie nicht mehr.

O lehre, lehre selbst, soll ich nicht gänzlich scheitern,
Mich, die bestürmte Brust vom Sturme zu erheitern!
Du, die vom Lauf der Zeit, der alles mit sich trieb,
Gleich dem Polar umkraist, selbst unbeweglich blieb;

Auch in der Stunde blieb, geschickt auf schnellen Schwingen,
Den letzten Augenblick auf Dich herab zu bringen.

Dem Tode nahet sich kühn, aber unbedacht,
Der Schiffer in dem Sturm, der Kriegsknecht in der Schlacht.
Allein im Kampf mit See und Kampf mit seines gleichen,
Muß der Gedanke wohl dem stärkern Taumel weichen.

Betäubt, wo Boreas um Mast und Seegel heult,
In einer dichten Nacht, die nur der Blitz zertheilt,
Durch hohler Wellen Schooß auf Zufall hingeschleudert,
Ergriffen vom Geschick und an dem Fels zerscheitert,
Trinkt jener dort den Tod, nicht unverdient vielleicht,
In einem Element, dem er an Wildheit gleicht.
Hier, wo tief in der Schlacht die rufenden Trompeten
Die Schaaren unter sich ermuntern, sich zu tödten,

Und das bedeckte Feld von ſchnellen Flammen raucht;
Indeß daß ihr Panier in Blut die Rache taucht,
Vor deren ſchwerem Arm, gleich ausgeſtreckt zu allen,
Die Völker durch das Schwerdt, wie Gras vor Sicheln, fallen;
Schickt dieſer ſeinen Hauch mit Toben in die Luft,
So bald der Ordnung nach ihn ſeine Stunde ruft;
Und ſchickt, indem er ſtirbt, noch mitten im Getümmel,
Die Kugel zu dem Feind, und Flüche zu dem Himmel.

Auch welcher wirklich groß und als ein wahrer Held,
Dem Tod ins Auge ſieht, und, wenn das ganze Feld
Von einem Donner bebt, der gegen ihn ſich kehret,
Sich unerſchüttert fühlt, und die Vernunft noch höret;
Und, ſinkt er endlich nun, durchbohrt, der Erde zu,
Noch ſtets ſo ruhig bleibt als, Edle Seele! Du:

Sieht, dünkt mich, doch den Tod von einer andern Seite.
Die Ehre wafnet ihn; sie stürzet sich im Streite
Mit ihm in die Gefahr, und folget seinem Lauf.
Des Nachruhms Ewigkeit schließt sich von weitem auf.
Ihm winkt der frohe Sieg, und zeigt von steilen Höhen
Aussichten in ein Thal voll schimmrender Trophäen.

Doch, wie die Lilie, vom schwülen Tag gebleicht,
Wenn sich der Erde zu der müde Stengel neigt,
Und immer nach und nach die Geister sich verdüften,
Dem Staub ihr ihr weißes Kleid und ihren Hauch den Lüften
Im stillen übergiebt: umarmst Du Deinen Tod:
Hörst nicht die Liebe mehr, hörst nichts, als sein Geboth,
Und eilst, sogleich bereit, das Leben hinzulegen,
Als etwa wir zum Schlaf uns auszukleiden pflegen.

Glückseelig! wessen Herz, des Guten sich bewust,
Die nahe Gottheit fühlt in einer heitern Brust!

Ihn wickle das Geſchick in tauſend dunkle Fälle,
Noch dunkler durch den Tod: die Hofnung macht
ſie helle.

Wie dorten der vom Licht durchdrungne Seraph
glüht,
Wann er der Himmel Raum verbreitet vor ſich
ſieht:
So ſchauteſt Du empor. Ein ſiegendes Ver-
trauen,
Stark, wie der Ewige, vertrieb des Todes
Grauen.
Abnehmend an der Kraft, empfand ſein ſterblich
Loos
Der Körper nur allein: Der Geiſt, ſchon ſicht-
bar groß,
Und überſchreitend ſchon die körperlichen Schran-
ken,
Durchgieng der Zukunft Raum in wandelnden
Gedanken.
Der Glaube ſtellte Dir die weiten Folgen dar.
Dich überzeugete der Gott, der in Dir war.

Wer, in dem engen Kreiß der Eitelkeit be-
ſchränket,
Am Ziele dieſer Bahn ganz zu vergehen denket:

Schließt er den beſten Troſt der Sterblichkeit ſich zu,
So ſeh er Deinen Tod und lebe ſo, wie Du.

So ſinket Heſperus. In Wolken hergetragen,
Deckt anfangs ihn der Sturm und droht vom hohen Wagen.
Bald aber öfnet ſich des Bogens weſtlich Thor.
Nun tritt in voller Pracht er noch zuletzt hervor.
Mit Ehrfurcht ſehen ihn die ſchweigenden Gewölber
Der öden Demmerung. Die Nebel fliehn. Er ſelber,
Da er zu fallen ſcheint, ſteigt mit erneutem Lauf
In einem Horizont von andern Welten auf.
Indeſſen läſſet ſich auf bebendem Gefieder
Ein allgemeiner Thau in tauſend Thränen nieder.

Elegie

von

A. G. Käſtner.

(Sie iſt auf das Zimmer, in welchem er erzogen, und welches von ihm beſtändig bis zu ſeiner Abreiſe aus Leipzig bewohnet worden, gerichtet: an welchem Tage, den 4 Octob. 1756, er ſie auch geſchrieben. Ich theile ſie hier vornehmlich mit, weil ſie viel Licht auf die Lebensumſtände dieſes berühmten und vortreflichen Gelehrten wirft.)

So ſeyſt du noch für thränenvolle Blicke
Geliebter Ort, zuletzt mein Gegenſtand!
Ach! welch Gefühl bringſt du mir nicht zurücke!
Hier lebt ich erſt, eh ich es noch empfand;
Hier hat für mich oft kummervolle Nächte,
Mir unbewuſt, die Mutter durchgewacht;
Und wie das Kind zum Menſchen werden möchte,
Des Vaters Treu, des Vetters Huld *) bedacht.

*) Seiner Mutter Bruder, Dr. Gottfr. Rud. Pommer, ein Rechtsgelehrter, dem er, wie er uns ſelbſt ſagt, den Unterricht in verſchiedenen nützlichem Kenntniſſen, beſonders faſt aller neuern Sprachen und eine außerordentlich freygebige Unterſtützung bey ſeinem Studiren, zu danken hatte.

Der Unſchuld Zeit, des Lebens froher Morgen
Verflog mir hier, bey Büchern mehr als Spiel;
Und ohne Zwang, noch längſt nicht reif zu ſorgen,
War ich voll Fleiß, weil mir der Fleiß gefiel.
Wenn hier zu ruhn mein Vater ſich verweilte,
Und den ihm gleich, mein frommer Dank verehrt,
Von Arbeit matt, wo ich die Frucht ſtets theilte,
Hat der mein Herz, der meinen Geiſt gelehrt.
Ihr ſeyd dahin, ihr ſchönſten meiner Tage,
Ihr ſeyd dahin, und kommt nicht mehr zurück!
Nur noch ein Lied! das euch zu ſpät beklage!
Nur noch nach euch ein ſehnſuchtsvoller Blick!

Schnell flieh mein Reim, gleich euch vergnügten Jahren,
Zu einer Zeit, die mir nicht mehr gefällt.
Was mir auch einſt, ach wenn? muß wiederfahren,
O Trauerplatz! haſt du mir dargeſtellt.
Hier zeigte mir der König kalter Schrecken,
Die ſtrenge Macht, die nur den Leib beſiegt:
Wenn Blicken nach, die ſich zum Heiland ſtrecken,
Der frohe Geiſt mit Engelſchwingen fliegt.

Dir Seeliger! dank ich nicht nur ein Leben;
Den Unterricht zum Leben nicht allein;
Zum Lehrer mehr als Vater mir gegeben;
War noch Dein Amt, zum Sterben das zu seyn *):

Ach wär von dem, was ich allhier empfunden,
Das Traurigste nur eines Vaters Tod!
Hier bluteten der treuen Mutter Wunden;
Hier fühlte Sie, ach! mehr als Sterbensnoth.
Allwissender! der Ihre Thränen zählte,
Die Sie mir oft aus Zärtlichkeit verbarg;
Den Helden gleich, die Wuth der Heyden quälte,
War Sie durch dich, bey gröſſern Leiden stark.
Fünf Jahre lang, bis alle Kraft versiegte,
Lag Deine Hand, Herr, Tag und Nacht auf Ihr:
Sie hat gesiegt, hier, wo mein Vater siegte,
Ihr beſsrer Theil ließ Leib und Elend hier. **)
Gott! deine Huld zeigt sich auch da am gröſsten,
Wo Quaal und Noth die Sterblichen beschwert:
Nie unverdient; stets uns zum wahren Besten,
Und niemals nicht der seelgen Zukunft werth.
Ach bliebe stets von hier verbrachten Zeiten

*) Er war die erste Person, die er sterben sahe, den 15 Novembr. 1747.

**) Den 27 Jun. 1755.

Ein traurig Bild mir in das Herz geſenkt!
Mehr als die Luſt von allen Eitelkeiten
Iſt Schwermuth werth, die, uns zum Heyl, uns kränkt.
Mehr als ich noch in Zukunft Jahre zähle,
Zähl ich in euch, verlebte Jahre, ſchon:
Und fern von hier, eilt bald wohl meine Seele
Den Seelen nach, die hier der Welt entflohn.

Poets themſelves muſt fall like thoſe they ſung
Deaf the prais'd ear; and mute the tuneful tongue:
Ev'n he whoſe Soul now melts in mournful lays
Shall ſhortly want the gen'rous tear he pays.

POPE.

An Gott
beym
Ausruf des Friedens
von Madam Karschinn.

Was hör ich rauschen? Goldne Flügel?
Posaunet in zertheilter Luft
Ein Seraph, welcher über alle Grabeshügel
Daherfährt und die Todten ruft?

Was reißet mich empor? Ich fühle
Den nahen Himmel! Bin ich schon
Hoch über der Gebirge Gipfel, über Stühle
Der Zepterführer weggeflohn?

Hör ich, du Gott der Erdengötter
Dich loben durch den ganzen Raum
Der neuen Schöpfung, selbst von deines Glanzes Spötter,
Der deine Wunder nannte Traum?

Erblick ich Myriaden Sterne
Um deines Sonnenthrones Fuß?
Helleuchtend, daß davor ich zitternd in der Ferne
Mein Angesicht bedecken muß?

Horch ich erſtaunt dem hohen Liede
Der Sänger deines Namens zu?
Gott! Welch ein Saitenſpiel! Es tönet: Friede!
Friede!
Und, Kronengeber, den giebſt du.

Du läſſeſt deinem Volke ſchmecken
Die Ruhe wieder, läſſeſt laut
Uns aus dem Todesſchlaf zum gröſsten Opfer wecken,
Auf deinem Altar neugebaut.

Wir lagen, gleich den Blumenſtengeln,
Wenn ſie der Nordoſt niederbeugt,
Du hebſt uns auf, und hörſt dein Lob von allen Engeln,
Wenn unſre ſtumme Freude ſchweigt.

Die Vorzüge

des

Prinzen Friedrichs von Braunschweig,

von eben derselben.

Soll ich zuerst besingen den Befreyer,
Den Retter Braunschweigs, oder das Gefühl
Des großen Herzens und des schönen Geistes
Feuer?
Wen wählest du, mein Saitenspiel?

Den Heldenmuth des Prinzen, oder Seine
Süßredneriſche Zunge, die so schnell
Accente fließen läßt, als wenn durch Blumenhayne
Auf goldnem Sande rauscht der Quell:

Dem Afrikaner Scipio, dem jungen
Pompejus, und, dem Sieger über ihn,
Dem Cäsar selbst, ist niemals eine That gelungen,
Die mehr des Lorbeers würdig schien:

Als diese That des kühnen jugendlichen
Beschützers von der Aelterväter Grab.
Ihm gürteten, nachdem des Feindes Macht entwichen,
Die Gratien den Degen ab,

Und küßten seine Kranzumwundnen Schläfe,
Und ordneten sein Staubgebudert Haar,
Und frugen, welcher Held und Halbgott überträfe
Den Jüngling, der noch glühend war

Von einem Kampf, in welchem tausend Stöße
Sein schlanker Arm, mit schnellgezücktem Speer,
Den Feinden gab, und jetzt schrieb Er, zu welcher Größe
Das alte Rom gestiegen wär

Zur Zeit, als von dem pflugzerrißnen Acker
Bestäubt und braun jedweder Römer kam,
Und für das Vaterland enthusiastisch wacker,
Die rostbefreyte Waffen nahm.

Da liefen selbst des Sonnenwagens Räder
Nicht schneller als der Römer Siegesglück,
Wollüstig flog noch nicht in salbenreiche Bäder
Ihr Feldherr aus der Schlacht zurück.

Als aber die Lukulle, die Verschwender,
Sich brüsteten, an Tafeln groß zu seyn:
Da ward die Herrscherinn der unterworfnen Länder
In reichgewordnen Bürgern klein.

Als im Senat die Klodiuſe ſprachen,
Und redend Gold ſich um das Konſulat
Tief unterm Volk bewarb und der erwürgten Gracchen
Vergoßnes Blut um Rache bat:

Da ward von ihrer eignen Kinder Wüten,
Geſtürzt das ſtolze hochgeſeßne Rom,
Die Königinn der Welt, vor welcher Völker knieten,
Vom Euphrat bis zum Donauſtrom.

Nun donnert ſie den fernentlegnen Thronen
Nicht Schrecken zu, durch ihres Namens Klang,
Ihr ſonſt berühmter Strom ſieht Männer um ſich wohnen,
Gewöhnt zu weibiſchem Geſang.

Sie ſpricht nicht mehr die Sprache der Lateiner,
Und hört in ihrer neuen Mundesart
Durch Friedrichs welſches Buch erzählen, daß ſie kleiner
Aus einer Frau zu einer Sklavinn ward:

Und frägt erſtaunt, ob Taſſo von den Schatten
Gekommen, oder Pluto, der Monarch
Des Orkus, ſich bezwang, die Reiſe zu verſtatten
Dem Laurafuchenden Petrarch.

Loblied auf die Freymäurer,

von eben derſelben.

1765.

(Um die letzte Strophe zu verſtehen, muß man wiſſen, daß die Dichterinn von dieſer Geſellſchaft ein anſehnliches Geſchenk erhalten.)

Vor euch geheimnißreiche Brüder,
Trägt ſelbſt die kühne Muſe Scheu!
Sie ſchlägt das Auge ſittſam nieder,
Und ſingt — und geht vorbey.

Ihr ſeyd gehörig unterwieſen
In Regeln der Verſchwiegenheit.
Die Tugend fehlte einſt Anchiſen
Beym Glück der Zärtlichkeit:

Als er von einer Göttinn Munde
Am Fuß des Ida ward geküßt,
Und ſeelig war — wie nach dem Bunde
Ein Brautbeſitzer iſt —

Der Schwätzer plauderte ſein Glücke
Verwegen aus — und ward davor
Beſtraft, daß er die ſüßen Blicke
Vor Venus Gunſt verlohr.

Ihr aber ſchweiget wie die Mauer,
Wie Eures Mädchens Kammerwand:
Kein Demant iſt von beßrer Dauer,
Als Euer Liebesband.

Wie Felſen in dem wilden Meere,
Iſt Eure Freundſchaft, bis der Freund
Die heiße bittre Trauerzähre
Auf eurem Grabe weint —

Die Tugend, die Euch ſelbſt belohnet,
Die auf der Welt den Himmel giebt —
Und in des Menſchen Seele wohnet,
Die wird von Euch geliebt.

Wer kann Euch ſchelten? Welches Herze
Verweigert ſeine Achtung Euch? —
Ihr ſeyd mit einem frommen Schmerze
Bey fremdem Elend weich.

An den Geizigen,

von eben derſelben.

Was hüteſt du den Kaſten,
Du reicher Sklave, du?
Entſchüttle dich der Laſten,
Wirf ſie den Wittwen zu:

Gieb milde Morgengaben
Den Mädchen, die Verſtand
Und keine Mittel haben:
So wird das Vaterland

Dich Bürgermehrer nennen;
Und du wirſt ſanft und leicht
Den Schlaf genießen können,
Den jetzt dein Geiz verſcheucht.

Lieder
von
Herrn Fuchs,
(S. Neue Lieder mit Melodien, komponirt von Doles, Leipzig bey Dyck 1750.)

I.
Der Geſang.
(S. Verm. Schr. von den Verf. der Brem. Beytr. B. II. S. 157.)

Tröſterinn im Leide,
Stifterinn der Freude,
Singende Muſik!
Alles ſchlüg uns nieder,
Wären deine Lieder
Nicht noch unſer Glück!

Dieſes Glück der Ohren
Wird mit uns gebohren,
Stammt, Natur, aus dir.
Die, die vor uns waren,
Die in ſpätern Jahren,
Alles ſingt, wie wir.

Sagt, ob wir als Knaben
Nicht gelächelt haben,
Wenn ein Lied erklang?
Sorglos aufgesprungen,
Unbelehrt gesungen,
Was die Muhme sang?

Liederwerthe Schmerzen
In verliebten Herzen
Machen Mädchen laut.
Nur in Liedern wagen
Wir, den Schmerz zu sagen,
Und er rührt die Braut.

Daß wir singen sollen,
Brüder, dieses wollen
Jugend und der Wein.
Nach der Alten Sage
Sollen unsre Tage
Nur ein Trillo seyn.

Wenn ein Feind der Lieder
Der Natur zuwider
Lustig ist, und schweigt:
Gleichet solche Freude
Nicht dem stummen Leide,
Das den Murrkopf beugt?

Glücklich iſt zu preiſen,
Wer es jungen Greiſen
Niemals nachgethan!
Folgt dem klügern Franzen,
Der ſein Leid vertanzen
Und verſingen kann.

II.

Der Vogelſteller.

O Phillis, dort am kleinen Wald,
Kam heut in kenntlicher Geſtalt
Der Götterſohn, mit Pfeil und Bogen,
Zum Vogelheerd herabgeflogen.
Nach ſeinem kindiſchen Gebrauch
Fiel er mit Lachen in den Strauch.

Er, der in ſeiner Hütte lauſcht,
Horcht auf, und ſieht, was niederrauſcht.
O Teufel, denkt er, den ich habe,
Ein Stößer, wie ein kleiner Knabe!
Wie ungeberdig lacht das Ding,
Ich wär verloren, wenn ichs fieng!

Das merkt der liſtige Kuvid,
Der Seufzer und Gedanken ſieht:
Und Spötterenen vorzubringen,
Bewegt der Schalk die goldnen Schwingen,

Und, Freund, ruft er ihm ernſtlich zu:
Was fürchtet ſich ein Mann wie du?

Wir ſind nur andern fürchterlich,
Dem Vogel du, dem Jüngling ich.
Doch, Kamerad, du pflegſt mit Beeren,
Und ich mit Mädchen zu bethören:
Und wenn mein Grimm nur Herzen bricht,
So ſchonſt du ſelbſt der Hälſe nicht.

Dem Vogelſteller kränkt der Spott,
Er eilt, und rückt dem Liebesgott.
Doch, ehe ſich die Netze ſchloſſen,
War ſchon Kupid herausgeſchoſſen:
Verwandelt fuhr er ſeitenwärts,
Mir, liebſte Theſtilis, ins Herz.

III.

Der Sommerabend.

Willkommen, güldne Wonne
Der Abendzeit,
Da nach erlittner Sonne
Sich alles freut!
Uns gütig zu erfriſchen,
In mildem Lauf
Wallt, hinter Thau und Büſchen,
Der Mond herauf.

Sein ſilbernes Gemiſche
Von Tag und Nacht,
Bekleidet Berg und Büſche
Mit neuer Pracht.
Es wird von neuem Morgen
Die Flur erhellt:
Vor ihm fliehn Schlaf und Sorgen
Aus Nacht und Welt.

Hier brennt dem Schäferorden
Die rege Bruſt:
Um die verklärten Horden
Herrſcht fromme Luſt.
Man lobt den heitern Himmel,
Durch ihn enthüllt:
Und fröhliches Getümmel
Rauſcht im Gefild.

Mich aber treibt die Fülle
Geheimer Ruh,
In trunknengleicher Stille,
Dem Grunde zu.
Wohlthätigſter der Gründe,
Geliebtes Thal!
Hier küßte mich Selinde
Das erſtemal.

Hier prangt sie an den Flüßen
Nebst der Natur,
Und unter beyder Füßen
Schmückt sich die Flur.
Ich Glücklichster empfinde
Der Fluren Zier,
Und dank es dir, Selinde,
Und Vollmond dir.

Komm, schönstes Kind, beschaue
Der Himmel Pracht,
Bis nach dem kühlen Thaue
Der Mitternacht.
Laß uns der Zeit genießen,
Der liebsten Zeit,
Die jeder Hirt den Küßen,
Und Freuden weyht.

IV.

Der Geizhals.

Ein alter Thor, der durch sein Geld und Fasten,
Durch Ueberfluß und Hungersnoth verdarb,
Kroch noch einmal zu seinem Gott, dem Kasten,
Und weinte laut, verriegelte, und starb.

Sein Geiſt verzog, bis ſich die Erben theilten;
Dann flattert er erboßt der Hölle zu,
Und ſchrie im Schlund, wo raſche Gluten heulten:
Herr Teufel, wie? Solch Holz verſchwendeſt du?

Die Zeit iſt ſchwer, die Klaftern werden theuer!
Erſpare doch! Ein Sparer thut jetzt klug.
Du brauchteſt nicht den zehnten Theil vom Feuer!
Gieß es halb aus. Es bleibt noch heiß genug.

V.

Der Wein.

(S. Verm. Schr. I. S. 318.)

Wein, entzücke mich!
Was iſt ohne dich
Unſre Lebenszeit?
Brüder glaubt es mir:
Ohne Wein iſt hier
Alles Eitelkeit!

Eitel iſt die Luſt,
Die in unſre Bruſt
Mit dem Waſſer fließt!
Kaum erleichtert ſie
Dieſes Lebens Müh,
Die der Wein verſüßt.

Mag, wenn ihr so wollt,
Jene Zeit vom Gold
Doch verfloßen seyn!
Wen sie aber reut,
Trinke goldne Zeit,
Trinke sie im Wein!

Froher Wein, durch dich
Trinket alles sich
Angesehn und reich:
Du machst unsre Zeit,
Der Vertraulichkeit
Alter Deutschen, gleich!

Du ertränkst den Groll,
Und versöhnungsvoll
Sitzt und zecht mein Feind.
Er verwundert sich,
Sinnt und lacht auf mich,
Lacht, und ist mein Freund.

Brüder, eure Hand
Dient dem Vaterland!
Schenkt Tartüffen Wein!
Schenkt ihm, weil der Mann
Nicht verzeyhen kann,
Bis er kann verzeyhn.

VI.

Die Dämmerung.

Zwischenreiz von Tag und Nacht,
Zeit verheelter Küsse,
Die die Mutter albern macht,
Und die Spröden süße!
Dir, verliebte Dämmerung!
Dank ich die Beseeligung
Treuer Finsternisse.

Wenn ein Blöder noch verzagt,
Weil dein Beystand währet:
Und dem guten Kind nicht klagt,
Was sie gerne höret;
Steh ihm weiter niemals bey,
Daß zuletzt, wie blöd' er sey,
Tag und Stadt erfähret.

Schaff jetzt, daß ich glücklich bin,
Glücklich ungesehen;
Laß mich frey und mit Gewinn
Neben Phillis stehen.
Ja, ich soll verborgen seyn,
Ja, du brichst auf mich herein;
Gut, nun will ich gehen!

VII.

Der zufriedne Bauer

nach dem Hagedorn

(Verm. Schr. II. S. 70.)

Macht mir vom Volk, das vornehm geht,
Nur nicht so viel Geplerr!
Ein Bauer, der sein Feld versteht,
Hats besser, als sein Herr.
Der Schulze selbst, so groß er thut,
Hat seine liebe Pein,
Und immer keinen rechten Muth.
Ich möchte Schulze seyn!

Er gaft mir vielmal ins Gesicht,
Und spricht, ich wär gesund.
Ja, ja, was thut die Arbeit nicht?
Bey der ißt man sich rund.
Er speist sein Fleisch, und trinkt sein Bier,
Und nichts will ihm gedeyhn.
Je so, so schade doch dafür.
Ich möchte Schulze seyn!

Ein Amt, was das für Mühe macht!
Man hat mit sich zu thun.
Ich dächt, er könnte keine Nacht
Für lauter Sorgen ruhn.

Und welcher von den groſſen Herrn
Büſt ſeine Ruh gern ein?
Ich danke, denn ich ſchlafe gern.
Ich möchte Schulze ſeyn!

Es geht ihm manchmal wunderlich,
Er wird es nicht geſtehn!
Er hat der Sachen viel auf ſich,
Wie bald iſt was verſehn!
Ich weiß es wohl, er ſteckt im Amt
Gar manchen Wiſcher ein.
Das ärgert einen doch verdammt!
Ich möchte Schulze ſeyn!

Der Schulzen Weiber ſind wohl ſchön,
Allein ſie ſind auch ſchlau.
So knapp darf Lieſe mir nicht gehn,
Wie Schulzens junge Frau.
Heut drehte ſie ſich, wie der Blitz,
Zur Kammerthür herein:
Und hintennach kam Junker Fritz.
Ich möchte Schulze ſeyn!

VIII.

Die Eiferſucht.

Kriſpin verdenkt ſein Weib allein,
Und baut mit finſtern Mienen

Den Uebeln vor, die ihm nicht bräun,
Um sie noch zu verdienen.

Aus Seufzern schließt es sein Verdacht,
Daß sie auf Argliſt denket,
Die tausend Weiber fröhlich macht,
Und hundert Männer kränket.

Frau, sprach er heut, ich seh es bald,
Du denkest, denkst du sündlich?
Er schalt, und weil er zärtlich schalt,
Küßt ihn die Frau verbindlich.

Er, der den Argwohn nicht vergaß,
Sah sie im Spiegel küßen.
Und Nebenbuhler, Frau, und Glas,
Schon alles war zerschmißen.

IX.

Die Alte.

(S. Verm. Schr. I. 321.)

Ganz bedächtig sprech ich immer:
Unsre Jungfern werden schlimmer,
Und auf Eitelkeit erpicht.
Hab ich gleich in sechzehn Jahren
Noch von Fieckchen nichts erfahren,
Trau ich doch dem Mädchen nicht.

Wird nicht bald der Himmel ſtrafen,
Dürfen Mütter nicht mehr ſchlafen,
Die Verführung iſt zu arg.
Mädchen, die noch nichts bedeuten,
Wiſſen Dinge, die man Bräuten
Noch zu meiner Zeit verbarg.

Freyer ohne Bart und Tugend
Reizen unſrer Töchter Jugend
Zur verliebten Tändeley.
Werdens junge Dinger inne,
Denken ſie in ihrem Sinne,
Wunder welch ein Glück es ſey!

Alles kennet jetzt die Liebe:
Denn Gelegenheit macht Diebe,
Und erfahrner als ich bin.
Damals als wir Zehne ſchrieben,
Wuſten Jungfern nichts vom Lieben:
Nicht wahr, Frau Gevatterinn?

Ja, wir hätten kommen ſollen,
Und die Liebe lernen wollen:
Mütter wuſten Rath dafür!
Konnten wir doch nicht mit Ehren
Nur von Liebe reden hören,
So voll Tugend waren wir.

Nein, so fromm wird keine wieder,
Weil man noch bey Mädchen Lieder,
Liebeslieder hört und sieht.
Ach, dieß Singen schadet vielen!
Wir, wir sungen nur bey Spielen,
Oder gar ein gutes Lied.

X.

Die Amazone.

Weg mit Herrchen junger Art,
Die wie Mädchen sehn und leben!
Weg die, welche weiß und zart
Vor dem Morgenlüftchen beben!
Harte, wild, und fürchterlich,
So ein Mann, der ist für mich!

Sklaven von der Nöcke Glanz,
Von den Salben, von den Rosen,
Stutzern überlaß ich ganz
Sich alleine liebzukosen.
Ruhig lieb ein Närrchen sich!
Das ist nicht der Mann für mich.

Wer mit einer starken Faust
Seinen Spieß so männlich schwinget,
Daß er durch die Lüfte braust,
Und ins Herz des Tiegers dringet:

In Gefahr vergnügt bey ſich;
So ein Mann, der iſt für mich!

Wer beym Wettlauf raſch und frey,
Sich durch Volk und Winde reißet,
Und ſein langes Haar dabey
Sorgenlos zurückeſchmeißet:
Nicht geputzt, nicht ordentlich;
So ein Mann, der iſt für mich!

Wenn ſein männliches Geſicht,
Das die Sonne ſchwarz gefärbet,
Schmeicheleyen widerſpricht,
Durch kein Lächeln je verderbet:
Schön vom Wetter, Bärte reich,
So ein Mann, den nehm ich gleich.

Reizt er mich zum Aergerniß,
Wagt er Wort und Treu zu brechen,
Gleich will ich mit meinem Spieß
Dieſes Mannes Meineid rächen.
Denn, wie leichte findet ſich
Sonſt ein Held, ein Mann für mich!

XI.

Die guten Beyſpiele.

Was bleibet mir, Zufriedenheit,
Sobald ich dich verliere?

Uns machen Gram und Aengſtlichkeit
Unſeeliger als Thiere.

Kein Vogel ſorgt ſich blaß und alt,
Glückſeliger zu ſcheinen:
Er ſinget in den fremden Wald,
Wo die Beſitzer weinen.

Die Lerche ſchwingt ſich lebenslang
Weit über Erd und Grillen:
Mit Dankbarkeit und Luſtgeſang
Die Himmel zu erfüllen.

Ihr ſchielet nicht die Elſter nach,
Sie gönnt ihr ihre Flügel,
Und hüpfet luſtig um den Bach,
Und luſtig auf den Hügel.

Des Pfaues Kleider laſſen ſchön
Vor unſern Stoffen allen:
Allein die Krähe kann das ſehn,
Und nicht in Ohnmacht fallen.

Wenn denkt der ſchlechte Spaz daran,
Daß ihn Verachtung drücket?
Er liebt und ſingt, ſo viel er kann,
Und ſchmauſet, was ihm glücket.

Nicht Ueberfluß macht Thieren Muth,
Nie ſät und erndtet eines,
Und doch, ſo viel man Meldung thut,
Verzweifelte noch keines.

Was machen uns nun Harm und Leid
Beſchämt vor allen Thieren?
Beglückende Zufriedenheit,
Dich will ich nicht verlieren.

XII

Die Mitternacht.

Hier, wo ich Abendröthe,
Und Tag verlöſchen ſah,
Entſchlafen Trifft und Flöte,
Und Hirten fern und nah.
Der Wald liegt ſtumm im Lande;
Der Vogel träumt ein Lied,
Wenn er die Sie beym Strande
Noch einmal baden ſieht.

Lenz und Gefilde rühren
Mit Wonne meinen Geiſt:
Nur vor des Pöbels Thüren
Lärmt Alp und Poltergeiſt.

Laßt mich bey Nacht und Sternen
Getroſt und freudig ſeyn,
Wie ſich in tauſend Fernen
Erhaltne Welten freun!

Sey freyheitsvoll, mein Wille!
Sing aus der Mitternacht,
In die ich mich verhülle
Vor Heuchlern und Verdacht,
Vor Seufzern und Geberden,
Und was an ihnen flucht;
Die Zornigen auf Erden
Hat Ohnmacht heimgeſucht.

Ihr, Könige, vergebens
Wird etwas groß genannt!
Das halbe Land des Lebens
Iſt jetzt ein Todtenland.
Dieß Vorbild vom Verderben
Gilt eurer Gröſſ und mir;
Fürſt und Vaſallen ſterben,
Vereinigt ſterben wir.

Mit der Natur zu rechten,
Kam niemals mir in Sinn,
Nach wenig Mitternächten
Muß Chloris ſelbſt dahin.

O Kind, die Flucht der Tage
Braucht langes Grämen nicht,
Gram iſt der Thoren Plage,
Vergnügen unſre Pflicht.

Wohl dem, der zum Vergnügen
Nichts außer Chloris mag:
Wie Mitternacht verſchwiegen,
So reizend als der Tag!
Die Jugend ihrer Wangen
Erfreuet, wie das Licht,
Das bey des Vollmonds Prangen
Aus weißen Strohmen bricht.

Der Leibarzt,

von

Fehre.

Mein Damon, weiß ich, iſt mir gut;
Und dennoch wallt mein ganzes Blut,
Als wärs mein ärgſter Feind.
So oft er mir die Hände drückt,
Befürcht' ich, daß es mich erſtickt,
Und — ach! die Närrinn weint.

Im ſchattenvollen Veilchenthal,
Sah ich den Frühling dreyzehnmal
Vom Sommermond verſcheucht;
Allein ſo ängſtlich war mir nie:
Mein kleines Herz ſchlug ohne Müh,
Und alles war mir leicht!

Der Mutter könnt' ichs wohl geſtehn;
Sie dürfte nur nach Kräutern gehn,
Was gilts! ſie heilten mich.
Schon dreymal wollt ichs thun, und thun:

Und warum that ichs nicht? Je nun —
Da schämt die Thörinn sich.

Doch, stille! — könnt' ich auch wohl ihn
Nicht selbst einmal bey Seite ziehn:
Und, unbelauscht, im Hayn
Vertraulich fragen: „Damon! sprich:
Bin ich denn krank? Komm, heile mich!
Du sollst mein Leibarzt seyn.„

Didactisches Trinklied,
von Herder.

Dithyramben soll ich singen?
Hier bey deutschem Wein?
Nein, hier soll kein griechisch Lied erklingen,
Deutscher Vater Bacchus, nein!

Haben diese Trinkpokäle
Dithyrambenmaaß?
Und daß ich Gesang des Bacchus wähle,
Reichst du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und ersängen mir Epodentöne
Diesen Kuß und diesen Kranz?

O so mögen Epheukronen,
Und ein hagrer Stier,
Alter Pinder, dir Gesänge lohnen,
Doch nicht Weiße, Uz, und mir.

Deine Dithyrambenkränze
Hat die Zeit geraubt.
Sieh, Entkränzter, sieh, wie frisch ich glänze,
Ganz mit Rosenduft umlaubt!

Denn was gehn mich Türkenkrieger,
Himmelsſtürmer an?
Peter pflanzte Wein — ha! nicht der Sieger,
Er als Noah, iſt mein Mann!

Daß der Krieg die Hölle mehre,
Seufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht mein heilig Lied.

Immer ſinge Friedrichs Thaten,
Braver Grenadier!
Eins nur, den Regierer ſeiner Staaten,
Den Champagner laß er mir.

Immer raſ' auf Pindars Leyer,
Hohe Dichterwuth!
Mich, mich hitzt des Rheinweins edles Feuer
Bis zu eines Trinklieds Glut.

Wenn denn dieß mir von den Spröden
Kuß und mehr erzwingt,
Wenns denn den vom Wein entſchwornen Blöden
Zitternd kühn zum Kelchglas bringt:

O ſo könnt ihr raſend machen,
Die ihr raſend ſingt! —
Laßt uns, Brüder, trinken, ſingen, lachen,
Da mein Lied den Becher ſchwingt.

Parodie

deſſelben

von einem Ungenannten.

Wahre Hirten ſoll ich ſchildern,
Hier, wo Bauern ſchreyn?
Nein, ſo weit ſollſt du mir nicht verwildern,
Deutſche Schäfermuſe, nein!

Haben deutſche Dudelſäcke
Hirtenflötenrecht?
Und daß ich der Städte Neid erwecke,
Schickſt du dich leibeigner Knecht?

Um mich tönt aus leimern Mauern
Schäferwettgeſang?
Und erſängen mir kopirte Bauern
Hubers Lob und Deutſchlands Dank?

O ſo mögen müßge Weiſen,
Und noch manch Fragment,
Schüler Bions, dich der Nachwelt preiſen,
Doch nicht Geßnern, den ſie kennt.

Deiner Schäferſcherze Würde
Hat die Zeit geraubt.
Sieh, Beraubter, meines Geßners Hürde
Ganz mit Unſchuld überlaubt!

Denn was gehn mich Zauberſprüche,
Schaler Spötter an?
Daphnis greift und greift — Ha! nicht der Griechе,
Geßners Daphnis iſt mein Mann.

Daß doch Schäfer Böcke wären,
Wünſcht des Alten Lied!
Das ſich ſeines Nachbars Heerden mehren,
Wünſcht ſich Geßners heilger Lied.

Immer ſingt Alcimaduren,
Singt ihr trüb Geſchick!
Eins nur, jenes Scheuſal beßrer Fluren,
Den Gehangnen laßt zurück!

Immer bleibt in Schlüpfrigkeiten
Ein Original!
Mich reizt blödre Freyheit ſpätrer Zeiten,
Mich das ſchönre Ideal.

Wenn dann dieß mir von der Schöne
Kuß, nicht mehr, erzwingt,
Wenns dann frommer Väter fromme Söhne
Sittlich deutſch zum Leſen bringt:

O ſo möcht ihr bäuriſch ſcherzen,
Die ihr Bauern ſingt.
Ich will trinken, Gärten pflanzen, herzen,
Weil mir noch ein Lied gelingt!

An seine Aeltern,

(bey Uebersendung der Fabeln, Lieder und Satyren, 1766.)

von Michaelis.

Ihr, deren Zärtlichkeit mein junges Saitenspiel
Vielleicht zu früh, zu oft vielleicht gefiel:
Dieß hätt' ich denn, zum Dichter ungedungen,
Wo nicht der Welt, doch dem Verleger vorgesungen.
Mein Schauplatz ein geduldiges Papier,
Der Mensch Original und der Acteur ein Thier,
Vergaß ich fabelnd oft des Lebens wahre Rollen,
Die ich gespielt, theils, leider! spielen sollen;
Sang, wenn mein Gram zu heftig um sich griff,
Und aller Trost bey meinem Schaarschmidt schlief,
Wohl gar einmal, in meine sprödre Leyer,
Ein köstlich Liedgen — für das Feuer;

Und fegte, fiel mir recht die böſe Laune ein,
Des Modewitzlings Lärm ſo gut aus Phöbus Hayn,
Als des vermoderten Pedanten
Aus ſeiner Burg von ſchwitzenden Quartanten.
So ward ein Buch, eh mich ein Reim gereut.
Ihr ſeht in ihm mein erſtes Kind am Leben.
Ich ſchick es euch. Fragt Eure Zärtlichkeit,
Wie oft Ihr mir, wenn ich gefehlt, vergeben,
Damit Ihr auch dem Enkel was verzeyht.

Zwey Lieder,

von Alers.

(Diese zwey Lieder, die auch in den Unterhaltungen stehen, haben viel Schönheiten, die man diesem Dichter nicht zutrauen sollte, aber auch viel Härte und Nachläßigkeiten, die ich hier und da zu heben gesucht habe.)

I.

An ein noch ungebornes Kind,

O du, das noch nicht lacht, nicht weint,
Mein künftig Mädchen, oder Freund,
Komm, winde bald, nach kurzem Schmerzen,
Dich los von deiner Mutter Herzen.

Verlaß die Nacht, die dich umhüllt,
Des Vaters und der Mutter Bild!
Laß ihr den Lohn so mancher Wehen
In liebenswerthen Zügen sehen!

Gefällt der junge Morgen dir,
Bringt seine Rosenhand dich ihr,
So müß er mit den sanftsten Blicken
Die Welt, dein Vaterland, entzücken!

Doch, führt der volle Tag dich ein,
So müß er heiter lächelnd seyn,

Und wenige so voll Vergnügen
Vom Himmel je herabgestiegen!

Erquickung seegne die Natur,
Und Stille herrsche durch die Flur,
Bringt dich, in seinem Purpurkleide
Verhüllt, der Abend unsrer Freude!

Es sey von Schrecken leer die Nacht,
In der vielleicht dein Aug erwacht!
Nichts rausche durch die Finsternisse,
Als deine Stimm, und unsre Küße!

Dein wartet, ach, mit ofnem Arm,
Ein anmuthsvoller kleiner Schwarm;
Und will, wie du ihm wirst vergönnen,
Dich Bruder oder Schwester nennen.

Oft wünscht er schon: O käm es heut!
Und gab noch vor der Erndtezeit
Dem Storch, als ob ers würdig wäre,
Für dich die unverdiente Ehre.

Komm dann, so reizend, liebes Kind!
Wie Grazien und Amors sind:
Sie werden ihrem Schutz dich weihen,
Mit Blumen deine Bahn bestreuen!

Mann oder Männinn, was du bist,
Sey, was für beyde rühmlich ist,
Als Knabe weise, fromm, gesellig:
Als Mädchen sittsam, klug, gefällig!

II.

An eine noch ungebohrne Waise,

Du reifest der Geburt entgegen —
Ach, daß ichs weinend sagen muß —
Doch dich grüßt nicht des Vaters Seegen,
Und nicht sein erster Freudenkuß.

Wenn du der Mutter Schooß verlassen —
Verlaß ihn glücklich, liebes Kind —
Dann siehst du ihr Gesicht erblassen,
Von dem die herbe Thräne rinnt.

Es werden Freunde dich umgeben,
Mit Trauerkleidern angethan,
Und stille fängt dein junges Leben,
Fängt nicht mit Freudenliedern an.

Dich höret deine Mutter weinen,
Und weint so laut, wie du, mit dir.
Ach wüßtst du den Verlust des Deinen,
Du weintest doppelt stark mit ihr.

Du ſieheſt Menſchen dir zur Seiten,
Und kennſt ſie endlich vom Geſicht:
Doch unter allen dieſen Leuten
Erblickſt du deinen Vater nicht.

Nie wirſt du Vater rufen hören;
Doch oft Geſchwiſter und Mama.
Man wird dich alle Wörter lehren,
Und ſeufzen bey dem Wort: Papa.

Dann wirſt du endlich ſtammelnd fragen:
„Soll ich Papa nicht einmal ſehn?„
Dann wird man ſeinen Tod dir ſagen,
Und du wirſt dieß nur halb verſtehn.

Doch fordre, daß man oft erzähle,
Wie fromm er war, wie liebenswerth;
Und faſſe tief in deine Seele,
Was du von ſeinem Ruhm gehört.

Ich weiß, dann rühret dich die Ehre,
Die ſein Verdienſt, ſein Herz ihm gab:
Und deiner Liebe ſpäte Zähre
Ehrt dann noch deines Vaters Grab.

Singgedichte.

I.

Myrons Kuh.

von Götz.

Du Hirte, warum laufeſt du
So weit zurück nach mir?
Stichſt mit dem Stachel auf mich zu,
Und rufeſt; fort von hier!
Ich bin des Künſtlers Myrons Kuh,
Und gehe nicht mit dir!

II.

Bacchus und Amor.

von demſelben.

Bacchus ſaß auf eines Bechers Rande:
Amor, ſprach er, ohne Leiter ſteig ich
In des Dichters Haupt.
Amor ſaß in Phyllis blauem Auge,
Ohne Bogen, ſprach er, ſchieß' ich mich
In des Weiſen Herz.

III.

Die Bienen,

von demſelben.

(S. Ramlers Batteux IV. B.)

O möcht' ich, ſo wie ihr, geliebte Bienen! ſeyn:
Am innren Geiſte groß, ob wohl vom Körper klein!
Möcht' ich ſo ſchnell, wie ihr, ſo glücklich im Bemühen,
Der Wiſſenſchaften Feld, ſo weit es iſt, durchziehen:
So ſtark durch Aemſigkeit, als fähig durch Natur,
Von Kunſt zu Künſten gehn, wie ihr von Flur auf Flur:
Bemüht, den treuen Freund durch Nutzen zu ergötzen,
Bereit, dem kühnen Feind den Angel anzuſetzen.
Wie ſehnlich wünſcht mein Herz, daß ſtets mein Reimgebäu
An Kunſt und Ordnung reich, wie eure Zellen ſey,

Und mein gelindes Lied, wie euer Honig fließe,
So nahrhaft für den Geist, wie für die Sinne
süße.

IV.

Auf einen schlechten reimlosen Dichter.

von Lieberkühn.

Wenn dich der Dichter Kützel zücken,
So sey nur kein so großer Narr,
Dich reimlos schwärmend zu entzücken,
Und lerne lieber Sylben flicken;
Man hinkt mit größerer Gefahr,
Auf Stelzen, als auf Krücken.

V.

Die unnütze Widerlegung.

von demselben.

Der Hypochonder Skot, baut sich, wie Jakob
Böhme,
Auf seine Blähungen Systeme.
Der Philosoph Marull liest seine Schrift und
spricht:
Beym Plato, nein, das leid' ich nicht!
Wie ungereimt sind diese Lehren!
Gleich stürz' ich ihren Grund, und kann nicht
eher ruhn,
Der Thor! Er wird ihn schön bekehren!

Wie kann Vernunft den Grund der Schwärmerey
zerſtöhren?
Das muß der Apotheker thun!

VI.

Auf den Herrn von Fontenelle,
von demſelben.

„Der arme Stentor will dem Fontenelle gleichen „
Wer zweifelt? Iſt ers nicht, ſo wird ers mit der
Zeit.
Ein feiſter Wanſt, ein Kopf, der ſich fürs Denken ſcheut,
Kann ja wohl hundert Jahr' erreichen.

VII.

An Herrn Zachariä
bey Ueberſendung des Arioſts.
von Meinhard.

Der Dichter, deſſen muntre Lieder
Der Scherz, die Grazien, der feine Spott beſeelt,
Zeigt noch, daß er ſie nie verfehlt;
Er eilt aus Walſchland her, ſucht Dich, und
findt ſie wieder.

VIII.

Auf Herrn Quanzens Geburtstag,

von Ramler.

Die Flöte, Freund, die dir Harmonia gegeben,
Und die dein Mund, so voll, so rein, so süß gespielt,
Und die dein unbescholtnes Leben
So lange jugendlich erhielt,
Erhalte ferner dir Hand, Blut, und Athem leicht,
Und Geist und Augen helle,
Bis du des muntern Fontenelle
Gedoppelt Stufenjahr erreicht.
Ach übertriff so viel, dieß wünsch ich deiner Tugend,
Des alten Dichters immer grüne Jugend,
Als deiner Flöte Ton sein kleines Haberrohr:
Und spiele noch alsdenn dem Friedrich — Nestor vor.

IX.

Das Bildniß des Königs von Preußen

von Herrn Wille.

Herr Wieland.

1758.

Du Liebling der Natur und Kunst,
O Wille, dem mit seltner Gunst

Die Grazien den Griffel führen,
Wenn, von der Muſe Schwung belebt,
Auf Flügeln des Genies, bis zu den Urideen
Des Schönen, ſich dein Geiſt erhebt;
Ein glückliches Geſtirn gab dich der güldnen Zeit,
Da Friederich die Welt mit ſeinen Wundern füllet;
Wie würdig der Unſterblichkeit!
Du giebſt ſie ihm, er dir! Wie königlich enthüllet
Sich dem entzückten Aug', in ſeinem Bild, durch dich
Der Held, der Menſchenfreund, der ganze Friederich!
Beneidungswerth fand Philipps Sohn
Den göttlichen Achill, den ein Homer beſungen.
Dem Sieger, der ſtatt Ilion
In mindrer Zeit den Erdenkreis bezwungen,
Gab des Geſchickes ſtrenger Schluß,
Sein Glück zu mäßigen, nur einen Chorilus;
Doch zum Erſatz ward ihm Lyſipp gebohren.
Dir, Friedrich, den die Vorſicht auserkohren,
Der Schutzgott dieſer Welt, die jener einſt verheert,
Zu ſeyn, weit mehr, als er, biſt du Homere werth:

Doch fehlen dir Lyſippe und Homere;
Die kommen nicht zurück! Was that zu deiner Ehre,
Du Stolz der Menſchheit und der Erden!
Die ſchöpfriſche Natur, die deiner ſich erfreut?
Sie reizt der künftgen Helden Neid,
Und heißt dir einen Wille werden!

X.

Momus,

von Kretſchmann.

Das Herz vom Gift des Spottes voll,
Trat Momus, jüngſt erſt, zum Apoll:
„Du haſt, erhabner Muſenrichter,
(Sprach er und lacht',) ein weites Reich!
„Doch nenne mir nur einen Dichter,
„Den, immer ſeiner Größe gleich,
„Des Reimes Irrlicht nie verleitet;
„Der ſcharf mit ſeinen Werken ſtreitet;
„Der doch natürlich iſt,
„Je ſtrenger er ſich richtet;
„Kurz, der den langen Zwiſt
„Der Arbeit mit der Anmuth ſchlichtet;
„Von Großen hoch geſchätzt, doch ihnen niemals feil;
„An deßen Liedern keinen Theil
„Neid, Schwelgerey, noch Thorheit nahmen;

„Kurz, den im Tode ſelbſt, nicht eine Zeile
naat.„
Da nannt' Apollo Gellerts Namen,
Und Momus ſchämte ſich, daß er zu ſpät gefragt.

XI.

An einen Fieberkranken,

von demſelben.

Du wunderſt dich, warum dein Fieber dich nicht
läßt?
Es ſchmauſt mit dir an jedem Feſt;
Es iſt ſich ſatt an Obſt und Trauben;
Es trinket deinen beſten Wein;
Es ſchläft mit dir in Roſenlauben,
Und badet ſich und ſalbt ſich ein.
Kann ſich Anakreon glückſeeliger befinden?
Und du verlangſt, es ſoll ein Thor ſeyn, und ver-
ſchwinden?

XII

An einen Ehemann,

von demſelben.

Sprich, warum haſt du dir dieß böſe Weib ge-
nommen?
Kannſt du die Schwindſucht nicht um leichtern
Preiß bekommen?

XIII.

An einen alten Stutzer,

von demſelben.

Hör auf, dich jugendlich zu ſchminken,
Hör auf, und ſchwärze nicht dein Haar;
Hör auf, den Mädchen zuzuwinken,
Als hätt' es noch mit dir Gefahr;
Und ſpiele nicht mehr den Betrüger
Der lächerlichſten Art,
Und zauſe nicht dem todten Tieger
So lüderlich den Bart!

XIV.

Auf einen muntern Alten,

von demſelben.

Jung war er faul; alt iſt er flink:
Die Raupe wird ein Schmetterling.

XV.

Auf den Belindor,

von demſelben.

Belindorn können alle Mädchen leiden:
Er wird gewünſcht, gelockt, bewundert und geküßt.
Weh ihm! ich mag ſein Glück ihm nicht beneiden:
Denn er verdorrt, indem er glücklich iſt.

XVI.

Auf den Säufer Moſelan,

von demſelben.

Er iſt ein Trinker-König,
Der naſſe Moſelan;
Auch das iſt noch zu wenig:
Er ſäuft wie ein Tyrann.
Er rief, nach funfzehn Flaſchen,
Wie Cajus dürſtiglich:
„O hätten alle Flaſchen
„Nur Einen Hals für mich!„

XVII.

Auf die ſcheinbare Glückſeeligkeit der Fürſten,

von demſelben.

Umringt von Jubel, Pracht und Glanz,
Sah ich den mächtigen ſiegreichen König ziehen.
Er ſchien beglückt, und ſchien es ganz;
Von Heiterkeit und Luſt ſah ich ſein Auge glühen.
Wie leicht entſtand der Wunſch nicht da:
„Ich möcht es ſeyn, wie ich ihn ſah!„

XVIII.

Auf eine Frau,

von demſelben.

Da ſie zu reden kaum begann,
War ſchon ein kleiner Hund ihr Mann.
Itzt, da ſie älter, groß, und rund,
Itzt iſt ihr Mann der kleine Hund.

XIX.

Amors Bevollmächtigte,

von demſelben.

Unwillig kam Cupid zur Mutter hingeflogen:
„Hier (ſprach er) nimm den Pfeil und Bogen!
„Der Arbeit wird je mehr und mehr;
„Mich haßt die Ruh, mich flieht der Friede:
„Mir Knaben iſt dieß allzuſchwer.
„Dein Mavors ſelbſt wird endlich müde!„ —
Doch als der Bogen ſchon zu Venus Füßen war,
Da ſah er, in der Nymphen Schaar,
Den Sieg in Chloens Augen ſchweben.
„Sieh da! (ſetzt' er entzückt hinzu,)
„Nun, Mutter, hoff' ich etwas Ruh:
„Dieß Mädchen kann mich oft der Arbeit überheben!„

XX.

Epicedion zweyer Reimer,

von demſelben.

Mäv iſt todt und Thrax begraben.
Iſt es doch
Als ſollten noch
Aller Ohren Friede haben!
Aber doch,
Bav lebet noch! —

XXI.

An Dorilis,

von demſelben.

Wie grauſam, Dorilis, beſtrafſt du einen Scherz!
Ich nahm dir einen Kuß: und du nimmſt mir das Herz?

XXII.

An den Star,

von Ewald.

Was auf der Welt geſchieht, geſchiehet ohne Grund!
Sagt Star — Sein Wort macht dieſe Wahrheit kund.

XXIII.

Auf ein misgerathnes Gemälde,

von demſelben.

Daß, Daphne, hier dein Bild ſo ſchlecht gerieth,
War die Verzweiflung deines Malers:
Da man die Schönen ſonſt durch ihn verſchönert ſieht,
Verlohr bey deinem Blick ſich alle Kunſt des Malers.

XXIV.

Auf den Aites,

von demſelben.

Aites dünkt ſich dem Geſchmack der klugen Griechen nah,
Er las und lieſet noch einmal — den ganzen Scapula!

XXV.

Auf den Fabull,

von demſelben.

Du ſpotteſt über den Voltär,
Und biſt von aller Einſicht leer:

Daß ein Voltär dein Lob entbehrt,
Fabull, iſt er vollkommen werth.

XXVI.

Tiren und Corinne,

von demſelben.

Corinne. Dich lieb ich ſtets, Tiren, doch ſey auch niemals kalt!
Tiren. Corinne, nein — jedoch, wirſt du auch niemals alt?

XXVII.

An Licin,

von demſelben.

Wie du mein Sinngedicht erklärſt, ſo iſt es dein,
Doch wie man's ohne dich verſteht, ſo iſt es mein.

XXVIII.

Auf den Alkandor,

von demſelben.

Man ſeh' einmal die Liſt!
Alkandor will einfältig ſcheinen,
Der doch einfältig iſt!

XXIX.

Auf den Medor,

von demſelben.

Die Seelenwandrung muß, Medor, wohl möglich ſeyn,
Dein Körper, ſieh, iſt groß, und deine Seele klein.

XXX.

Ermahnung,

von demſelben.

Es ſaget Lesbia, ſie habe nie geliebt:
O liebe ſie doch nur, damit ſie einmal liebt.

XXXI.

Auf eine vermehrte Auflage,

von demſelben.

Man ſagte, Lullius wird leben, vier Bogen ſind davor —
Man ſagt es nicht, nachdem ſein Gutes in ſechzehn Bogen ſich verlor.

XXXII.

Die Nachtigall,

von demſelben.

Ein Dichter pries die Königinn der Büſche,
Die holde Nachtigall.
Durch ihr entzückend Tongemiſche,
Sprach er, wird Wald und Feld belebet;
Ein Junker kam dazu, und hörete das Lob.
Er wuſte nicht, was man erhob,
Er dachts zu treffen, rief: Ja, Kinder, glaubt
es mir,
Es iſt ein unvergleichlich Thier,
Es reißt den Pflug den Berg hinan,
Und ſchreyt, daß alles bebet.

XXXIII.

Ein Schweizer,

von demſelben.

Warum verſtellſt du dein Geſicht, und zürneſt,
lieber Bläſe,
Sieh her — er ſieht, und wird ſchon gut — ſieh
her, hier haſt du Käſe!

XXXIV.

Zwey Schweizer,

von demſelben.

Berlin, ſprach Belidor, iſt aller Künſte Sitz,
Es iſt galant und fein, voll Pracht und voller Witz!
Mit aufgeſperrtem Mund und aufmerkſamen Sinnen,
Hört Gérge zu und ruft: Giebts dann auch Käſe drinnen?

XXXV.

An einen dummen Helden,

von demſelben.

Es werden deine Heldenthaten
Einſt in die lange Nacht gerathen,
Sie ſieht und rühmt der Dichter nicht;
Du haſt der Löwen Muth und Stärke,
Du thuſt, wie Cäſar, Wunderwerke,
Nur daß dir Cäſars Kopf gebricht.

XXXVI.

Hr. **

an Naſo.

Nun, Naſo, lebe wohl, verlaſſe willig Rom!
Dich ſpie die Tiber aus, und mich der Pleißenſtrom.

Dich jagte Cäsar fort, und mich — und mich,
ach leider!
Nun, Naso, lache recht! mein Cäsar war ein
Schneider.

XXXVII.

Herr D.

an den Verfasser der Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen.

(Bey Gelegenheit der Vorrede des Zweyten Theils)

Schweig, Lästrer Winkelmanns! Laß Gesern,
wie es fällt,
Die Seele treffen oder fehlen!
Genug, deine malt er nicht — die Farben kosten
Geld:
Und wer bezahlt dergleichen Seelen!

XXXVIII.

Der Deutsch-Franzos,

von Sonnenfels.

Ein Gellert? — Gellert ist zu matt!
Ein Gleim? — Gleims Scherze sind zu platt!
Ein Kleist? — Ist stolpernd! Haller? —
hart!

Ein Uz? — ſehr ungleich! Weiß? — ni
zart!
Ein Geßner? — Zu unedel ländlich!
Und Klopſtock? — Schwülſtig! Unverſtä
lich!
Nur Frankreichs Dichter, ſie allein,
Sind naiv, erhaben, witzig, fein!

XXXIX.

Der Satyriſt an den Arzt,

von Michaelis.

Herr Doctor für den Leib, bey eurem Docto
ſchwur!
Wie kömmts, daß euch, nur euch nie Patiente
fehlen?
Vier Jahre bin ich ſchon ein Doctor für die Se
len,
Und keine denkt an eine Frühlingscur!

XL.

Auf gewiſſe allzeitfertige Nomenclatoren

von demſelben.

Ich zürnen, weil man hier auch einmal ein
Pasquill
Auf meine Rechnung ſchreiben will?

Noch seh' ich nicht, was ich verliere!
Die Herrn, damit es angeht, leihn
Mir willig einen Kopf voll schaaler Tändeleyn,
Und ohne Zinnß, ein Herz, so boshaft wie das ihre.

XLI.

Das Gallakleid,

von Zanthier.

Nichts macht mir so viel müh, als wie mein Gallakleid!
Ein jeder, der es sieht, ist gleich zum Gruß bereit.
Und weil das todte Gold sich selbst nicht bücken kann,
Nehm' ich die Komplimente an.

XLII.

Kalliste,

von Leonhardi.

Als noch der Jahre Lenz Kalliſten schmückte,
War sie die frechste Buhlerinn,
Die jung und alt durch ihren Reiz entzückte;

Jetzt, eine alte Sünderinn,
Entweicht sie mit Bedacht der groſsen Welt Getümmel,
Und flieht zum öden Kloster hin.
Glaubt nicht, sie ändert ihren Sinn:
Jung buhlt sie mit der Welt, alt buhlt sie mit dem Himmel.

XLIII.

Auf einen schlechten Uebersetzer,

von demselben.

Lies die Gebothe, Trax! Gewiß du hasts von nöthen,
Laß dein Verdeutschen seyn! Es heißt: Du sollt nicht tödten.

XLIV.

Drusus,

(Bienenstock B. I. S. 461.)

Zum Künstler, der zum Drusus sprach:
„Ich baue dir, Tribun, ein Haus
„So künstlich aus,
„Daß auch kein Nachbar was darinn zu sehn vermag:„

Sprach Druſus: Baue mir, Freund, biſt du recht geſchickt,
Ein Haus wo jedermann mich und mein Thun erblickt.

XLV.

Der beſcheidne Dichter,

(Unterhaltungen B. III.)

Um unſer Lob auf ſich zu lenken,
Spricht Bav: Wie ſchlecht iſt dieß Gedicht!
Er ſagt es, ohne ſo zu denken,
Ich denke ſo, doch ſag' ichs nicht.

XLVI.

Das gehäßige Mitleid,

(S. Lieder und Scherzgedichte. Alton. 1757)

Warum mag Flavien doch ſtets an jedem Ort
Der Chloe Fehltritt ſo gereuen?
Iſts Tugend, die ſie zwingt? Nein, kaum kennt ſie dieß Wort:
Ihr Alter iſts, das kann der Jugend nicht verzeyhen.

XLVII.

Der gegründete Haß,

(von demſelben.)

Stax haſſet die Vernunft; wie leicht iſt es geſchehn!
Wer liebt die Schöne wohl, die man noch nie geſehn?

Ende des erſten Theils.

Druckfehler.

Seite 24 Zeile 4 von unten, dekt lies denkt
• • 49 • • 9 von lies ein
• • 51 • • 5 Noch lies Nach
• • 74 • • 5 heiße lies heiß
• • 114 • • 3 Meinung lies Neigung
• • 151 • • 4 von unten, ſeyn? lies ſeyn kann?
• • 179 • • 8 abgewommen lies abgewonnen.
• • 210 • • 4 wir lies wird
• • 271 • • 16 Freundſchaft lies Freudenſchaft
• • 294 • • 9 Aufenthal lies Aufenthalt.
• • — • • 10 Bürge lies Bürger
• • 324 • • 16 ſtreich einmal ihr weg.

Anthologie der Deutſchen.

Zweeter Theil.

herausgegeben von

Heinrich Chriſtian Schmid,
Doctor der Rechte und Profeſſor zu Erfurt.

Frankfurt und Leipzig, 1771.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Herrn

J. C. Lavater,

Diaconus zu Zürich.

Begierig ergreife ich die erſte beſte Gelegenheit, die Hochachtung, die ich Ihren Verdienſten, und die Dankbarkeit, die ich Ihrer Gütigkeit ſchuldig bin, öffentlich an den Tag zu legen. Eine Sammlung, die Sie ſelbſt mit ſo anſehnlichen Geſchenken geziert haben, muß Ihnen beſonders eigen, eine Sammlung von Werken ſo verſchiedner Genies kann Ihnen angenehmer ſeyn, als eine Arbeit von mir ſelbſt.

Kaum hätte ich es ſelbſt geglaubt, ſo geſchwind wieder einen Theil dieſer Anthologie liefern zu können; allein mein Muth, den

keine Art von Verläumdungen ſchwächen kann, ward durch unerwartete Beiträge geſtärkt. Die Gütigkeit derer Herren von Thümmel, Jacobi, Denis, Maſtalier, Sonnenfels, Rüſcheler, Michaelis, Engel, von Blankenburg und Ihre Freigebigkeit unterſtützten mich, dieſen Theil mannigfaltiger und reichhaltiger zu machen, als den erſten.

Von denen Seltenheiten, nach denen ich in der Vorrede des erſten Theiles ſeufzete, habe ich die Tänzerinn und Götz's Poeſieen erobert. Des letztern Einwilligung konnte ich nicht ſuchen, ſo gern ich es gethan hätte, da mir niemand den eigentlichen Ort ſeines Aufenthalts entdecken können oder wollen. Ich würde mich für belohnt gnug halten, wenn Herr Götz durch dieſen neuen Druck

ſeiner Gedichte veranlaßt würde, ſie zu verbeſſern, und ihnen gleichen Werth mit denen in den Liedern der Deutſchen zu geben.

Herr Ebert hält dafür, daß von ſeinen Liedern nur diejenigen die Unſterblichkeit verdienen, welche Herr Ramler unter die Lieder der Deutſchen aufgenommen hat.

Von Herrn Lenz würde ich wenigſtens einige Freimäuerlieder mittheilen können, wenn er ſich nicht über ſeine Gedichte ſelbſt folgendermaſſen erklärt hätte: „Obwohl Ew. „und andrer Männer Beifall mir allenfalls „zur Entſchuldigung dienen könnte, wenn „ich mich bewegen lieſſe, zu glauben, meas „eſſe aliquid nugas, ſo kömmt es mir doch

„zu, beſcheiden zu ſeyn, ſolche Namen zu „reſpectiren, und ſie nicht der Verantwor„tung auszuſetzen, daß ſie mittelmäßig gera„thene Verſuche in einer berühmten Gallerie „aufgeſtellt hätten, wo nur lauter Meiſter„ſtücke Platz finden ſollten. Ich will nicht „ſagen, daß nicht hin und wieder in meinen „kleinen Geſängen Spuren des Genies her„fürſtechen möchten. Ich würde mich, wenn „ich ſie ganz niederſchlagen wollte, an allen „denen verſündigen, die jemals ſolche mit ei„nigem Beifalle beehrt haben. Allein ich „bin doch auch überzeugt, daß ich einen groſ„ſen Theil dieſes Beifalls denen Gelegenhei„ten, der Zeit, und andern zufälligen Um„ſtänden zu danken gehabt; und mein Ge„wiſſen ſagt mir, daß die meiſten meiner Ge-

„dichte, welche ich gemeiniglich ſtans pede „in uno und in der Hitze der Begeiſterung „verfertigt, nie aber behörig retouchirt und „ausgebeſſert habe, incorrect und voller un„verzeihlicher Nachläßigkeiten, folglich zum „höchſten mittelmäßig ſind. At mediocri„bus etc. Ich bitte alſo, und dieſe Bitte „iſt aufrichtig und gehet von Herzen, ich bitte, „laſſen Sie mich in meiner verdienten Ver„geſſenheit, laſſen Sie die Gebeine meiner „Muſe in Ruhe; laſſen Sie mich in der „Stille zuſehen, wie ſich Witz und Geſchmack „in meinem Vaterlande beſſern und erhöhen, „ohne daß ich auftrete und durch mein Bey„ſpiel erweiſe, daß wir es noch nicht zu der „Vollkommenheit gebracht haben, wohin zu „gelangen wir uns bis anhero beſtrebet.“

Einer Schönen verzeiht man gern ein wenig Eigenſinn, und ich hoffe, meine Leſer werden es ſelbſt billigen, daß ich mehr die Achtung, die ich dieſem Manne ſchuldig bin, als ihre Neugierde in Erwägung gezogen habe.

Ich würde die Ehrfurcht gegen Sie und meine Leſer aus den Augen ſetzen, wenn ich mich hier mit jedem Zeitungsſchreiber duelliren wollte. Und wer kann ſich wohl mit dem Gewäſche jeder dieſer Herren abgeben? Sie mögen läſtern! Nur alle Beſchuldigungen böſer Abſichten verbitte ich in Zukunft. Ich, der ich einen Leßing nie beleidigen kann, ſollte ihn haben beleidigen wollen? Einiger Vorwürfe hätten ſie ſich ſchon um deswillen

ſchämen ſollen, weil ſie bis zum Ekel abgenutzt ſind.

Hätte ich es gewuſt, daß Herr Zachariä wirklich geſonnen ſey, ſeine Chreſtomathie fortzuſetzen, ſo würde ich ihm nie einen Eingriff gethan haben.

Daß Herr Duſch eine Ausgabe des Zernitz beſorgen wollte, war mir nicht unbekannt, allein ich zweifelte, ob ſich zu den ſämmtlichen Werken dieſes Dichters viele Käufer finden möchten. Herr Schlegel, der in der neuen Edition ſeines Batteux Zernitz's Genie zu ſehr erniedrigt, hat mich ſehr misverſtanden, wenn er glaubt, daß ich Zernitzen für Gottſcheds Schüler ausgebe.

Gottschedische Schule heisset hier nur Gottschedischer Geschmack.

Der poetische Brief des Herrn von Thümmel in dem ersten Theile ist in dem Jahre 1764 geschrieben, und an einen Herrn von Bose gerichtet.

Herrn Kretsch's Uebersetzung des Pope ist nicht so selten, als ich bey der Herausgabe des ersten Theils meinte, und auch mit solcher Pracht gedruckt, daß ich, die Größe des Gedichtes ungerechnet, dem Verleger desselben zu viel Schaden thun würde, wenn ich es dieser Sammlung einverleiben wollte. Ich habe es daher nur bey einer kleinen Probe davon bewenden lassen.

Herrn Käſtners Elegie iſt nicht am Tage ſeiner Abreiſe aus Leipzig, auch nicht 1756, ſondern 1755 zu Göttingen geſchrieben.

Das Sinngedicht im erſten Theil an Naſo S. 386. rührt von dem ſeeligen Gellert her, von dem ich auch das auf Richardſon und noch ein andres würde mitgetheilt haben, wenn jetzt nicht zu ſeiner Nachlaſſenſchaft ohnedies ſo viel begierige Hände da wären.

Es haben mich einige erinnert, und ich muß ihnen in der That Recht geben, daß es eine etwas zu harte Forderung iſt, wenn ich von noch lebenden Dichtern nur ſolche Gedichte erbeten habe, die ſie nie unter ihre Werke aufnehmen wollen. Es befürchteten einige, ich

würde dadurch entweder wenig oder sehr viel schlechtes bekommen. Allein zur Zeit kann ich darüber nicht klagen, und ich wollte doch nicht gern diese Sammlung zu einer periodischen Schrift machen.

Die Herren Orell, Geßner und Compagnie haben der neuen Ausgabe von Herrn Wielands poetischen Schriften, an einem vielleicht sehr unschicklichen Orte, die beiden vortrefflichen Gedichte Nadine und Chloe andrucken lassen, welches mir desto empfindlicher ist, da dieses Beispiel vielleicht für andre Verfasser und Verleger verführerisch seyn könnte.

Dringend wiederhohle ich hier meine Bitte an alle Freunde des Geschmacks, mir beson-

ders von verſtorbnen Dichtern unbekannte kleine Stücke, fliegende Gedichte, die in Wochenſchriften vergraben geblieben, und Verſuche ſolcher Männer, die der Dichtkunſt untreu geworden ſind, mitzutheilen, und mich in den Stand zu ſetzen, einen dritten Band zu liefern. Wie manches gute Gedicht mag von 1740 bis 1770 gemacht worden ſeyn, das unverdienter Weiſe ein Raub der Zeit geworden!

Inſonderheit fodre ich die Herren Hermes, von Blankenburg, von Ewald, Duſch, Beyer, Löwen, Waſer, Alderſer, Eſchenburg, und den ältern Herrn Fiſcher aus Koburg auf, mich theils mit ihren eignen, theils mit fremden Seltenheiten zu beſchenken.

Unter dem Abdrucke dieſes Theils hat mir Herr **Löwen**, auf deſſen Freundſchaft ich ſtolz bin, ein vortreffliches Geſchenk mit einer Romanze gemacht, die unſtreitig zu ſeinen Meiſterſtücken in dieſer Dichtungsart gehöret. Mit welcher Freude ſage ich ihm hier Dank!

Innhalt.

Die Tänzerinn, von Roſt oder Lamprecht S. 5

Hering, zwey Klagoden

Ueber den Tod einer Mutter 35

Ueber den Tod eines Bruders 41

Lavater, Poeſieen von ihm

Der Gott der Natur, Choral 49

Paſtoral 59

An Herrn Schintz 65

Die Freundſchaft 75

An den ſeeligen Gellert 81

Nüſcheler, Poeſieen von ihm

Die Belagerung von Solothurn 89

Trinklied für Schweitzer 92

Ueber die politiſche Genügſamkeit der Schweitzer 94

Der Kummer 96

Die Standhaftigkeit 99
Hymne an Gott 101
Schmidt, zwey Gedichte
Apotheose des Anakreon 106
Die Ueberzeugung 110
Engel, Ode an die menschliche Seele 112
Mastalier, An Melpomenen auf die falsche Nachricht, daß Herr Weiße von ihr Abschied genommen 114
Ode auf Daums Tod 117
Denis, Schreiben an einen Freund 122
Löwen, Anrede an das Hannöverische Publikum; im Namen der Seilerischen Gesellschaft 128
Romanze, unter Chloens Fenster gesungen 131
Ungenannter, Friedensgedicht 134
Schmidt, C. A. zwo Idyllen
Silen, nach dem Virgil 141
Die Nymphe Panope 150

Schmidt, J. F. Auf die Zurückkunft des Erbprinzen zu Sachsengotha von seinen Reisen 164
Seidel, Lied der Schnitter 167
Lied der Erndter nach der Erndte 170
Der junge Schnitter 173
Krauseneck, Lied eines Pilgrims 175
Lied eines Weidmanns 178
Ungenannter, Theorie der Liebe 181
Bertharbi, die kleine Jungfer 182
Ungenannter, Charin, ein Sinngedicht 183
Jacobi, fünf Gedichte
Die Cyklopen 184
An Chloen 188
An Herrn Gleim 189
An die Liebesgötter 193
An Belinden 196
Götz, Poesieen von ihm
Anakreons Vermählung 198
Alcimadure, nach dem Theokrit 200

Innhalt.

Götz, An die Vögel 206

Daß Laura dankbar seyn soll ebend.

Das zu große und zu kurze Glück ebend.

An Henriettens Bette 207

Die schriftliche Liebesversicherung 208

Nach der Tragödie des Seneka Thyest ebend.

An einen Maler, Spitzler 209

Thirsis im Handel mit Doris 211

Alexis und Dorinde 212

Fragment eines Gedichts von der Abgötterey 213

An Amarillis 214

An dieselbe 216

An Doris 218

Die deutschen Liederdichter 221

Auf den Burgunder 222

Laura, oder: die Liebe 224

An die Veilchen 226

An Philinden 229

v. Thümmel, Sinngedichte

Der Zweifler 235

Die Reiſe ebend.

Auf eine deutſche Dichterinn ebend.

Bitte eines Liebhabers an ſeine junge Geliebte 236

Das richtige Sinnbild 237

Der Heldentod ebend.

An ein Fräulein, bey Ueberſchickung der Wilhelmine 238

Leyding, einige Gedichte von ihm

Bittre Klage 240

Der Wunſch 241

Die Jungferſchaft der Muſen 242

Der Affe und Matz der Reimer 243

Die Schöne 244

Eines erlöſten Ehemanns Glaube und Troſt 245

Mirſilis ebend.

Thraxens Gelübde 246

Innhalt.

Leyding, Fragment eines Gesprächs 246
Dreyer, Ein Leichenkarmen auf einen todtgebissenen Hund 247
Zachariä, Innschrift in seine episch-lyrischen Werke an Meinhardt 251
Schrader, eine dithyrambische Kantate 252
Fabrizius, Damon, oder: von der Größe des Geistes 254
Klagen an den Frühling 287
Klopstock, ein Gesang von ihm 293
v. Sonnenfels, Poesieen von ihm
Klage des Hirten von Ida, eine Idylle 298
Das Gesicht des Sohns Sela Haschemeh 301
Ode auf Daun 309
Meinhardt, an Kallisten 311
Ungenannter, die Sinngedichte 313

Schlegel, Poeſie und Muſik, ein Sinngedicht 313
Weiße, Ueberſetzung einer Kantate von Metaſtaſio 314
Michaelis, zehnte Elegie im erſten Buche des Tibull 332
nach d'Arnaud, der Adler Jupiters und die Taube der Venus 338
Meinhard, Heliodors Hymne auf die Thetis und den Peleus 339
Weiſie, Fragment einer Ode der Sappho 341
Mendelsohn, Monologe aus dem Hamlet 342
Pope's Gedicht, der ſterbende Chriſt an ſeine Seele 344
Kretſch, daſſelbe 345
Raſpe, die ſchöne Roſemunde, eine Romanze aus dem Engliſchen 346
Der entſchloſſne Schäfer, eben daher 354
Weiße, König Lodbrogs Leichengeſang 355

Innhalt.

Gerſtenberg, Maskerade aus der Braut 359

Grabſchriften

Aſpaſia 368

Dula ebend.

Ungenannter, Die keuſche Dorinde, ein Sinngedicht 369

Kleine Gedichte aus dem Franzöſiſchen

Nach dem Moncrif, Dorinde 371

Der Unentſchlüſſige 378

Nach dem Panard, der gute Rath ebend.

Nach demſelben, Die Zeiten ändern ſich 373

Die Geſchenkte 374

Nach dem Bernard, Liſoris Zorn 375

Die

Die Tänzerinn.

1741.

Vorerinnerung.

Der Verfaſſer dieſes kleinen komiſchen Gedichts iſt ungewiß. Einige machen Lamprechten andre Koſten dazu. Ich wünſchte, dieſe Ungewißheit nur deswegen heben zu können, weil es in der Geſchichte der komiſchen Epopee unter den Deutſchen von großer Wichtigkeit iſt. Zwar iſt der Plan in dieſem erſten Verſuche noch ziemlich unerheblich, und die Sprache, ein paar Gleichniſſe ausgenommen, gar nicht ſo zierlich als in der Wilhelmine: hingegen findet man viel glückliche komiſche Wendungen, und in Anſehung der Sprache, muß man bedenken, daß vieles dazumal noch ſtark war, was uns heutzutage matt ſcheint.

Ich will eine Begebenheit erzählen, für welche mir Homer seinen Achilles, und Virgil seinen Aeneas willig abtreten würden, wofern sie noch diese Geschichte verewigen könnten, die bey den Nachkommen eben so groß bleiben wird, als sie bey ihren Vorfahren gewesen ist. Ich will den Sieg der geschicktesten Tänzerinn, der tapfern Philinde, über die verwegene Celinette in seiner Größe darstellen, welcher allen Schönen zur Aufmunterung dienen wird, der unsterblichen Philinde nachzuahmen, und an demjenigen Lorber, den diese Heldinn so standhaft erstritten und so rühmlich behauptet hat, wenigstens durch ähnliche Thaten Theil zu nehmen.

Ihr aber, ihr dreymal drey großen Göttinnen! Gewähret mir jetzo einen Trunk aus eurer geheiligten Quelle! Stärket meine Ausdrücke! Begeistert eine Erzählung, welche den Ruhm der mächtigen Erato ausbreiten soll! Dir, große Polymnia, übergebe ich mein Gedächtniß, damit mir nichts von den Thaten der edelmüthigen Philinde entfallen möge. Du aber reizende Göttinn Melpomene, nimm dich meines Vortrags also an, damit mein Brustbild noch dereinst auf den Spiegeltischen der Schönen eine Stelle einzunehmen gewürdiget werde! So helft mir denn ihr neun göttlichen Schwe-

ſtern meine Erzählung von demjenigen anfangen, was vor dem Kampfe meiner Heldinn voraus gegangen iſt. Führet mich in das Zimmer der angeputzten Philinde, und laſſet mich dieſelbe gleich von dieſem Orte bis auf ihren Kampfplatz begleiten.

Die fünfte Stunde des Nachmittags hatte bereits geſchlagen. Die Kutſchen rollten durch die *** Gaſſen, die Schönen zu ihren Verrichtungen abzuholen. Um den Wochenbetten fiengen ſich ſchon die häuslichen Geſpräche in halben Zirkeln an; und bey Selindens Caffeetiſche hatte man ſchon Calliſtens Brautſchmuck zu beurtheilen aufgehöret, und wollte nunmehr Polyanders Art in die Fenſter zu grüſſen vornehmen. Nur Philinde ſaß noch beſtändig auf ihrem Stuhle, welchen ſie bey jedem Kutſchengeräuſche, das ſie an das Fenſter gezogen, verlaſſen, und allemal mit einer Mine, worinnen Ungeduld und Annehmlichkeit vermiſchet waren, wieder geſuchet hatte. Endlich aber erſchien ihr Kammermädchen und brachte die Nachricht, daß der Wagen gekommen wäre.

Der junge Selimor, welcher ſie abzuholen in das Zimmer trat, machte gleich die Anrede, als das Fräulein mit dem Aufſtehen beſchäftiget war. Er eilete hinzu, ergriff ihren Handſchuh, den eine der ſchönſten Hände ausfüllete, und

nach zwo Minuten hatte die annehmliche Philinde den Stuhl völlig verlassen.

Einige unsichere Schritte, welche den zarten Körper derselben alle Augenblicke fallen zu lassen droheten, konnten doch nicht verhindern, daß sie durch den Beistand des geschickten Führers bis an die Treppe kam.

Hier zeigte der beherzte Selimor, wie man ein Frauenzimmer auf der Treppe führen sollte, ohne dasselbe auftreten zu lassen. Kurz, Philinde wuste nur wie sie von ihrem Stuhle an die Treppe gekommen war, aber von dem Heruntersteigen und Aufsitzen wuste sie nichts, denn dieses verrichtete nur Selimor.

Die stolzen Pferde, welche dem Kutscher schon mehr als einmal ihre Begierde, der schönen Philinde zu dienen, kund gemacht hatten, flogen, so bald die Wagenthüre durch das Einschnappen die Losung gegeben, so schnell über die Gassen, daß Fahren und Absteigen so zu reden nur eine Sache waren.

Hier stürzete sich das Fräulein in Selimors Arme, aus welchen sie nicht eher gelassen wurde, bis die Thürschwelle nicht mehr von ihr übersteigen werden durfte. Die Wand öfnete sich, und unsere Heldinn kam in einen prächtigen Saal, wo viele Schönen und Mannspersonen versammlet waren, die ihr alle bey ihrem

Eintritt etwas in geheim zu sagen schienen. Wie man nach der Zeit erfahren, so ist es eine Versicherung gewesen, daß sie willkommen wäre.

Der Himmel wollte dieser Versammlung seinen Beifall insbesondere zu erkennen geben, und hatte seine Lichter von dem Firmamente genommen, und in diesem prächtigen Saale angeheftet, ihn dadurch noch prächtiger zu machen. Die Sonne vertheilete sich in vier große Feuer, wovon ein jedes in zwölf besondern Sternen brannte, und über die Anwesenden schwebte. Die übrigen Himmelslichter nahmen ihre Stellen an den Wänden ein, und Castor und Pollux hatten den Ausgang und Eingang des Zimmers zu besorgen; Ein geschäftiger Planet aber lief um diese Lichter herum, und verhütete, daß sie sich niemals verdunkeln konnten. Der einzige Mond war davon ausgeschlossen, denn er mußte der Kutschen wegen auf den Gassen eine angenehme Dämmerung zu erhalten suchen. Sonst schien der ganze Saal ein glänzender Aufenthalt der Götter zu seyn, worinnen der Schönheitsapfel noch einmal sollte verschenkt werden.

Die ganze Gesellschaft hatte ihre Augen auf Philinden gerichtet, sie zu bewundern; Und keine Schöne, als die einzige Selinette, war schuld, daß man sich noch nicht entschliessen

konnte, eine von beyden für die Schönste zu erklären.

Philindens Anzug war reizend: Ein blaues Kleid welches sich an den schönen Körper anschmiegte, zeigte eine sehr schmale Mitte des Leibes, die aus einer vortrefflichen Schulterbreite herabstieg. Gold und Silber schienen hier von gleichem Werthe zu seyn, da beyden die gerechte Anmuth, die aus allen Gliedern der Philinde blickte, erst die wahrhafte Kostbarkeit ertheilte. Allein was dem Fräulein die gröste Pracht gab, war ihr braunes Haar, welches, mit den stärksten Stralen der feurigsten Demante durchflochten war, und auf dem ausgeschweiften Nacken in wollüstigen Locken herum spazierte.

Dem ungeachtet schien noch Selinette Philinden den Vorzug streitig zu machen. Ihr Anputz war so beschaffen, daß er wenigstens einige strenge Richter des Putzes einnahm, und Philinden die Stimmen entzog, welcher sich zu versichern ihre Schönheit eben im Begriffe war.

Die Meinungen blieben daher getheilt, und einige gaben Philinden, andere aber Selinetten den Vorzug. Allein, die gröste Sorge der Mannspersonen war, den Schönen einen Zeitvertreib zu verschaffen, worinnen sie aber die Wahl eben so unschlüßig machte, als vorhin die

Schönheit einen Ausspruch zu thun. Man wählete, verwarf, wählete wieder und verwarf auch wieder. Endlich nahete sich die schlaue Göttinn Erys; welche keine Gelegenheit, ihre Macht zu zeigen, versäumen wollte; dem jungen Selimor in der Gestalt eines geflügelten Kindes, und redete ihn mit einer Götterstimme an, welche in seinen Ohren ein undeutliches Klingen, in seinen Gedanken aber diese vernehmlichen Worte verursachete:

„Unwürdiger! Bist auch du unter der Zahl „derjenigen Liebhaber, welche über der leich„ten Wahl eines Zeitvertreibes ihren Schö„nen die Zeit zur Marter werden lassen? Ver„dienest du wohl, daß deine Lippen die un„vergleichlichen Hände Philindens berühren „dürfen? Ist nicht jeder schmachtende Blick „ihrer Augen für dich ein beissender Vorwurf, „daß er einem Würdigern gehöre? Was „säumst du? Unbedachtsamer! rufe mit be„herzter Stimme aus, daß der Ausspruch „des Frauenzimmers euch, wie in allen „Stücken, so auch hier ein Gesetz seyn solle!

Selimor gerieth hierüber in eine kleine Bestürzung, und die Göttinn nahete sich zu Philinden und Selinetten. Der ersten stellete sie die reizenden Bewegungen des Tanzens vor, und der andern ihre Augen führte sie auf die

an der einen Seite des Zimmers stehenden Lombertische. Hier zeigte sie derselben die pariser Karten, die lackierten Markenschächtelchen, und die silbernen Spielteller. Sie gab ihr ein Solo mit neun Trümpfen in die Gedanken, welches sie ihr nachmals in die Hände zu geben versprach. Kurz, Selinette war schon ungeduldig, daß sie nicht gleich Karte geben sollte, und Philinde schmachtete für Verlangen nach der Menuet.

Indessen hatte sich Selimor von seiner Bestürzung wieder erholt, und trug mit einem frenmüthigen Zutrauen dem sämmtlichen Frauenzimmer vor, einen Zeitvertreib zu befehlen.

Sagt mir doch, ihr Musen, welche die erste war, die ihren Ausspruch bekannt machte! War es nicht eine von denjenigen, welche die Göttinn Erys eben so unvermerkt wieder verlassen als angeredet hatte? Ja, es war die reizende Philinde, die mit einer anmuthigen Sittsamkeit erst im Worte: Mir ist alles gleich; Hernach aber in die mächtige Erklärung: Ich habe lange nicht getanzt; ausbrach.

Unglückliche Selinette! Warum mußtest du gegenwärtig seyn? Warum mußtest du dieses hören? Warum konntest du nicht schweigen? Warum hieltest du dich berechtiget, Philinden, der schönen Philinde, die bereits die meisten Herzen gewonnen hatte, zu widersprechen?

Warum sagtest du mit einer Mine, die aus dem Schooße der Verachtung entsprungen war: Ich dächte wir spielten Lomber! Jedoch du sprachst diese verwegenen Worte aus. Ihr Götter, helft mir die Folgen davon nach der Wichtigkeit dieser großen Begebenheit erzählen!

Kaum hatte Philinde diesen trotzigen Widerspruch vernommen, so gieng sie mit einigen Burreeschritten auf Selinetten zu, welche sich nach der Seite, wo die Lombertische stunden, zurück begab.

Die Gesellschaft, welche die Erbitterung dieser Heldinnen aus allen ihren Blicken mehr als zu deutlich wahrnehmen konnte, theilte sich in drey Haufen. Die, welche von Philindens Meinung waren, bedeckten den Rücken ihrer Heldinn, die aber Selinettens Vorschlag angenommen hatten, stellten sich vor die Lombertische, und wenige von den übrigen, denen alles gleich galt, nahmen ihre Stellen bey dem Ausgange des Zimmers ein.

Kein Alexander kann so ungeduldig zum Ueberwinden werden, wenn sich seine Macedonier in sein Zelt drängen, und ihrem Helden mit mit einem kriegerischen Geschreye zurufen: sie entweder tapfer sterben oder rühmlich siegen zu lassen; Als Philinde zum Kampf aufgemuntert wurde, da sie fast die meisten auf ihrer Seite

ſtehen ſahe, welche mit einem anmuthigen Trällern der neueſten Tänze, das muthigſte Feldgeſchrey machten.

Man ſagt, daß dazumal die Geiſter der Camargo und der Sallee Philinden zur Seite geſtanden haben.

Das erſte Wort, das aus den Lippen der annehmlichen Heldinn fuhr, war: Selinette; das andere: Du; und das dritte: Doppelerinn. Verwegner Cotillon, leibhaftige la Contre, verſetzte die aufgebrachte Selinette. Halt ein, Unglückliche, antwortete Philinde, dießmal wirſt du unmöglich Codille rufen. Vermeide eine Entree, welche für dich zu gefährlich iſt, und bedenke, daß dir das Schickſal mit einer unvermeidlichen Revolte drohet. O! ernſthafte Sarabande, ſagte Selinette, das Coupee wird dir dießmal nicht glücken, und meine Standhaftigkeit ſoll die Tour in deiner Hochmuthspolonoiſe ſo einrichten, daß du beſtändig die letzte bleibſt. Die Poſtmenuet deines Zorns wird ſo wenig Beifall finden, daß ſie endlich in den altväteriſchen Siebenſprung der Verzweifelung ausſchlagen muß.

Dieſe Antwort war fähig genug die erzürnte Philinde in die äuſſerſte Wuth, wobey ſie dennoch nichts von ihrer Annehmlichkeit und Reizung verlohr, zu bringen.

Sie eilete gegen ihre Feindinn, und wollte derſelben durch eine Capriole, mit welcher ſie auf ſie los gieng, das Garaus machen. Der Sprung war vortrefflich, aber er würde noch weit vortrefflicher geweſen ſeyn, wenn die Feindinn demſelben nicht ausgewichen wäre. Deswegen machte Philinde nur ein einziges Tournee, und ſetzte ſich wieder in die Stellung, ihre Feindinn zu erwarten.

Inzwiſchen hatte ſich auch Selinette wieder erholt. Sie gieng mit einem Kartenblatte auf unſere Heldinn zu, und ihr Wurf würde dieſelbe ganz gewiß verletzet haben, wenn ſie ihn nicht mit einem Seitenſchritte geſchickt zu vermeiden gewuſt hätte. So aber verlohr dieſesmal das Blatt, an der Perücke des getreuen Selimors, ſeine Kraft.

Hier ſtund die ſchöne Philinde, und warf in der gröſten Eil einen Blick auf Selimors Perücke. Die Unordnung welche dieſes Blatt darinnen zuwege gebracht hatte, bevor es matt geworden war, reizete unſere Heldinn zu dem ſtärkſten Angriffe. Sie battirte, und wollte dadurch zu einem Vorſchritte ausholen, der verwegenen Selinette entgegen zu gehen. Allein, da ſich dieſe eines der tapferſten Anfälle ſchon verſahe, ſo empfieng ſie Philinden mit einem ganzen Spiele Karten.

Das Zimmer wurde beinahe gänzlich verdunkelt, und der eine Stern ließ, von dem starken Wurfe getroffen, mit der Schnupfe auch seine Klarheit auf den Boden fallen.

Philinde suchte mit einem Chasse auf die Seite zu weichen; allein die Spadille und die Basse zeigten dießmal, daß sie aus einer glücklichen Hand gespielet wurden; denn die erste blieb in Philindens Kopfzeuge, die andere aber in ihrem Palatine hängen.

Hier meinte nun Selinette dem Kampfe ein Ende, und dem Siege einen Anfang gemacht zu haben. Sie fieng schon an, die Marken, an dem Haupttische wo sie stund, abzuzählen. Sie sahe schon im Geiste ihre Feindinn fliehen, und gab Befehl drey Könige und drey Damen auszusuchen, die Stellen der Spielenden auszumachen.

Unsere Heldinn hatte sich indessen die beyden Kartenblätter von ihrem Selimor herausziehen lassen, und setzte vom neuen mit einer Glissade auf Selinetten, derselben zu zeigen, daß ein Feind, welcher sich nur zurückziehet, noch nicht zum Fliehen geneigt ist.

Die stolze Selinette hatte nichts weniger als dieses vermuthet. Sie verachtete ihre Feindinn, und war in dem ernsthaftesten Gespräche mit den Ihrigen begriffen, die sich mit großer

Heftigkeit wieder das Casco setzten, welches sie durchaus wollte gelten lassen.

Albine, Dorimene, Rosette, Firando, Karisto und Hyacyntho widersprachen ihrem Vorschlage mit dem grösten Eifer.

Selinette warf gleich die Karte mit einer verächtlichen Mine auf den Tisch, als sich Philinde, die tapfere Philinde zu ihr nahete. So gleich traten diese sechse, welche Selinetten den Sieg nicht gönneten, hervor, und legten Marken und Spielteller zu Philindens Füssen, mit der Bitte, sie ihres Schutzes nicht unwürdig zu halten. Nach einer kleinen Ueberlegung nahm sie Philinde an, und setzte sie in die Posten der Caroline, Friederike und Juliane. Und weil diese Tänze sehr selten getanzet wurden, so geschahe es eigentlich nur, diese Leute, welche sie bey den Menuetten und polnischen Tänzen noch nicht brauchen wollte, wenigstens nicht ohne Gnadenbezeugung von sich zu lassen.

Hierauf erhub sich ein allgemeines Freudengeschrey: Es lebe Philinde, die würdigste von dem Geschlechte des aimable Vainqueur.

Hier sahe Selinette, daß sie von den ihrigen verrathen, und von Philinden so gut als überwunden war; Drum ließ sie nur noch unsre Heldinn um die Erlaubniß ersuchen, das Zimmer zu verlassen, und mit denen wenigen die

auf ihrer Seite geblieben waren, ein anderes einzunehmen.

Die Antwort, die sie von unserer Siegerinn hierauf erhielt, bestund in einer großmüthigen Versicherung, daß sie nichts lieber als dieses sähe. Ja, man will gewiß sagen, daß ihr Philinde noch ein Spiel, welches sie auflegen könnte, hätte wünschen lassen.

Die Bedienten ergriffen die Lombertische, Celie und Silvie trugen die Karten, und der alte Amarant gieng mit denen Markenschächtelchen, womit er bis vor die Thüre klapperte, muthig durch das Zimmer.

Hiermit wurde der Kampf zu Philindens ewigem Nachruhme beschlossen. Man sahe allen und jeden, die an diesem Siege Theil nahmen, die lebhafteste Freude an. Man trällerte Philindens Leibmenuet, und ein jeder Schritt der Auf- und Niedergehenden verwandelte sich bey der Hälfte in ein reizendes Pas. Kurz, alle Minen redeten von einer triumphirenden Freude.

Nur Philinde blieb mit einer gesetzten Tapferkeit in sich selbst. Ihre Beschäftigung war, daß sie sich das Oberkleid über den Fischbeinrock zurechte zog, die weissen Handschuhe durch einige annehmliche Striche den Lilienhänden nochmals anbefohl, und den linken Fuß mit

einem Schuhe, deſſen Obertheil eine in Gold geſtickte Tulpe bedeckte, in die zwote Poſition ſtellete. Denn ſie wollte bloß zeigen, daß ſie nicht gekämpft, Selinetten zu demüthigen, ſondern nur für die Ehre der Tänze geſtritten hätte.

Selimor, welcher ihr in dieſem Eifer nichts nachgab, ſtund mit der beweglichſten Ungeduld neben ihr. Sechsmal hatte er ſchon ſeine Hand nach der ihrigen ausgeſtrecket, und ſechsmal wieder zurück ziehen müſſen. Seine Augen ſahen die vollſtimmigſte Muſik, allein, da dieſes nur ein Schatten ſeiner patriotiſchen Phantaſey war, ſo hörten ſeine Ohren noch nichts, wornach ſeine Füſſe ihre Schritte abmeſſen konnten.

Endlich ließ ſich auf einem erhöheten Chore ein Violon hören, welcher mit fünf Tönen, die er von ſich gab, die übrigen Inſtrumente herbey rufte, und als ein jedes mit drey bis vier Tönen geſagt hatte, daß es da wäre: ſo gab ein Tritt auf den Boden die Loſung zum Anfange.

Hier theilte Selimors begierige Hand zum ſiebenden male die Lüfte, Philindens linke Hand abzuholen, aber auch noch dießmal vergebens. Denn einer von denen Luftgeiſtern, welche die Bandſchleifen bey dem Frauenzimmer zu beſorgen haben, ruhete gleich auf dieſer Hand, damit er eine Schleife, die an Philindens Bruſt aus der Ordnung gekommen war, erreichen, und

wieder in den vorigen Stand ſetzen konnte. Zu dem wollten erſt die Inſtrumente zeigen, wie würdig ſie wären, den Tackt zu den Füſſen einer ſo großen Ueberwinderinn zu bringen.

Die zärtlichſten Töne erfüllten den ganzen Saal, und beſonders ſchwebte der Schweif eines Zelters über der einen Violine ſo reizend und künſtlich, daß die übrigen Inſtrumente gar bald ſchwiegen, weil ſie auch nicht übertroffen ſeyn wollten, da ſie nicht übertreffen konnten. Der einzige große Violon gab ſeinen Unwillen durch ein zorniges Brummen zu verſtehen. Aber die verwegene und dennoch reizende Violine, ſuchte ihm mit hundert Läufern, mit den ſtärkſten Trillern, und den zärtlichſten Schwebungen zuvor zu kommen. Jedoch ſein Zorn legte ſich nicht eher, bis ſie ſchwieg.

Nun war es Zeit, daß Philinde anfieng die leichten Schritte nach den anmuthigſten Regeln zu machen. Sie tanzete alſo die erſte Menuet, und Selimor that nichts anders dabey, als was der andere Diskant bey dem erſten verrichtet: Er leiſtete der vortrefflichen Philinde in dieſer Menuet Geſellſchaft, damit ihrer Vortrefflichkeit nichts abgienge, und es ihr an keinem fehlte, welcher ihre Hand nahm, wenn ſie dieſelbe geben mußte. Sonſt ſagt man, würde ſie ganz alleine getanzet haben.

Beyde bewieſen, daß nur ſie im Stande waren, die Vollkommenheiten der übrigen Tänze bey der Menuet anzubringen. O! ihr elenden Menuettänzer und Tänzerinnen, die ihr von nichts mehr, als von Seitenpas, Vorpas und Rückpas wiſſet! Meinet ihr, daß ihr mit dieſen einfältigen Schritten der Kunſt ein Gnüge thut? Meinet ihr, daß es zum Händegeben ſchon genug iſt, wenn man die Hand nicht unbändig wegreiſſet und nicht unfreundlich darbietet? Werfet doch jetzo einen verſchämten Blick auf Philinden! Hier erhebt das folgende Balancement das vorhergehende Seitenpas! Hier giebt ein wohl angebrachtes Contretems der Menuet die wahrhafte Zierde! Hier ſtehet Selimor und coupiert zuvor, wo ihr nur ein ſchlechtes Vorpas würdet gemacht haben. Hier giebt man einander die Hände; aber wie? Selimor braucht nur drey Finger, wo ihr eine ganze Hand anwendet, und dieſe geübten Finger fangen ſchon lange zuvor, ehe er ihre Hand erwartet, an, ſich auf das annehmlichſte zu rühren, und in dieſer Bewegung Philinden entgegen zu gehen. Er nähert ſich ihr mit einem freudigen Contretems, und nachdem er ihre Hand in einem Kreiße herumgetragen, und den Anweſenden gezeigt, als wollte er ſagen: Sehet, hier beſitze ich diejenige Hand, welche der Lohn

aller derjenigen seyn wird, die Philinden zu dem Siege über Selinetten Glück gewünschet haben! so entfernet er sich wieder mit einem schnellen Seitenpas, und nach einer halben Minute giebt ihn die kluge Philinde, deren Einsicht allemal so groß als ihr Trieb zu tanzen ist, ein Zeichen, daß die Menuet schon zu lange gedauert hat. Allein, ob gleich ein jeder ihren Schritten noch länger zuzusehen wünschet, so bringt doch Selimor Philinden wieder auf ihren Stuhl. Er küßt ihre Hand, aber seine Lippen nähern sich derselben nur so, daß sie niemals die polierte Handschuhe berühren, sondern allemal den Putzgeistern einen Weg übrig lassen, überall durchzukommen.

Die andern fuhren paarweise fort Menuetten zu tanzen. Und man kann ihnen zum ewigen Ruhme nachsagen, daß sie von niemanden als von Philinden, die sich, eine kleine Ruhe noch ausgenommen, fast beständig auf dem Tanzplatze sehen ließ, übertroffen wurden.

Unsere Heldinn war, so oft sie ausruhete, mit dem Selimor in einem Gespräche begriffen, wozu theils die Liebe, theils die Menuet Gelegenheit gab.

In der That, brach Selimor heraus, ihr Balancement ist hundert Pistolen werth. Ihre Augen sagten, daß er nicht zu viel gesprochen

hätte; allein ihr Mund hat ihn, ſie durch unverdiente Lobſprüche nicht röther zu machen, da man ihr ohnedem das Contretems, und die zwey Sautees noch anſähe.

Dieſes war ein ſchlauer Verweis, welchen ſie hier einem der geſchickteſten Tänzer gab, daß er nur ihr Balancement und nicht die andern Hauptſchönheiten beurtheilet hatte.

Er öfnete gleich ſeine Lippen, hierauf zu antworten; und es iſt zu bedauern, daß man nicht erfahren konnte, worinnen ſeine Antwort, in einem Falle, wo ein anderer würde verſtummet geweſen ſeyn, hat beſtehen ſollen: denn der junge Mirandor trat gleich vor Philinden und foderte ſie auf.

Kaum hatte er das Kompliment gemacht, ſo richtete ſie ſich ſo reizend auf, als eine Blume, von deren Stengel die Sonnenſtrahlen des Morgens den ſie beſchwehrenden Thau weggenommen, und die ſich wieder erhebt, ſich den Augen der Spaziergänger in ihrer völligen Pracht zu zeigen.

Mirandor hatte eine der ſchönſten und neueſten Redutenmenuetten beſtellt, und ſtund neben Philinden, welche den erſten Theil derſelben mit unausſprechlichem Vergnügen anhörete, und mehr als einmal mit einer ſanften Bewegung

ihrer Füsse zu verstehen gab, wie reizend sie dieselbe tanzen würde.

Aber, unglückliche Philinde! Mußte denn ein grausames Schicksal dein Vergnügen in einen so empfindlichen Schmerz verwandeln? Womit hattest du die Götter beleidiget, daß sie dir einen Streich zudachten, der für ein Frauenzimmer der unglücklichste ist? Warum mußte dieser, der dich in dieser Menuet anmuthig begleiten sollte, dein Abscheu werden? Warum ließ dir das Verhängniß nicht eine gleiche Gerechtigkeit mit der Daphne wiederfahren? Diese entgieng ihrer grösten Bekümmerniß durch eine Verwandelung. Warum waren die Götter Arethusen geneigter, als dir? Ja, nur du, die du noch weit mehr als diese beyden zu befürchten hattest, bliebst Philinde. O! daß sich doch dein Körper in eine Capriole auflöfete, der Verwegenheit Mirandors zu entfliehen!

Der erste Theil der Menuet wurde gleich zum zweytenmale angefangen, als Mirandor Philinden bey der Hand ergreifen wollte. Allein, hier sank sie mit einem, Ach! nieder, welches auf den matten Lippen die Hälfte seines Tones verlohr. Sie hatte gesehen, daß sie Mirandor ohne Handschuhe, mit entblößter Hand angreifen wollen. War dieß nicht schon genug, Philin-

den die ſtärkſte Ohnmacht zuzuziehen? Ja, denn die That bewies es.

Dem unſchuldigen Mirandor war dieſes noch nicht bewuſt. Er hatte vergeſſen die Handſchuhe anzulegen, und beſann ſich auch noch nicht, daß er dieſes vergeſſen hatte. Er hielt alſo Philinden mit ſeinen unglücklichen Händen.

Die Geſellſchaft eilete herbey, und man brachte ſie auf einen Stuhl, wo man nur noch wenige Zeichen des Lebens bey ihr antraf. Die koſtbaren Schwammbüchschen eröfneten ſich und verwandelten die Luft auf einmal in einen köſtlichen Geruch, wodurch es endlich ſo weit kam, daß Philinde ihre verſchloſſenen Augen wieder aufthat.

Mirandor, der wahrhaften Theil an dieſem Zufalle nahm, ergriff ſie in der gröſten Unſchuld bey der Hand, den Schlag des Pulſes zu erforſchen. Allein, da er dieſes wieder ohne Handſchuhe verrichtete, ſo ſchüttelte ſich Philinde, als von einem ſtarken Froſte überfallen, und wurde zum zweytenmale ohnmächtig.

Ihre Lippen, welche bisher noch blaßroth geweſen, wurden anjetzo ſo bleich, daß man an nichts, als an ihrer angenehmen Erhöhung noch ſehen konnte, daß dieſe Lippen Philinden zugehörten.

Selimor war bis zur Verzweiflung bestürzt; Mirandor bedauerte sie auf das kläglichste, und die andern ruften unter dem empfindlichsten Mitleiden aus: Wer wird nun die polnischen Tänze anführen? Wer soll uns die englischen anstellen?

Man sagt, daß in dieser unglücklichen Stunde die Quinte auf der ersten Violine gesprungen, und ein Bogen von dem Chore der Instrumente auf den Boden gefallen sey.

Selimor war indessen der erste, welcher die Ursache dieser Ohnmacht entdeckte. Kaum hatte er Mirandors bloſſe Hände erblickt, so legte ihm sein gerechter Schmerz folgenden Verweis in den Mund:

„Unbedachtsamer! fürchtest du nicht die Rache „der Götter, und die Ahndung aller Schö„nen, daß du Philinden mit entblößter „Hand auffodern kannst? Ist es möglich, „Verwegener, daß du nicht achtsamer auf „dasjenige bist, wodurch man ein Frauen„zimmer auf das gröbste beleidigen, und un„serm Geschlechte den empfindlichsten Vor„wurf zuwegebringen kann? Ach, waren „Selimors letzte Worte, erröthe!

Und Mirandor gehorchte, und trat beschämt zurücke.

Es war die höchste Zeit Philinden zu Hülfe zu kommen, da man so glücklich gewesen die

Schuld ihrer Krankheit zu entdecken. Floramor, der der einzige in der Gesellschaft war, welcher ein Paar wohlriechende Handschuhe trug, riß den einen von der Hand, und übergab ihn der schönen Nise, Philinden die Schläfe damit zu streichen.

Man konnte dieses Mittel das kostbarste nennen, weil es anschlug. Philinde öfnete ihre Augen wieder, und nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, sagte sie mit matter Stimme:

„Mirandor ist grausam, aber ihr übertreffet „ihn noch hierinnen wie der Tyger den Lö„wen, daß ihr mir nicht gegönnet habt auf „dem Platze der Ehren zu sterben.

Man bemühete sich ihr zu zeigen, wie nöthig es für die Menuet wäre, daß sie noch lebte. Ja man lobte die Götter, welche nicht zugelassen, daß sich Selinette über ihren Untergang freuen könnte.

Hierauf wies ihr Selimor den unglücklichen Mirandor, der an einer Ecke des Zimmers stund, und von niemandem eher angesehen wurde, als wenn man ihn verspotten wollte. Selimor fürchtete, Mirandor könnte leicht zu Selinetten übergehen, deswegen legte er die aufrichtigste Vorbitte bey Philinden ein, die sich auch auf die Vorstellung, daß es ein bloßes Versehen von dem Mirandor wäre, der sich sonst

im Tanzen allemal so gut gehalten, in diese Worte heraus ließ:

„Wir sind nicht gewohnt auf einen Menschen,
„der sich uns sonst gefällig gemacht hat, lange
„zornig zu seyn, und wir verzeihen niemals
„lieber, als wo man erkennet, daß wir uns
„rächen können.

Dieses brachte den Mirandor wieder in Ansehen, zumal da Philinde befohl, von dieser Sache nichts mehr zu sprechen.

Die Instrumente liessen sich wieder hören, und man wollte anfangen in den Menuetten das versäumte einzuholen. Allein Philinde hielt diese Tänze diesmal für unglücklich, darum befohl sie, daß man lieber zu den polnischen Tänzen, wobey ein wenig mehr Freyheit erlaubt war, schreiten sollte. Weil ihr aber eine kleine Schwachheit noch nicht verstattete den Stuhl so bald zu verlassen, so mußte Selimor indessen ein Solo tanzen, dem sie mit unverwandten Blicken zusahe.

Philindens Aufmerksamkeit, und die Ehre, daß kein anderer als er diesen Befehl erhalten hatte, waren vermögend genug, den geübten Selimor zu den künstlichsten Bewegungen aufzumuntern. Kein Schritt war umsonst. Hier sahe man ein Portebras; Hier ein Pas grave; Hier ein Tournee und hier eine Pirouette, der-

gleichen zu ſehen man bisher nur vergebens gewünſcht hatte.

Ihr Muſen! womit ſoll ich die Vollkommenheit ſeiner Capriolen beſchreiben? Soll ich ſagen, daß er ſich bey jeder gleichſam in die Wolken erhob, den Göttern die freudige Nachricht zu bringen, daß ſich Philinde wieder beſſer befände? Ja, hier drückte ich nur etwas von ihrer Höhe aus. Wodurch ſoll ich aber die zierlichen und ſchnellen Bewegungen ſeiner Füſſe abſchildern? Soll ich ſagen, daß, ſo oft Selimor capriolierte, man nur glaubte, er hätte nicht mehr als einen einzigen Fuß? Unmächtiger Ausdruck! Die Geiſter, welche die Rath und die Wickel an ſeinen perlenfarbenen Strümpfen niemals verlieſſen, mögen zeugen wie ſchnell die Bewegung war, und wie geſtreckt er battierte.

Gleich bey der erſten Capriole wurden ſie, als von einem heftigen Sturmwinde getroffen, in die Luft geworfen. Und da ihre zarten Theilchen an die Luftkörper ſtieſſen, welche viel zu feſt für ſie waren, ſo wurden ſie zerſchmettert, und flogen nur noch als ein lebendiger Staub herum. Jedoch ein jedes Theilchen vereinigte ſich wieder mit den ſeinigen, ſo, daß im kurzen die Geiſter wieder halb und endlich ganz wurden. Nicht mehr als ein einziger, der noch das Uhrband erreicht hatte, war dieſem Schickſale entgangen.

Jedoch, zurück ihr Musen! Führet mich wieder zu dem Stuhle, wo sich die unsterbliche Philinde bisher der Ruhe bedient hatte, damit sie sich den edelmüthigen Bewegungen wieder ergeben konnte.

Hier saß die Heldinn und hielt es für schimpflich, länger ruhig zu sitzen. Sie sprang muthig auf, und zeigte durch ihre Munterkeit, daß sie den Stuhl völlig entbehren konnte. Selimor kam ihr von seinem Solo so vergnügt entgegen, als dort der junge Held Horaz seinen Kampfplatz verließ. Sie fragte ihn aus Scherz, ob er mit polnisch tanzen wollte, wofern er nicht zu müde wäre. Er beantwortete dieses nicht anders als ein Held, der im Triumphe einzieht, und gefragt wird, ob er wieder siegen will.

Kurz, man stellete sich in zwo Reihen, das Frauenzimmer auf der einen, und die Mannspersonen auf der andern Seite. Philinde hatte zu diesem polnischen Tanze eine prächtige Tour ausgesonnen, und weil man nichts anders von ihr vermuthen konnte, so wurde die Reihe durch die Hinzutretenden immer verlängert.

Endlich machte Selimor, der Philinden gegen über stund, zuerst das Kompliment, welchem die andern in der vortrefflichsten Ordnung nachfolgten. Er führete Philinden durch die Reihe, und weil er im Führen mit Recht konnte der

gröſste Meiſter genannt werden, ſo verrichtete er es mit einer ausnehmenden Anmuth.

Die Geſetze dieſer Tänze erfodern, daſs man wechſelsweiſe auf den Füſſen hinkt, den Körper in eine wankende Bewegung zu ſetzen, wodurch er ſich in einer ſtolzen Geſchäftigkeit zeigen kann. Hier hinkte nun Philinde ſo reizend, ſo prächtig, daſs ein jeder ſahe, wie ſehr die Natur hierinnen von der Kunſt übertroffen wurde. Bald legte ſie ihre Hand auf den Rücken, in einer Geſtalt, als wenn ſie dieſelbe zugemacht hätte, und ſie ſich nach und nach wieder zu eröfnen anfienge; bald ſtemmte ſie dieſelbe mit einer kleinen Verwegenheit in die Seite, als ob ſie den Selimor fragen wollte, warum er ſie führte, da ſie noch gehen könnte. Ja, man hatte niemals das groſste der polniſchen Tänze ſo deutlich geſehen, als an Philinden, und wenn ihre Kleidung wie ihre Stellung geweſen, ſo hätte man ſie unmöglich für etwas geringeres, als eine polniſche Fürſtinn, halten können.

Nachdem ſie ſich eine ziemliche Zeit als eine Tänzerinn gezeigt hatte, welche das deutſche Frauenzimmer übertrifft, und es auch den ſarmatiſchen Schönen zuvorthut, ſo machte ſie mit ihrem Begleiter wiederum den Anfang zu der Reihe, woraus der Tanz entſprungen war, und in welche er ſich wieder auflöſen ſollte. Und

man verwandelte die polnischen Bewegungen wieder in die deutschen ungekünstelten.

Hier näherte sich die müde Chloris Philinden, mit einer angenehmen Wangenrothe, und einem weissen Schnupftuche, wodurch sie die kühlen Lüftchen lüstern machte, ihrer Stirne entgegen zu wehen. Wenn ich den Tanz angeführet hätte, war ihre Rede, so würde ich ihn nicht so lang gemacht haben. Philinde antwortete nicht anders als dort der unsterbliche Alexander dem Parmenio: Ich würde ihn selbst kürzer gemacht haben, wenn ich Chloris gewesen wäre. Diese wollte sich entschuldigen, allein sehr viele artige Hände, welche für Freuden über diese Antwort in einander geschlagen wurden, erlaubten ihr nicht mehr zu reden.

Inzwischen hatte Selimor Zeit seine goldene Uhr, als die einzige und kostbarste Frucht seiner Reise nach England, aus dem Behältnisse seiner sammtenen Beinkleider, hervor zu ziehen. Er erschrack, da er den Minutenweiser schon funfzehn Minuten über drey Uhr des Morgens fortgerücket sahe. Die Lust, diese vortrefflichen Uebungen noch länger fortzusetzen, und die Furcht, Philindens Ruhe nicht ihrer Schönheit zum Nachtheile zu unterbrechen, verursachten in seinem Gemüthe einen Streit, den nur derjenige recht begreift, welcher jemals eben

ſo feurig geliebt als getanzet hat. Dem ungeachtet wagten es endlich ſeine Vorſtellungen, Philinden an den Schlaf zu erinnern. Gleichwohl widerſprach die unermüdete Heldinn, und gab ſich nicht eher, als auf den Einwurf von ihrer Schönheit.

Man befohl den Inſtrumenten zu ſchweigen. Sie mußten gehorchen, und thaten es mit einem murmelnden Geräuſche, welches genug zu verſtehen gab, wie gern ſie ſich noch vor Philinden wollten hören laſſen; und die muthigen Sayten würden gewiß noch nicht geſchwiegen haben, wenn die Wirbel nicht nachgegeben, und ſie der Kraft laut zu werden beraubt hätten.

Die Bedienten bekamen Befehl, die Namen der Kutſcher vor der äußerſten Thüre laut auszuſprechen, und die Räder fiengen an, ſich auf eine geheimnißvolle Art hin und wieder zu bewegen.

Man machte ſich ſchon fertig, einander die angenehmſten Träume zu wünſchen, und wartete nur bis Philinde den Anfang zum Aufbruche würde gemacht haben. Allein dieſe Schöne hatte noch zuvor etwas anderes auszuführen. Sie trat mit ſo beherzten Schritten in die Mitte des Zimmers, als dort die Römerin Veturia in das Lager Coriolans, und nachdem man ſich auf das ehrerbietigſte zur Aufmerkſamkeit geſchickt hatte, ſo redete ſie die Verſammlung alſo an:

„Getreue,

„Ich würde diesen merkwürdigen Platz, worauf die gefährliche Selinette überwunden, und Philinden der so gerechte Lorber zu Theile geworden, mit der gröſten Unvorsichtigkeit verlassen, wenn ich nicht vorher den Göttern danken, und euch mein Vergnügen über euren Heldenmuth bezeugen wollte. Ihr seyd es, ihr unsterblichen Götter, denen ich morgen die artige Massura zum Opfer bestimmet habe! Stärket Philindens Füsse, und lasset die feurigsten Bewegungen, womit sie euch auf den Tanzplätzen verehret, niemals aus ihrem Blute kommen! Nehmet diejenigen in euren mächtigen Schutz, die ich jederzeit brauchen werde, die Menuetten zu besetzen, und die würdigsten polnischen Tänze aufzuführen! Ihr aber meine tapfern Brüder und beherzten Schwestern, mit euch theile ich billig die Kränze welche mir der Sieg zuwirft. Ist es genug für euren Ruhm, wenn dereinst eure Bilder in diesem Saale in den künstlichen Stellungen aufgesetzet werden, und der Marmor noch einmal diejenigen Schritte zeigt, wodurch ihr schon in dem Leben unsterblich geworden; so will ich euch dieses versichern. Denket beständig, daß Philinde niemals müde werden wird mit euch zu tanzen, und allemal den Verwegenheiten Selinettens und ihrer Anhänger beherzt entgegen zu-

gehen wünschet. Findet euch morgen wieder auf diesem Platze ein, und beweiset, daß ihr den Ort am liebsten wählet, wo euch Philinde den Weg zu der Ewigkeit gewiesen hat.„

Hier verneigte sich Philinde, und Selimor hatte das Glück, diese Schöne wieder dahin zu begleiten, wo er sie abgeholet hatte.

Hundert freudige Ausrufungen schienen ihm diesen Vorzug nicht zu gönnen, denn sie folgten Philinden bis in den Wagen nach.

Auf diese Art wurde dieser Abend und diese Nacht beschlossen, welche noch mit anzusehen der Tag selbst, wie man sagt, früher als sonst erschienen war.

Die Traumgötter, die bey dem Schlafe eines jungen Doctors beschäftiget waren, verliessen ihren Aufenthalt, und stelleten sich um das Bette der annehmlichen Philinde, dieser Schönen den Schlummer durch die artigsten Capriolenschatten länger und süsser als sonst zu machen. Kurz Philindens Ruhe war ein sanfter Schlaf, und die anmuthigsten Träume verhinderten, daß sie nicht eher erwachte, bis die eilfte Stunde meldete, daß der Mittag die herrlichste Mahlzeit bereiten liesse.

Ihr aber, die ihr an der Vermehrung des Bayle arbeitet, vergesset nicht unter dem Buchstaben P. diese That der edelmüthigen Philinde aufzuzeichnen.

Zwey Klagoden,

von

A. G. Hering.

Vorerinnerung.

Hering! Wer iſt das? Ein Preußiſcher Hofrath zu Cöslin in Hinterpommern. Ich bitte nur erſt nachfolgende zwey Klagoden, wie ſie der Verfaſſer nennt, zu leſen, und dieſer Name wird ſo wichtig ſcheinen, als er jetzt unbedeutend iſt. Man wird ſich wundern, von einem ſo unbekannten Manne zwey Gedichte zu leſen, die, wegen der glücklichen Ausdrücke der Leidenſchaft wegen der kühnen Bilder, und der körnigten Gedanken, eines Uzes würdig wären. Hat dieſer Verfaſſer noch mehr geſchrieben? wird man dann fragen. Nein, ſogenannte ernſthafte Geſchäfte haben ihn von dem fernern Umgange mit den Muſen abgehalten. Endlich wird man auch neugierig ſeyn, wie ich zu dieſen Gedichten gekommen bin. Ich will meinen Leſern meinen und ihren Wohlthäter nicht verſchweigen, es iſt ein würdiger Officier bey dem Preußiſchen Dragonerregiment von Krokow, ein Herr von Blankenburg.

I.

Ueber den Tod einer Mutter.

Du Todesfest, Geburtstag meiner Schmerzen
Sey mir gegrüßt in deiner Wuth! —
Noch ist sie stumpf; — o presse mehr vom Herzen
Als Thränen, — presse Blut!

Sie ist dahin, die Mutter meiner Freuden,
Zwey Jahre schon ist sie dahin!
Und ich bin noch, — empfinde es am Leiden,
Daß ich noch Erde bin.

Sie starb! — O Gott, das konnte ich ertragen? —
Und meiner Seele Ueberrest
Liebt seine Quaal? — Und hält, vom Schmerz zerschlagen,
Des Lebens Folter fest?

Ach! daß ich nicht den Kampf der Todesstunde
Vor nachempfand, nicht um sie hieng,
Den Seegen nicht vom kalten dürren Munde
Im letzten Hauch empfieng!

Ihr brechend Aug', voll ſtarrem Todesſchlummer
Noch zärtlich nach mir hingewandt
Hätt' ich geſehn! — da hätte ſtärk'rer Kummer
Die Nerven abgeſpannt.

Nun leb' ich noch, wenns Leben iſt, zu klagen! —
Der Freude todt, vom Schmerz bewegt,
Hör' ich den Puls in ſchweren Gängen ſchlagen,
Und murre, daß er ſchlägt.

Bald müdes Herz, bald wirſt du ſchwächer klopfen;
Dem Elend iſt der Tod kein Weh;
Noch einen Schlag — — ſo ſtarrt der faule Tropfen,
Dann lächle, und vergeh.

„Wird ſie mein Tod der Erde wiedergeben?"
Der Erde? — Welche Kleinigkeit!
Verlange mehr, und kaufe für dein Leben
Sie, und die Ewigkeit.

Ergreif ihn ganz, den mächtigen Gedanken,
Ergreif — die Ewigkeit und Sie!
Was haſt du hier? die Träume eines Kranken,
Und unfruchtbare Müh.

Stirb vor Begier! Dich tödtet doch kein Kummer,
Du nährest dich von deiner Pein.
Vertraut mit ihr, erwachst du matt vom Schlummer,
Und schläfst auf Thränen ein.

Gieb mir den Raum in Wüsteneyen
Wo sich die Redlichkeit verbarg;
Und nimm, o Welt, nimm deine Gaukeleyen
Für meiner Mutter Sarg!

Zwar wein' ich nie auf ihrem Leichenſteine,
Den Troſt schlägt mir das Schicksal ab;
Doch find' ich ihn, wo ich nur einsam weine,
Mein Buſen iſt ihr Grab.

Wie gern gäb' ich die unempfund'nen Tage
Ein Seculum um eine Nacht
Die ich, verhüllt in Finsterniß und Klage,
Des Daseyns werth gemacht!

Da hebe ich die Thränenschweren Blicke
Zum Himmel auf von ihrer Gruft,
Und seh getäuscht sie und ihr ganzes Glücke
Wie Blize durch den Duft.

Und wenn ich so auf Phantaſieen ſchwimme,
Hält jede Ader an, und harrt,
Ob jetzt, — — und jetzt des Todesengels Stimme
Gebiethen wird: Erſtarrt:

Der Engel ſchweigt. Doch rauſchen ſeine Flügel
Vorüber, und durchſchaudern mich,
Das Leben ſteht — — Dann nimmt der Schmerz den Zügel
Zurück, und rächet ſich.

Ich ſinke hin, die Augen ſtarr vom Harme,
Mit trocknen Wangen, blaß, und ſtumm.
Seh dann ihr Bild, und ſchlage frohe Arme
Um den Betrug herum.

Erſcheine mir! auch in den ſtarren Mienen
Wo der Verweſung Klauen ſtehn;
Das ſchreckt mich nicht! Ich werde doch in ihnen
Dein Mutterherz noch ſehn.

Gott ſchuf dies Herz, groß zu des Glaubens Lohne,
Er ſchuf's, ſein Heiligthum zu ſeyn:
Sanft wie das Licht am unbegränzten Throne,
Wie Himmels Freuden, rein.

Dies ist mein Stolz, mein Reichthum, meine Ehre!
Ich bin der frommen Tugend Sohn!
Mein künftig Glück steht fest auf ihrer Zähre,
Fest wie der Wahrheit Thron.

Sie legte mich mit sterbendem Verlangen
In meines Gottes Vaterhand.
Da sank ihr Knie, da strömten ihre Wangen,
Sie rang, sie überwand.

Die Thränen ihr — nur eine zu vergelten,
War mir, dem Endlichen zu schwer:
Für ihren Geist war nichts in Gottes Welten,
Nichts groß genug, als Er.

Wie hat der Wunsch, ihr Alter zu erquicken,
Du weißt es, Gott, mich angeschwellt!
Da lernt' ich Neid, und unbekannt Entzücken
Nach Scepter oder Geld.

Armsel'ge Welt! gieb mir des Stolzes Kronen,
Der Wollust Wein, des Siegers Raub;
Mehr nichts? — Nimm weg! ach! Thränen zu belohnen
Gebrauch ich mehr als Staub.

Ja, ich bin arm; doch wünſcht' ich ſie ins Leben,
O, ſie war ganz Zufriedenheit!
Sie hätte, könnt ich ihr ſonſt nichts als Wünſche geben,
Der Wünſche ſich erfreut.

Ihr Lächeln ſehn, die Sorgen ihr erſparen,
Für ihre Ruhe mich bemühn,
O welch ein Sporn! Da wollt ich zu Gefahren
Wie zu Triumphen ziehn.

Und fände ich auf meines Fleißes Wegen
Ein kleines Glück, wie flöge ich,
Wie rief ich froh: „hier Mutter iſt dein Seegen,
„Nimm ihn und ſegne mich!"

Dann würde ich, mit mütterlichen Küſſen
Von ihr umarmt, ihr Sohn genannt,
Dann lägen wir zu unſers Gottes Füſſen
In Dank und Luſt entbrannt.

Und nun — da ich ihr nichts vergelten werde —
Ach, ſolches Glück war mir zu groß! —
So laß mich denn, du Freudenloſe Erde,
Laß meine Seele los!

Langſam gerinnt das Leben durch die Glieder;
Bald, mein Erlöſer iſts genug,
Bald ſeh' ich ſie! — — werft meinen Staub, ihr Brüder,
In ihren Aſchenkrug!

II.

Ueber den Tod eines Bruders.

Du ſtirbſt! ich folge ſchon, uns kann das Grab nicht ſcheiden,
Ein Leben ſchlägt in dir und mir;
Und iſt es mir verſagt den Tod für dich zu leiden:
So leid' ich ihn mit dir.

Er opfert dich zuerſt: Gott hat es ihn geheiſſen,
Ich liebte dich vielleicht zu ſehr;
Der Tod mag Zeuge ſeyn: dich von mir loszureiſſen
Ward ſeiner Stärke ſchwer.

Darf ich mein ſchwellend Aug' zu Gott vom Staub erheben?
Wirſt du es meinem Gram verzeihn? —
Warum erhieltſt du mich? — Was ſoll mir dann das Leben?
Das Leben! — meine Pein!

Du haſt mich aufgeſteckt zum Ziel von deinem Bogen,
Du nimmſt mir meine Krone ab,
Du ſchüttest Grimm auf mich, und ſchwemmſt mit groſſen Wogen
Ein dürres Blatt ins Grab.

Dein Eifer ſtößt auf mich, hat mein Gebein zerbrochen;
Im Jammer fühl' ich's, daß ich bin.
Er trinkt mich aus, und gießt die Stärke meiner Knochen
Wie Waſſer vor dir hin.

Wie lange ſoll ich noch das Sclavenjoch der Erde
Mit wundgerieb'nem Halſe ziehn?
Wenn ich aus ihrem Joch doch einſt entfliehen werde,
Kann ich jetzt nicht entfliehn?

Iſt noch der Tag nicht da, mich, den Verweſungserben,
Wie meinen Bruder, zu befreiu:
Soll ich auf ſeinem Sarg' zum zweytenmahle ſterben? —
Jetzt, Herr, erbarm dich mein!

Laß ab, laß ab von mir! wird dich mein Seufzen ehren?
Du ſiehſt ich bin der Laſt zu ſchwach;
Mein Bruder iſt nicht mehr! das Blut aus meinen Röhren
Schwimmt ihm in Thränen nach.

Wie feurig liebten wir! So liebten Brüder selten.
Du weißt es, Gott, ich war sein Herz.
O das vertheidigt mich! — wenn mich die Menschen schelten,
So ehrt Gott meinen Schmerz.

Ja, kennte nur die Welt die Größe meiner Wunden,
Dein Herz, dein Bruderherz, und dich;
Sie weinete mit mir, und der, der nie empfunden
Empfände jetzt für mich.

Ich mag ihr Mitleid nicht! — Und klagten Nationen
Um seinen Werth und um sein Glück,
Das kann mich nicht erfreun, das kann mich nicht belohnen;
Bringt Klage ihn zurück? —

Mein Vater und mein Gott! dein Schwerdt entnervt mein Leben,
Frißt meine Kraft bis auf den Kern,
Gebeut! Soll ich mein Blut für meinem Bruder geben?
Ich blute, — blute gern! —

Wie edel liebte er! Nie ließ er mir zum Klagen,
Zur Sorge, zum Verlangen Zeit,
Und that die Vaterpflicht, — was kann ich größers sagen?
Mit Bruders Zärtlichkeit.

Ich Aermster hatte nichts ihm Thaten zu vergelten,
Als Liebe, Sehnsucht, und Gebet;
Mein Reichthum war sein Herz; für ihn hätt' ich die Welten,
Und nichts für mich erfleht.

Ich ließ vor meinen Blick den raschen Strom der Zeiten
Mit seinem Raube überziehn,
Die waren auch noch arm, — — ich griff nach Ewigkeiten
Mit frommen Geiz für ihn.

Für mich bedürft' es nur den Raum von Augenblicken,
Und seine Tugenden zu sehn,
Dann, seine treue Brust an meine Brust zu drücken,
Dann, — still voranzugehn.

Sein Schutzgeiſt wär' ich nun, bewachte ſeinen Schlummer,
Verſpräch ihm Kronen nach dem Streit,
Verdiente mir ſein Herz, und löſchte ſeinen Kummer
Mit Glaubens Freudigkeit.

Dir brächt' ich ſein Gebet, die Siege ſeiner Tugend,
Was er entwarf, vollbrachte, litt,
Erhielte Lohn für ihn, und nähm der Himmel Jugend
Ihn zu bewundern mit.

Und endlich hätt' ich ihn, im Blute deines Sohnes
Zum Ueberwinder eingeweiht.
Und ſeeliger mit ihm, mich ſeines großen Lohnes
Wie meines Lohns gefreut.

„Komm, hätt' ich ihm geſagt, empfange deine Palmen,
Das iſt dein Jeſus. Knie mit mir!
Wie hoch iſt dein Gefühl! Wie feurig deine Pſalmen!
Wie groß iſt Gott in dir!

Die Himmel drängen sich, dich Bruder zu
begrüssen,
Dein Vater — Mutter, — hier dein Kind! —
Umarme mich, und sie! — laß uns in Dank
zerfliessen,
Daß wir so glücklich sind." —

So träumt ich mir ein Glück, ohn' meinen
Gott zu fragen.
Wie schwer bezahlt mein Herz dafür!
Die Träume fahren auf, verwandeln sich in
Klagen,
Und fodern ihn von mir —

Ach! ists noch nicht genug? Vergieb mir
mein Versöhner!
Mein Jammer geht vielleicht zu weit! —
Ich freu' mich auf das Grab, wie sich der Tage-
löhner
Zum Abendsterne freut.

Poesieen,

von

J. C. Lavater.

Vorerinnerung.

Nachſtehende Geſchenke, die ich der Gütigkeit des Herrn Verfaſſers zu danken habe, werden meinen Leſern deſto intereſſanter ſeyn, da ſie vermuthlich, auſſer den Schweizerliedern, noch nichts von dieſem glücklichen Dichter geſehen haben, und ſie ihn doch daraus als einen Mann werden kennen lernen, der die erhabnen Themata der Religion und ſittliche Lehren im Geiſt eines Hagedorn, Kleiſt, und Kramer beſingen kann. Beſonders hat die Hymne, Gott in der Natur, ſehr ſtarke Stellen. Ein Theil dieſer Gedichte iſt durch das Zürcher Concert veranlaßt worden.

I.

Choral.

Der Gott der Natur.

Zum Neuen Jahrstag 1769.

Aus dem CIV. XXXIII. XXXIV. Pſalm.

Lobe den Herrn, du meine Seele; O Herr! mein Gott! du biſt ſehr herrlich! du biſt mit Ehr und Zier bekleidet! Wie viel ſind doch der Werke, o Herr? Du haſt ſie alle weislich geordnet; und die Erde iſt voll deiner Güter! Preiſet den Herrn mit mir, und laſſet uns mit einander ſeinen Namen erhöhen! Preiſet den Herrn mit Harfen und Lauten! Lobſinget ihm mit dem Pſalter! Singet ihm ein neues Lied! Machet es gut auf den Saitenſpielen mit Schall! —

Erſter! Unausſprechlicher!
Vater der Natur! aller Welten Herr!
König aller Ewigkeiten!
Alles bete dich, durch dich glücklich, an,
Dich, den kein Geſang, kein Ton von goldnen
Saiten,
Und kein Verſtand zu keinen Zeiten,
Kein Engelslied erreichen kann!

Chor.

Vor dir, o Herr, tritt unſer Chor zuſammen,
Vor dir, der höher iſt, als alle Namen!
Wie heilſam iſts, wie lieblich und wie ſchön,
Vor deinem Angeſicht empfindungsvoll zu ſtehn,
Und dich mit einem Mund, Jehovah, zu erhöhn!

Unendlicher! Unendlicher!
Jehovah! Allgewaltiger!
Mit Licht, wie mit Gewand, umgeben.
Du Quell von Millionen Leben!
Unerſchöpflich! groß von Kraft,
Der, was er nur will, erſchaft!
Alles, was erſchaffen iſt,
Alles ſagt, wie groß du biſt.

Chor.

Erheb ihn hoch, den Herrn, du Chor der Frommen!
Laß rein dein Lob zu ſeinen Ohren kommen!
Er horcht mit Luſt auf jeden Liederton,
Und kömmt er gleich vom Staub, wenn gleich um ſeinen Thron
Der ganze Himmel ſingt dem Vater und dem Sohn.

Allmächtiger! du willſt, und Himmel ſind, und Erden,

Und Kreaturen ohne Zahl,
Unendlich mannigfaltig, werden,
Und stehn, wo nichts war, auf einmahl.
Im Anfang sprachst du: Werde Licht!
Da ward das Licht.
Du zündest Sonnen an, und heissest Sterne rollen,
Und zeigst dem Monde seine Bahn.
Ja, Allmacht! nur dein schweigend Wollen
Fügt neue Welten still den alten Welten an;
Versengt, wie Flammen Haar, Systeme von Planeten,
Die sich Jahrtausende von einem Schwunge drehten,
Jahrtausende nie stille stehn.
Du heißst zum Weltgericht die flammenden Kometen
In ungemeßnen Kreisen gehn!
Es hängte deine Hand den Erdenball ins Leere
Mit seiner Berge Last, und seinem ofnen Meere,
Als ob er nur ein leichtes Stäubchen ware!
Du hießest ihn, sich um sich selber drehn,
Und mit der Sterne Heer in stiller Ordnung gehn.
Er wandelt fort in stetem Gleichgewichte,
Tränkt täglich um und um sich mit dem Sonnenlichte;

Verrückt ſich um kein Haar, geht immer ſeine Bahn,
Fängt, wenn er ſie beſchließt, ſie wieder forne an.

Chor.

Allmächtiger! Dir ſey von Würmerzungen,
Vom Staub hinauf, vom Herzen weg geſungen.
Wir ſind zu tief; du biſt zu hoch erhöht!
Wer iſt, der deine Macht, Unendlicher, verſteht?
Wir ſtehn mit tiefem Schau'r vor deiner Majeſtät.

Du ſchufſt die Luft, durchſichtig gleich Kryſtallen,
Sie leiht des Lebens Hauch allgegenwärtig allen,
Und läßt Gedanken laut von Ohr zu Ohr erſchallen,
Und macht den Stralen Pfad, die, ſchneller als der Wind,
Durch jede Dämmerung des tiefen Himmels wallen,
Und ferner Sonnen Boten ſind.
Die Wolken heißeſt du, gleich einer Heerde,
Bald hier, bald dort am blauen Himmel gehn,
Und über Berge, Meer und Erde,
Die Winde ſanft und ſtürmiſch wehn.
Du ſchießeſt deinen Blitz, und alle Helden zittern;
Gehſt du im tiefen Thal und auf dem grauen Meer,

Gehst du in schwarzen Ungewittern,
Am schwülen Horizont einher.
Du sprichst; Es donnert Schlag auf Schlag,
Und tiefe Nacht wird heller Tag;
Tag, fürchterlicher als die Nacht,
Wenn deines Blitzes rothe Pracht
Die zagende Natur dem Sünder sichtbar macht.

Chor.

Doch bringt uns Blitz und Donner tausend Seegen
Aus deinem Schoos, aus deiner Hand entgegen.
Gott ist die Lieb', auch wenn er Sündern dräut!
Gott ist die Liebe stets, die Erde weit und breit
Ist voll von seiner Macht, voll seiner Gütigkeit!

Gott! Millionen deiner Werke
Verkünden uns die Weisheit, Huld und Stärke,
Die kein Gesang beschreibt, und kein Gedanke mißt,
Weil alles Gott in dir unendlich ist.
Dich preiset jeder Punkt im unermeßnen All,
Der Sonnenstaub, als wie der Sonnenball!
Und jedes Thier, und jede Kreatur,
Preist dich auf andre Weis', o Vater der Natur!
Der Adler trägt dein Lob auf ausgespannten Schwingen
Mit stolzem Flug entgegen dir,

Wenn er es wagt, der Sonne zuzuringen,
Und ſeine jungen muthig ihr
Mit ofnem Auge darzubringen;
Und wenn er tief am Meilen-fernen Staube,
Wo er, ein ſchwarzer Punct, uns kaum noch ſichtbar iſt,
Zum Menſchen unbemerkten Raube,
Schnell, wie ein Pfeil, darnieder ſchießt! —
Dir brüllt der Löw ſein Lied, die Augen voller Flammen,
Und Unerſchrockenheit auf ſeinem Angeſicht,
Und ſchwingend ſeinen Schwanz, mit dem er feſte Stammen
So leicht, wie ſchwache Halmen bricht! —
Der weiße Elephant, der auf den Rücken
Bewohnte Häuſer trägt, und mit verſtohlnen Blicken
Erforſcht des Jägers feinſte Liſt,
Und Weiſen ſelbſt verhehlt, wie er gebohren iſt,
Der lächelt uns dein Lob — und ſagt uns, daß du biſt!
Das unerſchrockne Pferd, das Spies und Schilde ſieht
Und nicht vorm Panzerglanz und Kriegsgetümmel flieht,
Das wiehert dir ſein Lob, indem es ſtampft und glüht.

Die ſchwerbeleibte Kuh, mit Milcherfüllten Eitern,
Der Lämmer ſanfte Schaar bey wollenreichen Müttern,
Blökt dir dein Lob, du Quell von allen Gütern!
Der Wallfiſch brauſt durch ein auffiedend Meer,
Strömt dir dein Lob empor, und Schrecken um ſich her!
Der Biber, der im Strom ſich feſte Städte baut;
Und Weſen ohne Zahl — bis auf dem Wurm am Kraut!
Die Ceder und der Halm; — das Herz — das Aug — die Haut —
Ein ganzes Paradies — und jedes Läubchen,
Und jede Milb' und ihre Welt, ein Stäubchen
Preiſt deine Macht, und deine Weisheit laut!

Chor.

Allmächtiger! der Alles ſchuf und kennet,
Von deſſen Lob ein jedes Herz entbrennet,
Das deine Macht und deine Weisheit fühlt!
Kein Endlicher verſteht, Gott, deine Größe ganz!
Wir ſehn nur einen Stral von deines Lichtes Glanz!

Der Frühling ſteigt mit anmuthreichen Blicken
Aus Gottes Schoos in holder Pracht herab!

Streut Blumen um ſich her, und gießt Entzücken
Auf jegliches Geſchöpf, dem Gott Empfindung gab.
Wer heißt des Sommers ſchwüle Pracht
Vom blau gewölbten Himmel ſinken,
In ſeiner Rechten Tag, und kurze Nacht.
In der verhüllten Linken?
Wer führt die Sonne hoch? Ihr majeſtätiſch Bild,
Das keine Dämmerung, kein Nebeldampf verhüllt,
Strahlt Millionenmal auf Seeen, Teich und Bächen,
Auf tauſend Tropfen Thau, und tauſend Eichelflächen,
Wälzt ſich im Schweiß, der von den Wangen rollt,
Und mahlt im Auge ſich, als wie ein Stern von Gold.
Sie ſenkt den heiſſen Strahl auf Alpenhöhn, und ſchmelzet
Den hohen Schnee herab auf tiefre Berg', und wälzet
Die trübe Fluth durch manches ſchwüle Thal,
Wo Einfalt unbekannt, wo Treu und Unſchuld wohnen,
Vertraut mit Armuth und mit Ruh,
Den Schwindelvollen Nationen
Und fernen Meeren zu!

Wer heißt, als du, die harten Felsen blühn?
Wer schmückt, als du, mit Schattenfarbnem Grün
Der Berge Wänd', hinauf die hochgestammten Wälder,
Mit wallenden und goldnen Aehren Felder?
Wer füllt des Landmanns Arm mit reifen vollen Halmen,
Mit Freude seine Brust? und seinen Mund mit Psalmen?
Und seiner Kinder Herz mit Dank?
Und Berg und Thal mit Lust und Lobgesang?
Wer deckt im kühlen Herbst der Berge Haupt
Und Feld und Wald mit grauen
Und feuchten Nebeln zu?
Wer, wer, o Gott! als du,
Füllt manchen Berg mit süssen blauen
Und braun gebrannten Trauben an?
Mit kühlen Obst den Baum, daß jeder Ast
Sich niederbeugt von seines Seegens Last,
Daß jedes Herz sich freuen kann?
Wer streut im Winter weissen Schnee
Auf Feld und Wald und Tief und Höh?
Und wessen mächtiges Geheiß
Verwandelt Wasserflüß' in Eis?
Wer deckt die zarte Saat der goldnen Erndte zu?
Wer, unser Gott! als du?
Der Himmel und die Erd und Meer und Fluß ist dein,

Und mehr, als Sonn und Mond, ſind wir, wir Menſchen dein!
Dein Werk ſind wir! und, Vater, deine Kinder!
Und, als die Engel nur, ein wenig minder;
Empfinden dich; o wohl uns! wir ſind dein!
Was du erſchafft, es ſey groß oder klein,
Muß eines Daſeyns werth, werth deiner Allmacht ſeyn!
Nein, was du ſchufft, das iſt nicht klein!
Der Staub nicht, nicht die Blume, nicht ein Blatt,
Viel weniger der Menſch, der eine Seele hat.

Chor.

Sey hochgelobt! du Herr der Weltenheere!
Von unſerm Chor hinauf in jene Chöre
Schall unſer Lobgeſang noch oft und viel!
Laut preiſe dich die Harf und Horn und Saitenſpiel,
Und Harf und Sait und Horn nie ohne Dank Gefühl.

II.

Paſtoral.

Zum Neuen Jahrstag 1770.

Pſalm XXIII. 1 — 3.

Der Herr iſt mein Hirt; es wird mir nichts mangeln: Er weidet mich auf einer grünen Aue, und führet mich zu ſtillen Waſſern: Er erquicket meine Seele: Er leitet mich in der Straße der Gerechtigkeit um ſeines Namens willen.

Weit flieht das ſtille Glück vor Thronen und Paläſten,
Wo Lüge Wahrheit heißt, und die Verſtellung Pflicht,
Und flieht des Lachers Angeſicht!
Euch Freude, wo du willſt, nur nicht an Freudenfeſten,
Nur in der Städte Lärm, im Dunſt der Mauern nicht,
Wo ſtatt Natur wir Kunſt, und Zwang ſtatt Einfalt finden,
Wo Vorurtheil und Stolz mit Netzen uns umwinden — —

Wer deine Freuden kennt, einfältige Natur!
Wünscht eine Heerde ſich, und eine Flöte nur,
Und einen kühlen Quell, und einen Felſenwald,
Der jedes Hirtenlied dem Thale wiederhallt.

Wer findt ſo leicht, wie du, den Zutritt zu den Herzen?
Trift jede Saite ſo, und jeder Tugend Spur?
Vor wem entfliehn ſo bald der Kummer und die Schmerzen?
Wer reizt uns mehr als du, ſchönblühende Natur?
Das Herz erweitert ſich, die Seele fühlt ſich freyer,
Der Tugend Funke wird ein immer reges Feuer,
Wenn deine Lieblichkeit ſich dem zu fühlen giebt,
Der ſtille dich beſchaut und deine Einfalt liebt!
Dort in der Städte Dampf wird, wie von wilden Wogen,
Die Seele ſtets umrauſcht und hin und her gezogen;
Iſt immer außer ſich; gelähmt iſt der Verſtand;
Kalt das Gefühl von Gott, und ſtarr die ſchönſten Triebe
Der Großmuth und der Bruderliebe,
Wodurch der Menſchen Herz Gott ſelbſt zuſammen band!
Dort ſucht Sie Ruhe ſtets, wo ſie nicht iſt, vergebens!

Natur, Natur, nur du ſtrömſt einen Strom des Lebens
Und Himmelreine Ruh
Den ſanften Herzen zu!

O könnt' ich meine Tag' in einer Hütte leben,
Fern in dem Blumenfeld,
Wie würde da mein Herz mit Flügeln ſich erheben
Weit über das Geräuſch der Welt!
Wie würde mein Gemüth dem Kummer ſich verſchlieſſen,
Der mir ſo oft die reinſte Luſt vergällt,
Und einen Schleyer mir vor meine Seele hält;
Könnt' ich mich ſelbſt im Schattenthal genieſſen;
Nur mir und meinem Gott, nur wenigen bekannt,
Und Vater, Mann und Freund und Bruder nur genannt;
So würde, wie ein Bach, mein Leben ſtill verflieſſen,
Und manche Leidenſchaft blieb fern von mir verbannt!
Und tauſend Sorgen, die das Leben kränken,
Die würden nie den Pfeil auf meine Hütte lenken,
Auf meine Lämmerheerde nie.
Voll Ruhe würd ich hier an Tod und Zukunft denken,
Entfernt von aller eiteln Müh!
Da ſänk ich jeden Tag vor meinem Schöpfer nieder,

Und göß ihm neuen Dank für neue Gnade hin,
Und ſäng ihm jeden Tag erhabn're Freudenlieder,
Weil ich vergnügt, weil ich unſterblich bin!
Und um mich würde da nicht Einer troſtlos weinen,
Nicht Einer da verlaſſen ſeyn!
Ich würde gutes thun dem Großen und dem Kleinen,
Sein Wohlſtand wär mein Glück, ſein Elend meine Noth!
Denn Wohlthun wäre mein Vergnügen;
Ich ſagte jedem ſtill: Was mein iſt, Freund, iſt dein!
Dein meine Lämmer, meine Ziegen,
Und meine Milch, und mein erpflügtes Brod!
Und ſeine Brüder, ſeine Kinder
Liebt' ich wie Brüder, und wie meine Kinder,
Und ſuchte ſie mit Liedern zu erfreun.
Und wär ein Nachbar krank, ich würde für ihn weiden,
Und wachte neben ihn die lange Nacht,
Und ſpräche ſanft mit ihm von jenes Lebens Freuden
Und Gottes ſchneller Wundermacht!
So lebt' ich hochvergnügt, — denn inner meinen Marchen
Wär Tugend nur und Seelenheiterkeit; —
So ſeelig wie die Patriarchen
Der goldnen Hirtenzeit!

O wie ſchwillt mir mein Herz empor nach dieſem Leben,
Wie ekelt vor den Städten mir!
O ländliche Natur, wie ſehn' ich mich nach dir!
Wie will ich nach dem Glück, das du mir gönneſt, ſtreben!
Ich will ein Hirt, ein Blumenpflanzer ſeyn,
Mich locke keine Luſt in eine Stadt hinein!
Wie himmliſch wohl war David bey den Schaafen!
Wie ſanfte ruht' er aus, wenn er von Weiden müd,
Entſchlief an einem Bach nach einem Hirtenlied!
Wie leichte lernt' er da dem Herrn vertraun,
Mit Gottgeſtärktem Arm und ohne Graun
Den Löwen zwingen; und den Helden ſtrafen,
Der Iſraels und Gottes Macht
Mit fürchterlichen Drohn verlacht' — —
Wie ſeelig waren an der ſchönſten Nacht
Die Hirten Bethlehems! Der Unſchuld reine Söhne
Vernahmen Halleluja-Töne
Des Himmels, ſahen Engelpracht!
So krönte Gott das ſtille Hirtenleben!
O würde Gott mir eine Heerde geben!
Doch halte ſtill, mein Herz, und ſchau dich ſelber an!
Laß deine Wünſche nicht nach goldnen Träumen fliegen!
Wenn Tugend, wo du biſt, dich nicht erfüllen kann,

So sehnst du außer dir umsonst dich nach Vergnügen!
So eiltest du gar bald von jener Hirtenruh,
In die verliebt du schienst, dem Lärme wieder zu!
Nur wo die Tugend ist, ist ihre Schwester, Freude;
Wem Eine sich vertraut, den lieben alle beyde.
Den ewig reichen Quell von ewig süsser Lust
Trägt jeder Erdensohn in seiner eignen Brust,
Der König auf dem Thron, der Bauer auf der Weide!
O sähe jeder nur den tiefen Freudenquell,
Den nur der Unschuld Aug erblicket!
Der immer nah, und immer frisch und hell
Den Wanderer zur Ewigkeit erquicket!
Drum sollen mich nicht eitle Wünsche grämen;
Mein Herz, mein Herz ist mein!
Das soll mein Silberbach und meine Heerde seyn!
Ich darf mich des Berufs, den Gott mir gab, nicht schämen,
Und schlöss' er Lebenslang mich inner Mauern ein,
So könnt ich seelig doch bey meiner Tugend seyn,
Und bey der Zukunft Sorgenschein!
Dort erndt' ich doch erhabn're Freuden,
Als kein Violenthal, und als kein Heerdeweiden
Und keine Flöte mir gewährt;
Dort werd ich fern von jeglicher Beschwerde,
In Paradiesen der verklärten Erde,
Ein unschuldvolles Lamm von Gottes Heerde
Seyn, wo der Frühling ewig währt!

III.

An meinen Freund und Schwager
Wilhelm Schinz,
bey dem Begräbniß seiner Frauen
Regula Schulthes
und Ihrer todtgebohrnen Tochter.
1769.

Sie starb, sie starb hinweg, die Mutter mit dem Kind;
Sie giengen Hand in Hand, wo Gottes Todte sind.
Hinweg von dir, weit weg von deiner treuen Rechte.
Ach! zwischen ihr und dir, Gott, welche Mitternächte!
Wie wenig war sie dein! wie kurz war, Freund, dein Glück!
Sie küßte dich, und floh, und sah nicht mehr zurück.
Die Arme, die so oft, so zärtlich dich gehalten,
Die sahst, die fühltest du am Sterbebett erkalten;
Die Lippen, die so oft die deinen aufgefaßt,
Die Rosenlippen sind auf ewig dir erblaßt.

Ja, dein Schmerz iſt gerecht, und heilig deine Klagen;
Du haſt ein ſchweres Joch; Gott, welch ein Joch! zu tragen.
Ich weiß, was du verlohrſt, ich fühle deine Pein,
In deine Thränen fließt mein Thränenſtrom hinein.
Ein ſtiller Blick von dir durchdrang die zarte Bruſt,
Ihr Labſal war dein Aug, dein Lächeln ihre Luſt.
Von Leidenſchaft für dich, voll glühenden Beſtrebens
Was du ihr warſt zu ſeyn, die Freude deines Lebens,
Sah ſie dir zärtlich nach, und hüpfte deinem Tritt;
Und, wo ſie immer gieng, da gieng die Freude mit. — —
Ein lebenvolles Aug, und unſchuldreiche Mienen,
Ein ofner, freier Sinn, beſcheidne Bildſamkeit,
Das beſte Herz, gemacht zu lieben und zu dienen,
Vom Stolze himmelrein, und himmelfern vom Neid,
Verſchloſſen Zank und Zorn, vergnüglich, ſanft geſellig,
Von wahrer Großmuth voll, im Kleinen auch gefällig,
Verſtand geziert mit Witz, Witz mit Gelindigkeit; —

Das war ihr Bild. — Dieß Bild — das
sollteſt du betrachten,
Und nicht nach ihrem Arm, nach ihrem Auge
ſchmachten?
So ſchnell entfernt von ihr, nicht ängſtlich nach
ihr ſehn?
Nicht thränenvoll und ſtumm auf ihrem Grabe
ſtehn?
Nein, Herzgeliebter, nein, laß Zähr' in Zähre
flieſſen!
Ich will dein Auge nicht, und nicht dein Herz
verſchlieſſen.
Hat unſer Herr nicht ſelbſt, der ſanfte Men-
ſchenfreund,
Bey ſeines Freundes Grab zu Gott empor ge-
weint?
Brach ihm ſein Herze nicht bey jener Wittwe
Klagen,
Da vor ihr her ihr Sohn zu Grabe ward ge-
tragen?
Drum ſtimm ich dir, mein Freund, ein war-
mes Klaglied an,
Da ich, ſelbſt tief verwundt, nur ſchwach dich
tröſten kann.
Entſetzlich war der Tag, da ſie gebähren
ſollte,
Da Schweiß von ihrer Stirn dem Tod ent-
gegen rollte!

Dein Flehen hört' ich wohl, in jenem Klagesaal;
Mich drückte deine Last, mich quälte deine Qual.
Da eilt' ich, mein Gebet mit deinem zu vereinen;
Doch Gott erhört' uns nicht, und ließ uns trostlos weinen.
Doch, nein, nicht trostlos ganz; Im allertiefsten Schmerz
Goß er erhabne Kraft und Gleichmuth in ihr Herz.
Nein, ich vergeß es nicht: Sie lächelte mit Seegen,
Mir selbst noch Muth und Kraft und Dank an Gott entgegen.
Nein, diese hohe Ruh, dies Heldenangesicht,
Den warmen Druck der Hand, nein, den vergeß ich nicht!
Noch manche Thräne will ich dieser Stunde weihen,
Der Hand, die sie gestärkt, in jeder Noth mich freuen.
Und diese Vaterhand — die hat sie dir entrissen:
Steh still und schau empor, und bete an und glaub,
Gott sieht, was wir nicht sehn, und weiß, was wir nicht wissen!
Er wohnet hoch im Licht, wir tief in Finsternissen;

Gott iſt die Liebe — Freund, bet an! — und wir ſind Staub.
Auch Sünder ſeegnet Gott, wie vielmehr ſeine Frommen!
Du weiſt den Jammer nicht, der vielleicht bald wird kommen.
Von ihm wird mancher Chriſt vorm Unglück heimgenommen;
Und oft gefällt dem Herrn ein Herz, das uns gefällt;
Und reif iſt mancher ſchon für eine höhre Welt,
Der, wär er länger hier, bey einer neuen Bürde,
Bey neuer Prüfung, leicht für Gott verwelken würde.
Schenkt Gott uns Trübſal ein, ſo lehrt er uns Geduld;
Geduld macht uns bewährt, und ſicher ſeiner Huld.
Geduld, o ſchöne Pflicht! o Quell erhabner Freuden!
Kann der auch ſeelig ſeyn, der niemals lernte leiden?
Geliebter, glaub es mir; Gott züchtigt, wen Er liebt,
Und ſeegnet höher nie, als wenn er tief betrübt.
Trau ſeiner Weisheit ſtets die Wahl des Allerbeſten,
Trau ſeinem Herzen nichts als Vaterliebe zu!

Glaub mir, wen Gott betrübt, den wird er gött-
lich tröſten!
Glaub, für dein wahres Glück ſorgt er noch
mehr als du!
Schau ihm ins Herz hinein! Noch hier wirſt du
es ſehen,
Daß er uns niemals beugt, als um uns zu er-
höhen;
Noch hier wirſt du es ſehn, daß ſeine Huld und
Macht,
Als wärſt nur du ſein Kind, für deine Wohl-
farth wacht.
Schau über dich, mein Freund, der Schöpfer
aller Sterne
Iſt jedem Wurme nah', und keinem Menſchen
ferne.
Sey ſtark, ermuntre dich, umfaß ihn froh im
Geiſt!
O lern, was er dich lehret! glaub, was er dir
verheißt!
„Nicht laſſen will ich dich! Nein, ich will dein
gedenken!
„Der ich den Sohn geſchenkt, ſollt' ich nicht
alles ſchenken?
„Mein Auge leitet dich! Geh, du ſollſt ſicher
gehn!
„Im Dunkeln will ich auch an deiner Seite
ſtehn!

„Wer als ein Kind mich sucht, soll mich als Vater finden;
„Soll alle Leiden leicht, soll alles überwinden!
„Ich lege mehr nicht auf, als du ertragen maast!
„Ich höre, wenn du rufst, und helfe, wenn du klagst!
„Läßt Gottes Liebe sich mit Menschenliebe messen?
„Kann ihres Säuglings auch ein Mutterherz vergessen?
„Versteckt sein Weinen sehn, sein flehend Angesicht?
„Nein! — Doch, vergäß sie sein, vergäß ich deiner nicht!"
O glaub ein solcher Gott, verbirgt er auch vor uns sein Vaterangesicht,
Er sieht, er hört uns doch, hält doch was er verspricht.
Drum laß den Kummer nicht die Seele dir zernagen,
Daß deine Lust im Glück, den Trost in trüben Tagen,
Daß Gott aus deinem Schoos dein Herz dir weggetragen.
Ja deiner größern Freud erzeig' er sie dir gern,
O, laß sie dankbar ihm; ist gleich die Schale fern.

O gönn ihr, daß ſie itzt, entfernt vom Traum der Erde,
Mit Tugend nur genährt, mit Licht getränket werde.
Dem Himmel, nicht dem Tand, ſoll ſie dein Kind erziehn.
Dem Netze wollt' es Gott, dem Pfeil der Luſt entfernen;
Drum nahm er ſie mit ihm in reinre Welten hin,
Dort Tugend ohne Sünd, ohn' Unfall gehn zu lernen.
Gott iſt der Kinder Gott: „ihr iſt das Himmelreich:"
Bey Engeln wird dein Kind, o Freund, den Engeln gleich.
Wenn dir nur Einen Blick ſie beyde ſichtbar wären,
O du vergiengſt in Dank, und ſtrömteſt Freudenzähren.
Wer Gott von Herzen liebt, für dem iſt keine Pein,
Für dem wird Leiden Luſt, wird Tod nur Leben ſeyn.
Drum wirſt du Gott zu traun in deiner Noth dich üben,
Ihm ganz dein Herze weihn, ihn über alles lieben;

Und würd er tiefer noch, wärs möglich, dich betrüben! —
Gedanke voller Troſt! Es iſt ein Herr der Welt,
Durch den der Freund vom Schoos, das Haar vom Haupte fällt.
Mit Vaterblicken ſchaut Gott auf uns Menſchen nieder;
Was er aus Liebe giebt, nimmt er aus Liebe wieder.
Eh löſcht der Sonnenball, eh weicht der Sterne Bahn,
Eh, was die Liebe ſchuf, die Liebe haſſen kann.
Laß dieſen Troſt, mein Freund, in deine Seele ſtrahlen!
Zerſtreu mit ſeinem Licht die allzubangen Quaalen!
Des Lebens Strom rauſcht fort; der kurze Strom der Zeit!
Sey männlich! Schau mit Muth tief in die Ewigkeit!
Dort rühret ſie keine Quaal. Dort tönt kein Weh und Ach.
O, dahin jag ihr ſtets durch reine Tugend nach!
Die beſte Weisheit iſt, nur nach dem Himmel trachten,
Was nicht im Tode freut, nicht ewig iſt, verachten.
Auch deine Stunde kömmt, auch du erblaſſeſt einſt!
Und wir beweinen dich, wie du dein Weib beweinſt.
Dein Engel maß dir ſchon den Ort in Gottes Garten,

Wo dich Verweſungen in tiefer Nacht erwarten.
Vielleicht iſt ſchon der Baum zu jenem Sarg gefällt,
In dem den deinen dich der Tod zur Seite ſtellt,
Mit ihnen auszuruhn, mit ihnen zu erwachen; —
Was Gott unſterblich ſchuf, wird er nicht ſterblich machen.
Es ſtrahlt ein Tag herauf, ein Tag des Auferſtehns!
Ein jubelvoller Tag, ein Tag des Wiederſehns!
Dann wirſt du hoch mit ihr vom Staub empor dich ſchwingen!
Dann wird ſie dir dein Kind verklärt entgegen bringen! —
Den ewig hellen Tag verdunkelt keine Nacht —
Mit ihnen wirſt du dann ein ewig Loblied ſingen;
„Er, der uns ſchlägt und heilt, hat alles wohl gemacht!“

IV.

Die Freundschaft.

1768.

Ein Menschenherz, darf es sich zwingen,
Dich, Freundschaft, feurig dich zu singen?
Wer liebt dich, Liebenswerthe, nicht?
Drum schwillt die Seele zum Gesange;
Die Saite bebt zum sanften Klange,
Der lauter Zärtlichkeiten spricht.
Wen einst die hohe Lust durchdrungen,
Zu lieben, und geliebt zu seyn,
Dem schlägt das Herz, wirst du besungen,
Der singt in unser Lied hinein.

Wie freudeleer ist nicht ein Leben,
Wo wir nach nichts als Ehre streben,
Wo nichts als Reichthum uns entzückt;
Wo wir nur nach der Wollust schleichen,
Von unserm Ich kein Haarbreit weichen,
Wo uns kein fremdes Glück beglückt.
O trübe, sonnelose Tage!
Fluch-gleiches Glück, fehlt uns ein Freund,
Der's mit uns fühlt; und auch die Plage,
Die nach ihm folgt, mit uns beweint!

Ein Freund, der bey uns lernt und lehret,
Gern mit uns spricht, und gern uns höret,

Was wir verlachen, auch verlacht;
Der froh in unſre Arme eilet,
Sein frommes Leben mit uns theilet,
Und, wenn wir ſchlafen, für uns wacht.
Ein Freund, der unſre Seele kennet,
Wenn uns die Bosheit Unrecht thut,
Uns mehr noch, als ſich ſelber gönnet,
Und niemals falſch wird, niemals ruht.

O Luſt! für andrer Glück zu brennen,
Luſt, die nur edle Seelen kennen,
Wie Thorheit Thoren nur verſchmähn;
Für ſich alleine nichts genieſſen,
In andre Herzen ſich ergieſſen,
Die unſerm Herzen offen ſtehn.
O Wolluſt! Seelen zu umfangen,
Die ganz in reiner Liebe glühn,
Was wir verlangen, nur verlangen,
Und, was wir fliehen, mit uns fliehn!

Wer nie beym ſtillen Mondeslichte
Genoß der Freundſchaft ſüſſe Früchte,
Nie an des Freundes treuer Hand
Geheime Leidenſchaft ihm klagte;
Nie, wenn ihn tiefer Kummer nagte,
Mit ihm unſterblich ſich empfand;
Wer keinem Freund in tiefem Leide
Die heißen Wangen abgekühlt,

Der hat der Menschheit schönste Freude,
Hat niemals Engelslust gefühlt.

O könntet ihr, ihr Freundschaftshelden,
Der wahren Treue Wollust melden,
Die thränenlos kein Böswicht sah!
O **Damon**, da du sterben solltest,
Den Freund, nicht dich, erretten wolltest,
Wie groß empfandest du dich da!
Wie war dir, als an deiner Seite
Dein Freund vor **Dionysen** trat?
Wie war dir, da er ihn befreyte,
Und euch um eure Herzen bat?

Wo seyd ihr, ihr der Menschen Beste?
Ihr **Pylades** und ihr **Oreste**?
Wer ist, der was ihr thatet, thut?
Sind dann der Freundschaft edle Freuden
Schön und genießbar nur für Heiden?
Und hat der Christ kein Menschenblut?
O hartes Herz, das **Aretheen**,
Das **Chariren**, und **Jonathan**
Für ihre Freunde glühen sehen,
Das sehen — und nicht weinen kann!

Ist Jesus, unser Herr und Lehrer,
Nicht auch der Freundschaft Bild und Ehrer?
Wer hat je zärtlicher geliebt?

Mit welchen menſchlich ſchönen Schmerzen
Klagt er den Freund von ſeinem Herzen
An ſeinem Grabe! wie betrübt!
Wie zärtlich legt er Thomas Finger
In ſeine Hand? Mit welcher Luſt
Drückt er nicht den geliebten Jünger
An ſeine Freundſchaftvolle Bruſt!

Nein, keine groſſe Seele lebte,
Die nicht nach edler Freundſchaft ſtrebte.
Nein! Wer nicht lieben kann, iſt klein,
Muß, hätt' er ſonſt auch Engelsgaben,
Nein! — keine Menſchenſeele haben;
Muß jedes Laſters fähig ſeyn.
Nachtſchwarze Leidenſchaften wimmern
Gleich Ungeziefern um ſein Haupt,
Von Gröſſe leer, ſucht er zu ſchimmern
Mit Strahlen, die er andern raubt.

O weh dem! Laßt uns ihn beweinen!
Wir finden auf der Erde keinen,
Der von dem Glück entfernter iſt.
O mögteſt du die Saiten hören,
Die dich den Werth der Freundſchaft lehren,
Der du ihr Feind, ihr Spötter biſt!
O ſtrömt ihr ſüſſen Harmonien
Der Freundſchaft Feuer um euch her!
Macht kalte Menſchenherzen glühen,
Sonſt tönet, Saiten, tönt nicht mehr!

Liebt, Menſchen, liebt mit reinem Herzen!
Liebt in dem Glück, und liebt in Schmerzen!
Groß iſt das Glück der Freundſchaft! groß!
Kein Lied, und keine Saitenſpiele
Entflammen ſüſſere Gefühle,
Als treue Freund' in treuem Schoos.
Verbannt die kriechenden Begierden!
Seyd Menſchen! öfnet Herz und Geiſt
Der Wolluſt nicht, nicht Gold, nicht Würden,
Nein — einem Freund, der euch geneukt.

Beym ſanften Feur der Freundſchaftstriebe
Stirbt nie die Glut der Menſchenliebe,
Nie für die Tugend das Gefühl.
Du kannſt vielleicht dem Laſter dienen,
Doch nicht mit ungezwungnen Mienen;
Dir ekelt bald beym öden Spiel.
Iſt deine Bruſt der Freundſchaft offen,
Kann jede Tugend aus und ein;
Und Engel dürfen ſtets noch hoffen
Sich deiner Buſſe bald zu freun.

Und, wenn euch, o ihr rohe Seelen,
Der Freundſchaft ſüſſe Freuden fehlen,
Klagt niemand, als euch ſelber an!
Wen Ehrgeiz nagt, wen Habſucht quälet,
Wer andre forſcht, und ſich verhehlet,
Wen jede Warnung kränken kann,

Wird auch nach dem die Freundſchaft fragen?
Nein! ſie verhüllt ihr Angeſicht.
O laßt euch, ſteife Herzen, ſagen:
Wer nicht geliebt wird, liebet nicht.

Nur, wer von ſeiner frühen Jugend
Die Seele ziert mit jeder Tugend,
Und, was er ſelbſt wünſcht, jedem giebt,
Wer nie des andern Gut verlanget,
Nie ſtolz mit eignen Gaben pranget,
Und Feinde ſelbſt, wie Brüder, liebt,
Der findet leicht in frohen Stunden
Ein Herz, das ſein Glück mit ihm theilt,
Ein Herz, das auch die tiefſten Wunden,
Die niemand kennet, fühlt und heilt.

Zwar kann kein Freund die Wünſche ſtillen,
Die ewig unſre Seele füllen;
Kein Menſch, kein Engel ſättigt ſie.
Nur Du erfüllſt ſie, Quell des Lebens!
Ziel ihres ewigen Beſtrebens!
Gott! Liebe! Dich erſchöpft ſie nie!
O, wenn ſie einſt wird Dich erblicken,
Wie unausſprechlich wird ihr ſeyn!
So kann kein Himmel ſie entzücken;
So ganz, ſo ewig, Du allein!

V.

An den ſeeligen Gellert.

1770.

Gellert, himmliſcher Geiſt; es weint bey deiner Gebeine
Staub Germania knieend, und gießt heißquillende Klagen
Ueber den Marmor herab, die Hülle des heiligen Moders.
Aber tief an dem Grabe laß ich Germania jammern,
Flieſſen Bäche von Thränen, und Klagelieder verhallen
An des Tempels Gewölben, der Hülle des heiligen Marmors,
Und in den Säälen, wo ehmal du ſprachſt von der Tugenden Schönheit, —
Nicht am Staube weil' ich, ach, nicht am Quelle der Thränen;
Nicht, wo du nicht mehr biſt; nein hin, wo der ewge Geiſt lebt,
Eilt, ſo ſchnell ſie vermag, mit Flügeln von Staube zu eilen,
Meine Seele dir nach; wohin du mit Flügeln von Licht flogſt.

Himmlisch will ich dich sehn; ich will den Sterblichen nicht mehr,
Nicht im Thale der Nacht den müden schmachtenden Wandrer,
Nicht den Kämpfer mehr sehn; ich suche den Sieger, den Sieger,
Wie er steht im Triumph, wie schön in den Auen Siona;
Sehn ihn, wo Schmerzen nicht mehr, wo Oceane voll Lust sind,
Wo kein Schatten sich naht, und wo kein Klageton hinschallt;
Alles Gerechtigkeit athmet, und Wahrheit und ewige Liebe;
Welten, stäubender Staub, und Sonnen dunkler als Nacht sind;
Da will ich, strahlen auf ihn die Geistersonne, Dich, Gott, sehn;
Strömen das ewige Leben aus dem, der Gott ist und Mensch ward,
Schlief im Staube des Todes, Unsterblichkeit bracht' aus der Grabnacht;
Will bey Gottes Propheten Entzückung ganz ihn und Dank sehn:
Dank, wie kein Sterblicher ist, bey Gottes Erbarmungenfülle,
Wenn vom Golgatha Blut vor seinen Augen herabströmt,

Und die Seele verſchlingt; Entzückung, wie Abraham einſt war,
Als er ſahe den Tag des Menſchenſohnes, und um ihn
Himmel und Erde nicht mehr, nur dich erblickte, Meßias! —
Ja! ich ſeh ihn, ich ſeh ihn, den Sohn des Lichtes! er iſt es!
Unter tauſend mal tauſend erkenn' ich die duldende Sanftmuth.
Wie ſie ſpricht aus dem himmliſchen Aug die hohe Empfindung!
Und die Salbung des Geiſtes, wie ſie vom Antlitz herabträuft!
Wie von der Sonne der Tag, von der Morgenröthe die Wonne
Irrd'ſcher Anbetung träuft ins Herz des erwachenden Weiſen!
Welche Fülle des Friedes in neu aufblühenden Zügen!
Welcher Stolz des Triumphes, und welche Demuth im Stolze!
Ueber ihn freut ſich der Himmel! Der Liebe jauchzende Stimmen
Tönen in ſein unſterbliches Ohr, und ſingen die Thaten,
Die er im Thale der Nacht dem Tage der Ewigkeit ſäte!

Lange ſchon ſahe der Himmel der Tugenden Menge! Sie blühten
Lang ſchon im Lichte des Throns; die rufende That, wie die leiſe
Unerforſchliche Zähre, geweint in der Mitternachtſtille!
„Sey gegrüßt, unſterblicher Sohn der Sterblichkeit! Siehe
Deiner Tugenden Früchte ſind wie des Himmels Bewohner,
Sind wie Gottes Gedanken unzählbar, ſind ewig, wie Gott iſt!
Einen Augenblick nur, o Gellert, lenke den Blick itzt
Auf die Erde zurück, und höre die ſtärkenden Lieder,
Die du ſangeſt dort einſt, die mit dir tauſende ſangen,
Tönen ſanftflieſſend in allen Gränzen Germaniens! Siehe
Tröpfeln erheiternde Thränen, (erhabner Tugenden Quellen)
Bey dem Geſange der Lieder! Sie wird der Enkel noch ſingen,
Wenn er früh ſchon erwacht! Sie wird des ſpätſten Jahrhunderts
Jüngling lernen! Ihn werden nicht treffen die Pfeile der Wolluſt,

„Ruft aus deinem Liede die Wahrheit und lachet die Unſchuld,
Wie du ſie malteſt, ihn an. Er wird von der Reizungen ſtärkſten
Schnell wegwenden den Blick, wird kämpfen, als ſäh' er die Bahre,
Und das Kleinod des Glaubens, der Sieger Krone, das Vorbild
Jeder Tugenden, Jeſus! und ſiegen wird er! wir werden
Siegen ihn ſehen, du mit uns; ihn kommen ſehen, mit Schweiſſe
Des Triumphes bedeckt. Er wandelt mit muthigen Schritten
Durch die himmliſche Schaar, ſieht um ſich, ſuchet und findet
Gellert zuerſt, und ruft und jauchzt: Heil ſey dir! denn du haſt
Mir gerettet das Leben, die ewige Seele gerettet!
Dank und ewiges Heil dir! — So werden, o Bruder, nun täglich
Von der Erde herauf zu dir ſich Gerettete ſammeln.
Von der glänzenden Stirn der Heiligen zielet der Lichtſtral
Gottes tief in dein Herz, und tränket dich ewig mit neuer

„Unausdenklicher Wonne. — Von Sterbebett siegender Christen,
Hören wir deine Gesänge. Die Sänger schmachten dem Tode
Heisser entgegen, um Gellert zu sehn, und ewig mit dir dann
Anzubeten das Lamm. Verachten noch tiefer der Erde
Fliehende Schatten, ergreifen noch fester das ewige Leben,
Singen und giessen Ströme von Muth auf die jammernden Waisen,
Und den klagenden Freund, und die müde schluchzende Gattin.
O wie sie rührt die Sprache des Liedes im redlichen Munde
Der entfliehenden Mutter und Freundinn! o wie sie wünschen
Dank dir auch nur zu stammeln, für jede Zeile des Liedes!
Wende den Blick noch nicht weg! — Noch weint die getröstete Armuth
Ueber dich Fülle der Freuden herauf aus dem Jammer des Staubes!
Und wer leiden dich sah, der athmet der Ungeduld Zähre
Wieder zurück: So hätte nicht Gellert geweint! Und, wer hörte

„Von der Tugend Zeugniß dich geben, wer sahe dein Beyspiel,
Eilt zur Ausübung fort, und schreckt den Gedanken der Trägheit
Und der Eitelkeit Reizungen weg: „So lehrte nicht Gellert!
„Nein, das gelobt' ich ihm nicht, da ich im stillen Gedränge
„Lernensbegieriger Hörer nicht ihn, dich Wahrheit und Tugend,
„Vor mir erblickte, da sie mein Herze mir schmelzten! Was damals
„Göttlich fühlte die Seele, das bleibt in der Stunde der Reizung
„Minder nicht göttlich und wahr! wie würde der Himmlische trauern,
„Säh' er mich wandeln den Weg des Verderbens! ich will ihn nicht wandeln!" —
Sind die Erstlinge heilig, die noch in der Sterblichkeit Nacht stehn;
O wie werden einst seyn die Früchte der ewigen Erndte!"

Also hört' ich die Himmlischen singen. Nur so viel verstand ich;
Mehr, was kein Ohr nie vernahm, was nie verstehen der Staub wird,

Sangen in Kreißen um ihn Jehovahs ewige Sänger!
Und er neigte ſich tief; ihm quollen anbetende Thränen,
Thränen von Licht, die Wangen herab; und unſterbliche Blumen
Blühten eilend empor, da, wo ſie troffen die Thränen!
Und er rang die Hände zu Gott! Es betet die Demuth
Unausſprechlich ihn an, der ewig Alles in allen
Himmeln und Erden wirkt, was gut und der Ewigkeit werth iſt.

Poesieen
von
Felix Rüscheler.

Vorerinnerung.

Ich freue mich, einen ganz neuen Dichter bekannter machen zu können, dessen Namen nur wenige in der neuen Auflage der Schweizerlieder werden bemerkt haben. Er ist ein würdiger Freund des Herrn Lavater, und sein Nebenbuhler in dieser Dichtungsart. Unter den moralischen Gedichten werden sich meine Leser wohl gröstentheils für die Ode auf den Kummer, die wenigsten aber für die Hymne an Gott erklären.

I.

Die Belagerung von Solothurn.

Schön ist der Krieg fürs Vaterland,
Gerechtigkeit! für dich!
Der Feind gefällt, der drohend stand,
Und der errungne Sieg!

Dir siegbekrönter Held! erhebt
Das Herz der Greise Dank,
Der Gattinn Kuß, die nicht mehr bebt,
Der Jungfrau Lobgesang!

Dich preißt der Vater seinem Sohn,
Der Enkel hört dein Lob,
Des Jünglings Brust entzückt dein Lohn,
Ein Lied, das dich erhob.

Doch größer, als der Held im Sturm,
Bist du mir, Schweizer du!
Der Feinde rettet, Solothurn!
Du sahst dem Helden zu!

Der Wasserstrom, der stritt für dich,
Riß Oestreichs Brücke fort;
Schwemmt seine Krieger fort mit sich
Und bracht sie an dein Bord.

Vergessend allen alten Groll
Läufst du mit deinem Speer,
Beutst ihn dem Feinde großmuthvoll,
Er lebt! kennt dich nicht mehr.

Du wärmst und pflegst den Kranken, giebst,
Was er bedarf ihm gern,
Gesund, gestärket und erfrischt
Schickst du ihn seinem Herrn.

„Wer riß mich aus der wilden Flut,
„Dem nahen grausen Tod,
„Gesegnet sey der, so es thut,
„Ihn segne, segne Gott!

So sagt, der sich gerettet sieht,
„Der Feind, und glaubt es nicht;
„Du Schweizer bists, der mir verzeiht,
„Erweißt mir Freundespflicht!

„Beschämt und freudig sah' ichs wohl,
„Du siegst den schönsten Sieg!
„Dein Herz von hoher Liebe voll,
„Gewinnt, besiegt schnell mich!

Mit großer Helden Thaten prahlt',
Einst Griechenland und Rom.
Helvetia! weit schöner strahlt,
Die That am Aarnstrom.

Verrätherische That verschmähn,
Dem Feind Gerechtigkeit
Erzeigen, schonen, das ist schön,
Ist edle Menschlichkeit.

Dem Freund im Unglück schnell beistehn,
Das ist erhabner Ruhm,
Doch Feinde retten, eh sie flehn,
Ist mehr, ist Christenthum!

II.

Trinklied für Schweizer.

Wenn Trinker freudenvoll Gefühl
Beym bechervollen Tiſch
Jetzt faßt, und von der frohen Bruſt
Ein Lied gewaltig tönt;

Wen ſingt dann wohl ein Schweizermann?
Singt er wie Sklaven, Er?
Nein, Freyheit ruft dann laut ſein Lied,
Dich Mutter ſeines Glücks!

Den Stolz und der Tyrannen Fall,
Der Knechtſchaft Joch zermürſcht;
Die Freyheit, die zu großer That
Des Helden Bruſt entflammt.

Dich ſingt er Tell! du gabſt ſie uns,
Sanft ruhe dein Gebein!
Der Enkel, der dich Held vergißt,
Geh hin und werd ein Sklav.

Hör Jüngling, von dem Erdenglück
Iſt ſie das beſte Gut!
Hör Mädgen, ſie giebt ſichern Schutz
Vor ſchnöder Frevelthat!

Wollt ihr ſie nie verlieren, thut
Was brav und löblich iſt,
Seyd ſparſam, und dem Laſter feind,
So bleibt ihr ewig frey.

Wir ſingen nun euch tapfre Drey,
Ihr ſchwuret Hand in Hand
Den Bund, wir ſeegnen froh euch nach,
Und ſtoſſen Glas an Glas.

Der Waſſertrinker ſey nicht ſtolz!
Wir trinken, ſaufen nicht;
Die Freundſchaft und der Helden Lob
Verſchönern unſre Luſt.

III.

Ueber die politiſche Genügſamkeit der Schweizer.

Nè deve minor Lode eſper à nui
Il conſervar la Libertade antica,
Ch'a gli altri l'occupar gli ſtati altrui,
E la fede ingannar di gente amica.
TASSONI.

Zu ſchützen deiner Freyheit Rechte,
Die deiner Väter Muth erfocht,
Gebrauche Schweizer deine Rechte,
So ſtolz des Königs Sklave pocht.

Laß Monarchieen ſich verbreiten
Vom Meere bis zum Meere hin,
Und neue Staaten ſich erbeuten,
Den Pracht hoch ſteigen, hoch Gewinn!

Die deiner Wohlfarth Stützen ſind,
Die Einfalt, die Gerechtigkeit,
Bleib dieſen treu, dir droht kein Feind
Bey Tugend und Genügſamkeit.

Geh Sklav' und kämpf, erobre, ſiege,
Verſtärke deines Herrſchers Macht;
Was ſind die Früchte deiner Siege?
Haſt du dich frey damit gemacht?

Dich wird der Arm nur ſchwerer drücken,
Den das bezwungne Volk verſtärkt,
Lern willig dich zum Joche ſchicken,
Du wirſt, was es iſt, unvermerkt.

Der Menſchheit Recht im Menſchen ehren,
Bedrückten freudig beizuſtehn,
Dein eignes Glück, des Nachbars mehren,
Iſt patriotiſch und iſt ſchön.

Durch Weisheit ganz beſchämte Feinde,
Die nie was ſchwaches an dir ſehn,
Durch Wohlthun dir erworbne Freunde,
Die müſſen deinen Ruhm erhöhn!

Dir ſoll dann alles Glück begegnen,
Was tapfrer Stifter Bruſt gedacht!
Dich müſſen einſt die Enkel ſegnen,
Die deine Weisheit glücklich macht!

IV.

Der Kummer.

— — — — — Si tempore longo
Luiri poterit Lallus, tu ſperne morari,
Qui ſapiet ſibi tempus erit. — —
GROTIVS.

Kummer, der nur allein mit dem Vergangenen,
Nicht mit kommender Zeit ganz ſich beſchäftiget,
Der Unmöglichkeit ſich, nur ein verſchwundnes Bild
Hat zum feurigſten Wunſch erwählt!

Dich, dich fühlet ein Freund, welcher dem rufenden
Und dem liebenden Freund, ganz ſich entgegen gießt,
Seine Freuden ſind ihm alle zugleich entflohn,
Dann er theilt ſie nicht mit dem Freund.

Dich fühlt weinend, der ſah ſeinen geliebteſten,
Seinen einzigen Sohn ſterben in ſeinem Arm,
Treuen Unterrichts Frucht, künftiger Tugend Glanz,
Jeder Seeligkeit Bild verweht!

Tiefer, schau'rvoller Gram, schwellet des-
Jünglings Bruſt,
Der zum einſamen Grab ſeiner Geliebten eilt,
Tief verhüllt in ſein Leid, keinem Troſt offen ſteht,
Thränen, Linderung ſeyd ihr ihm!

Bald umfaßt ihn der Schmerz wieder, und ganz
aufs neu
Sieht er Elend um ſich, Dunkelheit rings umher,
Er erlieget der Laſt, und der verſchloßne Schmerz
Härmt ſein trauriges Leben ab.

Du, erfindſamer Gram! ſchufſt den Gedanken in
Artemiſia's Bruſt, daß ſie in düſterer Pracht
Einſt ein Grabmal erbaut, das den erſtaunenden
Enkeln Thränen ins Auge lockt.

Fließt nur Thränen, ihr ſeyd Zeugen empfind-
licher
Edler Seelen, ihr ziert ſelber die Menſchlichkeit!
Fühlen Menſchen es nicht, wenn der Verhäng-
niß Schlag
Ihre Brüdergeſchöpfe trift;

O ſo ſind ſie nicht werth, daß ſie der Name
ſchmückt,
Der ſo heilige Recht' in ihrer Bruſt aufweckt!
Und des ſchöpfenden Schluß wird von dem frech
verhöhnt,
Wer ſich weigert, ihn zu verſtehn.

Gram, der grenzenlos iſt, Jammer der es verkennt,
Daß, der ewig iſt, hilft, daß er die Menſchen liebt,
Daß ſein weiſer Rath ſchon unſerer Leiden Zahl
Nach den Kräften gewogen hat;

Der die Seele umwölkt, der ihr den Troſt verſagt,
Und die Dunkelheit liebt, willig den Kummer nährt,
Iſt die hohre Vernunft, iſt den unſterblichen
Geiſt beſchimpfend und tadelnswerth.

Reiß dich vielmehr beherzt frey von den Banden, die
Dich an irrdiſche Laſt feſſeln, und ſey du gern
Was der will der dich ſchuf, lauf die beſtimmte Bahn
Die der Weiſe dir vorgelegt!

Handle, folge ſchnell dem, der dich zur Tugend ruft,
Thue die Pflichten mit Luſt, die dich zum glücklichen
Zum erhabneren und würdigern Gegenſtand,
Gottes Seegnungen zu empfahn,

Weihen. Lindert die Zeit, ſelber den ſchärfſten Schmerz,
Eile, ſäume dich nicht, lern ihr die Weisheit ab,
Sey du ſelbſt dir die Zeit, *) ſchlage du Gaben aus,
Die ein großes Herz ſelbſt ſich giebt.

*) M. Cato ait: quod tibi deeſt, a te ipſo mutuare. SENECA de Benefic. v. 7.

V.

Die Standhaftigkeit.

Soll finstre Traurigkeit der Seele Friede stöhren,
Da eines Gottes Hand der Welten Steur regiert?
Soll sie nicht folgsam da der Weisheit Stimme hören?
Wenn Gott der Prüfung ruft und sie in Leiden führt.

Gleichwie ein Sommertag mit schwüler Hitz beschweret,
Von Sturm und Feuerglut umringt von hinnen scheidt,
Und ihn, wenn sich die Wuth nun einmal ausgeleeret,
Bald eine kühle Nacht in sanftre Schatten kleidt:

Des Morgens Heiterkeit verjagt des Abends Sorgen,
So wie die Morgensonn die Dunkelheit vertreibt;
So wird gewiß Gott auch die Wolken deiner Sorgen
Vertreiben, wenn dein Herz an ihm getreu verbleibt.

Wirſt du den Kämpfer wohl, der dann erzittert, loben,
Wenn die Trompete ruft, der Kampfplatz offen ſteht?
Nein! Tugend wird nur dann nach Würdigkeit erhoben,
Wenn ſie geprüfet wird und in der Prob beſteht.

Haſt du ſchon den Entſchluß, ſchon das Gelübd vergeſſen,
Das erſt dein Herz, Gott ſahs, der Tugend angelobt;
Da es mit weiſem Ernſt der Dinge Werth ermeſſen,
Itzt da Verſuchung winkt, der Sturm von ferne tobt?

Kannſt du der Dinge Lauf, den Stürmen nicht gebieten,
So lenke die Begier, den Sturm in deiner Bruſt,
Um dich ſey Dunkelheit und grauſe Wetter wüthen,
Im Innern ſey nur Fried und immer heitre Luſt.

VI.

Hymne an Gott.

Dieſe weiten Gefilde, ſo reich an Seegen und Schönheit,
Dieſe ſo prächtig und göttlich erbauten Gewölbe des Himmels
Sind dir, anbetende Seele! ein Tempel, darinnen die Gottheit
Ungeſehen zwar wohnt; doch ſieht ſie jeden Gedanken,
Jeden entſtehenden Wunſch: dein Herz liegt völlig enthüllet
Vor dem ſehenden Blick. — Erzittere ja nicht o Seele;
Gott iſt ja dein Schöpfer, und, großer Gedanke! dein Vater,
Gnade und Langmuth, Erbarmen und duldende Liebe ſein Weſen!
Gott iſts, der eh Sonnen ſich wälzten, eh Welten dem Unding
Sich entſchwangen, im großen Entwurf zukünftiger Dinge
Liebevoll an dich dachte, dir deine Stelle beſtimmte.
Jauchze unſterbliche Seele, mein ganzes Weſen frohlocke!

Da ſchon dacht' er an dich. Die Tage des irr-
diſchen Lebens
Waren ſchon alle gezählt; dein Schickſal, das
jeden bezeichnet,
Haben Güte und Weisheit gewählt, nichts irren-
dem Zufall
Ueberlaſſen. — Die Bahnen flammender Son-
nen, der Welten
Unüberzählbare Heere, im Unermeßlichen ſchwim-
mend,
Haben nicht gröſſern Antheil an ſeiner Vorſorg
als du haſt,
Niedrer Bewohner des Staubs. — Du präch-
tiger Vorhof des Himmels,
Große Stadt des ewigen Königs! der Cheru-
bim Schaaren
Und der Seraphim, Geiſter an Licht und Tu-
gend erhaben,
Herrſcher der Welten Gottes! vernehmts ein
Sterblicher jauchzet.
Gott hat an ihn gedacht. Nicht dacht er euch
nur, ſo groß auch
Euere Würde und Rang in der Schöpfung ſeyn
mag, ihr ſeyd doch
Vor dem Erhabenen nichts: Ein Stäubgen, das
bleibt in der Waagſchal.
Und mich unendlich entfernten an Würde, hat
dennoch der Schöpfer

Gnädig bedacht. Auch itzt umfaßt ſein Gedanke mein Weſen,
Itzt da Ehrfurcht und Liebe und Dank die ſtaunende Seele
Mir erfüllen. Ja hör es mein Schöpfer; mein zitterndes Herz ſagts,
Ich bin dein! Dir ſey mein alles geweihet! Nichts trenne
Jemals mich ſchwachen von dir: die gänzlich zu leben, dich lieben
Sey mein feurigſter Wunſch: Mein Glück; die erſte Beſtimmung
Meiner Thaten. Was iſt in dem Himmel, was iſt wohl auf Erden
Wünſchbares mehr, wenn ich dich Quelle der Seeligkeit habe?
Dich, o Vater zu lieben, und deine Huld zu verdienen,
Laß die irrdiſchen Tage, und Ewigkeiten der Zukunft
Ganz ſeyn geweiht! O ſtille, und o entzückende Freuden,
Die ſich in mir ausbreiten! Ich ſehe den Vater in allem,
In dem verheerenden Sturm, wie in dem Säuſeln des Zephyrs.
Dich verkündet dies Blatt, wie jene ſchimmernden Welten.

Unter den Veilgen im Thal, wie in gewaltiger Ströme
Rauſchen höre ich dich: dich ſeh' ich in allem, und dich nur
Lieb' ich allein, und ohne dich wäre mir Leben und Schönheit
Schimmernde Pracht und Hoheit, Tod nur Verwüſtung und Elend,
Jedes Vergnügen und jede Luſt ein qualender Schmerz nur.
Aber nun bin ich heiter; denn Gott iſt, Gott kennt mich und liebt mich,
Und ich darf ihn auch lieben und liebend mich in ihm verlieren.
Zitternde Freude und hoffende Ehrfurcht ſollen dann ſtets dich,
Hohe und liebevolle, dich ſeegnende Allmacht verehren,
Wie es am Staube der Geiſt kann! Umbildende Klarheit der Zukunft,
Durch dich wird einſt mein Flug ſich mit neuen Kräften erheben!

Zwey Gedichte

von

Schmidt.

Der Name von dem Verfaſſer nachſtehender zwey Gedichte: Schmidt, wird meinen Leſern ſogleich intereſſant werden, wenn ich ihnen ſage, daß dieſes der Freund von Klopſtock ſey, den ſie aus Klopſtocks Oden kennen. Dies iſt genug geſagt, um ihn von allen möglichen Schmidten zu unterſcheiden. Allein auch die Gedichte ſelbſt unterſcheiden ihn von einer groſſen Menge ähnlicher Dichter. Zwar ſind ſie nicht von der Gattung, wie man vielleicht von einem Freunde Klopſtocks erwartet hat, aber die Erfindung, die reizenden Bilder, die Anordnung derſelben, die Empfindung, welche darinnen herrſchen, ſind hinreichende Beweiſe, wie würdig der Dichter einer ſolchen Freundſchaft ſey. Ich habe dieſe groſſe Seltenheiten der Gütigkeit des Herrn Prof. Müſcheler zu verdanken.

I.

Apotheose des Anakreon.

So trat Anakreon in die Versammlung
Der Götter alle, die auf ihn gewartet,
Als ihm der Maja Sohn auf ihr Geheiß
Sein grau, mit Epheu durchgeflochtnes Haar,
An dem sein Leben hieng, sanft abgesondert,
Und ihm zum Vorschmack der Unsterblichkeit
Im Tode noch voll Nektar eine Traube
Zu kosten gab. — Von dieser heilgen Traube
Hat in der Nachwelt drauf ein Scholiast
Geträumt, o Dummheit! o Entheiligung!
Daß sie den Tejischen Apoll erwürgt. —
Er trat daher, dem vollen Morgenglanze
Der ersten Jugend wieder hergestellt;
Sein glattes Kinn umkränzte junges Milchhaar,
Und auf den Wangen blühten jüngre Rosen.
Ein geistiger Duft von altem Chierwein
Stieg wolkenartig um sein Haupt empor.
Um seine Schultern hieng ein voller Köcher
Von harmonieenreichen Pfeilen voll,
Mit Zittigen auf seinen Wink bereit,
Die Lüfte mit Entzücken durchzusäuseln.
— Sie klangen alle, wenn ihr Vater gieng. —
Sein Liebling, seine kleine weiße Taube
Schwebt unter ihm mit aufgehabnen Flügeln,

Und dehnte hoch den Hals und sah sich um,
Erstaunt vom Pomp und andern Wunderdingen
Der Götter Wohnungen, die sie nicht kannte.
Entzückt sah sie den jungen blonden Phöbus,
Der ihrem Herren glich, und glaubt er sey es.
Schnell flog sie zu ihm hin, ihn liebzukosen.
Doch in dem Fliegen sah sie den Vulkan,
Und, ungewohnt des mürrischen Gesichts,
Erschrack sie vor dem langen Bart des Alten,
Und seiner riesenmäßigen Gestalt:
Und wie Aßyanax sich vor dem Vater
Und seinem blutgen Speer und finstrer Rüstung
Erschrocken in der Mutter Schooß verbarg;
Flog sie zurück in ihres Herren Busen,
Voll Furcht und Zittern, und verkroch sich da.

So kam Anakreon: sein ganz Gefolge
Und seines ganzen Einzugs Pracht war Er.
Er trat in die Versammlung, ins Getöne
Der Jauchzer, die ihm rings entgegen kamen.
Die Götter stiegen vor ihm auf und liessen
Ihr festliches Bankett halb unvollendet.
Des Nektars Weingeruch ergrif ihn schnell,
Und voll von Taumel und voll Naserey
Sang Tejos Dichter — Der Olymp erschallte
[illegible]
Die Götter horchten hoch, denn die Begeisterung
Und ihres Nektars mächtiges Gefühl

Kam unter sie, und faßte sie allmächtig
Erschütternd, umsonst arbeitete
Die volle Brust, der Bürde los zu werden,
Die ganze Schaar sang — der Olymp erschallte
Θεὸν, Θεὸν μακάρων.

Ein junger Chor unsterblich blühnder Mädchen,
Die all' Anakreon auf Erden liebte,
Von Paphos tausend, hundert von Athen,
Von Lesbos achtzig, ohne Zahl aus Gnid,
Durchscherzten seitwärts des Olympus Auen,
Und wanden sich in labyrintsche Tänze;
Cytheren alle gleich, Göttinnen alle.
— Sie hatte Majens Sohn zu seiner Ankunft
Aus Elysium hin zu ihm gerufen. —
Da sie der Dichter sah, zerfloß sein Herz
In Lieb' und Seeligkeit, und er fieng an
Ein Gott zu seyn.

Noch einer kam, ein kleiner junger Knabe,
Der Mädchen und der Erden zwote Hofnung,
Wie Amor zart, schön wie ein Sohn der Hebe,
Und trüg er Pfeil und Bogen, wär er Amor;
Und Evan, trüg er einen Kranz von Epheu.
Zwar war der Knab' ein Sterblicher zu seyn
Bestimmt; doch trug er itzt des Körpers Hülle
Noch nicht, der Erde noch nicht hin gesendet.
Mit Lächeln und mit halb gelalltem Jauchzen

Sprang zum Anakreon der Knabe her,
Und faßt ihn bey dem Knie und ſtand und hielt ihn
Und hob ſein Antlitz auf und ſang ein Trinklied.

„Willkommen, ſprach der Vater ſüſſer Lieder,
„Sey mir geſegnet Sohn, was ich geweſen
„Wirſt du einſt ſeyn, o ſey, ſey mehr als ich!
„Blick um dich Sohn, kannſt du die Mädchen zählen,
„Die ich geliebt? kannſt du die Becher zählen,
„Die ich getrunken? ſo wird einſt die Nachwelt
„Die Mädchen die du lieben wirſt, die Becher
„Die du einſt leeren wirſt, nicht zählen können.

Da er das ſprach, ertönte ſympathetiſch
Sein Köcher und ein ſüſſes Lied voll Liebe;
Zevs winkte mit dem Haupt, da zitterten
Die Säle des Bankets und Tiſch und Becher,
Und eilend ſtieg ein myſtiſches Gewölk
Vom ſüßen Wein und Roſen ausgedüftet
Auf beyder Haupt, des Dichters und des Knaben,
Herab, und nahm ſie beyd' in ſeinen Schooß,
Dich o Anakreon und dich o Gleim!

II.

Die Ueberzeugung.

Umarmt mich jugendliche Weisen,
Heut dieser Tag soll unser seyn,
Heut soll mein Lied die Weisheit preisen,
Sanft soll es rauschen wie der Wein.
Fern von der Thoren toll Geschwätze
Horcht nur das Ohr des Freunds auf mich,
Dies Freunde sey euch ein Gesetze
Nur jauchzend unterbrechet mich!

Chor.

Freund schildr' uns die Weisheit bequemlich und leicht,
Wir horchen und jauchzen schon halb überzeugt.
Wir fühlens ein Dichter, der küsset und zecht,
Der Dichter der Weisheit hat allezeit recht.

Homer war stets wie ich betrunken,
Wenn er von seiner Pallas sang.
Zevs, sang er, war in Schlaf gesunken,
Als sie aus seinem Haupte sprang;
Mit blauen Augen gleich Citheren,
Voll Feuer und so jung wie wir,
Fieng sie die Götter an zu lehren,
Und alle Götter glaubten ihr.

Chor.

Die Weisheit lehrt Pallas bequemlich und leicht,
Drum hat sie die Götter so leicht überzeugt.

Wenn Pallas das Küſſen und Scherzen erlaubt,
So war der ein Thor, der Pallas nicht glaubt.

Die Weisheit die an Pallas Stelle
Der Stoiker Gehirn erfand,
War alt wie Chapelains Pücelle
Und fürchterlich wie ein Pedant.
Doch wenn umkränzt mit freyen Locken
Jung und voll Reiz die Weisheit ſpricht,
Wer will wohl da ſein Herz verſtocken,
Wer liebt wohl da die Weisheit nicht?

Chor.

Die Weisheit iſt reizend bequemlich und leicht,
Und wir ſind, ſo bald ſie nur ſpricht, überzeugt,
Ein Mädchen wie ſie, das uns lächelnd gebeut,
Entzückt uns, ihr ſind wir zu folgen bereit.

Wenn Plato nur aus Schulbeweiſen
Der Seelen Wanderung erzwingt,
Vielleicht in ein Geſchopf zu reiſen,
Das niemals küßt und niemals trinkt,
Da lach' ich bey den magern Schlüſſen;
Doch ſingt er, wie ſein trunkner Geiſt
Sich ihm zum Mädchen hin entriſſen,
Dann glaub' ich, daß er gut beweißt.

Chor.

Die Wanderung der Seelen iſt deutlich und leicht,
Und Platons Beweiß hat uns gleich überzeugt.
O Wolluſt des Geiſts, wenn von Küſſen entführt
Er trunken ſich losreißt und taumelnd verliert!

Ode

an die menschliche Seele.

von J. J. Engel.

Du, die von allen irrdischen Naturen
In sich zurück mit heilgem Schauer blickt:
Dir hat der Finger Gottes seiner Hoheit Spuren
Allgütig eingedrückt.

Er sieht auf seines Himmels goldnen Thronen
Den Seraph nicht, der an die Gottheit reicht:
Und du kein Wesen in der Sinne Regionen,
Das dir, o Seele! gleicht.

Kein Leviathan schwärmt in allen Meeren,
Kein Löw in Lybien, der Gott erkennt;
Kein Felsgebohrner Adler mißt die Bahn der Sphären
Am blauen Firmament,

Wo nie dein Tiefsinn ein Gefühl von Wonne
In aller Sterne Harmonie vernimmt;
Wo ungeadelt von Empfindung, jede Sonne
In todter Schönheit schwimmt.

Einſt ſteigt im Wetter, rings mit Nacht umgeben,
Ihr Schöpfer nieder: und das Meer des Lichts
Verdampft vor ſeinen Blitzen, und die Welten beben
Zurück ins erſte Nichts.

Denn tauſend Welten zieht der Gott der Götter
Die ihm verwandte beßre Seele vor.
Sie fährt gen Himmel, auf dem letzten Donnerwetter,
In Glanz gehüllt, empor,

Und ſiehet — Wären nicht vom Neid die Chöre
Der Engel frey; ſo ſtürzten noch einmal,
Rebelliſch gegen ihren König, ganze Heere
Ins Flammenreich der Quaal —

Und ſiehet, ewigherrſchend an des Vaters Rechte,
Von ſeiner Glorie umſtrahlt, den Sohn;
Sieht eines Menſchen Seele — Knieet hin, ihr Mächte! —
Hoch auf der Gottheit Thron.

An Melpomenen
auf eine falsche Nachricht, daß Herr Weiße von Ihr Abschied genommen.

von Mastalier.

Gesungen im Jahre 1768.

(Der Dichter sang zugleich die Empfindungen von Deutschland und seine eignen, denn er besang seinen Freund.)

Zu welchem Volke reißt dich deine Singbegierde
Du wandelbare Göttinn hin?
Erst warst du noch der Deutschen Bühne Zierde
Und Leukons Lehrerinn.

Gefällt dir denn nicht mehr die männlich edle Thräne,
Die aus der Helden Auge schleicht?
Nicht Herrmanns nervigt Volk, nicht Teutons Söhne
Von deinem Spiel erweicht?

Dieß konnte Mavors nie mit allen Todeszeichen,
Augustens Adler konntens nicht.
Der deutsche Sieger stand auf römschen Leichen
Mit lachendem Gesicht.

Iſts ſchöner, Gallien's biegſame Herzen rühren,
Als eine deutſche Löwenbruſt?
Doch lebt der Vater Cäſars und Alziren;
Und Deutſchlands Ruhm und Luſt —

Und Kronegk, Schlegel, Braw' entſchwanden unſern Bühnen,
Eh noch bedaurt, als ganz gekannt!
Was hilfts, daß um ihr Grab jetzt Lorbeern grünen?
Sie mißt das Vaterland!

Auch Leukon hat ſich nun von dir hinweggeſchlichen;
Und du, du lieſſeſt es geſchehn!
Warum gabſt du ihm den Kothurn der Griechen,
Und er uns Julien?

Wie? wenn es Scheelſucht wär', daß deiner Schweſtern eine
Ihn des Tyrtäus Ton gelehrt?
Und daß er neben dir im Myrthenhaine
Auch Eraton verehrt?

Laß andre Muſen doch von Scherz und Liebe
singen;
Ihr Lied iſt flatternd, wie ihr Scherz.
Sey ſtolz, nur du kannſt durch die Seele drin-
gen,
Dein Sieg iſt unſer Herz.

Zwar horch't er Eraton, und will nur dir nicht
fröhnen,
So ſtraf Ihn — zitternd bitt ich dich,
Er iſt mein Freund — Doch, Deutſchland zu
verſöhnen,
Erhör, o Muſe, mich!

Erfüll ihm ſeine Bruſt mit allen Seelenquaalen,
Die auf der Bühne Wunder thun.
Es muß ihm überall ſich Schrecken malen,
Sein Geiſt ſoll eh nicht ruhn;

Bis er uns ſein Gefühl im tragiſch hohen Stile
Erzählt, mit glühnder Phantaſie.
Dann opfern wir dir Bodmers Trauerſpiele,
Und Thränen dem Genie!

Ode
auf Daun's Tod.

von demſelben.

Wie? welch Geräuſch belebt mein Saitenſpiel,
Das an der Mauer ſchwieg?
Dies iſt, o Held, der Nachhall deines Ruhms,
Der mir darein getönt,
Als er vorbey gerauſcht. — Du ſtarbſt, vom Feind
Gefürchtet und gerühmt,
Und dankbar von Thereſien beweint! —

Nun kömmt nicht mehr von dir,
Mit Staub und Blut gefärbt, ein Siegesbot,
Bey deſſen Anblick ſchon
Der Schmerz, der auf des Bürgers Auge ſtund,
In Freude ſanft zerfloß!
Nun macht nicht mehr die Fahne Ar[illegible]ns
In unſrer Tempel Höhn,
Daun! den Trophäen Platz, mit welchen du
Den Sieg zu uns geſchickt.

O Vaterland, denk an den großen Tag,
Und jene Zeit zurück:
Als an des Helden Schwerdt dein Glück, dein Heil,
Und jede Hofnung hieng.
Dank sey Thereſien! Sie fühlt ihn zwar,
Der bangen Länder Schmerz,
Doch zittert nicht. Sie sieht, sie wählet Daun,
Den Donner ihres Kriegs.
Unüberwindlich rückt der Held nun aus;
Sein untrennbar Geleit
Zur Seite: Klugheit und Religion.
Die weiht ihn ein zum Sieg,
Und seegnet jeden Schritt, die Klugheit führt
Ihn sicher an der Hand,
Jetzt zeigt sie ihm Kollin — und heißt ihn flehn.

Wie Wolken, die ein Sturm
Aus hundert Bergen ruft, um sie ins Thal
Hinabzustürzen, ziehn:
Ein schwarzer, rascher Zug! Es krachet schon
Die Tanne fern im Wald:
Der scheue Hirt verbirgt in Höhlen sich;
Doch hinter Osten laurt
Ein Gegenwind. Jetzt bricht er plötzlich aus,
Verdringet, und zerwirft

Mit ſtärkerm Hauch die kommende Gefahr.
Die Sonne lacht dann friſch
Aus dem zerriſſenen Gewölk hervor,
Und lange noch verfolgt
Den letzten Schwarm der Oſtwind, bis er ihn
Tief unters Meer gejagt:

So zog ein dreifach Heer ſchnell reiſſend an,
Mars keuchet hinter ihm
Im eiſernen Gewand. Verwüſtung, Tod
Bezeichnet ſeinen Pfad.
Unwiderſtehlich drängt es ſich nun fort,
Weit über Prag, das kaum
Die Tauſende vor ſeinem Schwerdte deckt.
Nun zieht ſich unſer Held
Schnell von Kollins Gebirg herab, und ſtämmt
Sich wider Nordens Macht
Auf Hügeln, die er klug geſucht. — Triumph!
Seht unſre Feinde dort
Verwirrt in weit durchſchoßnen Gliedern fliehn!
Auf ihren Nacken ſitzt
Des Rächers Schwerdt, bis man kein feindlich Roß
In Böhmen wiehern hört.
Indeß nimmt jauchzend Wien den ſchönſten Sieg
In ſeine Mauern auf:
Der an Thereſens Thron ſich ſchämend ſchmiegt,
Daß er ſo zaudernd kam.

Jetzt führt den Held die Klugheit zu dem Feind,
Der von Natur und Kunst
Bewacht, umschanzt, in sicherm Lager schlief,
Er träumet noch vom Sieg,
Als ihn mit donnerndem Geschütze **Daun**
Vom Schlaf zum Tode weckt.
Unstreitbar taumeln dann viel Tausende
In ihrer Feinde Stahl,
Die übrigen entreißt die Flucht dem Tod.
Dort stehts am Berg das Heer
Der Feinde, vom Gezelt und Waffen bloß!
Wie auf dem Felsen dort
Ein Schiffer einsam sitzt, und naß vom Sturm,
Der ihn am hohem Meer
Erst überfiel. Zu schwach zur Rache, sieht
Er hämisch in die See,
Worauf mit Mast und Schiff der Nordwind spielt.

Doch wer besingt sie ganz
Die Thaten **Dauns**? Ihr ewig schöner Ruhm
Spornt manchen Helden noch
Ins blutige Gedräng, ihm gleich zu seyn:
Wenn er von **Maxen** liest,
Von **Torgau**, **Dresden**, **Ollmütz** und **Berlin**,
Das, hinter Preussens Heer
Versteckt, vor unserm **Daun** nicht sicher war. —
Nun ruht er zwar von Schweiß
Und Wunden in dem Schoos des Friedens aus,

Doch wachet noch sein Geist
Für unsrer Staaten Heil, die Kriegszucht blüht,
Und — kurze Freud'! er stirbt.
Der Held! Wien bebt, und fühlet seinen Tod!

Und er geht ruhig hin
Zur Ewigkeit, so wie er einst vom Sieg
Zurück ins Lager gieng.
Jetzt baut der Ruhm auf jedem Schlachtfeld ihm
Ein glänzend Denkmal auf,
Ihm dankt der Bürger im Vorübergehn,
Und heißt ihn Retter; doch
Der Feind schämt sich, und zittert, wenn er liest:
„Dem Helden Oesterreichs
„Geweiht, der Preußens Macht und Friedrich schlug!
„Genug, wer thats vor ihm?

Schreiben

an einen Freund.

von Denis.

Vorerinnerung.

So sehr der Unterricht einer zahlreichen adelichen Jugend den berühmten Verfasser nachstehenden Schreibens beschäftigt, so hat er sich doch erbitten lassen, mir diesen poetischen Brief mitzutheilen, der noch nie zuvor im Druck erschienen ist, und artige Betrachtungen über die dichterische Autorschaft enthält.

Immer locken ſie mich die viel zu gefälligen Muſen!
Immer ſchleichet ihr Reitz
Tief in mein übelverwahrtes Gemüth! In Mitte der Arbeit,
Unter der Schüler Gedräng'
Hebt ſich ihr Stoff: Wann ſtimmſt du ſie wieder die müßige Leyer
Welche Phöbus dir gab?
Gab er zum Schweigen ſie dir, und weckt den Kützel der Saiten
Zephirs Fittig allein?
Sterblicher, denke zurück! du warſt ein flatterns der Jüngling
Keiner Gottheit geweiht;
Phöbus zeigte dich uns, und ſprach: Im Chore der Sänger
Werde ſein Name genennt!
Sprachs, und gab dir die Leyer. Da ward im Chore der Sänger
Auch dein Name genannt;
Und manch jugendlich Lied, gleich Morgenſtralen im Lenze,
Gieng in der Seele dir auf.

Aber nun hängt sie dahin. Nur selten tändelt ein Finger
Ueber die Saiten herab!
Siehe, schon kehret der Herbst. Du wirst nun wieder dein eigen,
Ferne vom Staube der Stadt.
Hören die Buchen kein Lied, und kein Lied der trunkene Weinberg,
Und die Gefilde kein Lied? —

Also locken sie mich die viel zu gefälligen Musen,
Hör ich ihr Locken? o Freund!
Fruchtbar ist unsere Gegend an Dichtern. Sie kommen und singen:
Phöbus hat uns gesandt.
Kehret ein Sieger vom Felde des Todes, vermählen sich Fürsten,
Schwärzet die Parce den Thron,
O dann strömen Gedichte! dann bringen gebährende Pressen
Prächtige Bogen zur Welt.
Frostig schielet der Wiener nach ihnen, und gähnt und ließt Ode,
Gähnt und leget sie weg.
Handelt er allzeit gerecht? dieß wirst du besser entscheiden;
Aber er handelt nun so.

Freund, ich liebe mir Beyfall und Lob; und iſt es ein Fehler,
Freund, ich will ihn geſtehn.
Miſch' ich mich nun in die dichtenden Haufen, o welch ein Verhängniß
Iſt mir mit ihnen beſtimmt!
Geſtern erſchien ich, und morgen ergreift mich die zierliche Jungfer,
Oder der blonde Friſeur,
Schneidet manch Dreyeck aus mir, und wickelt das Haar der Coquette
Oder des Stutzers darein;
Oder ich werde bey Tafeln der Großen mit Zucker gefüllet,
Und den Kindern geſchickt;
Oder man bringt mich im alten Papiere zum riechenden Krämer,
Und macht Düten aus mir.
Glücklich noch, wenn den Taback in mir ein Dichter ſich kaufet,
Und ein Beyſpiel ſich nimmt!
Freund! und folg' ich ihr dennoch der Stimme der lockenden Muſen?
Handeln ſie billig mit mir?
Suche nicht: hör' ich dich ſagen: das Lob und den Beyfall der Menge!
Hat denn die Menge Geſchmack?

Immer ſey dir genug, wenn Weiſe dich leſen und loben,
Sind ſchon der Weiſen nicht viel.
Freund! ein beträchtlicher Theil der Weiſen liebet die Reime
Sind ſchon der Weiſen nicht viel.
Und ich liebe ſie nicht, und iſt auch dieſes ein Fehler,
Den auch will ich geſtehn.
Griechenlands Dichter, und Latiens Dichter! euch bin ich es ſchuldig.
Ihr verwöhntet mein Ohr!
Ewige Prieſter der Muſen! ihr Zierden der Vorwelt, ihr habt wohl
Niemals an Reime gedacht!
Mitten im Strome von euren entzückenden Harmonieen
Denk' ich auch nicht an ſie.
Und ſo ſieht man mein Lied mit Erbarmen, und ſeufzet: Er reimt nicht!
Seufzet, und leget es weg. —
Freund! ich will den Apoll ein niedliches Opfer entrichten,
Wenn ſein Einſpruch es fügt,
Daß ſich ein leichter Franzos in helleren Tagen der Zukunft
Reimlos zu dichten erkühnt.

Wagt er den Schritt, und hat ſein Paris ihn gelobt und vergeſſen,
Wird es den Deutſchen dann kund!
O dann wird es zur Mode gewiß! du kenneſt die Deutſchen,
Ganz zum Folgen gemacht.
Welch ein Zeitpunkt für mich! dann ſchweb' ich auf Flügeln des Ruhmes
Ueber mein ruhend Gebein,
Horche vom Aether herab, und höre die Reime verachten,
Horch' und höre mein Lob,
Und mein freyer Geſang, dem Naſen ſich itzo noch rümpfen,
Steiget geprieſen empor.
Tage der Zukunft erſcheint! Indeſſen will ich mich tröſten,
Denn du lieſſt mich ja, Freund!

Anrede
an das Hannöveriſche Publikum,
von Löwen,
Geſprochen von Madam Henſel.

Geſeegnet! — Auf die ſpätſte Zeit
Geſeegnet ſey uns dieſer Tag! Er ſey
Ein Feſttag unſern Herzen!
Es machen Pflicht, Gefühl und Dankbarkeit
Noch ſpät ſein Angedenken neu!

Mit Flammenſchrift — denn Worte ſind zu wenig —
Schreibt das Gefühl in unſre Herzen an:
Was euer Vater, was der gröſte König
An uns, an unſrer Kunſt gethan.

Ihr Gönner! dieſe Kunſt, von Königen geſchützt,
Von Redlichen geliebt, von Kennern ſtets geprieſen,
Den Sitten heilig; und nicht wie vor dieſen
Durch falſchen Witz und dummen Scherz genützt,
Die gröſte, ſchwerſte Kunſt, die als Romanze
Von ſeinem Wagen Theſpis ſang,
Die, eh noch Sophocles, umſtrahlet von dem Glanze

Melpomenens, in rohe Herzen drang,
Schon Aeschyl in Gesprüche zwang,
Und Griechenland empfindlich sang;
Die Schauspielkunst, von jedem Volk gelitten,
Von dem Vocotier bis zu dem Britten,
Die, eh das Vorurtheil aus deutschem Busen wich,
Von Stadt zu Städten furchtsam schlich,
Kennt ihre Lieblinge, wünscht Euren Beyfall sich!

Ihr denkt zu groß, zu menschlich, und zu schön,
Ihr Euren Beyfall zu versagen.
Seht nicht umsonst sie Dolch und Maske tragen!
Sie will, die Herzenszähmerinn,
Zur Heldentugend jeden Trieb erhöhn,
Dem Laster lachend Wunden schlagen,
Sich kühn an das Gesicht verjährter Thorheit wagen,
Und spottend ihr die Larv' von dummen Wangen ziehn.

Wenn sie im blutigen Kothurn erscheint,
Wenn Wuth aus ihrem Auge blitzt,
Wenn ihre Brust der Rache Flamm' erhitzt;
Wenn schreckliches Gefühl empörte Trieb' erschüttert,

Dann — wer erſt fühllos war, der zittert,
Und jedes Auge weint.
Wenn ſie im bürgerlichen Kleide,
In dem Gefolg der Grazien, der Freude,
Des Amors und der Scherze geht,
Folgt ihr mit ſpottend freyer Miene
Der Genius der kom'ſchen Bühne,
Ein Satyr, der die Kunſt verſteht:
Er will durch Spott, und durch geſittet Lachen
Den Thoren — klüger nicht; — zum kleinern Thoren machen.

Ein halbes Wunder! — Glaubt, die Zauberinn,
Die Schauſpielkunſt vermag noch mehr. Ihr Gönner!
Euch, unſchuldsvoller Freude Kenner,
Reißt ganz ihr Werth zu ihrem Vortheil hin.
O laſſet uns zu Deutſchlands Ruhm geſtehn:
Wir ſahen nie, was wir bey Euch geſehn:
Geſchmack und Trieb, den Zeitvertreib zu nützen,
Und unſre Kunſt zu ſeegnen und zu ſchützen.

Unter Chloens Fenſter,
geſungen von ihrem Liebhaber,
im Jänner beym Mondſcheine.
von demſelben.

Sieh unter deinem Fenſter mich,
O ſtrenge Chloe, weinen!
Nicht eh verlaß ich es, bis dich
Die Sonne wird beſcheinen.

Sie wird alsdann, wie itzt der Mond,
Voll Mitleid auf mich ſehen!
Sehn, wie der Stolz dein Herz bewohnt,
Und ich — ich will dann gehen

Tief in den Wald, die Menſchen fliehn,
Unſinnig mich gebärden,
Nur Wurzeln eſſen, und verblühn,
Und ein Einſiedler werden.

Drum öfne, wo die Thüre nicht,
Das Fenſter nur! Mit Bücken
Leß mich dein holdes Angeſicht
Im Mondenſchein erblicken.

Aus Liebe, weiſt du, ſchliff' ich ja
Die Spitz an meinem Degen,
Und ſchwur: käm ein Verführer nah,
Ihn herzhaft zu erlegen.

Und doch verbeut dein Stolz, o Weh!
Dein Angeſicht zu ſehen;
Fliehſt mich im May, läßt tief im Schnee
Mich hier im Jenner ſtehen.

Hör' nicht den Stolz; ach höre mich!
Laß mich nicht länger weilen!
Sonſt möcht' ein Wolf, verlaß ich dich,
Hier unterm Fenſter heulen.

Verſprichſt du, ſtrenge Chloe, mir,
Nicht ewig mich zu quälen;
So will ich die Geſchichte dir
Von dieſem Wolf erzählen.

*) Ein alter Hunnenfürſt, ſein Nam'
Iſt mir entfallen, zählte
Zwo Töchter; als das Alter kam,
Wo er ſie gern vermählte;

Wo jeden die Verſuchung plagt
Der Fleiſch im Buſen fühlet,
Und ſtatt der Puppe, die nichts ſagt,
Mit der die redet, ſpielet.

Um dieſe Zeit, der Luſt ſo nah,
Und reif, ſie zu genieſſen,
Sah man den Hunniſchen Papa
In einen Thurm ſie ſchlieſſen.

*) In des Deaujans allgemeinen Geſchichte der Hunnen und der Türken ſteht dieſe Legende.

Sie litten's gern; es wollte nie
Ihr Stolz auf Erden wählen;
Mit einem Gotte wollten sie
Zur Noth sich noch vermählen.

Da saſſen nun, vertieft in Gram,
Die stolz verliebten Dinger;
Und, Jammer! keine Gottheit kam,
Und keine gabs geringer.

Doch, nach fünf Jahren guckt betrübt
Die Jungfer von der Höhe;
Es deucht ihr, denn sie war verliebt,
Daß sie den Gott nun sähe.

Es war ein Wolf, der manche Nacht
Zum Schutz hieher geeilet,
Sich eine Grube hier gemacht,
Und seine Brunst geheulet.

Der Wolf sey, glaubt sie sicherlich,
Ein Gott — Ihn nicht zu missen,
Sich zu vermählen, läßt sie sich
Vom Thurm, und wird zerrissen.

O Chloe! denk an meinen Harm,
Wag nicht, ihn zu verlachen.
Das Fenster auf! spring mir in Arm!
Und nicht dem Wolf in Rachen!

Friedensgedicht
von einem Ungenannten.

Schon lange ſchwieg die ſchlaffe Leier;
Kein raſcher Finger rührte ſie.
Sonſt ſang die junge Muſe freier;
Was ſie nun ſang, ward Elegie.
Sie, die Tyrannen niemals ſchmeichelt,
Nie dem beglückten Wütrich heuchelt,
Der lächelnd auf ſein Schlachtfeld ſieht,
Sie ſchwieg. Doch plötzlich ſchallen Lieder
Vom jubelreichen Pindus nieder.
Der Friede kömmt. Er ſey ihr Lied.

Wie tobſt du in dein Eingeweide,
Germanien, wie wütheſt du!
Der Neid ſah dich mit ſcheeler Freude,
Und winkt dem Mars vertraulich zu;
Und Mars führt mit zerſtreuten Haaren
Von Oſt und Weſt die kühnen Schaaren
Auf Wall und Schwerdt und Bruder ein.
Rauh, wie der Nord aus Heklas Klüften,
Durchſtürmt er Deutſchlands bange Triften,
Und brüllt: der Krieg ſoll ewig ſeyn.

Schnell ſtürzt auf Städte und Paläſte
Des Krieges Donner laut herab,
Und ſtolzer Mauern öde Reſte

Bezeichnen ihrer Bürger Grab.
Rund um sie her auf fetten Fluren
Verbreiten sich des Krieges Spuren,
Verheerter Länder Ungemach.
So, wenn Vulkane sich ergiessen,
Raucht das Gefild von Schwefelflüssen,
Und Wüsten dorren ihnen nach.

Welch schrecklich Schauspiel von Ruinen!
Ihr Schutzgeist sichts, und bebt zurück.
Ein tiefer Schmerz herrscht in den Mienen,
Und Wehmuth trübt den starren Blick.
Anbetend steigt er drauf gen Himmel,
Ihm folgt im klagenden Getümmel
Das Elend, das durch Seufzer spricht,
Der Wittwe Gram, der Waisen Thränen,
Der Bürger Blut, der Armen Stöhnen.
Und Vorsicht! wie? du hörst sie nicht?

Sie hörts, und spricht: — die Engel schweigen,
Die Welten zittern, wenn sie spricht: —
„Den Menschen mich als Gott zu zeigen
„Brauch ich des Krieges Schrecken nicht.
„Ich laß in Pesten und in Wettern
„Dort Menschen tödten, hier zerschmettern,
„Und Pest und Wetter sind ihr Glück.
„Ich rief den Krieg: er stürmte nieder.
„Ich wills: der Friede komme wieder.“
Der Himmel jauchzt: er kömmt zurück.

Er kömmt; ſanft wie nach ſchwülen Tagen
Der Thau die dürren Fluren tränkt,
Und heiter, wie ſich Titans Wagen
Ins Meer mit tauſend Farben ſenkt.
Voran hüpft in geſchlungnen Tänzen,
Geſchmückt mit ewig grünen Kränzen,
Der jungen Freuden muntres Chor.
Die Tugend eilt, ihn zu begleiten;
Die Grazien gehn ihm zur Seiten
Und Fleiß und Künſte, Deutſchlands Flor.

Es tönt; die fromme Hymne ſchallet;
Und Millionen ſingen ſie.
Der Erde lauter Jubel lallet
Der Himmel höhre Harmonie.
Im frohen Zuruf ihrer Lieder
Sinkt er auf Regenbogen nieder,
Um die der Zephir Wolluſt weht.
Der Unſchuld Schmuck iſt ſeine Zierde;
Sein Kleid iſt Pracht, ſein Anſtand Würde,
Sein Gang iſt ſanfte Majeſtät.

Sein Blick voll Anmuth winket Küſſe,
Und Seegen ſtrömt von ſeiner Hand.
Befruchtend, wie Egyptens Flüſſe,
Durchwandelt er das ofne Land.
Wie hebt ſich unter ſeinem Schritte
Hier ein Pallaſt, dort eine Hütte!
Wie blüht das blutgedüngte Feld!

So ruft einſt Gott, beim Schluß der Zeiten,
Zum Leben für die Ewigkeiten,
Aus Gräbern eine neue Welt.

Noch ſieht man Deutſchlands Heere ziehen
Und Krieg auf ihren Wangen glühn.
Doch bald wird Krieg und Wuth entfliehen;
Die Muſe ſieht ſie ſchon entfliehn.
Wo frommer Bürger Thränen flieſſen,
Wo Brüder Brüderblut vergieſſen,
Glänzt da des Patrioten Tod?
Der Tod, durch den ſie Ruhm erwerben,
Iſt der, den ächte Helden ſterben,
Der Tod für Vaterland und Gott.

Das Kornfeld lacht. Der Fruchtbaum ſenket
Wohlthätig ſein belaſtet Haupt.
Des Weingotts ſüſſe Pflanze ſchenket
Zufriedenheit. Von ihr umlaubt
Genieſst der Landmann ſeine Freuden.
Der Hirte läßt auf ſichern Weiden
Die ungezählten Heerden gehn.
Die Unſchuld ſpielt im ſtillen Thale;
Der Greis ſieht nun zum zweitenmale
Sein jugendlich Arkadien.

Senkt euch herab, verſcheuchte Muſen!
Euch winkt das Tempe, das hier blüht.
Begeiſtert eurer Söhne Buſen,

Die ihr für Deutschlands Ruhm erzieht.
So fließt von ihren Silbertönen
Der Werth der Tugend und des Schönen,
Das Glück der Freundschaft und der Ruh.
So tragen sie auf kühnen Schwingen
Euch, und die Helden, die sie singen,
Und sich den Ewigkeiten zu.

Land, wo sich unter goldnen Schlössern
Der stolze Boden schwellend hebt.
Wo Kunst in spielenden Gewässern,
Und Marmor in Statüen lebt.
Hier, wo gelenkt von Zaubersaiten,
Affekte mit Affekten streiten;
Wo, zur Natur sich zu erhöhn
Des Pinsels Kunst in Schöpferzügen
Verführt — du bildest dein Vergnügen,
Gesetzt wie Rom, fein wie Athen.

Wie! sind das einer Gottheit Blicke?
Wer strahlet dort von jenem Thron?
Er ist es, Deutschland, dir zum Glücke,
Dein Schutzgeist, die Religion.
Heil euch, von ihr beseelte Staaten!
Den Bürgern flößt sie edle Thaten,
Den Fürsten Menschenliebe ein.
Sie lehrt den Jüngling ernste Tugend;
Durch sie blühn Greise wie die Jugend.
O Glück! o möcht es ewig seyn!

Zwo Idyllen

von

C. A. Schmidt.

Vorerinnerung.

Dieſer Dichter, ein ehemaliger Mitarbeiter an den Bremiſchen Beiträgen, iſt wenigſtens durch das ruhmliche Urtheil der Herrn Schlegel und Ramler auch allen denen bekannt, denen er auſſerdem durch ſeine eigne Schuld unbekannt geblieben wäre. Ein ſchönes poetiſches Kolorit und eine glückliche Verſification empfehlen ſeine Gedichte, und beſonders dieſe Idyllen, wenn ſie auch zuweilen vom Idyllenton etwas abweichen ſollten. Von der zweiten kann es der ſtrenge Recenſent des Arrian in der allgemeinen Bibl. zwar nicht leugnen, daß viel Poeſie darinnen herrſche, dennoch tadelt er es, weil es eine ſehr gebrauchte Erfindung, eine Verwandlung, zum Grunde habe, welche noch dazu zu unſern Zeiten auch nicht einmal eine poetiſche Wahrſcheinlichkeit mehr haben könne. Gewiß der Recenſent muß wenig von der Poeſie verſtehn! Die Veranlaſſung zu der zweiten Idylle erzählt der Verfaſſer ſelbſt:

„Das Sonderbare der Geſchichte von der Waſ„ſernymphe auf der Inſel Noſola veranlaßte „mich, mitten in der Ausarbeitung der Ueber„ſetzung, zu einem poetiſchen Gemälde, das von

„der Erzählung des Geschichtschreibers einige „Grundzüge behalten sollte. Es war ein bloßes „Spiel der Einbildungskraft. Es sollte sich auf „Hypothesen gründen, die von den ältesten Zei„ten her in dem Gebiete der Dichtkunst in Ansehn „gewesen sind Ich erlaubte mir diese, und ver„änderte den Ort, die Zeit, und so gar den Cha„racter der Geschichte und der Hauptperson. „Meine Najade sollte keine Lais seyn Ich gab „ihr zärtliche Empfindungen, und einen Namen, „den eine sehr bekannte Wassernymphe beim Vir„gil und andern alten Poeten hat. Ich könnte „es geschehen lassen, daß meine Erzählung von „der Seite der Moral die bekannte Erfahrung „bestätigen hülfe: Der Unmuth verwüstet alles, „und die Liebe macht alles frölich; allein ich bin „so aufrichtig gewesen, zu gestehen, daß das „Unterrichten meine Hauptabsicht nicht war. „Ich wollte anfangs nur einen Freund in die er„sten angenehmen Empfindungen unsrer poeti„schen Jugend zurückführen, und mit meinem „Muthe die Einwürfe seiner Bescheidenheit gegen „seinen Ruhm, die dem deutschen Parnasse gewiß „mehr entzieht, als er glaubt, unvermerkt schwä„chen. Er nahm mein Lied sehr freundschaftlich „auf, allein mein Zweck blieb unerreicht Jetzo „wage ich einen noch kühnern Schritt, um auch „das Publikum gegen ihn auf meine Seite zu „ziehn. Gesetzt ich wage zu viel, so wagt er gar „nichts, wenn er die Früchte seiner großen Ta„lente der Nachwelt übergiebt.“

Silen.

Nach der sechsten Ekloge Virgils.

An den Herrn Grafen von Brühl.

(Siehe Bremische Beyträge.)

Der Hirt von Mantua blies erst sein Lied mir vor.
Thalia schenkte mir sein ausgespieltes Rohr,
Und ließ sich selbst mit mir zur Schäferlust hernieder,
Und gieng mit Schäfern um, und sang mit Schäfern Lieder.
Als ich von Schlachten sang, den Muth der Heere pries,
Mich zu den Helden hob, und meine Flur verließ,
Da zischelte sie mir die Warnung in die Ohren:
Wohin zu kühner Hirt? du bist zur Trift gebohren,
Dem glückt kein prächtig Lied, der nur ein Schäfer ist,
Bleib du bey deiner Trift, wenn du ein Schäfer bist. —
Wohlan, so weih ich dir, du Schutzgott der Poeten,

Ein Lied, so gut es klingt, auf unsern Schäferflöten,
Dein Name flößt den Muth schon gröſsern Geistern ein,
Sie dringen sich zu dir, durch ihn einst groß zu seyn.
Denn es kann Helden nie an starken Dichtern fehlen,
Die den erfochtnen Ruhm der Ewigkeit erzählen.
Dies Lied wirkt blos dein Wink; doch wenn dies Lied gefällt,
Wenn es ein zärtlich Herz des Beyfalls würdig hält:
So wird dein Name schnell durch alle Wälder dringen,
Dich wird die frohe Flur, dich jeder Fels besingen.
Der freyen Dichtkunst Gott hört schon mit Lust mir zu;
Was machts, daß er mich hört? Erlauchter Graf! nur du.

Myrtill und Lycidas, zween muntre junge Hirten,
Ertappten, da sie einst durch Thal und Felder irrten,
Den schnarchenden Silen in einer Höhl' allein.

Die Adern ſchwollen auf, und zeugten von dem Wein,
Den er erſt geſtern trank, und alle Tage trinket.
Dort lag ein Kranz, hier er; ſein Haupt, das taumelnd ſinket,
Verlohr den letzten dort. Hier trug ein dürrer Aſt,
Der jetzt zu brechen ſchien, der braunen Kanne Laſt.
Er hatte beyden oft ein neues Lied verſprochen,
Und lange ſie getäuſcht, und oft ſein Wort gebrochen;
Drum ſchlichen beyde ſich zum Alten jetzt hinan,
Und banden zitternd ihn mit ſeinen Kränzen an.
Auch Aegle kömmt dazu, die ſchönſte der Najaden,
Und macht die Schäfer dreiſt. Ihm ſchalkhaft mehr zu ſchaden,
Färbt ſie mit Maulbeerſaft, da er ſchon blinzt und wacht,
Ihm Stirn und Wange roth, und ſieht ſich um, und lacht.
Sie lachen alle drey um den gebundnen Schläfer,
Und er lacht ſelber mit. „Was wollt ihr loſen Schäfer?
„Nehmt mir die Feſſeln ab! genug, daß ihr mich geſehn.
„Ihr wollt das Lied von mir? So mag es dann geſchehn

„Ihr Schäfer hört mir zu! Euch will ich jetzt vergnügen,
„Euch weih ich dies mein Lied; die will ich anders kriegen."

Er singt und alles fühlt. Wohin der Schall nur dringt,
Wird alles schnell bewegt, so bald sein Lied erklingt,
Der Faunen muntres Volk tanzt in geschlungnen Reihen,
Das Haupt der Eichen schwankt, und zeigt wie sie sich freuen.
Der Pindus jauchzt nicht so, wenn Phöbus göttlich spielt;
So hüpft der Ismar nicht, wenn er den Orpheus fühlt.

Er singt wie Meer und Glut und Luft und Erd' entstanden;
Wie schwimmend durch den Raum, die Stäubgen sich verbanden,
Der Wesen erster Grund; wie jetzt noch neu und zart,
Der Erdball leicht sich wälzt, bald wuchs und schwerer ward,
Jetzt sich verhärtete, das Meer ins Ufer drückte;
Und alles nach und nach in seine Bildung rückte.

Und wie die Erd' erſtaunt, da ſchnell der Sonnen Licht
Aus einer ewgen Nacht zum erſtenmale bricht,
Und Wolken aufwärts zieht, die Blitz und Güſſe zeigen;
Da Wälder hier und dort aus lockerm Boden ſteigen;
Und hier und dort ein Thier auf ſteilen Höhen rennt,
Und Gegenden durchſtreicht, wovon es keine kennt.

Er malt die güldne Zeit, in der Saturn regierte;
Beſchreibt, wie jeder Stein, den Pyrrha warf, ſich rührte,
Und von der Kraft beſeelt, die Menſchen erſt gebahr,
Ein Kind zu werden ſchien, ein halbes Kind jetzt war,
Bis er, da er zuletzt im Menſchen ganz verſchwindet,
Sein Daſeyn ſchwach erſt merkt, und wachſend mehr empfindet.

Er ſingt vom Kaukaſus, und des Prometheus Quaal,
Der, Menſchen allzutreu, dem Zevs das Feuer ſtahl;

Wie eine Nymphe dort, den schönen Hylas liebte,
Und ihn ins Wasser zog; wie sich Alcid betrübte;
Wie ihn der Schiffer ruft, und oft das Ufer schallt,
Und Hylas! Hylas! oft vom Felsen wiederhallt.

Man hört sein zärtlich Lied der Prokris Tod bedauern,
Man hört der Wälder Ach; die Liebesgötter trauern,
Cekropien erschrickt, selbst der Mäanderfluß
Beweint, Armseelge, dich und deinen Cephalus.
Ach! soll dein junges Blut die frischen Kräuter färben!
Armseelge, flieh den Hayn! was suchst du dein Verderben?
Wie, daß selbst dein Gemahl dein Mörder werden muß?
Ach Prokris, schone dich und deinen Cephalus!
Jetzt sieht er, doch zu spät, die frische Wunde rauchen,
Jetzt hebt die weiße Brust zu spät ein schwaches Hauchen,
Und sein bethränter Blick klagt Erd' und Himmel an;
Doch er bereut zu spät, was er nicht ändern kann!
Ihr Nymphen, hört nicht auf, die Jugend zu beweinen!

Erzählt der Prokris Tod den mitleidsvollen Hainen!
Nie misch' ein zärtlich Herz den Argwohn in den Kuß,
Der trennte Prokris einst von ihrem Cephalus.

Der Atalanta Lauf waagt jetzt Silen zu malen;
Im Bilde sieht man hier die güldnen Aepfel stralen.
Die Schwestern Phaetons umwächset Rind' und Moos,
Zusehends werden sie im Lied, als Erlen, groß.

Er lehret, wie er selbst auf des Parnassus Höhen
Den [illegible]tern Gallus jüngst verwundrungsvoll gesehen;
Wie eine Muse stolz ihn bey der Hand geführt,
Und Phöbus ganzes Chor, durch seinen Blick gerührt,
Aus Ehrfurcht sich gebückt: wie er beschämt erschrocken;
Wie Linus, jener Hirt, um dessen Silberlocken
Ein ewger Lorbeer sich mit grünen Blättern schlingt,
Ihm gleich ein göttlich Lied entzückt entgegen singt,

Und lächelnd zu ihm spricht: du Zierde der Poeten,
Dir schenkt das Musenchor die lieblichste der Flöten,
Die es vordem, wie dir, dem Greis von Askra gab;
Er sang die Eichen oft vom höchsten Berg herab.
Lehr' ihren Zauberklang die neubelebten Felder,
Verewige damit die Anmuth jener Wälder,
Wo Phöbus Tempel prangt, daß einst der Gott gesteht,
Dies sey sein schönster Hain, weil ihn dein Lied erhöht! —

Wie viel sang noch Silen! Wer kann, wie er, erzählen,
Wie Scyllens Hunde dort Ulyssens Schiffer quälen;
Wie dieses Ungeheur der Meere Schrecken ist,
Und das halbtodte Volk zerreißt, und tobend frißt?
Wie mit dem Tereus hier der Progne Rachsucht handelt,
Und wie der Götter Macht den Wütrich schnell verwandelt,
Da er sein Kind verzährt; wie ihn sein Grimm betrügt,

Wie er ſchnell um ſein Dach, ſchnell in die Wüſten fliegt;
Wie Philomele weint, und durch ihr ſanftes Klagen
Das Echo traurig zwingt, ihr Klaglied nachzuſagen?

Was der Eurotas je vom Phöbus ſelbſt gehört,
Was je ſein Götterwitz den Lorberhain gelehrt,
Das alles ſang Silen. Der Wälder froh Getümmel
Schlug von den Felſen ab, der Nachklang drang zum Himmel,
Bis daß der Abendſtern die Hirten ſchlieſſen hieß,
Der jetzt zum erſtenmal der Welt ſich ungern wieß.

Die Nymphe Panope.

An einen Freund.

(Siehe die Ueberſetzung von Arrians Indiſchen Merkwürdigkeiten.)

Freund, wenn die kühle Luft der ſtillen Abendzeit
Uns vormals beym Virgil zum Dichten eingeweiht,
Wenn unſer Thal manch Lied, das uns die Muſe lehrte,
So aufmerkſam, ſo gern, als unſre Phyllis, hörte;
Wenn wir der Einſamkeit, was unſer Herz gefühlt,
Scheu vor dem lauten Ruf, verborgen vorgeſpielt,
So war kein Fürſt uns gleich. Ach kommt die Zeit nicht wieder?
Ergreif dein Saitenſpiel, uns glücken jetzt noch Lieder.
Freund, dieſer Wald, beſeelt von deiner Harmonie,
Hört deine Lieder noch, noch wiederholt er ſie;
Stets dankbar lehrt er ſie den Büſchen, ſeinen Söhnen,

Er übt den Wiederhall, sie scherzend nachzutönen;
Und manchen süssen Ton, den dir die Muse gab,
Lernt ihm die Nachtigall in seinem Schatten ab:
Sie trinkt ihn lachend ein, und ihre kleine Kehle
Klagt sanft ihr schmelzend Herz der nächsten Philomele.
Sieh deinen Ulmbaum dort. Wie einsam, wie betrübt
Sucht er die Schäferinn, die er als Mensch geliebt!
Der Weste sanfter Hauch schlüpft von vereinten Zweigen,
Die uns halblebend noch, was sie gewesen, zeigen.
Selbst Phöbus stahl sich oft aus seiner Musen Chor,
Und sang den innern Gram hier unsern Buchen vor.
Hier sassen wir versteckt: dann bebten unsre Herzen
Dem sanften Liede nach, wenn er von seinen Schmerzen,
Von seiner Daphne sang, die Cyperns Gott ihm wieß,
Und sie stets vor ihm fliehn, ihn ewig lieben hieß.
Ach ewig wird der Gott um seine Daphne weinen!

Kein Wunsch wird je mit ihr sein brennend Herz vereinen!
Sie grünt im Lorbeer noch, denn keiner Gottheit Macht
Umwandelt, was ein Gott ins Pflanzenreich gebracht.
Doch, Freund, er war zu schön, sich ohne Trost zu quälen:
Laß meine Muse dir der Liebe Trost erzählen.

Die schwarze Grotte dort an der beschäumten See,
War einst der Aufenthalt der Nymphe Panope,
Der liebenswürdigsten von allen Wasserschönen;
Der unerbittlichsten, sich wieder auszusöhnen,
Wenn Zorn und Argwohn erst in ihrer Brust erwacht.
Ganz Liebe, wenn sie liebt, ganz Rachsucht, aufgebracht.
Von der Najaden Chor, die Strymons Ufer schmückten,
Und scherzend Götter oft hier täuschten, dort beglückten,
Blieb sie getrennt, allein, scheu vor der Sonnenlicht,
Ganz ohne Liebende, doch ohne Liebe nicht.
Sie liebt den Phöbus selbst, der, in noch frischen Wunden

Den Schmerz des goldnen Pfeils aus Amors Hand empfunden.
Der Liebe strenge Macht durchwallt ihr heißes Blut,
Es glüht ihr ganzes Herz, und schämt sich seiner Glut!
„Ach Daphne konntest du den schönsten Gott verachten?
„Klagt sie. Mein armes Herz muß fruchtlos nach ihm schmachten!
„Was ist mein schwacher Reitz? Nach Daphnen viel zu schwach.
„Ich seufz' umsonst nach ihm, er seufzet Daphnen nach.
„Du Schönster — Doch den Wunsch verberg' ein ewig Schweigen!
„Kein Sterblicher, kein Gott, soll von der Schwachheit zeugen,
„Dies einsame Gebüsch, in dem kein Forcher lauscht —
Sie stutzt, als das Gebüsch um ihre Grotte rauscht,
Erblaßt, springt schüchtern auf, eilt und sieht mit Erstaunen
Ein neubegierig Volk von Schäfern und von Faunen
Im nahen Epheu stehn, der ihre Grotte deckt.
In jedem Busche liegt ein schlauer Faun versteckt,

Der ſich mit ofnem Maul und ſpitzgeſteiften Ohren
Die Klagen aufgehorcht, die ſtill ihr Herz verlohren.
„Verräther! ſchreyt ſie laut, und ſieht ſich wild umher,
„Flieht, die ihr Götter ſeyd, ihr andern, ſprecht nicht mehr!
„Diana rette mich! wenn ſonſt in deinen Schatten
„Die Seufzer ofner Bruſt noch ſichre Zuflucht hatten,
„So zeige deine Kraft durch dieſen Zauberſtab,
„Den deine Prieſterinn mir einſt zur Rettung gab!
Sie ſprichts, und ſchwingt den Stab erwartend durch die Lüfte,
Und plötzlich fährt ein Sturm durch unterirrdſche Klüfte,
Ein Donner brüllt ihm nach; der Fuß der Felſen bebt,
Sie ſtürzen über ſich, wo ſich der Abgrund hebt.
Die Schäfer horchen noch mit ausgereckten Hälſen.
Der Sturm ergreift ſie ſchnell, und ſchleudert ſie vom Felſen
In das erſchrockne Meer. Das arme Volk verſinkt,
Schluckt ſalzge Wellen ein, worinn es nicht ertrinkt;

Ihr bebend Herz wird kalt, und hört bald auf zu beben,
Sie fühlen neue Kraft im Waſſer ſich zu heben;
Ihr Kopf iſt nicht mehr rund, ihr Körper nicht mehr weich,
Die Arme werden kurz, und rothen Federn gleich;
Sie ſehn ein Schuppennetz an Bauch und Rücken glänzen,
Sie ſchwimmen auf dem Bauch, und rudern mit den Schwänzen.
Das neue Schuppenvolk ſchwimmt in der Fluth herum,
Und iſt zum Horchen taub, und zum Verrathen ſtumm.
Die ſich im nahen Thal an ihre Grotte drängen,
Bemerken kaum im Sturm, daß ſie an Wurzeln hängen;
Als Weiden beugen ſie noch immer ſich hinan,
Ihr Haupt hört überwärts, ſo lang' es horchen kann.
Die Faunen fliehn beſtürzt. So wie, umringt mit Netzen,
Beym Hifthorn Rehe fliehn, und durch die Büſche ſetzen,
So trägt die Späher auch von dieſem Schreckensort
Ihr leichter Ziegenfuß mit hohen Sprüngen fort.

Nun kehrt die Nymphe, ſtolz auf ihre Wunderwerke,
Zu ihrer Burg zurück, ſie preißt der Rachſucht Stärke;
Doch weicht die ſchwache Luſt der ſtärkern Sehnſucht bald,
Sie klagt, und mit ihr klagt der mitleidsvolle Wald.
Wie Lieb' und Sehnſucht wächſt, wächſt auch der Gram der Seele,
Und jeder Tag vermehrt die Schreckniß ihrer Höhle.
Aus finſtern Blicken ſpricht halb Gram, halb Zärtlichkeit,
Der Hofnung Strahl umwölkt des Unmuths Dunkelheit:
Bald wütet ſie von Zorn, bald ſchlägt die Furcht ſie nieder,
Sie haßt, was ſie umgiebt, und alles haßt ſie wieder.
Im grauen Alterthum, vor unnennbarer Zeit,
War dies ihr nahe Thal der Pales ſchon geweiht:
Hier feirte man ihr Feſt. Im ſüſſen Duft der Meien
Sah man die Schäferwelt ſich ihres Glücks erfreuen.
Die ſanfte Fröhlichkeit umſtrömte jedes Herz,
Die blumenreiche Flur belebte Tanz und Scherz.

Von Schäfern lieſſen ſich die jungen Schäferinnen,
Erröthend, manchen Kuß, nicht ungern, abgewinnen;
Ihr Lied erkämpfte ſich den Ruhm der Zärtlichkeit,
Die ſchönſte Schäferinn entſchied den ſchönſten Streit.
Apoll verließ alsdann, froh, ſeines Pindus Höhen,
Und ſtieg ins niedre Thal, dies Feſt mit zu begehen.
Der Tag der Luſt war da. Sich, wie zuvor, zu freun,
Stellt ſich der Schäferfreund, der Gott von Delos ein.
Doch wie erſtaunt er nicht! Er ſieht nicht Tanz nicht Reigen,
Das Thal iſt liederlos, und ruht im tiefen Schweigen,
Die Gegend ſteht verwaiſt, und wie ein Chaos, leer,
Der Schäferinnen Chor ſingt auf der Flur nicht mehr.
Tritonen hört er nur auf hohlen Muſcheln blaſen,
Und des entfernten Meers empörte Wellen raſen.
Die Blume traurt vor ihm im unbetretnen Klee,
Und in der Ferne traurt die Burg der Panope.
„Welch Ungeheur, ſchreit er, verbreitet hier ſein Schrecken?

„Darf noch ein Python sich in jenem Fels verstecken?
„Ich kämpfe wider ihn, und würg' auch seine Brut!“
Er spannt mit starker Hand, rachgierig, wild von Wuth,
Sein tödtendes Geschoß, den streitgewohnten Bogen;
Sein Köcher rauscht ergrimmt. Wie fahst du dich betrogen,
Apoll? Zu welcher That, zu welchem großen Streit
Befeurt dein Heldenmuth die stolze Tapferkeit?
Wer ist dein Feind? Was ists, daß deinen Grimm empöret?
Kein Python, der dir dräut, ein Herz, das dich verehret.
Er naht der Grotte sich; da er ihr Dunkles sieht,
Glaubt er ein Thier zu sehn, das Gift und Flammen sprüht.
Schon steigt er himmelan, wo sich die Felsen thürmen,
Die nähere Gefahr reitzt ihn, sie zu bestürmen.
So klimmt Altmenens Sohn, zur Tilgung seiner Schmach,
Von edlem Zorn entflammt, den diebschen Cacus nach.

Auch Liebe kann, wie Ruhm, den Muth der Helden krönen.
Apoll sucht Drachen auf, und kömmt zu einer Schönen.
Die arme Panope steht sprachloß, starr, und blaß,
Wie dort der Marmor steht, den vormals Phidias
Der Schönheit Meisterstück, die selbst der Neid ergötzte,
Ein Wunder seiner Kunst, in Gnidus Tempel setzte.
Der Gott erstaunt mit ihr; sie stehn, und beyder Blick
Begegnet sich bald kühn, bald flieht er scheu zurück.
Der Unschuld sanftes Roth strömt über beyder Wangen,
Da jedes reden will, weiß keines anzufangen.
Gedanken drängen sich, doch sie entdeckt kein Wort,
Und ein Gedanke drängt den andern schleunig fort.
Zuerst faßt sich der Gott, und spricht nach langen Schweigen:
„Ich kam, o Nymphe, nicht, dir meine Macht zu zeigen.

„Ein Irrthum trieb mich her, du haſt es wohl gehört,
„Ein Feind der Frölichkeit hat dieſe Flur zerſtört.
„Mit Waffen in der Hand, mit meinen ſchärfſten Pfeilen,
„Mit dieſes Bogens Kraft ſucht' ich ihn zu ereilen.
„Mein Zorn hat dich erſchreckt, verzeih den Irrthum mir,
„Mein Irrthum war beglückt, er führte mich zu dir!
„Verfolgt der Drach' auch dich? Entkamſt du ſeinem Grimme?
„Mein Arm — — „Halt ein, Apoll! ſpricht ſie mit ſchwacher Stimme,
„Du weißt nicht, wem du dräuſt, dein Feind, der Wüterich —
„Vielleicht iſt er dir nah — vielleicht, — ach — liebt er dich! —
Sie ſchweigt, ihr zitternd Herz pocht mit gewaltgen Schlägen,
Empört ſich gegen ſie, wallt dem Apoll entgegen,
Und ſchmilzt vor Zärtlichkeit. Ihr jugendliches Blut
Tritt ſchnell ins Angeſicht, und eine Thränenfluth

Sieht der nicht harte Feind, wie aus beſiegten Dämmen
Ein Strom ins Ufer ſtürzt, die Wangen überſchwemmen.
Von Lieb und Angſt gepreßt, ſieht ſie ihn ſchmachtend an,
Entdeckt ihm eine That, die ſie kaum ſtammeln kann
Entdeckt ihm, daß ſie liebt, und nennt es ein Verbrechen,
Wünſcht Daphnens Schickſal ſich, und fleht ihn, ſich zu rächen.
Apollo ward gerührt, er fühlt der Nymphe Schmerz.
Die ſanfte Liebe ſchleicht durch Mitleid in ſein Herz.
Der kleine Liebesgott ſchickt ihm mit loſem Spotte
Den zweiten goldnen Pfeil mitleidig in die Grotte.
Um beyde flattert ſchon der Scherze gaukelnd Heer,
Und Phöbus haßt den Feind und ſeine That nicht mehr.
Er ſpricht ihr zärtlich zu: hör' auf mit deinen Zähren,
„In deiner jungen Bruſt ein ſtummes Leid zu nähren.
„Zwar Daphnens Eigenſinn vergißt mein Mitleid nie,
„Doch ſchöne Panope, ſey glücklicher, als ſie!
„Iſts möglich, daß mein Herz mit deinem grauſam handelt?

„Sie hat ein Gott empört, ein Gott hat sie verwandelt,
„Sie hält ihr eigner Wunsch, der nie sich beugen läßt,
„Unüberwindlich stark in ihrem Lorbeer fest.
„Sie floh vor mir, du liebst. O lerne frölich lieben!
„Uns ist kein ewger Gram vom Schicksaal vorgeschrieben,
„Nein unsre Zärtlichkeit sey ungehemmt und frey,
„Die Liebe schaff um uns die Fluren wieder neu.
„Entkräfte kühn den Fluch der dunklen Zauberlieder,
„Und schenke diesem Thal die treuen Bürger wieder!“
Der Dichtergott, berauscht vom siegenden Gefühl,
Legt Pfeil und Bogen weg, und nimmt sein Saitenspiel:
Die goldne Laute klingt. Der Reiz der Zärtlichkeiten
Quillt von dem Herzen aus, und fließt sanft in die Saiten,
In jeden Fingerschlag, in jeden Silberton.
Der erste Klang beseelt die kalten Fische schon,
Sie hüpfen feuriger, wie jene stärker klingen,
Bis sie nun schaarenweis der salzgen Fluth entspringen;

Sie richten ſchnell ſich auf, und ihr entzücktes Ohr
Trinkt auf der grünen Flur die Lieder, wie zuvor.
Die Weiden taumeln dort: wie ſie ſein Lied empfinden,
Entwurzelt ſich ihr Fuß, ſie werfen ihre Rinden,
Der Nymphe Zaubertleid, in vollen Sprüngen ab,
Ihr längſter ſchlanker Zweig iſt nun ihr Zauberſtab.
Aus jedem Buſche kommt, vom Lied herbey gezogen,
In ihres Schäfers Arm die Schäferinn geflogen.
Der anmuthreiche Scherz und Lieb und Tanz und Wein
Ziehn in ihr frohes Thal von neuem wieder ein.
Auch lauert hier wie ſonſt der Waldgott in den Büſchen,
Den ſchönen Nymphen auf, die, wie zuvor, entwiſchen.
Apoll eröfnet ſelbſt mit Panope den Tanz,
Und Myrthen ſchlingen ſich um ſeinen Lorbeerkranz
O Freund, was kann uns nicht die fromme Sage lehren?
Der Pöbel hört ſie nicht, und wird ſie nimmer hören.
Die Muſe winkt dir zu, ſchau, wie der Heſper glüht!
Der Abend fodert jetzt von dir ein ſtärker Lied.

Auf die Zurückkunft Ernst Ludwigs, Erbprinzen zu Sachsengotha, von seinen Reisen, 1768.

von J. F. Schmidt.

Er kömmt, der Geist von **Friedrichs** Volke,
Der **Erbprinz** kömmt, und eine Wolke
Von Jauchzenden verbreitet sich um Ihn.
So hat, als von des Tods Gefilden nach Berlin
Europens Held, geschmückt mit Lorbeern, wiederkehrte,
Kaum Preussens Volk gejauchzt. Du kömmst, o **Prinz**, geschmückt
Mit **Menschenlieb'**, und dein Gefährte
Ist Eifer um das Wohl des Vaterlands. Beglückt,
Wer dir einst huldiget!

O **Prinz**, du hast das Große
Der Welt gesehn; gesehn nach welchem Plan
Ein König herrscht, er sitze um im Schoosse
Des Friedens, oder geh der Krieger Heldenbahn;
Gesehn, was hier Genie, dort Kunst vermag; der Sitten
Verschiedenheit beym Gallier und Britten.

Doch eins vielleicht, eins haſt du nicht geſehn,
Was doch vor Engelsaugen ſchön,
Ja, wohl vor Gott Entzückung wäre:
Ein Land, wo von des Staatsmanns hoher Sphäre
Bis zu der Niedrigkeit des Manns herab, der mit
Erborgtem Pflug ſein Stückchen Saatfeld pflüget,
In aller Herzen, Gluth für ihren Fürſten glüht;
Wo jeder ſchnell den frömmſten Wunſch beſieget,
Den ſein Bedürfniß zeugt, wenn ihm entgegen ſteht,
Was der Regent befahl; wo kräftiges Gebet
Von vielen Tauſenden, als wie aus Einem Munde,
Zu aller Zeit, auch wenn die Mittagsſtunde,
Tief ins Gebein des Armen, Schrecken ſchlägt,
Hinauf gen Himmel ſteigt, und vor des Ewgen Throne
Des Fürſten Wünſche niederlegt.
Iſt dir, **geliebter Prinz**, werth einer Königskrone,
Iſt dir dieß ſchöne Land bekannt?
Und kann mein Schattenriß von dieſem Land dich rühren?
Es iſt, o **Prinz**, dein Vaterland,
Und du, **Glückſeeliger**, du ſollſt es einſt regieren.

Auf, sammle dir Unsterblichkeit,
Und sey, was du bisher gewesen!
Laß einst von deiner Zeit den späten Enkel lesen:
„Viel Helden gabs zu dieser Zeit,
„Die durch berühmte Menschenschlachten
„Sich zu Würgengeln Gottes machten.
„Doch lebt' auch Einer, wo die Lein',
„Ein sanftes Flüßchen, fließt, ein Fürst auf Friedenstein,
„Der größer war, als alle Helden,
„Wenns auch nicht Schlachtenfreunde melden;
„Ein Held durch Frömmigkeit, durch Gnad' und Edelmuth,
„Und durch verschontes Menschenblut;
„An dem sein Volk im Stillen sich erfreute,
„Des dritten Friedrichs Sohn, mit Namen Ernst, der Zweyte.

Lied der Schnitter.

(aus dem neuen Rechtschaffenen)

von Seidel.

Auf, Schnitter, seht! das Morgenroth
Glänzt euch ins Angesicht!
Auf, seht, das gelbe Aehrenfeld
Winkt eurem Fleisse zu!

Kommt, jetzund geht die Arbeit frisch,
Eh noch die Sonne brennt,
Und Schweiß in unser Antlitz gießt,
Und unsre Kräfte schwächt!

Schärft eure Sicheln, daß wir bald
Die Erndte niedermähn,
Und, eh der Tag den West verläßt,
Weit heim auf Stoppeln gehn!

Und unter muntern Lobgesang
Auf dich, der sie uns gab,
Die reiche Erndte, guter Gott,
Gehn wir aufs Erndtefeld!

Gott dankend an die Arbeit gehn,
Bringt Seegen über uns,
Gießt Freudigkeit in unser Herz,
Und macht die Arbeit süß!

Dann schmeckt viel besser uns das Brod,
Und mehr erquickt der Most,
Als fremder Wein, wenn ihn der Herr
Aus goldnen Bechern trinkt.

Dann geht ein Wandrer uns vorbey,
Und horcht und bleibet stehn,
Und freut sich unsrer Dankbarkeit,
Und unsres frommen Lieds.

Und steht entzückt, und neidet uns
Um unser frohes Herz;
Dann preist er Gott, und singet leis
Uns unsre Lieder nach.

Heil unsrer Arbeit! Muthig dran,
Mit Sicheln in der Hand,
Ihr braunen Schäfer, daß der Lohn
Die Arbeit nicht verdammt!

Und auch du, der du hinter uns
Die vollen Garben bindſt,
Sey nicht faul, daß der Hausherr uns
Am Abend freundlich grüßt!

Sey munter, wie die Grille, die
Frohſingend dich umhüpft,
Wenn jeder Vogel ſchmachtend ſchweigt;
Doch müßig nicht wie ſie!

Und wenn ein Armer hinter dir
In Stoppeln Aehren lieſt,
So ſtraf ihn nicht, ſo ſchilt ihn nicht
Vom Acker trotzig fort.

Raff' nicht karg jede Aehre weg,
Die dir nicht, ihm viel nützt!
Er ſammle von dem Ueberfluß,
Und danke Gott dafür!

Lied der Erndter nach der Erndte.

von demſelben.

Chor der Erndter.

Gott iſt die Güte, danket Gott,
Der alles Fleiſch erhält!
Dankt ſeiner Güte! danket Gott!
Es dank ihm alle Welt!
Preißt ſeine große Freundlichkeit!
Preißt ſie jetzt, preißt ſie allezeit!

Ein Erndter.

Herrlich ſind uns ſeiner Güte Spuren;
Wachsthum goß er über unſre Fluren,
Daß des Sämanns Müh gerieth. —
Er rief ſeinem allmachtvollen Seegen,
Und er kam in Wärme, Thau, und Regen,
Und geſtärkte Hofnung blüht'.

Er ließ zwar von ſchweren Ungewittern
Fruchtbar oft der Erde Grund erſchüttern;
Doch hielt ſie ſein mächtig Wort,
Daß ihr Zorn die Saaten nicht verheerte,
Unſer Glück und Hofnung nicht zerſtörte,
Und ſie eilten ſchadlos fort.

Eilten, trugen ihres Hagels Waffen
Ihre Fluth, womit sie Länder oft bestrafen,
Fern von unsern Aeckern hin. —
Da, da reiften sie die reichen Saaten
Uns zur Lust, zur Erndt' uns einzuladen,
Zu vielfältigem Gewinn.

Da, da reifte sie die goldne Aehre,
Neigt' ihr Haupt zur Erde für der Schwere
Ihres Seegens, den sie trug.
Da, da reifte sie zu Gottes Ehre,
Uns zum Dank. Singt ihm, gerührte Chöre,
Rühmt — ihr rühmt ihn nie genug!

Chor der Erndter.

Gott ist die Güte, danket Gott,
Der alles Fleisch erhält;
Dankt seiner Güte! danket Gott!
Es dank ihm alle Welt!
Preißt seine große Freundlichkeit!
Preißt sie jetzt, preißt sie allezeit.

Der Erndter.

Noch mehr Wohlthat, Freund', ihm Dank zu sagen!
Wärme gab er unsren Erndtetagen,
Und der heitren Sonne Schein!

Wenn die Strahlen wärmer auf uns fielen,
Schickt er seine West', uns abzukühlen,
Mischt in Müh Erquickung ein.

Voll sind unsre Scheuren von den Schätzen
Seiner Güte. Mit dankbarn Ergötzen
Gehn wir heim vom Erndtefeld;
Legen unsre Sicheln frölich nieder,
Singen dir, o Gott, des Dankes Lieder,
Dessen Güte uns erhält!

Freudig sollen wir ihn dann geniessen
Diesen Schatz; auch auf dich soll er fliessen,
Armer, dem kein Acker reift!
Daß du auch dem Gott der Güte dankest,
Und in dem Vertraun auf ihn nicht wankest,
Weil dir keine Aehre reift!

Chor der Erndter.

Gott ist die Güte, danket Gott,
Der alles Fleisch erhält!
Dankt seiner Güte! danket Gott!
Es dank ihm alle Welt!
Preißt seine große Freundlichkeit!
Preißt sie jetzt, preißt sie allezeit!

Der junge Schnitter.

von demſelben.

Heut ſprach zu mir Agathe:
Wie biſt du, Knabe, braun!
Wahrhaftig, es iſt Schade,
Dich wird kein Mädchen mehr anſchaun.

Sonſt warſt du ihr Verlangen —
Wo iſt dein weiß Geſicht?
Wo ſind die Roſenwangen,
Von denen oft die Käthe ſpricht?

Was gehſt du mit den Schnittern,
Wo dich die Sonne brennt,
Du zarter? — Und mit bittern
Gelächter hat ſie mich verhöhnt.

Allein ich laß ſie reden,
Sie weiß nicht, was ſie ſpricht.
Ich lache ihrer Reden,
Und bin ſtolz auf mein braun Geſicht.

Ich laß es gern verbrennen,
Und heiße gern nicht weiß.
Mich? Käthe nicht mehr kennen? —
Ich weiß ſchon, was ich weiß.

Sie ſprach zu mir: du Knabe,
Du biſt recht männlich ſchön,
Du brauner ſchöner Knabe,
Kaum kann ich dich genug mir ſehn.

Dieß iſt des Fleißes Zeichen.
Dem Fleiße bin ich gut,
Und Männern bald zu gleichen,
Iſt, wenn man ihre Arbeit thut.

So ſagte Käth, und blickte
Mich freundlich, freundlich an,
Daß es mich recht entzückte,
Mehr als ich es beſchreiben kann.

Und jetzt bin ich, ihr Mädchen,
Stolz auf mein braun Geſicht,
Denn es gefällt dem Käthchen,
Die freundlich, freundlich mit mir ſpricht.

Oft ſeh ichs in dem Quelle,
Ob es nicht bräuner ſey;
Und iſts, dann lauf ich ſchnelle
Und geh vor ihrem Haus vorbey.

Und fleißger will ich werden,
Denn Käthe lobt mich dann,
Die ſchönſte auf der Erden,
Und ich bin bald durch Fleiß ein Mann.

Lied eines Pilgrims,

von Krauseneck.

(aus dem neuen Sammler)

Mit schwarzer Schatten Nacht umhüllt,
In todter Einsamkeit,
Seh ich, im Geist, des Grabes Bild,
Und der Verwesung Zeit.

Nicht malt der milden Sonne Gold
Die krausen Wolken mehr;
Nicht löscht sie, tief hinabgerollt,
Der Sterne silbern Heer.

Nur Furcht und Stille herrschen hier
Im Dunkel; ihrem Reich.
Es schweigt der Sterblichen Revier,
Dem ersten Chaos gleich.

Doch — schön sind deine Schauer, Nacht,
Mir machen sie nicht bang.
Ein Seraph, welcher für mich wacht,
Beschirmet meinen Gang.

Mit treuem Fuß, mit starkem Arm
Wallt er den Weg voran.

Und wo er geht, da fliehet Harm,
Und Furcht von meiner Bahn.

Auf weiches Moos dahin gestreckt,
Im Schatten dieses Baums
Scherzt mir, von keinem Lerm geschreckt,
Die Phantasie des Traums.

Heil dir, du nachbarlicher Bach,
Der mich in Schlummer wiegt,
Du fließest, meinem Leben nach,
Still, einsam und vergnügt.

Am Morgen, wenn der Sonne Licht
Mit meinem Aug erwacht,
Dann wasch ich von dem Angesicht
Mit dir den Schlaf der Nacht.

Dann wall ich, wenn der erste Stral
Des Berges Haupt erhellt,
Hinauf durch das beblumte Thal
Durch dieses Aehrenfeld.

Und pflücke junge Blumen hie
Vom lachendem Gestad,
Und Balsamdüfte hauchen sie
Für mich auf meinem Pfad.

Herr, groß und ewig iſt dein Ruhm,
Dein Name, deine Macht!
Dich lieben, fürchten, ſey mein Ruhm,
Mein Lied bey Tag und Nacht!

Zu deinem Thron ſteigt ungeſehn
Ein Wunſch durch Wolken auf;
Laß ihn nicht leer zurücke gehn,
Sprich Amen du darauf!

Sey du Gefährte, Schutz, und Licht
Auf düſtrer Todesbahn,
Daß, wenn mein ſterbend Auge bricht,
Mein Geiſt dich ſchauen kann.

Ein ſanfter Schlummer ſey mein Tod,
Und mein Erwachen dort —
Halleluja! Herr Zebaoth!
Sey dann mein erſtes Wort.

Lied eines Weidmanns.

von demſelben.

Nur auf! Schon blickt am düſtern Himmel
Der junge Tag hervor!
Auf, Brüder, frohes Jagdgetümmel
Erfülle Wald und Ohr!

Noch ſchnarcht im wärmenden Gemache
Der Städter auf dem Pflaum;
Noch ſchwätzt kein Sperling auf dem Dache,
Noch wacht die Schwalbe kaum.

Die frühe Lerche zu erwecken
Zieht mit mir durch das Feld,
Des Rohres Donner ſoll ſie ſchrecken,
Wenn es das Wildpret fällt.

Bald hüpft das Reh am Niederhange
Auf Silberthau nicht mehr;
Bald ſchreitet ſchon im ſtolzen Gange
Der Storch auf Sümpfen her.

Auf, auf, heut badet nicht Diane
Im ſilberfarbnen Born.
Befürchtet doch mit feigem Wahne
Nicht mehr Actäons Horn.

In grüner Saat, auf breiten Teichen,
Schreckt des Geflügels Heer!
Auf freier Flur, in dichten Sträuchen,
Tragt Furcht und Tod umher!

Seyd uns gegrüßt, ihr frohen Tage,
Wenn Haas und Rebhuhn stürzt;
Wenn mindre Glut der Himmelswage
Den Tag des Herbstes kürzt!

Denn da, da ziehen froh, wie Sieger,
Beladen und erfreut,
Die Jäger her, als stolze Krieger,
Die jeder Flüchtling scheut.

Da färbt ihr sterbend unsre Hände,
Bewohner in dem Wald!
Da kommt dem edlen Hirsch sein Ende
Aus schlauen Hinterhalt.

Dort schleicht durch unwegsame Haiden
Der diebsche Fuchs einher:
Sieht schlau herum, den Tod zu meiden,
Und fällt und ist nicht mehr.

Der Eber bricht mit wildem Muthe
Hier durchs Gesträuche hin:
Und stürzt und läßt mit schwarzem Blute
Die Seele röchelnd fliehn.

Wie liegt des Waldes scheuer Bürger
Mit lahmen Läuften dort!
Die langen Löffel kneipt der Würger,
Und schickt den Odem fort.

Vom Müßiggange still bewundert,
Reizt hier des Heerdes Stand;
Die bunten Pilger würgt bey hundert
Die unverdroßne Hand.

Zu Holz! — Beglückt sey Tag und Stunde
Und reichlich unser Sieg!
Schon winseln die begiergen Hunde
Und wünschen Tod und Krieg.

Frisch an! Füllt nun die Feuerröhre,
Schwingt sie ans braune Kinn!
Ergreift das Horn, blast durch die Sphäre
Das Lermen Nimrods hin!

Dann soll es frölich wiedertönen,
Wenn wir nach Hause gehn;
Dann opfern wir den Raub den Schönen;
Umsonst? — — Wir wollen sehn!

Theorie der Liebe,

von einem Ungenannten

aus dem theoretiſchen Jahrhundert.

Entziffert aus äſthetſchen Gründen,
Worinn die Grazie beſteh —
Ich kann die Grazie — **empfinden**,
Jetzt da ich meine Doris ſeh.

Beſchreibet ihr unnennbar Weſen,
Das Glück, das ſie dem Geiſte giebt —
In Doris Auge kann ich leſen,
Wie zärtlich mich ihr Buſen liebt.

Verſuchts die Wonne auszudrücken,
Zergliedert Trieb, Gefühl und Luſt —
Mein Arm umſchließt ſie! — Welch Entzücken!
Seht, Doris ruht an meiner Bruſt.

Erforſcht der Götter gröſte Freuden —
Glaubt nicht, daß ſie mein Herz vermißt.
Wie könnt ich den Olymp beneiden;
Jetzt, da mich meine Doris küßt?

Die kleine Jungfer.

(Von Bernhardi. Das einzige gute Stück aus der ganzen Sammlung dieses Verf. von Oden, Erzählungen und Briefen, das mir um seiner Naivetät willen der Erhaltung nicht unwerth geschienen hat.)

Zart an Jahren,
Schwarz von Haaren,
Dank ich, wer mich grüßt;
Roth von Wangen, schlank von Gliedern,
Fertig, Küsse zu erwiedern,
Werd' ich nicht geküßt.

Meiner Tante
Küßt Argante,
Küßt Jesmin die Hand:
Mir, wenn sie mich zehnmal grüssen,
Würdigt keiner sie zu küssen.
Welcher Unverstand!

Heißts bey manchem
Gleich: mein Hannchen,
Sind sie doch recht schön!
Sehn sie doch kaum Julchen kommen,
Als sie, von ihr eingenommen,
Flüchtig von mir gehn.

Was zu machen?
Drüber lachen,
Wird das klügſte ſeyn.
Werd ich nur erſt groſſer werden,
Will ich mich auch ſtolz gebehrden.
Manchen ſollts gereun!

Charin

aus dem Lateiniſchen des Martial.

(aus dem neuen Sammler)

Charin befindet ſich vollkommen
Geſund, und iſt doch bleich.
Charin hat nie im Trunk ſich übernommen,
Und dennoch iſt er bleich.
Charin verdaut die härtſten Speiſen
Nach Wunſch: doch iſt er bleich.
Charin iſt oft bey Hitz und Froſt auf Reiſen:
Er kommt zurück, noch bleich.
Charin bemalet ſich die Wangen:
Umſonſt, noch iſt er bleich.
Charin wird ins Geſicht mit Schimpf und Hohn
empfangen,
Noch iſt er immer bleich.

Fünf Gedichte
von Jacobi.

(Mit des Verfaßers gütiger Erlaubniß dieser Sammlung einverleibt.)

I.
Die Cyklopen.

Nicht weit von jener Kluft,
Wo seine schwarzen Knechte Vulkan zur Arbeit ruft,
Verlor in einem Wäldchen sich
Ein Chor von kleinen Amoretten,
Und eine Schaar von Nymphen schlich
Den Göttern nach zu weichen Rosenbetten.
Die Sonne, die den Sternen wich,
Verleitete die Amoretten
Zu manchem losen Spiel,
Das, in der Dämmerung, den Mädchen nicht missfiel.
Da sahen sie die Felsen glühen,
Da hörten sie, bey schwerer Hämmer Klang,
Der Riesen muthigen Gesang,
Und stimmten selbst mit sanften Melodieen
In ihre Lieder ein.
Den Höhlen der Cyklopen antwortete der Hain.

Cyklopen.

Wenn wir mit unverdroßnen Händen,
O Zevs, den Donnerſtrahl vollenden,
Der einſt aus ſchwangern Wolken bricht,
So laß, bey tauſend Ungewittern,
Die ſtrafbaren Palläſte zittern!
Nur unſre Mädchen ſchrecke nicht!

Die Liebesgötter.

Für der Amoretten Heer
Schmiedet kleine goldne Pfeile,
Und vergeßt die Donnerkeile
Für den hohen Jupiter!

Die Nymphen.

Für den Gott, der gerne küßt,
Schmiedet kleine goldne Pfeile,
Aber zeigt die Donnerkeile,
Dem, der ein Verräther iſt!

Die Cyclopen.

Laßt rings umher den Ambos tönen!
Ihr Brüder, denn von Götterſöhnen
Empfängt ein unerſchrockner Held,
Zum Glück der Welt,
Die fürchterliche Lanze.
Wenn er, nach hundert Siegen, fällt,
Im unentweihten Lorbeerkranze,

Wenn er der Freundschaft Ketten brach,
Dann folgt in jugendlichem Glanze
Ihm jede seiner Thaten nach.

Die Liebesgötter.

Wenn ihr Amors Köcher füllt,
Wollt ihr dann auch wilde Waffen
Für den Kriegesgott erschaffen?
O zerschlaget Helm und Schild!

Die Nymphen.

Schild und Helm zerschlaget nicht!
Lasset Legionen kriegen,
Und dem Jüngling unterliegen,
Der die schönsten Schwüre bricht.

Die Cyklopen.

Uns danken Amors kleine Krieger,
Uns ehret der bestäubte Sieger;
Es brüllet unser Donner durch das Land,
Und unser Blitz erleuchtet Thal und Hügel:
Doch Werke niedrer Art entehren diese Hand!
Wozu die Schlösser und die Riegel,
Und was ein strenger Ehemann
Zu seines Weibchens Quaal ersann?

Die Liebesgötter.

Ach, wenn ihr uns Kinder liebt;
Höret auf, mit Meisterstücken
Eine Venus zu bestricken,
Die verstohlne Küsse giebt!

Die Nymphen.

Mädchen die auf dieſer Flur,
Wenn ſie jeden glücklich machen,
Bey der Liebe Thränen lachen,
Ueberraſcht in Netzen nur!

Die Cyklopen.

Ihr Brüder, welch ein ſüſſes Lied!
Es ſchallt aus jenen Finſterniſſen,
Eilt, eh das Nymphenvolk entflieht;
Sie ſollen uns mit Küſſen
In ihren Finſterniſſen
Das lange Tagewerk verſüſſen.

Die Liebesgötter und Nymphen.

Eure Rieſenmädchen küßt,
Küßt die wilden Dreaden,
Weil bey ſchüchternen Dryaden
Nur ein Schäfer glücklich iſt.
Dort am Bach, auf ſtillen Wieſen,
Wird von Schäfern, nicht von Rieſen,
Eine Nymphe ſanft geküßt.

II.

An Chloen.

Du Grazie, von der Natur
Gebildet für die Liebe,
In deinem Auge las ich nur
Die Sprache süsser Triebe.

Bey armer Schäfer Huldigung,
Bey ihren leisen Klagen,
Glich es der Abenddämmerung
Von heitern Sonnentagen.

Und ó dein schönes dunkles Haar!
Wer würde nicht vermessen?
So lockt der Amoretten Schaar
Ein Wäldchen von Cypressen.

Ich wagte, selbst die Liebe sah
Mein zärtliches Verbrechen,
Den schönsten Kuß, und Cypria
Verbot ihn dir zu rächen.

Allein du willst, was Damon singt,
O Chloe, nimmer hören!
Wenn dir ein Lied mein Amor bringt,
Soll Feuer es verzehren?

Beſtrafen ſoll der Lieder Tod
Den zärtlichſten der Hirten:
Ach, Amor höret das Gebot,
Und hohlet junge Myrthen,

Und zündet ſelbſt es weinend an,
Das rächeriſche Feuer:
Zum letztenmale tönet dann
Von ferne meine Leier!

Und will noch immer deine Wuth
Das kleine Lied verderben;
So ſtürzt ſich Amor in die Gluth,
Und wünſcht, mit ihm zu ſterben!

III.

An Herrn Gleim.

Halle, gegen das Ende des Aprils 1768.

Der Frühling kam hernieder,
O Freund, auf deiner Lieder
Bezaubernd ſüſſen Ton:
Ihn trugen leichte Schwingen
Von bunten Schmetterlingen;
Ich ſelbſt, ich ſah ihn ſchon,
Wie Uz und Kleiſt ihn ſangen.

Mit aufgeblühten Wangen,
Schön, wie der Venus Sohn.
Es führt, im grünen Kleide,
Die Unschuld und die Freude
Den Jüngling bey der Hand.
Bekränzet mit Narciſſen
Und Veilchen, unter Küſſen
Der Flora Bruſt entwandt.
Die Zephiretten tragen
Ihm Blumenkörbe nach;
Und wolluſtvolle Klagen
Hört der verliebte Tag.

Hier zeigt auf neuen Fluren,
Zertretnes Gras die Spuren
Von mancher Nymphe Kuß.
Den rauchen Ziegenfuß
Will dort ein Faun verſtecken
Mit Laub aus jungen Hecken;
Doch Mädchen ſehen ihn,
Und lachen laut und fliehn.
Hier tanzen Schäferinnen,
Dort eilt, mit Waldgöttinnen,
Im ſchnellen Phaeton
Ein Liebesgott davon.
Da werfen ſeine Brüder
Sich auf den Raſen nieder,
Von hundert Siegen matt;

Sie spielen mit dem Köcher,
Der keinen Pfeil mehr hat,
Und malen bunte Fächer
Für Nymphen in der Stadt:
Denn ohne Pfeil und Bogen,
Macht jede Spröde nun
Den Frühling uns gewogen,
Wenn alle Götter ruhn.

Freund, siehst du nicht den Hirten,
Noch klein wie junge Myrthen,
Der vor Begierde glüht,
Wenn er ein Mädchen sieht?
Und Chloen dort im Thale?
Sie fühlt zum erstenmale
Den Busen, der sich regt.
Und niemand will ihr sagen,
Warum in Frühlingstagen
Ihr kleines Herze schlägt?
Ein frohes Lied zu singen,
Wenn ihre Lämmer springen,
Vergißt die Schäferinn;
Gestreckt auf Blumen hin,
Bewachet nur von Schafen,
Wagt sie nicht mehr zu schlafen:
Es kömt ein Hirte sie,
Das Mädchen weiß nicht wie,
Vielleicht im Schlummer stören:

Ihm Küſſe zu verwehren
War ihre Sorge nie;
Nun aber wird dem Kinde
Schon jedes Lächeln Sünde,
Das Hirten dreiſte macht.
In allzuleichter Tracht,
Will ſie in ſichern Auen
Dem Haine nicht mehr trauen,
Und ungewohntes Grauen
Bringt ihr die ſchönſte Nacht.

Wir wollen ſie beſchleichen;
Freund, unter jenen Sträuchen
Sing ich ein Liedchen ihr
Von Amor und von dir,
Von Tugend und von Liebe;
Durch keine wilden Triebe
Verrätheriſch entweiht;
Von treuer Zärtlichkeit
Die keinen Kuß bereut.
Sie lehr ich deine Lieder:
Das Mädchen ſingt ſie dann
Dem rohen Satyr wieder,
Der nicht, wie Amors Brüder,
Unſchuldig küſſen kann.

IV.

An die Liebesgötter.

O! laſſet euch hernieder,
Ihr, meines Amors Brüder,
Bekränzet den Altar,
Auf jenen ſtillen Höhen,
Wo keine Faunen gehen,
Wo leiſe Seufzer flehen,
Wo Nymphen, Paar bey Paar,
An Silberquellen ſtehen,
Und, ihren Kuß zu ſehen,
Noch kein Verräther war.
Dort feiert dieſes Feſt,
Ihr, meines Amors Brüder,
Dort ſinget kleine Lieder,
Behorchet nur vom Weſt!
In dieſer Stunde gaben
Die Götter euch, ihr Knaben,
Die ſchönſte Schäferinn:
Da lief, im Hirtenkleide,
Die unſchuldvolle Freude
Zu ihrem Lager hin;
Da buhlten um ihr Herze
Die jugendlichen Scherze;
Mit ſtummer Wolluſt ſah
Sie Acidalia.

Selbſt Amor kam geflogen,
Entzücket ſtand er da;
Gelehnt auf ſeinen Bogen.
Und eure Schweſterchen,
Die ſanften Grazien,
Die lächelten dem Kinde
Und hieſſen ſie Belinde.

Ein gütiger Sylvan,
Den in der Hirten Reihen
Jahrhunderte ſchon ſahn,
Ein Freund des alten Pan,
Gieng, Blumen ihr zu ſtreuen,
Nach tauſend Schmeicheleien
Fieng er begeiſtert an,
Ihr ſo zu prophezeien:

Geſpielinn der Natur,
O Schülerinn der Liebe,
Du winkſt: und ſüſſe Triebe
Beleben jede Flur.
Wenn Greiſe dich umringen,
Wird ſie dein Blick verjüngen.
Dein blaues Auge gleicht
Den aufgeklärten Lüften,
Wenn unter Veilchendüften,
Der Lenz in Thäler ſteigt.
Dianens Jägerinnen

Beneiden deinen Gang.
Und alle Schäferinnen,
Und alle Waldgöttinnen
Erfreuet dein Gesang:
So hört in Rosenhecken,
Wo Grazien ihn wecken,
Der Stimme holden Ton
Cytherens kleiner Sohn.

Dich lock in seinen Wäldern
Ein wilder Satyr nie;
Nur hier auf diesen Feldern,
Hier, o Belinde, flieh
Nicht von getreuen Küssen:
Das Leben zu versüssen,
Erfand die Liebe sie!

V.

An Belinden,

Die in einem Körbchen Blumen geschickt bekam, und über das Körbchen zürnte.

Ach, den getreuen Finsterniſſen
Entflieheſt du, wo Damon ſingt?
Wie kann ein Körbchen dich verdrieſſen,
Das dir ein kleiner Amor bringt?

Sieh nur, mit jungen Roſenblättern
Iſt meines Körbchens Rand geſchmückt;
Der artigſte von allen Göttern
Hat für Belinden ſie gepflückt.

O frag im Thale dort Iſmenen,
Die halb im Zorne noch verſpricht,
Sich mit dem Schäfer zu verſöhnen,
Wenn er ein buntes Körbchen flicht.

Im Korbe trug die erſten Trauben
Zu ſeinem Mädchen Bacchus hin:
Dann ſahen die verſchwiegnen Lauben
Den Kuß der ſchönen Waldgöttinn.

Und brachten nicht die frommen Hirten,
Begleitet von der Nymphen Schaar,
Ihr Opfer unter heilge Myrthen
Der Venus ſelbſt, in Körbchen dar?

Poesieen

von

J. N. Götz.

Vorerinnerung.

Dieſer liebenswürdige Dichter iſt jedermann aus den Liedern der Deutſchen bekannt. Zwar hat Herr Ramler aus denen Gedichten, welche der erſten Edition von der Ueberſetzung des Anakreon angehängt, ſchon ſehr viel ſchöne ausgehoben, dennoch hat er mir noch eine angenehme Nachleſe übrig gelaſſen; beſonders verdienten die Gedichte auf den Burgunder und auf die Veilchen wieder gedruckt zu werden. In allen aber wird man die ſanfte Empfindung, die Naivetät, die Leichtigkeit bewundern, die man von dieſem Dichter gewohnt iſt. Mit einer Menge Gelegenheitsgedichte, die in eben der Sammlung ſtehn, habe ich meine Leſer verſchonen wollen.

I.

Anakreons Vermählung.

Eines Tages kam Cythere
An dem Fusse des Parnasses
Zu Anakreon dem Dichter,
Und ersucht' ihn, ihren Knaben,
Der so wild, zu unterrichten.
Gleich nahm er ihn in die Lehre,
Lehrt ihn der Kamönen Künste,
Macht ihn sittsam und gehorsam
Gegen seine schöne Lehren;
Und gewöhnt ihn, vor den Musen
Stets gekleidet zu erscheinen.
Lange nachher kam sie wieder.
Weiser und geliebter Dichter,
Sprach sie, was kann ich dir geben,
Deinen Fleiß an meinem Kleinen
Nach Verdienste zu belohnen?
Du erzogest ihn so sittsam,
Daß ihn alle Pierinnen,
Daß ihn alle Menschen lieben.
Möchtest du doch selber sagen,
Wie ich dich belohnen könne!
Soll ich von den Charitinnen
Dir die Artigste vermählen?
Oder willst du eine andre?
Er erwiederte bescheiden,
Und mit grosser Ehrerbietung:

Ach wen kann ein Weiser lieben,
Wenn er dich einmal gesehen,
Göttinn, wie ich dich gesehen! —
Sie verstund ihn, und vermählte
Sich in des Parnassus Gärten
Mit ihm in geheimer Stille.
Wenn sie badete, so hielt er
Ihren Gürtel in Verwahrung,
Wenn er dichtete, so schrieben
Ihre Grazien die Lieder,
Die sie ihn verbessern lehrte.
Amor selbst muß ihm bedienen:
Ihm den alten Bart von Silber,
Ihm die alten Locken salben;
Ihn bey holdem Sonnenscheine
An der Hand spatzieren führen;
Ihm die goldne Leier tragen:
Ihm, mit jedem neuen Morgen,
Neue Rosenkränze binden,
Und um seine Schläfe winden;
Und ihn immer treuer Lehrer
Und ihn immer Vater nennen.
Niemand wolle sich verwundern,
Daß man seine Kleinigkeiten
Annoch liest und übersetzet.
„Was die Grazien geschrieben,
„Was Cythere selbst verbessert,
„Ueberlebet alle Zeiten,
„Und bleibt ewig liebenswürdig.

II.

Alcimadure,
nach dem Theokrit.

An Madam ***

Holdseeligste, die, wenn sie spricht, entzückt,
Und, wenn sie lächelt, alle Welt erquickt,
Für welche tausend Seelen wallen,
Um dein zu seyn, und um dir zu gefallen.
Der Gott, der Psychens Anmuth dir verliehn,
Führt deine Knechte dir zum Throne hin.
Ach, möchtest du in deinen Siegesfreuden
Aus allen, welche durch dich leiden,
Den niedrigsten und treusten unterscheiden!
Ach, möchtest du den Zirkel zwar durchgehn,
Doch nur bey mir verwirret stille stehn,
Daß mich die Welt glückseelig müste nennen,
Weil sie dich sah für deinen Sklaven brennen!
Ach, möchtest du zwar taub bey andrer Liebespein,
Doch nur bey meiner nicht Alcimadure seyn!

Alcimadure war so jung und stolz, wie du;
Dem holden Amor feind, feind ihrer eignen Ruh.
Muthwillig sprang sie stets auf bunten Blumenfluren,
Gleich einem Füllen an dem Bach;
Und folgete des Wildes Spuren

Beim Morgenthau in dunkeln Wäldern nach.
Sie war so schnell, wie du, die Liebenden zu fliehen,
So reizungsvoll, wie du, sie stets sich nach zu ziehen.
Auch Daphnis liebte sie, Silvanders schöner Sohn,
Wie Pollux stark, voll Feuer wie Adon:
Allein sie würdiget ihn nicht, ihn anzublicken,
Noch ihm ein gütig Wort, ein Lächeln zuzuschicken:
Wohin er kömmt, da ist sie nie:
Und ist sie da, so flüchtet sie.
Je brünstiger er liebt, je mehr scheint sie zu haßen.

Der Arme will sich itzt dem Schicksal überlassen.
Sein Leben mehret seine Noth.
Sein Wunsch, sein Glück ist ein geschwinder Tod.
Noch einen Blick von ihr, und dann will er erblassen.

Er schleppt den matten Leib vor der Tyrannin Haus,
Aechzt vor der Schwelle laut, netzt sie mit tausend Zähren;
Und nur die Winde finds, die sein Gegirre hören.
Er klopft, und niemand sieht heraus.
Sie sitzet rund, umringt von lachenden Gespielen,
Und höhnet Amors Pfeil und allgemeine Macht.

Man sieht sie mit der Hand in einem Körbchen wühlen,
Worinn ein düftend Heer von Wiesenblumen lacht,
Die sie vom Stiel mit zarten Fingern pflücket,
Und ihre Brust damit und ihre Locken schmücket!

„Alcimadure, rief der Schäfer weinend aus,
„Wie wünsch ich mir das Glück von deinem Blumenstraus!
„Wie wünsch ich, darf ich nicht vor deinen Augen leben,
„Zum mindsten meinen Geist vor ihnen aufzugeben!
„Ich war dir lebend eine Last;
„Bin ich dir auch im Tode noch verhaßt?
„Ja, du misgönnest mir das traurige Ergötzen,
„An deiner Göttlichkeit mich sterbend noch zu letzen.
„Ach, nimm zum wenigsten, wenn ich nun nicht mehr bin,
„Mein Haab und Gut, Hund, Heerd' und Wiesen hin!
„Mein alter Vater soll auf diesen deinen Triften,
„Wenn ich gestorben bin, dir einen Tempel stiften,
„In dessen Mitte sich ein Marmor stolz erhöht,
„Auf dem dein himmlisch Bild, bekränzt mit Blumen, steht.

„Vielleicht wird da mein Geist dir noch vor Augen schweben,
„Da seufzest du vielleicht auf der verwaisten Trift:
„Ach Daphnis! wärst du noch am Leben! —
„Wenn du mein Grabmal siehst, mit dieser Ueberschrift:

Hier, Wanderer! steh weinend stille;
Hier kam aus Liebe Daphnis um:
Es war der grausamen Aleimadure Wille —

Bey diesem Wort rührt ihn der Stahl der Parzen an.
Des Todes schwarze Nacht deckt seine Augenlieder;
Sein matter Geist verläßt so flüchtig seine Glieder,
Daß er die Schäferinn nur halb noch nennen kann.

Was thut die Grausame? Sie geht aus ihrer Hütte,
Gleich einer jungen Braut an ihrem Fest geschmückt.
Man zeigt ihr Daphnis Leib, erzählt ihr, wie er litte,
Wie er erblassend noch verliebt nach ihr geblickt.
Man fleht sie, nur mit wenig Zähren,
Ihr Mitleid kund zu thun, und sein Gebein zu ehren.

Umsonst. Sie schweigt, und eilt mit ihrer Schaar davon
Zu Amors Tempel hin, spricht Amorn da noch Hohn,
Und tanzet um sein Bild mit spöttischer Gebehrde.
Das Bildniß schwankt, stürzt um, und schmettert sie zur Erde;
Und eine Stimm erschallt, und wiederschallt umher:
Nun liebe jedermann, die Spröde lebt nicht mehr!

Sie steigt zum Styx hinab, und sieht auf stillen Matten,
Wo Lethe langsam rollt, des frommen Schäfers Schatten;
Stutzt, findt ihn schön, und wird betrübt,
Daß sie ihn lebend nicht geliebt. —
„Ach Daphnis! ruft sie laut: du buhltest um mein Herze,
„Und warst desselben werth; doch hab' ich dir dies Herze,
„Ich Undankbare, nicht geschenkt!
„Empfang' es, Schönster, jetzt! Es sey mein stolzes Wesen,
„Das dir so sehr zur Quaal gewesen,
„Ganz in Vergessenheit gesenkt;

„Weil ich durch Thränen dir, weil ich durch eine Menge
„Getreuer Küsse dir die ungerechte Strenge
„Ersetzen will.“ — Sie schwieg, und fuhr zu seufzen fort.
Er aber nahm, voll Ernst, das Wort:
„Das Angedenken jener Stunden,
„Die ich vordem gelebt, ist allbereits verschwunden.
„Ob ich dich da geliebt, das ist mir unbekannt:
„Jetzt, weiß ich, lieb ich nicht. Aus diesen stillen Gründen
„Hat Jupiter den Quell der Thränen und der Sünden,
„Die süsse Raserey der Liebe, längst verbannt;
„Kein Frommer ist hier mehr, wie vormals, Amors Sklave.
„Wenn ja noch jemand liebt,
„So liebt er ungeliebt, o Schäferinn! zur Strafe,
„Daß er auf Erden nicht geliebt.“
Er sprach, und wandte sich zurück und ließ sie stehen. —

Ihr Götter! soll es einst Elviren so ergehen?

III.

An die Vögel.

Hier in Verschwiegenheit und Ruh
War dieß Gebüsch einst meine Hülle,
Und Amor blies mir Wünsche zu,
Brach nur ein leiser Kuß die Stille.
Nun aber stimmt ihr Vögel ein,
Sie lässet meinen Wunsch gelingen,
Und euer angenehmes Singen
Des holden Hymen Brautlied seyn!

IV.

Daß Laura dankbar seyn soll.

Wenn ich aufs Glück der liebsten Hirtinn trinke,
So trink ich dir, holdseelge Laura, zu.
Aus Dankbarkeit folg auch des Amors Winke,
Und sprich einmal zu meiner Seelen Ruh:
Ich trinke dirs, mein Thirsis zu,
Wenn ich aufs Glück des liebsten Schäfers trinke!

V.

Das zu große und zu kurze Glück.

Ich habe einen Kuß von Laurens Mund geraubet,
Ob sie mir gleich die Hand vor meine Lippen hielt;
Ich hab im hohen Schnee der schönsten Brust gewühlt,
Und mich glückseeliger als Könige geglaubet.

Doch meine Luſt verſchwand gleich einem Waſſerſchaum;
Und wie es mit mir gieng muß ſtets im Zweifel liegen,
Mein Glück war zwar zu groß für einen leichten Traum,
Ach, aber auch zu kurz für ein wahrhaft Vergnügen.

VI.

An Henriettens Bette.

Sey immer ſtolz, dreimal beglücktes Bette,
Du haſt das Herz der ſchönen Henriette,
Sie iſt auf dich und deinen Schmuck bedacht.
Ihr muntrer Finger eilt, auf deinem ſeidnen Rücken
Ein lebend Blumenfeld mit ſeltner Kunſt zu ſticken;
Mich aber nimmt ſie nicht an ihrer Seit in Acht —
O Feindinn, freu dich nicht, daß mich mein Kind betrübet,
Daß ſie ſich ſo vertieft, beweiſet, daß ſie liebet;
Sieht mich ihr Auge nicht, denkt doch ihr Geiſt an mich.
Ich läugn' es leider nicht, mein Herz muß dich beneiden.
Allein die Hofnung winkt, die Zeiten ändern ſich.
An dieſem Tag biſt du ein Zeuge meiner Leiden,
Doch morgen, wenn Gott will, ein Zeuge meiner Freuden.

VII.

Die schriftliche Liebesversicherung.

Dich lieb ich bis ins Grab, sprach ich zu meinem Kinde;
Auch schrieb ich, was ich sprach, auf eines Eichbaums Blatt.
Zum Unglück kam ein Sturm erboßter Nordenwinde
Der meinen lieben Baum aanz abgestreifelt hat.
Das Blatt ist nun dahin; wer weiß, wohin es fuhr?
Fahr wohl, du flüchtig Blatt, fahr wohl, getreuer Schwur.

VIII.

Nach der Tragödie des Seneca Thyest Act. 2.

Es höre, wer da will, des Glückes schmeichelnd Rufen,
Und folge seiner Hand bis an des Thrones Stufen!
Ich bin nun vom Geräusch der goldnen Ketten los,
Und flüchte, wie ein Hirsch, der Ruhe in dem Schoos;
Wo ich mich mit Verstand in einer dunkeln Ecke
Der narrenvollen Welt vor Feind und Neid versiecke.
Da leb ich wie ein Mensch und nütze meine Zeit;
Und bin mir eine Schaar in stiller Einsamkeit.

Und wenn mein Lebensbach ſanftwallend abgefloſſen,
So fürcht ich nicht den Tod und ſterbe unverdroſſen.
Dringt gleich mein Namensruhm in kein entlegnes Land;
Glückſeelig, ſterb ich nur, vor allen, mir bekannt.
Wird durch der Winde Hauch mein letzter Staub verfliegen,
Gott kennt und ſammelt ihn, und das ſoll mir genügen.

IX.

An Herrn Gabriel Spitzler,

Univerſitätsmaler zu Halle.

Male, trefflichſter der Maler,
Male mir die ſchönſte Stunde,
Die der Parce Finger ſpinnet!
Erſtlich male mir zur Rechten
An dem Himmel blaue Wolken,
Zwiſchen Wolken gleich dem Golde;
Aber noch um etwas tiefer
Einen Horizont von Roſen,
Und darunter blaue Hügel,
Welche aus dem Meere ragen.
Darauf ſchildre in der Nähe
Wälder, Wieſen und Gefilde,

Und auf dieſen fette Heerden,
Die auf dem geſunden Graſe
Sanfte wiederkäuend liegen.
Mal' auch ſchöne Roſenhecken,
Und dieſelben voller Vögel;
Mal' auch blätterreiche Reben,
Und den anmuthsvollen Bacchus
Und den Zephir in denſelben!
Mal' auch kühle Waſſerquellen,
Und daneben junge Schäfer
Neben junge Schäferinnen.
Aber ſchildre nun Cytheren
In der Luft auf einem Wagen,
Welchen ſchwarze Spatzen ziehen.
Schildre auch den ſchönen Amor,
Der auf ihrem Schooſe ſitzet,
Mal' ihn, wie er Pfeile wetzet
Und auf ſeinen Bogen leget,
Und die ſcharfe Sehne ſpannet,
Und die braunen Schäferinnen,
Und die braunen Schäfer bändigt.
Geh und male mir zur Linken,
In der Ferne trübe Wolken;
Laß auch rothe ſchnelle Blize
Durch die breiten Lüfte ſchimmern.
Male wie die Schwalben ſchwirren,
Wie die ſchweren Donner brüllen,
Und das Reich und Luft erſchüttern.

Doch wer wollte dieſes ſehen?
Male lieber einen Regen
Der die Durchſicht etwas hemmet,
Und zunächſt dabey die Iris
Wie ſie auf den Bogen ſteiget
Welcher tauſend Farben thauet,
Und dem ſterblichen Geſchlecht,
Einen kühlen Abend bringet.

X.

Thirſis im Handel mit Doris.

Th. Für einen ſanften Kuß, holdſeelge Schäferinn,
Will ich auf dieſer Flur für dich die Lämmer weiden,
Und du ſpatzierſt indeß ins nahe Wäldchen hin,
Und ſingſt ein lockend Lied von Amors ſüſſen Freuden,
Und pflückſt dir Roſen ab, die an den Hecken blühn.

D. Hochweiſer Thirſis, nein, ich danke deiner Müh;
Ich weide ſelbſt mein Vieh nebſt meinem treuen Hunde.
Allein, was du begehrſt, die Roſe pflück ich nie;
Mein Schäfer pflückt ſie nur, und zwar von meinem Munde,
Doch markt er nie vorher und dennoch kriegt er ſie.

XI.

Alexis und Dorinde.

A. Es reichte dir die gütige Natur
Mit voller Hand die Fülle aller Gaben:
Stand, Reichthum, Glück, der Wangen Rosenflur,
Geist und Verstand, wie ihn die Götter haben.
Ich Armer, ich soll ganz enterbet seyn!
Mein Theil ist nichts, nichts oder nur das Leben!
Ich irre mich mein Kind, es fällt mir ein.
Du liebest mich. Was könnt' sie mir noch geben?

D. Ich hab in dir, dem Himmel ists bewust,
Mehr als den Wunsch, mehr als ich haben wollen.
Und liebst du mich, so seh ich stets mit Lust
Gold, Stand und Ruhm zu meinen Füssen rollen.
Mein Vaterland, mein König ist mir werth.
Ich folge dir, und lasse sie dahinten.
Und werd in dir, den stets mein Geist verehrt,
Mein Vaterland und König wieder finden.

XII.

Fragment eines Gedichts von der Abgötterey.

Wenn nach der Flucht der Nacht, die Sonn im Orient
Nach Aethiopien ihr goldnes Antlitz wendt;
Und der geheime Geist in Memmons Säule spüret,
Daß ihn der helle Stral des großen Lichtes rühret:
So steigt aus seinem Schoos, als wie ein feiner Duft
Ein liebliches Getön in die bewegte Luft.
Gleich wacht das schwarze Volk das an dem Nilstrom lebet,
Der süsse Schlaf entweicht, der über ihn geschwebet;
Ein brauner König selbst springt, daß der Palmbaum wankt,
Aus seinem leichten Netz, das an zwo Aesten schwankt,
Herunter auf den Sand, und leget seine Lieder
Dem Gott, der ihn geweckt, vor seine Füsse nieder.
Indeß daß der Brachmann, das Rauchwerk in der Hand,
Den höhern Gott verehrt, der ihn so schwarz gebrannt;

Und der gemeine Rohr voll Furcht an dem Gestade
Dem Krokodille dient, damit es ihm nicht schade.
Unseeliges Geschlecht, wie blindlings rennst du zu,
Und betest Wesen an, die minder sind, als du!
Du selber sagst: Gott sey das Größeste zu nennen;
Wie wirst du denn ihm gleich noch zween finden können?

XIII.

An Amarillis.

Geliebte Schäferinn, mein Herze muß dich lieben.
Kann dies Geständniß dich, so lang es währt, betrüben,
So wird dich weder Wald noch Heerd noch Tanz erfreun,
So gehst du lebenslang betrübt in Feld und Hain.

Wenn dieses Sünde ist, dein Antlitz gern zu sehen,
So muß ich, Schäferinn, so muß ich dir gestehen
Daß ich des Todes Raub viel eher wollte seyn,
Als diese böse That, wie Sünder thun, bereun.

Die Schönheit, die du trägst, ließ mich in Fesseln schlagen.
Was konnt' ich minder thun, als dieses dir zu klagen?
Dein Auge und mein Mund thun beyde ihre Pflicht,
Dies setzt mein Herz in Brand, und dieses seufzt und spricht.

Verzeih mir, daß mein Mund, ich liebe dich, gesprochen,
Mein Herz soll dir verzeihn, was du an ihm verbrochen,
So lasterhaft bin ich, so lasterhaft bist du.
Die Liebe deckt allein der Sünden Menge zu.

Ihr zarter Finger hat in unser Herz geschrieben,
Was liebenswürdig ist, muß jedes von uns lieben.
Die Schönheit gab sie dir, daß ich dich lieben muß,
Daß du mich wieder liebst, gab ich dir diesen Kuß.

XIV.
An dieselbe.

Hier saſſen wir beysammen
Am kleinen Waſſerfall,
Und klagten unſre Flammen
Dem Teiche, Buſch und Thal.
Die Blume vor den Füſſen,
Wo Amarillis ſaß,
Ward von den Thränengüſſen
Aus unſern Augen naß.

Da drückt ich ihr mit Schmerzen
Das nie berührte Knie,
Warf voller Glut im Herzen
Den trunknen Blick auf ſie,
Und ſprach mit leiſem Tone:
Der Himmel ſeegne mich,
Und gebe mir zum Lohne
Kein ander Kind, als dich!

Geliebter, ſprach die Schöne,
Du liebeſt mich zu ſtark;
Und jede heiße Thräne
Von dir dringt mir ins Mark.
Mein Herz war längſt das deine,
Häng ihm nur brünſtig an,
Und weine, wie ich weine,
Weil ich nichts weiter kann.

Was hören meine Ohren?
Fuhr hier der Dichter fort,
Mein Kind, haſt du geſchworen,
So glaub ich deinem Wort.
Du weinſt, und ſprichſt: ich liebe;
Und faſſt es nicht im Traum?
O groſsmuthsvolle Triebe!
Mein Geiſt begreift ſie kaum.

Der Vogel, der ſo kläglich
Dort im Gebüſche girrt;
Die Schlange, die beweglich
Hier durch die Blumen irrt;
Die Schleuſe, wo wir ſitzen,
Wo uns kein Ohr belauſcht,
Aus deren ſchmalen Ritzen
Das Waſſer ſchieſst und rauſcht:

Die alle ſollen reden,
Wenn du Geliebte ſchweigſt;
Wenn du im Schwarm der Spröden
Dich als Gefährtinn zeigſt.
Wirſt du mich laulicht haſſen,
Soll jede Kreatur,
Den Schwur erſchallen laſſen,
Der dir allhier entfuhr!

Drum Amarillis kränke
Den frommen Thirſis nicht!

Sey zärtlich und bedenke
Wie ihm so weh geschieht.
Nichts bleibt ihm ja auf Erden,
Geht deine Huld ihm ab,
Als trauernde Gebehrden,
Und nach dem Tod ein Grab.

XV.

An Doris.

Ich will von meiner Doris singen,
Doch nur mein Herze singt von ihr.
Mein Lied soll dieses Thal durchdringen
Wie seelig, wär ich, wär sie hier!
Sie wüsche mir vielleicht die Wangen,
Und säh mich seitwärts zärtlich an,
Und hilf mir, wenn ich angefangen
Und schluchzend nicht mehr weiter kann.

Doch nein, sie liebt mich nicht von Herzen,
Sie liebt mich nur ins Angesicht,
Und macht mir ungezählte Schmerzen,
Und stellt sich doch als wüst sie's nicht.
Ihr Trostwort, wenn ich mich betrübe,
Ist dies: o Hirt, ich bin dir gut!
Doch sprach sie dieses Wort aus Liebe,
So fiel mir nicht mein Schäferhuth.

Sie suchet sich niemals zu schmücken,
Und ist doch stets so schön geschmückt;
Und selbst die Götter zu entzücken
Durch ihrer Glieder Glanz entzückt.
Die Schäferinnen dieser Auen
Begehren oft vom Pan im Hain,
Wenn sie die holde Doris schauen,
An Reitzungen ihr gleich zu seyn.

Vor diesem sucht ich Ehr und Glücke,
Und liebte das Geräusch der Stadt.
Nun wünsch ich mir von dem Geschicke
Ein Land, das keine Menschen hat;
Nur unwüstbare Wüsteneien,
Die nie der Sonnenstral berührt.
Da dünkt mich, wollt ich mich erfreuen,
Wird Doris nur darinn verspürt.

Drum schwimmt mein Geist in süssen Freuden
Wenn ich im Traume bey ihr bin.
Wer aber malt mein grausam Leiden,
Seh ich sie höhnisch vor mir fliehn?
Alsdenn empfind ich schwere Zeiten,
Denn girr ich wie ein Tauber girrt,
Und frage Busch und Einsamkeiten
Wenn Doris wieder kommen wird.

Ach Quellen, die mich oft gelabet,
Ach Fels, ach Busch, ach traurigs Thal,

Wenn ihr die Doris bey euch habet,
So gebt und schenkt mir sie einmal!
Zeigt mir die Tritte ihrer Füsse,
Den Klee, auf welchen sie sich warf,
Daß ich doch ihre Spuren küsse,
Weil ich sie selbst nicht küssen darf!

Erinnre mich, geliebt Gefilde,
An jene Freude in dem Graß,
Und zeig mir noch einmal im Bilde
Wie ich an ihrer Seite saß,
Wie unsre Thränentropfen flossen,
Wie sie den theuren Eid gethan,
Und ich recht zwischen Myrth und Rosen
Die erste Gunst von ihr gewann.

Ach zwischen Birken, Eich und Buchen,
Auf wilden Höhen, wie im Thal,
Im öden Feld will ich sie suchen;
Voll Schwermuth, Traurigkeit und Quaal!
Durch Flüß und Seen will ich schwimmen,
Durch dunkle Kluft und Höhlen gehn,
Auf wolkenhohe Felsen klimmen,
Nur meine Doris auszuspähn.

Und kommen einst die süssen Stunden,
Die Stunden voller Heil und Glück,
Da ich mein zartes Lamm gefunden,
Dann laß ich sie nicht mehr zurück.

Dann wird der Himmel sich erbarmen,
Und gönnt mir mein geliebtes Kind,
Bis man uns beyde in den Armen
Dereinst zugleich entseelet findt.

XVI.

Die deutschen Liederdichter.

Die Muse hat in Beßers Rohre
Die Einfalt der Natur geehrt,
Die Zärtlichkeit der *) Leonore,
Ist der erhabnen Sappho werth.

Ihr braunen Schäfer bey den Schaafen,
Der sittsame Philander spielt.
Ihr nickt, und drohet einzuschlafen,
Weil ihr der Griechen Kunst nicht fühlt.

Ich liebe Königs sanfte Lieder,
Wie dort den Emicus Virgil.
Er hebet niemals sein Gefieder,
Dieweil er niemals fallen will.

Der Schwan von Striegau hat die Lüfte
Mit einem kühnern Schwung erreicht!
Sein feuria Lied haucht Liebesdüfte,
Erröthet Nymphen, oder fleucht!

*) Eleonore die Betrübte ꝛc.

Doch Hamburgs Waller muß gewinnen,
Der der Satire Pfeile wetzt,
Und die holdſeelgen Huldgöttinnen,
Aus Griechenland zu uns verſetzt.

Selbſt Venus Hand, die ſeine Saiten
Mit feiner Harmonie belebt,
Hat ihres Gürtels Lieblichkeiten
In ſeine Liederchen gewebt.

Sein Sitz iſt auf den Roſentriften
Beym zärtlichen Anakreon.
Einſt hört auch Gleim, noch in den Grüften,
Der ſeine ſey nicht weit davon.

Philinde, Meiſterinn im Scherzen,
Werd ich einſt unten hin geſtellt,
Iſt nur ein Platz in deinem Herzen
So iſts der höchſte Platz der Welt.

XVII.

Auf den Burgunder.

Der war gewiß ein frommer Mann,
Den Jupiter ſo lieb gewann,
Daß er ihm dieſen Weinſtock ſchenkte,
Ihn ſelbſt in ſeinen Garten ſenkte,
Und voller Purpurtrauben henkte.

Der Luna Horn muß ihn bethaut,
Und Phöbus huldreich angeſchaut,
Autumnus Werkzeug ſelbſt umgraben,
Und vor den Staaren und den Raben
Priapus Spieß geſchützet haben.

Das war gewiß Dianens Hand,
Die mit dem Ulmbaum ihn verband,
Und ihren Seegen auf ihn legte,
Weil ſie ſein Laub zu ſchützen pflegte,
Wenn ſie den ſchönen Jüngling hegte.

Eh Peleus in der erſten Nacht
Der Braut den Gürtel losgemacht,
So fehlte bey dem prächtgen Feſte,
Zu der Bewirthung ſeiner Gäſte,
Der Nectartrank; das allerbeſte!

Sogleich ſprach Zevs zur Götterſchaar:
Wir trinken Nectar Jahr für Jahr
Seitdem wir in den Wolken leben;
Nun ſollen einmal irrdſche Reben
Unſterblichen ein Labſal geben.

Er ſchüttelt ſein allmächtig Haupt;
Gleich ſteigt der edle Stock belaubt,
Mit ſchlanken Aermen in die Lüfte,
Verbreitet holde Frücht und Düfte,
Daß er den Ruhm des Meiſters ſtifte.

Fahrt hin, fahrt hin, rief Cypria,
O Nectar, o Ambrosia,
Euch so vermissen heißt gewonnen!
Es lebe Zevs, der nach der Sonnen
Noch nie ein schöner Werk begonnen!

Sie streckt die Finger lüstern hin,
Die schöne Frucht an sich zu ziehn,
Pflückt ab und ritzt den Arm im Klauben.
Seit diesem purpern sich die Trauben,
Als wie der helle Hals der Tauben.

XVIII.

Laura oder die Liebe.

Ich fühle einen neuen Trieb,
Seitdem ich mit dem Daphnis weide,
Mein Schäfer nennts nur eine Freude,
Und wär es wahr, so wär's mir lieb.
Doch die dies Wesen besser kennen,
Die wollens lieber anders nennen.

Zwar kenn' ich einen alten Mann,
Der vieles weiß, den könnt ich fragen.
Allein mein Schäfer pflegt zu sagen
Was geht dies alten Gecken an?
Und was mein lieber Schäfer saget,
Das thu ich, eh er sich beklaget.

Der Doris ſag ich keinen Dank,
Die will es eine Krankheit heiſſen,
So müßt' ich ja der Welt beweiſen:
Die Laura ſey beſtändig krank.
Jedoch, man heiß es wie man wolle,
Ich rathe, daß mans ſuchen ſolle.

Mein Schäfer hat es auch geſucht;
Was wiſſen Schäfer nicht zu finden?
Er fands bey mir an einer Linden;
Die Linde trug zwar keine Frucht,
Doch hat mein Schäfer oft geſprochen,
Daß er daſelbſt was abgebrochen.

An dieſer Linde gab er mir
Zween heiſſe Küſſe auf die Wangen,
Und that als wär er weggegangen,
Und blieb doch da und gab mir vier,
Und als ich bey dem fünften ſchmälte,
Geſchahs daß er den ſechſten zählte.

Und dieſes that er unbefragt,
Doch feurig rauſchend und manierlich,
Wie Spatzen heiß, wie Tauben zierlich,
Biß daß ein Kuß den andern jagt',
Und auch die Menge ſo verwirrte,
Daß ich im Zählen ſtritt und irrte.

Seit dieſem fühl' ich einen Trieb,
Daß ich mich gern mit Küſſen weide.
Mein Schäfer nennt es eine Freude,
Sie iſt es auch, und iſt mir lieb.
Die aber, die es beſſer kennen,
Die werdens lieber Liebe nennen.

Man nenn es aber, wie man will,
Genug, es kömmt von meinem Hirten.
Wollt er mich öfters mit bewirthen,
So könnt es ſeyn, ich halt ihm ſtill.
Zwar geb ichs nicht, wenn er befiehlet,
Doch laß ichs ihm, wofern er ſtiehlet.

XIX.

An die Veilchen.

Geliebte Kinderchen! die hier zu meinen Füſſen
Aus feuchtem ſchwarzen Grund, von Thau erzeugt, entſprieſſen;
Ihr Veilchen, groß von Geiſt, wiewohl von Körper klein,
An Glanz und Farben reich, doch ſittſam und gemein,
Ihr ſollt mir heut ein Bild belohnter Tugend ſeyn!
Ihr wohnt in einſamen und ſchattenreichen Gründen,

Sucht weniger, die Welt, als euch die Welt, zu finden;
Ihr schmückt, wie Tulpen, nie ein prächtig Freudenfest,
Und selten küßt euch nur ein schmeichlerischer West.
Bisweilen läßt sich zwar mit gaukelndem Gefieder
Der bunte Schmetterling verbuhlet bey euch nieder,
Doch winkt die Rose nur, so eilet er von euch,
Sagt ewig lebewohl, und flattert ins Gesträuch.
Kein Mensch, um euch zu sehn, irrt zwischen diesen Buchen,
Wohl tausend loben euch, nicht einer mag euch suchen.
Ihr habt ein gleiches Glück mit Tugend und Natur,
Die rühmt der Philosoph, die malt der Maler nur.
Doch dieser, so wie der, verlieren ihre Spur,
Wenn sie von beyder Bahn sorgfältig ausgeschritten,
Der in der Schilderey, und der in seinen Sitten.
Seyd drum nicht misvergnügt, weil euch der Nordwind drückt,
Und euer zartes Haupt so tief zu Boden drückt.

Müßt ihr gleich unterm Schnee in kalten Thälern wohnen,
Der Himmel findet euch, und weiß euch zu belohnen.
Es steigt nach euren Tod ein honigsüsser Duft
Aus eurem Staub hervor, und füllt die weite Luft.
Hierinnen hat euch Gott Unsterblichkeit gegeben,
Nicht ohne Nachruhm noch, wenn ihr verwelkt, zu leben.
Und weil jedwedes Ding, nach seinem festen Schluß,
Am Ende seines Ziels, dem Schicksal folgen muß,
So soll euch doch im Tod ein Glanz von Ehre krönen,
Und nichts Unwürdiges im Sterben noch verhöhnen.
Euch soll vergönnet seyn, was jeder Dichter preist,
Wornach der Weise strebt, wornach der Thor sich reißt,
Was ich, und jeder Held mit Blut sucht zu erwerben —
Auf Phillis Lilzenbrust nicht unbeneid't zu sterben.

XX.

An Philinden.

Geliebtes Weib und der Dione,
An Leib und Geist der deutschen Schönen Krone,
Die ehemals das artige Paris
Als Lehrerinn der feinsten Wollust pries.
Es gaukelten, zu jenen silbern Zeiten,
Die Grazien vereint an deiner Seiten;
Des Lächelns Gott, der muntern Freude Schaar,
Die boten sich dir zu Gefährten dar;
Sie lehreten, Philinde, dich vor allen,
Die feine Kunst in Frankreich zu gefallen.
Was Cypriens erwünschter Gürtel beut,
War über dich an Anmuth ausgestreut;
Der Götter Schaar, die dich, mein Kind, erzogen,
War nicht so sehr Pandoren einst gewogen.
Wird noch einmal, auf Idens grünen Höhn,
Der Phrygier vier Schönen nackend sehn:
So wird er dir den Apfel zugestehn.
Anakreons anmuthige Kamöne
Verließ vordem die helle Hypokrene,
Den alten Sitz, den heilgen Lorbeerhain,
Zunächst bey dir noch mehr beglückt zu seyn.
Da schrieb sie auf, am kühlen Strand der Seine,
Mit spitzem Gold, auf zartem Helfenbeine,

Manch kluges Wort, das dir an Ludwigs Hof,
Wie Honigseim, von deinen Lippen troff,
Und wie ein Pfeil, geschicklich zugespitzet,
Durchs Ohr gesaußt, und sanft das Herz geritzet;
Manch holdes Kind durch deinen Witz erzielt,
Das jedermann gern für das Seine hielt;
Im Scherz erzeugt, gebohren ohne Wehen,
So bald geliebt, so bald man es gesehen.
Vergnügungen, die wir damals geschmeckt,
Auf sanftem Moos nachläßig ausgestreckt,
Vergnügungen voll wollustreicher Stunden,
Warum seyd ihr so schnell, so schnell verschwunden?

Ich Armer, ach! ich sah den Liebesgott;
Verzweiflungsvoll, und blasser, als der Tod,
Den Augenflor vom Antlitz weggerissen,
Voll Gift und Zorn bey strengen Thränengüssen;
Sonst lauter Huld, jetzt lauter Rach und Wut:
Gleich wie ein Schwarm gereitzter Bienen thut,
Sie sammeln sich, sie klingen mit den Flügeln,
Sie sumsen schon, bereit sich aufzuwiegeln;
Der Ackersmann, der ihre Waffen kennt,
Spannt aus dem Pflug und kommet heim gerennt:
So fürchterlich sah ich sein Auge lodern,
Das sonst nur schien zum Küssen aufzufodern.
Er schlenkerte, mit Fluchen, in den Sand
Den schönen Kranz, der seine Locken band;

Des Köchers Gold, der seine Schultern schmücket,
Lag umgestürzt, und jeder Pfeil zerstücket.
Nach jener Trift, durchschlängelt von der Aar,
Warf er voll Grimm die funkelnd wilden Blicke,
Und foderte vom grausamen Geschicke
Für mich, für sich, für aller Götter Schaar,
Dich, schöne Frau, die seine Schwester war,
Und er geliebt, mit Ungestüm zurücke.
Du gleichest ihm, Philind' an Ungemach,
Ach folg ihm nicht auch an Verzweiflung nach!
Du kannst jetzt nicht auf frischen Blumenheiden
Dein schmachtend Aug am holden Jüngling weiden,
Den du geliebt, der oft, entzückt im Gras,
Von dir umhalst, sein Vaterland vergaß.
Es irrt sein Fuß in unwirthbaren Ländern,
Er ändert sich, du must dich mit ihm ändern.
Ach, wickle dich vergnügt bey dir allein
Dir selbst genug in deine Tugend ein!
Versüsse dir des flüchtgen Lebens Kürze
Durch griechisch Salz, durch attisches Gewürze!
Sey als ein Held auf jenen Stab gestützt
Den zu Athen Aristens Sohn geschnitzt!
Füll deinen Kelch, wenn Stand und Zeit es leiden,
Bis an den Rand mit süssem Wein der Freuden!
Und folge bald, gelenkt durch die Natur,
Dem Sokrates und bald dem Epikur!

Ein Steuermann, ein Meiſter blauer Wellen,
Verläßt den Strand, wenn ſeine Seegel ſchwellen.
Er ſieht erfreut die Luft geſtirnet ſtehn,
Und Süd und Weſt nach ſeinen Wünſchen wehn;
Und wenn Neptun im tiefen Abgrund ſtürmet,
Und Flut auf Flut und Well auf Welle thürmet,
Wenn Eurus Heer mit vollen Backen ſauſt,
Und Thetis Reich bis ans Geſtade brauſt:
Kann er durch Kunſt der Götter Jähzorn lachen,
Des Dreyzacks Schlag durch Klugheit kraftlos machen.
Mit edlem Stolz ſieht er am Steuer zu,
Betrügt den Wind, findt im Getümmel Ruh,
Und müd, ſein Schiff vom Felſen abzulenken,
Läßt er zuletzt den treuen Anker ſenken.
So trotze du, mit einem ſtählern Sinn,
Des Glückes Stern, der dir ſonſt heiter ſchien.
Häng deinen Kopf nicht lächerlich zur Erden,
Und laß dein Haus Minervens Tempel werden!
Der ſchwarze Gram, die träge Schläfrigkeit,
Die Eulenbrut, die Tag und Sonne ſcheut,
Im öden Land der Einſamkeit gehecket,
Hat ſchon zur Flucht den Fittich ausgeſtrecket;
Sie ſtürzet ſich in Tellus ofnen Mund,
Die Erde ſeufzt und ſchlieſſet ihren Schlund.
Wen ſeh ich dort die Lüfte fliegend theilen,
Und ofnen Arms nach deinen Armen eilen?
Gleichgültigkeit, die ſtets dieſelbe ſcheint,

Kein Glücke ſucht, bey keinem Unglück weint,
Mit kaltem Blut des Himmels Einfall ſchauet,
Das Leben liebt, doch vor dem Tod nicht grauet;
Vergeſſenheit, die, was die Sinnen kränkt,
In Lethens Fluß auf ewiglich verſenkt;
Fried, Eintracht, Ruh, die hold verſchwiſtert hüpfen,
Und Freund zu Freund durch ſanfte Knoten knüpfen;
Standhaftigkeit, die mehr, als wär ſie frey,
Die Wahrheit liebt im Zwang der Sklaverey,
Die Gottes Arm bewundert, doch nicht zittert,
Wenn um ſie her der Donner alles ſplittert.
Ihr Göttinnen, den Groſſen unbekannt,
Wer euch verehrt, verehret mit Verſtand!
Fern vom Geräuſch, vergnügt in einer Wüſte,
Entfernet ihr die mörderiſchen Lüſte;
Ihr blinzet nur, ſo fleucht ihr banger Schwarm.
Ihr reichet uns Geſunkenen den Arm.
Der Weiſe ſeufzt, beſchwert mit vielen Ketten,
Ihr kommt zu ihm, auf Roſen ihm zu betten.
Es findt in dir, mein Kind, wer dich erblickt,
Des Vaters Feur und Suada ausgedrückt.
O laß uns auch ſein Felſenherz im Leiden,
Den höhern Ruhm in dir noch unterſcheiden!
Ob ihn das Glück auf einen Gipfel hob,
Obs ihn herab in einen Abgrund ſchob:
Er blieb ein Held, und unaufhörlich einer,

Im Glücksfall groß, im Unfall niemals kleiner,
Stets aufgeweckt, stets auf der Tugend Pfad;
O Tochter, thu, was einst dein Vater that!
Ergötze dich, doch mitten im Ergötzen,
Laß Zeit und Ort dir einen Schlagbaum setzen!
Beug deinen Hals im Joch der eisern Zeit,
Mit minderm Gram, als mit Entschlossenheit!
Such allezeit den Nutzen im Vergnügen,
Und trinke nie mit allzustarken Zügen;
Wie du vordem, als du dein Glücke fandst,
Die feinste Lust mit Mäßigkeit verbandst!
Und rufen dich die Götter zur Belohnung,
Spät oder bald, aus deiner schwarzen Wohnung,
In den Pallast der freien Frölichkeit,
Wo alles lacht, und Zwang und Schwermuth
scheut;
So laß alsdann, nicht mühsam, in Philinden
Die Grazien die Tochter wieder finden!
Es sey dein Geist, was er vorher uns war,
Fein von Geschmack, und niemals unfruchtbar!
Dir wirds indeß an keinem Freunde fehlen,
Der deinen Muth bemühet ist zu stählen;
Den ohne Zwang, dieweil er deiner werth,
Der Pindus liebt, wie er den Pindus ehrt;
Der fähig ist aus deinem Thun zu lesen,
Was ehedem Anakreon gewesen.

Sinngedichte

des Herrn von Thümmel.

(Mit des Verfaſſers Bewilligung aus dem Götting. Almanach genommen.)

I.

Der Zweifler.

Die beſte Weisheit iſt, nach der die Zweifler trachten:
Mir ſchenkt ſie wenigſtens den wichtigſten Gewinn.
Ich bin nicht mehr ſo ſtolz die Thoren zu verachten,
Seitdem ich zweifeln muß, ob ich ein Weiſer bin.

II.

Die Reiſe.

Der junge Hans verreiſt — Ihr fragt, wohin es geht?
Von Leipzig nach Lyon, von da — ins Lazareth.

III.

Auf eine deutſche Dichterinn.

Ein güldnes Saitenſpiel entfiel Apollens Hand,
Es tönte durch die Luft noch dreimal, und verſchwand.
Von dem Olymp beklagt ſieht Amor es verſchwinden,

Fliegt nach, durchsucht die Welt, und weint,
und kanns nicht finden.
Der himmlische Verlust lag in bemoosten Gründen,
Wo Phillis weidete, die ungesucht es fand.

IV.

Bitte eines Liebhabers an seine junge Geliebte, mit der er schon einige Zeit versprochen war.

Du übertreibst, o Freundinn meiner Jugend,
Den Reitz der Schaam und Sittsamkeit,
Und in dem Fieber deiner Tugend
Betrügst du dich um Glück und Zeit.
Wie lange willst du noch, wie lange
Das treuste Band der Ehe fliehn,
Und mir zur Qual, im kurzen Uebergange
Vom Fräulein bis zur Frau — verziehn?
Du hörst mich nicht? Geliebteste! so höre
Doch deiner ersten Mutter Rath.
Sie, die das Maas der jungfräulichen Ehre
Am richtigsten gemessen hat;
Als sie der Herr, mit jedem Reitz umgeben,
Der dich jetzt schmückt, ins Leben rief,
Bewahrte sie dies jungfräuliche Leben
So lange nur, als Adam — schlief.

V.

Das richtige Sinnbild.

Cotill, der uns so oft mit seinen Schriften straft,
Cotill läßt sich ein Petschaft fassen;
Das Sinnbild seiner Autorschaft!
Das, denkt er, müsse artig lassen.
Er schlägts dem Künstler vor, der wagt es zu versprechen,
Geht voll Erfindung fort, und sticht, was er erfand;
Was konnt er auch wohl anders stechen? —
Ein Schreibezeug und eine Hand.

VI.

Der Heldentod.

Columnus starb als Held, hört was er überwand:
Durch Laster sein Gefühl, durch Bosheit den Verstand.

An ein Fräulein,
bey Ueberschickung der Wilhelmine.

In einem Städtgen voller Zwang,
Den Sitz verjährter Kleinigkeiten;
Wo Lust und Scherze zu verbreiten
Es keinem Dichter noch gelang,
Wagt ich's, aus Einsamkeit, und sang.

Der Gott der über alle Herzen
Mit unumschränkter Macht, früh oder spät, regiert,
Der, im Gefolg von leichten Scherzen,
Bald Helden, bald Pedanten führt;
Der Gott der Jugend und der Liebe,
Und Herr der freudigsten Natur,
Den ich dir gern, nach meinem Triebe,
So reitzend wie er ist beschriebe,
Erlaubte mir dein Mund es nur;
Der war es, der mir Lust und Feuer
Zu diesem Heldenlied verlieh.
Er zeigte mir ein Abentheuer,
Ich spielt es kühn auf meiner Leyer,
Und ohne Kunst und ohne Müh,
Zum Spotte der Pedanterie.
Doch hab ich auch erhabnre Thoren,
Schön, reich, geputzt und hochgebohren,
Die Lieblinge der großen Welt,

Dem ſchwarzen Helden zugeſellt,
Den ich zum Gegenſtand erkohren.

Und ſo entſtand dies lachende Gedicht;
Ich übergabs der Welt, und unterſuchte nicht
Ob ich auch Dank dafür verdiene.
Belohneſt du es nur mit einer frohen Miene,
Du, meine Freundinn, die der jüngſten Muſe gleicht,
So iſt mein ganzer Wunſch erreicht.

Gedichte

von

Joh. Dieder. Lending.

(Seine Lieder und Scherzgedichte Altona 1756 sind eine solche Mischung von guten, mittelmäßigen und schlechten Poesieen, daß ich dem Verfasser selbst keinen unangenehmen Dienst zu leisten glaube, wenn ich hier eine kritische Scheidung vornehme.)

I.

Bittre Klage.

(Drey verschiedne Briefe brachten zugleich mit einer Post die Nachricht von dem Tode der Gemahlinn, der Maitresse, und des geliebten Pferdes.)

Mein Mädchen, Pferd und Weib — die alle sind verloren?
Ach! — Doch — bedenk ichs recht, wozu der Mensch gebohren —
Wie froh bin ich, daß mir nichts ärgers widerfährt!
Mein Weib war zänkisch, grob, und häßlich von Gestalt;
Mein Mädchen mager, und fast alt —
Wie dauert mich mein Pferd!

II.
Der Wunsch.

Du volles, glühendes, und steifes Amtsgesicht,
Das ohne Wort und Laut, wie ein Orakel, spricht,
Ehrwürdger, hochgewölbter Bauch,
O hätt ich dich doch auch!

Verzeih es mir, du heilger Müßiggang!
Einst wünscht ich Ehre, Ruhm, und Rang;
Jedoch, seitdem ich dich in deiner Pracht gesehn,
Ist mir kein ander Ansehn schön.
Wie haß ich nun der Arbeit strengen Zwang!
Wie wird mir beym Geschäft nicht schon die Zeit so lang!
Und werd ich künftig noch um schwere Bürden flehn?
O nein! für mich sey immer kein Mäcen!
Jetzt ruf ich blos den Halbgott an,
Der mich zum Domherrn machen kann.
Beneid ich dann jemals der Ehre schmalen Gast,
Dann, Brüder, stoßt mich gleich von des Kapituls Mast;
Und zeig ich je Verstand und Witz,
Erklär ich euch der Sterne Lauf und Sitz,

Wie der Pedant Kopernikus;
Dann sage mir der Spötter zum Verdruß:
Ich kennte nicht, wie Bruder Fritz,
Den weichsten Polsterſitz.
Zwar fehlt mir noch vom Wein ein glänzend roth Geſicht,
So wie dem engen Bauch manch köſtliches Gericht,
Den Beinen Podagra und Gicht;
Doch glaub ich, ſtimmte nur auch das Kapitul ein,
Ich könnte gleich Decanus ſeyn.
Denn, wann ich nun genug am vollen Tiſch gewacht,
Verſchlief ich eine lange Nacht,
Und würde jeden Tag ſo recht prälatiſch ruhn,
Um an den andern nichts zu thun.

III.

Die Jungferſchaft der Muſen.

Das glaub ich wohl, ſpricht Grill, der in dem Orden
Der Dichterzunft noch nicht ſehr reich geworden:
Die Armen, ach, ſie wären längſt vermählt,
Hätts ihnen nicht am Heirathsgut gefehlt!

IV.

Der Affe und Matz der Reimer.

Ein Affe sah, ich weiß nicht wo,
Des Orpheus schwere Leier liegen.
Wie ward der kleine Affe froh!
Ach Bruder, sprach er, voll Vergnügen
Zu seinem Affenbrüderchen,
Hilf mir, so soll man Wunder sehn!

Der Bruder leiht ihm brüderlich
Die kleine hülfbegierge Pfote;
Dann ruft der Leirer: Höret mich,
Und alles sey mir zu Gebote!
Du Fels und Wald, noch liegt ihr still;
Doch alles tanzt, so bald ich will.

Er stimmt. Der Bruder hüpfet schon.
Ein Affe stimmt? Er hats gesehen.
Er leirt. „Ach Bruder, welch ein Ton!
„Ich tanze, wer kann jetzt nur gehen?„
Er tanzt, weil es sein Orpheus will,
Und Fels und Wald die liegen still.

So sah einst Matz von Bohnenstroh
Voltairens Henriade liegen.
Schnell ward das Versemännchen froh;

Ach Stentor sprach er voll Vergnügen,
Ach Stentor Herzensbrüderchen
Hilf mir, so soll man Reime sehn.

Sein Stentor leiht ihm brüderlich
Die schnellen reimbegiergen Hände;
Dann ruft der Schreier: Höre mich!
Jetzt geht dein langer Hohn zu Ende:
Jetzt Deutschland hörst du ein Gedicht,
Wovon der Enkel Enkel spricht.

Matz sinnt, und Stentor fühlet schon.
Ein Reimer sinnt? So! um zu sinnen.
Matz krächzt. „Ach Bruder, welch ein Ton!
„O das muß jedes Herz gewinnen!„
Er jauchzt, je mehr sein Maro dehnt,
Und Deutschland? Nun — und Deutschland gähnt.

V.

Die Schöne.

Welch himmlich Auge! Welch ein Blick!
Schenkt uns ein Gott mehr, als Heleuen?
Natur, dies ist dein Meisterstück!
Was gleichet dieser Schönen?

Wie vielen Liebreiz zeigt ſie nicht!
Welch edle Ordnung in den Zügen!
Wie lächelt ſie! St! Horcht! Sie ſpricht — —
O hätte ſie geſchwiegen!

VI.

Eines erlöſten Ehemanns Glaube und Troſt.

(nach dem Quevedo.)

Nun glaub ich es, und habe keinen Zweifel:
Mein Uebel kam von dir, verdammter Teufel!
Wie ward mir ſonſt dies böſe Weib,
Die Folterbank für Seel und Leib,
Wenn du mich nicht an ſie gekettet?
Jetzt, da der Himmel mich errettet,
Bevor ich ganz verloren bin,
Jetzt, Teufel, nimm ſie wieder hin,
Und laß dir dies von mir verſprechen:
Sie wird mich ſicher an dir rächen.

VII.

Mirſilis.

Er iſt nun einmal ſo, der kleine Mirſilis,
Geſchwätzig, gaukelnd, unbeſonnen;
Der Liebe iſt dies keine Hinderniß,
Und er hat manches Herz gewonnen.

„Vielleicht gab die Natur ihm wohl nicht viel Verstand?„
O, die Natur war hier dein Urtheil nicht gewärtig!
Sie ist nicht schuld: Er sprang aus ihrer Hand;
Denn zum Gehirn war erst der Kasten fertig.

VIII.

Thraxens Gelübde.

Umsonst beutst du der Gottheit Gaben an,
Und suchst der Rache Arm zu lähmen:
Thrax! schämt sich doch ein braver Mann,
Von einem Schelm Geschenke anzunehmen.

XI.

Fragment eines Gesprächs.

Auch nicht vier Gulden? Nicht? Gestehen sie einmal,
Mein Herr, daß ich es leidlich mache!
Madam — vielleicht — jedoch es ist nicht meine Sache:
Die Zinse übersteigt sehr weit das Kapital.

Ein Gedicht

von

Dreyer.

Vorerinnerung.

Dreyers Athem war zu ſchwach, um längere Gedichte zu unternehmen, es müſten denn burleske Satiren geweſen ſeyn; und auch hier ermüdete er bald, wie folgendes Gedicht beweiſen kann, das bey mancher ſchönen Stelle auch viel Geſchwätz enthält. Die Pointe iſt ganz in Dreyers Geiſte.

Das Grab
des
todtgebiſſenen Pratje
der
in der Liebe ſich verirrt
beſingt
ein ungekrönter Dichter
der
auch einmal begraben wird.

(Dieſer Hund ward von ſtärkeren Hunden in einem Liebeshandel zu todte gebiſſen. Sein Herr, welcher auf ſeinen Namen tauſend Thaler aus der Lotterie gewann, ließ ihn ordentlich begraben, und erſuchte mich ein Karmen auf ihn zu machen

Dreyer.)

Poeten schreibt für Ewigkeit und Geld,
So lang ihr könnt, so viel euch selbst gefällt,
Stimmt, singt, und heult, und macht mit manchem Liede
Euch selbst den Hals, und uns die Ohren müde;
Den Weihrauch, der doch etwas kosten soll,
Den streuet ihr bey ganzen Fäusten voll,
Und erndtet doch — die Zeit wird immer böser —
Dukaten nur, fast nie Portugaleser.
Oft spielt bey Tisch ein armer Musikant,
Ein Teller geht alsdenn von Hand in Hand,
Drauf wirft man Geld aus Hochmuth und Erbarmen.
Ein solcher Teller ist, deucht mich, ein jedes Karmen.
Ich, ein Poet, ich sag es, glaubt es mir:
Das würdigste, das lächerlichste Thier
Vom Adler an herab bis auf die Kröte,
Beim Lorbeerkranz! das, das ist ein Poete!
O wie gemein ist die Gelegenheit,
Bey der ihr stets mit Singen emsig seyd!
Ihr singt, wenn sich ein großer Narr verbindet,
Der kein Verdienst, als reich zu seyn, empfindet;
Ihr singt, wenn man den oder die begräbet,
Die viel zu lang in Tag hinein gelebet;
Ihr singt, wenn Star ein neues Amt beglückt,
Wozu sich mehr, als er, sein Diener schickt;

Ihr singt, wenn den ein junger Sohn vergnügt,
Der würdig ist, daß man ihn selbst noch wiegt;
Ihr singt, wenn den, der seines Namens Fest
begehet,
Der, wie sein Moyé, in Ruhm und Ansehn stehet;
Ihr singt, wenn des Geburtstag Gäste wirbt,
Der lebt, damit er frißt, der frißt und stirbt;
Ja ja ihr singt von Sachen und von Leuten,
Die kaum so viel, als euer Lied, bedeuten.
Ich will mich jetzt weit über euch erhöhn,
Was ich besang, ist selten gnug zu sehn,
Und ewig wird die alte Wahrheit gelten:
Was man mit Recht erhebt, ist immer selten.
Nun stimm ich an. Mir lockt das frühe Grab
Von einem Hund anjetzt ein Karmen ab.
Nicht selten ist der Hunde Tod auf Erden,
Doch selten ist, daß sie begraben werden.
Dies wahre Glück hat Pratjen nur gehört!
Sein Herr, der nie was mittelmäßigs ehrt,
Sein Herr, der Freund und Kenner edler
Gaben,
Der hat ihn lieb, und der läßt ihn begraben.
Sein Lebenslauf stellt viel Beweise dar,
Daß dieser Hund ein Hund der Hunde war.
Nie war ein Thier geschickter und getreuer,
Er hatte viel und fast poetisch Feuer,
Er wachte gut, wich größern Hunden nie,
Gieng auf die Jagd, zog aus der Lotterie,

Begriff sehr viel, schwamm fleißig, wie die Enten,
Im Fleiß beschämt' er Lehrer und Studenten,
Er starb zuletzt recht männiglich in dem Beruf,
Zu dem allein ihn die Natur erschuf,
Er wollte sich und sein Geschlecht vermehren,
Nur durch den Tod ließ er sich dies verwehren.
Daß ihm ein Grab zu Theil geworden ist,
Dies macht, daß man hier diese Grabschrift liest:
Er ist dahin, wohin wir alle müssen,
Und dann wird uns, wie ihm, aufs Grab g — —

An Herrn Meinhardt
von Zachariä.

(in ein Exemplar der scherzhaften epischen und lyrischen Gedichte)

Braunschweig den 2 Hornung 1762.

Wie sehr bist du mit alle dem bekannt,
Was je der Alten Geist, der Neuern Witz erfand!
Sieh diese Lieder nicht zu scharf, zu kritisch an!
Viel, was der Jüngling sang, mißfällt nunmehr dem Mann.

Dithyrambiſche Kantate

von Schrader.

(aus den Kantaten zum Scherz und Vergnügen.)

Arie.

Fliehet, Sorgen!
Bis zum Morgen
Will ich frölich ſeyn.
Gott der Reben,
Du ſollſt leben!
Fort, ihr Sorgen; hier iſt Wein.

Recitativ.

Bekränzt ſitzt dort der Gott auf dick bemoosten Felſen,
Die Nymphen um ihn her. Mit hochgereckten Hälſen
Und aufmerkſam geſpitztem Ohr
Horcht auf ſein Lied der Satyrn Chor.
Dort ſtehſt du hoch, Silen, die Schaale in der Fauſt,
In der der friſche Moſt aus großen Schläuchen brauſt.
Du trinkſt in langen Zügen,
Füllſt wieder ein, und ſammelſt für Vergnügen.
He! Alter ſiehſt du nicht mich frohen Muſenſohn?
Zwo Stunden dürſt ich ſchon.

Arie.

Welch klägliches Exempel!
Hier ſteht vor Bacchus Tempel
Ein durſtger Zecher.
Schenke, rette deine Ehre!
Wein her! Oder ich verſchwöre
Dich und deinen Becher.

Recitativ.

O Alter, nun weiſt du zu leben.
So muß es ſeyn, wenn bey den Gott der Reben
Des Dichters frohe Flöte ſchallt.
Ich fühl es ſchon; die Gottheit wirkt in mir!
Muth und Begeiſtrung iſt in dir,
Du Nectar, der mein Blut durchwallt.
Schenk ein, Silen; Luſt iſts, mit dir zu trinken:
Man durſtet, trinkt, und durſtet bis zum Sinken.
O nun, nun fühl ich dich, dich Feur der Rebe,
Todt war ich, trank, erwacht, empfand und
bin und lebe.

Arie.

Lob dem Gott der Götter,
Der das Leben ſchenkt!
Lob dem Menſchenretter,
Der mit Rheinwein tränkt.
Vater Bacchus! — Welcher Schwindel —
Ziegenfüßiges Geſindel.
Lachſt du? — He! ſa! Evan! He!
Bacchus — Nymphen — Evoe!

Damon

oder

Anfang einer Abhandlung von der wahren Größe des Geistes.

1751.

Vorerinnerung.

Ohnerachtet Hr. J. J. Fabricius einen ganzen Band Gedichte (1755.) herausgegeben, so werden ihn doch noch wenige unter unsern guten Dichtern haben nennen hören. Ich würde ihn unter unsern didactischen Poeten eine vorzügliche Stelle einräumen, wenn er den Plan des Ganzen so bearbeitete, als einzele Verse, und sich mehr bemühte, ein vortreffliches Lehrgedicht zu liefern, als schon gesagte Sentenzen an einander zu ketten. Aus eben dieser Ursache habe ich den Lesern von seinen mehrern Gedichten nur eines ausgewählt, um sie bey Appetit zu erhalten.

Erſter Geſang.

Urſprüngliche Beſtimmung und Verluſt.

Gedanke! der im Schooß der Ewigkeit erwachte,
In deſſen Umfang ſich Gott ſelbſt als Gott gedachte —
Ein endlicher Verſtand miſt deine Gröſte nicht:
Der Myriaden Laſt, die dich nicht überwiegt,
Sank aus der Allmacht Hand allein um deinet Willen,
So weit kein Auge reicht, Syſtemen auszufüllen.
Du biſt der Mittelpunkt von Welten und von Zeit:
Der Schöpfung weites Reich gleicht ſich der Ewigkeit,
Du biſt die Gottheit drinn. Aus unzählbaren Quellen
Umglänzt dich Licht und Pracht, dein Daſeyn zu erhellen.
Dir opfert die Natur des Weihrauchs heil'gen Duft,
Der Athem ihrer Kraft beſeelt für dich die Luft,
Und läſt die Ewigkeit von zauberiſchen Chören
In hoher Harmonie dein mildes Loblied hören.
Dir blökt das fette Thal, dir ſchmelzt der Berge Schnee,

Dir hüpft die Luft im Bach, die Wollust in der See,
Dir wühlt der Riesen Scherz im Bauche tiefer Meere;
Ihr Schnauben ist dein Ruhm, ihr Wüten deine Ehre.
Welch ein Gedanke wars? — (der Weisheit Hand
Macht seinen Umriß selbst den Sterblichen bekannt,
Sonst wagten sie umsonst, ihn zitternd auszusprechen,
Selbst Engel wagtens nicht, sie wagten ein Verbrechen.)
Es wurde ein Geschöpf, ein kurzer Inbegriff,
Und Abglanz von der Kraft, die ihn ins Wesen rief,
Ein Bürger unsers Reichs, ein freygebohrner König,
Der Schöpfung Oberherr, dem Schöpfer unterthänig,
Ein Sohn der Heiligkeit, der Weisheit Eigenthum,
Der Liebling unsrer Zucht, der Gottheit Bild und Ruhm!

Mensch, fühle zitternd noch die seelige Minute,
Da dieß gewaltge Wort auf deinem Staube ruhte

Und der Empfindung Kraft in deine Nerven goß —
Beseelt vom Hauch aus Gott, der segnend in dich floß,
Fühlst du ein heilig Feur, in deinem Blute brennen,
Und lernetst Gott in dir, und dich in Gott erkennen.

Was quält dich, banger Geist? was drückt dich für ein Weh?
Erhebe dich beherzt zu deines Ursprungs Höh,
Und miß von da herab die ausgespannten Zonen;
In dieses Tempels Pracht soll deine Ehre wohnen.
Du seufzest Geist aus Gott? und bebst in Ohnmacht hin? —
Gab Gott dir Weh zum Theil, und Seufzer zum Gewinn?
Hieß er dich das Gesicht, das seine Stralen decken,
In dicke Finsterniß der bängsten Furcht verstecken?
Bist du der Gottheit Sohn, und liegst verzagt im Staub?
Ein Bild des Ewigen — und deiner Tage Raub? —
Der Blindheit Labyrinth an hoher Weisheit Stelle?
Anstatt der Ruh in Gott, das Bild von Tod und Hölle?
Ein ungeheuer Bild! ein Bild der Mitternacht,

Von Helden wilder Pein in banger Bruſt bewacht!
Unglücklicher! zur Quaal, und doch aus Gott gebohren?
Hat der Gedank in Gott den ewgen Grund verlohren,
Die Schöpfung ihren Kern das Mark der Creatur? —
Der Weisheit Rath, ein Eid, der Allmacht Wort, ein Schwur,
Ihr Wort: Es werd' Ein Menſch; wie darf man es nicht glauben,
Wer wagte den Triumph, ihm ſeine Kraft zu rauben?
Wie, oder war nur hier der Gottheit Arm zu matt?
Schuf ſie die Mißgeburt an ihres Bildes ſtatt?
Umſchifft der Erden Reich, und forſcht auf eurer Reiſe,
Wo lebt der Seelige, der Götterſohn, der Weiſe?
So weit ihr Menſchen ſeht, mißt, von der Wieg ins Grab,
Nur Thorheit und Verdruß des Menſchen Schickſal ab.
Die zartſte Jugend nährt die Laſter ſpäter Jahre:
Der Kindheit leichte Luſt befleckt noch graue Haare.
Stolz, Wolluſt, Eigennutz ernährt mit wilder Gluth

Die Triebe in der Bruſt, dem Zirkellauf im Blut;
Und, dieſer Götzen Huld ſtets ſklaviſch zu erhalten,
Zeigt ſich des Menſchen Bild in wechſelnden Geſtalten;
Wie ein Chamäleon ſich niemals ſelber gleicht,
Und ſich ein Taubenhals in ſtetem Wechſel zeigt.
Liſt, Untreu, Grauſamkeit, verlarvte Bubenſtücke,
Die Bruſt ein ofnes Grab, bey freundſchaftlichem Blicke
Ein ſüß berauſchend Wort, das Otterngift verbirgt,
Ein ſanfter Druck der Hand, die ohn Erbarmen würgt;
Das heißt Geſetz und Recht, das ſind der Eintracht Pfänder,
Des Friedens feſtes Band, das Band beglückter Länder.
Aurora macht mit Gram die goldnen Pforten auf;
Dann traukt die Sonne ſelbſt durchs Morgenthor herauf,
Sie läßt den erſten Blick in Thränen überwallen,
Sie ſinkt zum Schooß der Nacht, und läßt erſt Thränen fallen:
Und wär es nur kein Gott, der ihr die Herrſchaft gab,
So wünſchte ſie ſich längſt der Schatten ewges Grab.

Was traurſt du Königinn? was macht dein Antlitz bange?
Was ſchmelzet für ein Schmerz von der erblaßten Wange?
Warum verweilet ſich des Auges ſchmeichelndlicht
An dem umkränzten Haupt der ſtillen Hügel nicht?
Sie ſind mit Blut befleckt! Es floß erhitzt vom Grimme,
Und rauchte noch voll Wuth, und rief mit wilder Stimme
Der Rache furchtbar Schwerdt zum Fluch und Untergang;
Weil hier des Bruders Dolch durchs Herz des Bruders drang.
Warum belauſcht du nicht die Schatten frommer Gründe?
Sie ſind ein Bild der Nacht, ein Ruheplatz der Sünde!
O! weine, weine laut! ſind Thränen noch genug?
Natur, erbeb und ſtirb! dich macht der Menſch zum Fluch.
Des Todes wilde Fauſt durchwühlet deine Reiche,
Und macht das Leben ſelbſt zur ekelhaften Leiche.
Der Schöpfung edler Bau, das Wunder reiner Pracht,
Natur, erbeb und ſtirb! es iſt ein Reich der Nacht.

Der Donner zürnt umher mit ſchnaubendem Geheule,
Der Rache freſſend Feur entzündet ſeine Keile,
Der Sturm beflügelt ſie, mit Schloſſen untermengt,
Aufs Haupt des Wüterichs, der als ein Sklave denkt.
Er bebt, und eilt zur Kluft, um kurze Zeit zu zittern;
Doch bleibt er ein Tyrann, und leiht von Ungewittern
Des Unſinns neue Wuth und neuer Flüche Kraft,
Die ſelbſt mit Läſterung den Gott im Donner ſtraft:
Er zagte, daß der Zorn ſein wildes Herz verſchone,
Und ſtürzt voll Unſinn drauf den Retter ſelbſt vom Throne.
Dieß höreſt du Natur, und biſt nicht längſt geflohn?
Von fremder Schande wund, und du erträgſt den Hohn?
Und reißt die Freveler im Zorne mit dir wieder
Nicht in die ewge Nacht des erſten Chaos nieder?
Wo iſt die ſtarke Hand, die dich nicht ſinken läßt?
Welch unſichtbare Kraft hält deine Kette feſt?

Wer wälzt dein funkelnd Heer noch durch geſetzte Kreiſe?
Der Menſch iſt deine Schmach; wer iſt dein Herr? der Weiſe!

Der Weiſe? lebt er noch? o! mein beklemmtes Herz,
Welch ein erquickend Wort beſänftigt deinen Schmerz!
Sieh um dich! ſey beherzt! ſie iſt, ſie iſt verſchwunden
Der Schwermuth bängſte Nacht, die deinen Blick gebunden,
Die bebende Natur erbebt nicht mehr vor dich:
Die Sonne, die bethränt auf ihre Bühnen ſtieg,
Gießt durch den Zauberſchall erhabner Jubellieder
Der Freude ſanftes Licht aus vollem Mittag nieder.
Der Schöpfung Reich umwallt der Anmuth Frühlingspracht,
Wie von der Braut geführt das Herz des Bräutgams lacht.
Dort, wo des Donners Arm die Wolken zittern preßte,
Dort rühmt des Vogels Lied durch die geſpannte Veſte,

Daß in dem Weisen noch das Bild der Gottheit lebt,
Wenn Furcht und Höllenangst durchs Herz des Wütrichs bebt.

Du königlich Geschlecht, du Volk aus Gott gebohren!
Volk, dem die Ewigkeit des Seegens Bund beschworen,
Durch deren grosses Herz ihr reines Feuer glüht,
Die sie mit Mutterhand zu Kron und Reich erzieht —
O Glück! o seelig Volk! o! saget mir ihr Gründe,
Wo ich des Weisen Bild in euren Schatten finde?
Ihr stillen Hügel sagt, wo ihr mit Moos bedeckt,
Zur Ruhe für sein Haupt euch sanft zum Thale streckt;
Wie, oder ist im Hain, dort im durchbrochnen Schimmer,
Der Zweige wallend Laub der Vorhang seiner Zimmer?
Wie, oder floh er längst zum Tempel seelgrer Ruh, —
Mein Herz erbebt aufs neu! — verklärtern Sternen zu?
O! Weisheit führ auch mich zu den verklärten Sternen,
Ich muß, mein Herz befiehlt, ich muß ihn kennen lernen!

Wenn unter meinem Fuß die dunkle Erde sinkt,
Und dort mein Geist sich satt in deinem Schimmer trinkt,
Wenn auch mein Finger dort in deine Saiten greifet,
Wenn dein erhabnes Lob auf meiner Zunge reifet —
O dann! o Trieb! o Lust! o Weisheit! o Natur!
Mein Schritt steht hoffend schon auf der erwünschten Spur!
O Glück! wornach mein Geist mit stiller Schwermuth geitzte,
Des Weisen Bild, o Glück! das meine Wünsche reitzte!
Bald wird sein hoher Schmuck in meine Seele gehn,
Bald wird mein Aug entzückt auf sein Exempel sehn!

„Was wagt sich doch sein Wunsch in weit entfernte Sphären?
„Wie, soll die Erde denn nur freche Thoren nähren?
„Und irrte nicht vorlängst aus dem gesetzten Gleis
„Daß sie, mit Furcht beschweift, vom Feur des Eifers heiß,
„Bis an den Angelstern durch schreckenvolle Nächte,

„Vom Sieg des Ewigen die hohe Bothschaft brächte?
„Du bist dem Irrstern gleich, noch allzufinstrer Blick,
„Von Sternen sucht der Mensch, der Wünsche Ziel, sein Glück;
„Als wäre Glück und Heil nur an der Zukunft Stunden,
„Nur am entfernten Ort, mit Ketten fest gebunden.
„Legt doch, ihr Sterblichen, das Fernglas aus der Hand,
„Macht euch die Gegenden, die ihr bewohnt, bekannt!
„Laßt doch den blöden Fuß nicht ohne Auge gleiten:
„Hier wohnt das beste Glück, hier wandelts euch zur Seiten!
„So wünscht die Schwermuth oft, die man für Tugend hält,
„Sich murrend das System von einer bessern Welt;
„Und würde, wär sie auch ein Werk von seinen Händen,
„Die erst gewünschte Welt durch neuen Tadel schänden.
„Zufriedenheit verbannt die Seufzer aus der Brust,

„Und der von Kerkern träumt, erwacht im Schooß der Lust;
„Und fühlt beschämt und still, daß seiner eignen Seele,
„Nicht der beschimpften Welt, der Ruhm der Weisheit fehle.
„Des Weisen heiligs Bild versperrt kein öder Hain,
„Kein unbewohntes Thal schließt es ins Dunkle ein.
„Auch floh es nicht von hier zu unbekannten Sternen;
„In Damons ofner Brust kannst du es kennen lernen.
„Der Damon, der so lang in deiner Hütten wohnt,
„Der ohne Titel groß, durch Güter unbelohnt,
„Gott und der Welt, und sich, mit stillem Eifer nützet,
„Der ist es, der die Welt vor ihren Trümmern schützet.
„Auf! bilde deinen Geist in seinem Lebenslauf!
„Schreib seines Wandels Ruhm in heilgen Liedern auf,
„Und zeig der Welt darinn den Maaßstab wahrer Größe;
„Ein Maaß, wornach ich selbst erhabne Seelen messe.„

O Weisheit, welch ein Rath! ich fühle seine Kraft,
Ich fühle Trost und Ruh, die Wunsch und Irrthum straft.
Der Ehrfurcht mächtge Hand erschüttert meine Glieder,
Und beugt den wilden Stolz der Leidenschaften nieder.
Wie zittert Reu und Schaam durch das erschrockne Blut;
Bis sie auf Wang' und Stirn' in ihrem Purpur ruht,
Bis sich der volle Tag mit meiner Freude mischet,
Und dieses Morgenroth von Stirn' und Wangen wischet.

In diesem blöden Schmuck, o Damon! such ich dich.
O Damon! höre sie! die Grosmuth spricht für mich:
Erkenne deinen Ruhm in dem erhabnen Triebe,
Und gönne mir dein Herz zur allerreinsten Liebe.
Zur Liebe? nein, zu viel! nur zur Bewunderung.
Ein Blick in deine Brust ist meinem Wunsch genug.

Du thuſt es? ſanfte Luſt, durchtaumle meine Seele!
O! nennt mir tauſendmal das Glück, das ich erwähle.
Wie ſtolz macht mich der Ruhm, den dieſes Herz mich lehrt!
Beneidenswerthes Glück, du biſt des Lebens werth!
Du ſollſt bey meinem Staub auf ewgen Marmor wachen,
Und noch zu Damons Ruhm die Nachwelt neidiſch machen.

Zweiter Gesang.

Der Kampf des Geistes.

O! Wollust für mein Herz, ein großes Herz zu sehn!
Beneidenswerthes Glück! So seegensvoll, so schön,
Weckt mich vom Schoos der Nacht, aus schwermuthvollen Sorgen,
Kein heitrer Frühlingstag, kein froher Festtags-Morgen;
Denn wär ich nicht vom Schlaf an Damons Brust erwacht,
So schreckte mich der Tag, mehr als die längste Nacht.
Der vierte Frühling hat uns schon vergnügt belauschet,
Viermal ist über uns der Winter hingerauschet;
Seit ich an Damons Brust die hohe Kunst entdeckt,
Wie uns kein Sommer brennt, kein Wintersturm erschreckt.

Erkennte doch der Thor der Weisheit hohen Adel,
Der Winter rächte nicht den ungerechten Tadel;

Wenn er des Himmels Kleid mit Pest und Nebel schwärzt.
Der Sommer würde nicht in wilder Lust verscherzt;
Und würd' im Donner nicht, die Schmach der Zeit zu rächen,
Aus Wettern voller Zorn mit Missethätern sprechen.
O! wie verkennt der Mensch des Menschen Zweck und Recht!
Der Schöpfung Herr und Ruhm wird der Geschöpfe Knecht;
Und ringt mit Heldenkraft und eines Kämpfers Mühe,
Daß jeder längrer Tag die Ketten fester ziehe.
Noch dünket sich, der Thor ein stolzes Königskind,
Und rühmt die Fessel noch, wenn es nur goldne sind.
Ein Wurm im niedern Staub bleibt seinem Zwecke treuer,
Der Thor ist gegen ihn ein kluges Ungeheuer;
Und wenn ihn gleich sein Stolz bis auf den Thron erhöht,
So spottet noch ein Wurm der nackten Majestät.
Hätt er nur den Verstand, den Thoren gern entbehren,
Aus Mitleid würd er sie erhabner denken lehren.

Ermuntre dich mein Geiſt, und fühle deine Pflicht:
Der Schwermuth ewges Lied rührt doch die Thoren nicht.
Sein unbelebter Ton irrt aus verzagten Seelen,
Wie Larven finſtrer Nacht, zu unbewohnten Höhlen.
Selbſt Echo flieht verzagt ein hypochondriſch Ach!
Und Eulen ſingens nur auf dürren Aeſten nach.
Wüßt ich des Lebenskraft nicht beſſer zu gebrauchen,
Um fremde Thorheit es in Seufzern auszuhauchen?
Was wäre denn der Preis für die verwandte Müh?
Ich lebte mir zur Quaal, und würd' ein Thor, wie ſie.

O Weisheit! ſtärke du die matt geſungnen Töne;
Damit mein kriechend Lied nicht deinen Adel höhne.
Laß deiner Gottheit Glanz, der mich ſo oft entzückt,
Wenn er aus Damons Aug' auf mich herab geblickt,
Auch itzt in meine Bruſt durch meinen Gram ſich ſenken,
Und mein erwachtes Lied mit heilgem Eifer tränken;

Es miſche ſich beherzt in deiner Sänger Chor,
Und ſinge Damons Ruhm entzückten Himmeln vor;
Daß es des Thoren Herz in ſtillen Nächten höre,
Und ſich beſchämt zu dir von ſeiner Schande kehre!
Wenn dann der Schmerz ſein Ach von bangen Lippen wälzt,
Wenn Reu und Beſſerung ſein Herz zu Thränen ſchmelzt:
So ſey ſein ſtilles Ach, und die verweinte Thräne,
Und ſeine Beſſerung der Preis für meine Töne!

Und wen hat Damons Geiſt zu ſolcher Gröſſ' erhöht?
Wie? hat ihn die Natur aus edlern Staub gedreht?
Hat ſie ihm, da er ward, ein beſſer Looß beſchworen?
Er ſollt ein Weiſer ſeyn, und ſeine Brüder Thoren?
O Geiſt! was wäre denn dein Adel für ein Glück?
Was die Geburt uns gab, das nimmt der Tod zurück.
Iſt wahrer Weisheit Ruhm ein Darlehn dieſes Lebens;
So iſt der Weiſ' ein Thor, ſein Vorzug iſt vergebens.
Kaum fühlt' er ſeinen Ruhm, ſo zöge ihm das Grab

Die Larve vom Geſicht mit ſtrengen Händen ab;
Und ließ auf ſeinen Staub noch die Satyre leſen:
Des Weiſen Lebenslauf: er ward, und muß verweſen!
Band ein gebietend Muß, das ſich nicht ändern läßt,
Der Weisheit Recht und Ruhm an unſer Weſen feſt:
So iſt der ſtolze Glanz erhabner Seelen eitel,
Reiß, Damon, dieſen Kranz von der beſchimpften Scheitel!
Der Tugend Licht wird Nacht, und ihr Verdienſt zur Quaal,
Iſt beydes nicht ein Werk der zugehundnen Wahl.
Ihr Schmuck verhüllt die Stirn in unberühmte Zweige,
Daß er, Cypreſſen gleich, der Freiheit Grabmal zeige,
Ein Sklave niedrer Luſt iſt glücklicher als du;
Die Ketten, die er trägt, maß ihm kein Schickſal zu:
Er ward der Thorheit Knecht, nicht, weil ers werden ſollte,
Und könnt' ein Weiſer ſeyn, wenn er es werden wollte.

Verflucht ſey jeder Witz, der ohne Zittern glaubt,

Daß dieſes Vorwurfs Kraft der Weisheit Ruhm beraubt!
Freiwillig, ohne Zwang, verſammlet ihre Rechte
Nicht Sklaven ihres Glücks, und ihres Adels Knechte;
Partheyiſch ſchrieb ſie nicht der Menſchen Schickſal auf,
Nicht ſie, der Menſch iſt Herr, von ſeinen Lebenslauf;
Und hat allein das Recht, daß er mit freyer Seele
Sein Unglück oder Glück, Ruhm oder Schande wähle.
Auch die Geburt ſchreibt uns in dieſer Wahl nichts vor,
Durch ſie erwachte nie ein Weiſer, oder Thor.
Mehr kann uns die Natur durch ihre Hand nicht geben,
Als dieſen irrdnen Leib, und als ein thieriſch Leben.
Mehr ſchloß die Windel nie von einem Menſchen ein,
Als nur die Möglichkeit, es nach und nach zu ſeyn.
Die Blüthe der Vernunft verbeſſert unſern Orden;
Durch dieſe ſind wir erſt aus Thieren Menſchen worden.
Mehr ſchloß die Menſchheit nie von einem Weiſen ein,
Als nur die Möglichkeit, es nach und nach zu ſeyn.

Jetzt, Menschen! öfnet doch die Blüthe eurer Kräfte;
Damit der Weisheit Mund die unfruchtbaren Säfte
Mit sanftem Hauch belebt und seegnend fruchtbar macht;
Wenn ihrer Gottheit Bild, in eurer Brust erwacht.
Sonst flößt des Lasters Mund dem blühenden Verstande
Ihr wirksam Leben ein, und ihre Frucht ist Schande;
Ihr Hauch, ein sanfter Tod, erwürgt der Menschheit Ruhm,
Ihr solltet Götter seyn, und kehrt zu Thieren um.

Wie, Damon, soll von dir die Welt das Zeugniß lesen,
Daß deiner Jugend Ruhm der Thorheit Ruhm gewesen;
Daß deine zarte Brust ihr rauchender Altar,
Und deiner Triebe Wunsch ihr brennend Opfer war;
Daß dein beherzter Muth nicht ohne Mühe kämpfte,
Eh er den wilden Brand der Leidenschaften dämpfte?
Wie ruhig sieht dein Geist auf diese Zeit zurück:
Besiegte Thorheit ist der Weisheit Heldenglück!

Der Mühe Schweiß hat nie des Siegers Stirn
beflecket;
Sein Kranz ſteht doppelt ſchön, wenn er auch
Narben decket.

Ja, Damon läßt es zu! So wiß' es denn die
Welt:
Er war der Thorheit Knecht, und ward durch
ſie ein Held.
Sie tränkte ſeinen Geiſt an ihren Zauberbrüſten,
Und nährte jeden Trieb mit ekelhaften Lüſten;
Empörung und Verrath floß mit der Milch ins
Blut;
Der Leidenſchaften Mund trank Raſerey und Wut.
Betrug und Vorurtheil erwachten im Verſtande,
Und flochten heimlich ſchon die diamantnen
Bande,
Woran die Thorheit ſtets den überwundnen Geiſt,
Der erſt ihr Liebling war, in ihren Abgrund reißt;
Um deſto hämiſcher bey ihrem Fall zu lachen,
Weil ſie freywillig ſich zu ihren Sklaven machen.
Doch Damon merkte bald die ſchreckende Gefahr;
Er war nur halb ein Thor, weil er es ungern war.
Schon fieng der Lorbeer an für ſeine Stirn zu
grünen,
Weil er beherzt entſchloß, ihn ſtreitend zu ver-
dienen.

O Weisheit! lehre mich, wie er den Angriff theilt,
Die Rüstung, die er trug, als er ins Feld geeilt;
Und wie der Feinde Blut mit Macht vor ihm geflossen,
So bald sein Blick auf sie den Tod herab gegossen.

Wie aus des Löwen Blick Tod und Verwüstung blitzt
Wenn ihn der Jungen Raub zu Rach und Wut erhitzt;
Sein kühner Schritt ist Sieg, und rühmt die nahe Beute:
So kühn floh Damons Fuß zum ungewissen Streite.
Jedoch betrogner Muth, der stürmend nichts gewann,
Die Tapferkeit flieht selbst, führt sie nicht Klugheit an.
Erfahrung und Versuch macht auch noch Helden klüger;
Durch kluge Wachsamkeit wird erst der Held ein Sieger.
Ein ungeübtes Heer stand seinem Angriff bey:
Der Kern von seiner Macht war List und Meuterey,
Der geile Müssiggang erzog die Legionen
Zur Wollust und zum Scherz in unberühmten Zonen.

Hier ſtieß der Ueberfluß den vollen Becher um;
Ein weichlich Buhlerlied ſang ihren Heldenruhm;
Und lehrete den Fuß durch weiches Gras zu ſchwimmen,
Und ſich im leichten Tanz dem welken Preis beſtimmen;
Indem der Zauberhauch von leiſen Flöten floß,
Und die Verzückungen in ihre Glieder goß.
Zwar hatte hier der Scherz auch einen Kampf erfunden:
Sie ſtritten ohne Schwerdt, und ſiegten ohne Wunden;
Die Einbildung erfand den Held und die Gefahr,
Und jedem blieb das Recht, daß er der Sieger war.
Wie mancher Held iſt ſchon durch dieſes Volk betrogen;
Wenn ſie ein leichter Sold in ſeinen Dienſt gezogen:
Sie ſchwören Eid und Pflicht, doch mit verſtelltem Mund,
Ihr feiges Herz ſteht längſt mit jedem Feind im Bund,
Ihm iſt, für jede Müh, ein weichlich Leben lieber;
Im Angeſicht der Schlacht gehn ſie zum Feinde über.
Ein laſterhaftes Volk! wie leicht erkennt mans nicht;
Verſtellung überdeckt ihr weibiſches Geſicht,

Und läßt, der Einfalt Blick gewiſſer zu betrügen,
Der Tugenden Gewand um ihre Hüften ſtiegen.
Der Stolz führt ihren Trupp, und theilt die Fahnen ab;
Weil ihm ein altes Recht die Macht zur Herrſchaft gab.
Des Körpers Rieſenbau umblitzten goldne Waffen;
Doch war Meduſens Haupt im Schilde eingeſchlafen,
Weil nie ein Heldenſchwerdt auf ſeine Ründung ſtieß.
Die Rechte faßte zwar den diamantnen Spieß;
Doch zitterte die Furcht durch die geſtreckten Hände,
Aus der verzagten Bruſt, bis an des Spieſſes Ende.

Wie unter ſeiner Laſt ein trächtig Feld ſich krümmt,
Wenn ein empörter Sturm durch ſchwanke Aehren ſchwimmt:
So ſchwamm ſein mächtger Blick durch die geſtellten Glieder,
Und ſklaviſch beugten ſich die Legionen nieder.
Selbſt Damons edlrers Herz ward ſeines Willens Knecht.
Verräthriſch lehrt er ihn dieß falſche Heldenrecht:

„Der Himmel ſchuf den Held, nur drohend zu befehlen,
„Den Bogen und das Schwerdt vertraut er niedrern Seelen.
„Mein Auge würgt vor mir an tauſend Schwerdter ſtatt,
„Und macht allein das Feld vom Blut der Helden ſatt.
„Auf! wenn die Feind' aus Angſt den Weg zur Flucht vergeſſen,
„So ſoll ſie unſer Tod wie Lämmerheerden freſſen.
„Der Phalanx ihrer Macht ſey unter unſern Schritt
„Wie Staub, den auf der Flucht ein Wanderer zertritt;
„Ja, wie des Donners Arm im Zorne leichte Halmen,
„So ſoll ſie unſer Fluch ſchon vor uns her zermalmen.
„Auf Helden! deren Blick in edlem Zorn ſich wälzt,
„Und drohend jeden Feind wie leichte Flocken ſchmelzt;
„Auf! und mein Angriff ſey des Sieges Loſungszeichen,
„Folgt, wo mein Donner würgt, und zählt Geſchlechter Leichen,
„Und nennt der Ewigkeit die Wunder meiner Schlacht;
„Damit dieß Zeugniß euch mit mir unſterblich macht!„

Von Worten ohne Kraft ward Damons Seele trunken,
Und Tage wären noch zur Nacht hinabgesunken;
Eh vor der Tapferkeit, von der der Stolz gerühmt,
Sich ein verzagter Feind ins Grab hinab gekrümmt.
Held! rief ihm Damon zu, dich hat ein Gott gezeuget,
Dich hat die Ewigkeit an ihrer Brust gesäuget:
Selbst sie erzog in dir, zum Beyspiel für die Welt,
Den allerbesten Freund, den allerstärksten Held.
Ich weiß, daß ich mein Glück auf ewgen Felsen gründe,
Wenn ich mein ganzes Herz an deinen Willen binde;
Es bebt mit stolzer Lust in dein' Umarmung hin,
Und schwört bey diesem Kuß: — daß ich der deine bin.
Unglücklicher Betrug! die Weisheit weint im Stillen,
Um dieß betrogne Herz, um ihres Damons Willen.
Dreymal stieß sie den Helm dem Stolze vom Gesicht:
Doch, wie des Irrlichts Schein den Wanderer betrügt;
So ward auch Damons Blick vom Irrthum hintergangen:
Er blieb in seinem Arm in trunkner Inbrunst hangen;
Bis der empörte Feind sein Lagerfeld verließ,

Und schon sein drohend Schwerdt auf seine Rüstung stieß.
Schnell wollte Damon sich zum muthgen Angriff wenden;
Doch faßte ihn der Stolz mit unbarmherzgen Händen,
Und der sein Bundesfreund und treuster Beistand schien,
Rief jetzt als ein Barbar: Auf! und erwürget ihn!

So sieht des Trinkers Lust gefüllte Gläser blinken,
Und schwört beym rothen Wein: er will sich ewig trinken!
Verschwendrisch schenkt er sich die Gläser doppelt ein,
Sein Geist ist lauter Witz, und brauset, wie sein Wein,
Und taumelt, wie sein Lied, in irrenden Gedanken;
Bis, matt vom schweren Rausch, die Glieder zitternd wanken,
Und die geschwächte Kraft, die kaum das Glas noch hält,
Vom tiefen Schlaf gedrückt, aufs Lager niederfällt:
Vergebens kämpft sein Herz mit immer bängern Schlägen,
In dem erhitzten Blut der Krankheit Gift entgegen;

Dem Gifte, das er erſt bey ſtammelnden Geſang
Aus dem bekränzten Glaſ' in vollen Zügen trank.
So wie er zitternd bebt, wenn ſchnelle Todes-
ſchrecken
Ihn mit empörter Hand vom Rauſch und
Schlummer wecken:
Von ſchneller Angſt betäubt, weiß er verzwei-
flungsvoll,
Nicht, ob er ruhig ſeyn, nicht, ob er rufen ſoll,
Ob ihn bereits die Nacht der ewgen Schatten
quäle,
Ob er noch fliehen kann, und welchen Weg er
wähle:

So lebte Damons Geiſt bey plötzlich naher
Noth,
Sein Auge ſchwamm umher im Labyrinth von Tod,
Durchzitterte ein Meer von ſiegenden Verderben,
Und ſah ſich überall in deſſen Fluten ſterben,
Und jammerte umſonſt nach Mittleid für ſein Herz,
Rang mit Verzweiflung, und rennte himmel-
werts.
Iſt, rief er, ja ein Gott, den dieſe Barbarn ſchänden,
Der eil' und rette mich! o Gott! aus Mörder-
händen —
Tod, Knechtſchaft, Tyranney! o Rache tödte ſie!
Ich ſterben? iſt ein Gott, der retten kann? ich
flieh!

Wohin? ich fliehn? ein Held soll sich zur Flucht gewöhnen?
O Gott! erbarmungsvoll! dir bluten meine Thränen,
Dir bebt mein Herz — es bebt — ich will — ja ich will fehn,
O! eile Gott und hilf! wer mir soll widerstehn.
So stürzt' ein edler Trotz von bangen Lippen nieder:
Angst, Hofnung, Furcht und Muth durchbebten seine Glieder,
Bis die bestürmte Kraft verstummt zu Boden sank,
Und nur mit Thränen noch zum Thron des Mitleids rang.
Schnell warf die Weisheit sich in Damons ofne Arme.
Ein weinendes Gebet, ein ringendes: Erbarme!
Ist noch nie unerhört ins Heiligthum geflohn.
Sie faßte ihr Gewand, stand auf vom hohen Thron,
Verbarg mit Müh im Blick der Wehmuth stille Zähre,
In sanfte Zärtlichkeit. Im Tummel voller Chöre
Rief ihr der ewge Sieg den hohen Glückwunsch nach;
Als ihrer Flügel Kraft durch stille Wolken brach.

Ein blendend Stralenmeer, ein Meer vom ewgen Lichte,
Floß wallend vor ihr her vom göttlichen Geſichte,
Und ſenkte flammend ſich zum Schutz um Damon her.
Wie ſchlug der Feinde Herz von banger Ahndung ſchwer!
Vom hengenden Olymp fuhr ſchnell ein lebend Grauen
Im ängſtlich hohlen Sturm durch die beſtürzten Auen.
Das Schrecken breitete ſchnell das Gewand der Nacht,
Durch die beſtürzte Luft. Die ſtolze Eiche kracht;
Ein heilig Rauſchen fuhr von ihrem Wipfel nieder,
Von fernen Ahorn tönt ein hohles Brauſen wieder;
Und was der Fluren Schooß in ſtille Ruh verſteckt,
Ward plötzlich aus der Ruh vom Schauder aufgeweckt;
Und hörte wie betäubt, da Berg und Thäler zittern,
Den prächtigſten Triumph aus donnernden Gewittern.
Der Staub empörte ſich vom Sturme, der ihn ſchlug,
In Wolken, deren Arm die niedern Himmel trug,
Vermiſchten Waſſer, Luft, und Staub, und Feuerflammen,
Sich in das Todesbild der erſten Nacht zuſammen.

So bebten ehrfurchtsvoll die Reiche der Natur,
Indem die göttliche zu ihr herniederfuhr.
Und dießmal wollte sie um ihrer Feinde willen,
Ihr holdes Antlitz nicht in sanftes Lächeln hüllen;
Für diese zog ihr Arm sein ganzes Schrecken an;
Sonst glaubts der Frevler nicht, daß sie auch donnern kann.
So ruhig fühlte nie nach langen Wintersorgen,
Die erste Ros im Lenz den ersten Frühlingsmorgen;
Als Damons stiller Geist, von bängster Schwermuth los,
In Ruh und sanfte Lust aufwallend überfloß;
Indem die Weisheit sich zu seiner Rettung wandte.
Sein Herz, das sie sogleich an ihrem Schimmer kannte,
Rief ihr sein Jubellied von heißen Lippen zu:
Wie herrlich machst du mich, und o! wie groß bist du!
Auf! sprach sie, sey getrost, und komm, und folge eilig!
Der Hügel Golgatha ist Ueberwindern heilig.

Klagen an den Frühling.
von demſelben.

Wenn hab' ich nicht, o Lenz! die Anmuth deiner Stunden,
Wie ſie das Thal empfand, im Thale mit empfunden?
Wenn ſah mein Auge nicht voll Sprache ſanfter Ruh,
Bey deines Zephyrs Scherz, den ſpröden Blumen zu?
Nie ſank dein Morgenroth ums Haupt der Berge nieder,
Das Veilchen wachte ſchon und hörte meine Lieder,
Und blühte mir allein, und düftete mir Dank,
Voll ſchöner Unſchuld, aus, weil es mein Lied beſang.
Wenn wallte nicht mein Blut, wie deine Bäche floſſen,
Von Luſt, die deine Hand in beyde hingegoſſen?
Aus Hecken ſang dein Chor der Freude ſüſſe Pflicht:
Wenn hört' ich den Befehl, und folgete ihm nicht,
Und hörte nicht in mir, dir zärtlich zu gefallen,
Begierden, die du ſchufſt, dir ſanft entgegen lallen;
Entzückung faſte mich und hob mich himmelwärts.
O zauberiſches Bild! für mein empfindend Herz!
Wie reizend ſah ich da, im kindlichen Vergnügen,

Die neugeſchaffne Welt an deinen Brüſten liegen!
Welch ein gewaltger Sturm heroiſchhoher Luſt,
Von deinen Himmeln ſchwer, durchbebte meine Bruſt;
Bis die Empfindungen, Begierden und Gedanken,
Von Wolluſt übermannt, chaotiſch niederſanken.
Doch itzo wird mein Geiſt durch eine höhre Kraft
Von deinen Zauberen ins Dunkle hingerafft,
Ins Dunkle, wo dein Laub von Aeſten oder Bäume
Um ſtille Traurigkeit, um ſchwere Dichterträume,
Um Schwermuth, die ihr Ach! durch bleiche Lippen drängt,
Um Thränen ſtummer Noth mitleidig niederhängt.
Die Anmuth deiner Pracht, das Leben deiner Gegend,
Dein Sänger und dein Weſt, nein, es iſt nichts vermögend
Daß es den blödſten Geiſt in ſeinem Tiefſinn ſtört,
Und den gewohnten Schall, der Freude wiederlehrt.

O! ſonſt geliebter Lenz, vergieb der ſchönen Zähre,
Die bebend niederſinkt, ſie weint auch dir zur Ehre.
Schimpft dich die Unſchuld nicht, wenn Philomele klagt,
Läſſt du den Blumen zu, daß eh der Morgen tagt,

Ihr Auge aus der Nacht durch Thränen aufwärts blicke;
So gönn auch meinem Schmerz der Thränen frommes Glücke.

Ach! daß des Frevlers Geist, von fremder Lust gerührt,
In Tempe, wo du wohnst, ein blöder Fremdling wird!
Ach! daß zu ihrer Schmach der Unsinn wilder Thoren
Der Unschuld seeligs Recht auf deine Lust verlohren!
Wem gießt dein Ueberfluß der Wollust Becher aus?
Wem dient dein schöner Fleiß? wer ist der Herr im Haus,
Um dessen Decken sich, dein Himmel voller Leben
Und deine Teppiche um stille Wände weben?
Ein unglückseelig Volk, daß, weil es Gott verwarf,
Die Freuden deiner Hand nicht schmecken kann, noch darf.

Wie lieblich grüntet ihr, ihr schattigkühlen Myrthen,
Als euch der Liebe Hauch, die Unschuld zu bewirthen,
Die ohne Mörderfurcht in eurer Dämmrung schlief,

In Edens ſichre Flur an Piſons Quellen rief!
Wie ſagte nicht ein Wald die feierlichen Lieder,
Die ihm die Inbrunſt ſang, dem andern Walde wieder!
Wie achtſam wälzte ſich die ſtille Fluth vorbey,
Und fühlete, daß hier der Sitz der Gottheit ſey!
Die Vögel drängten ſich in andachtsvollen Büſchen,
Ihr Lied voll frommer Luſt in Evens Lied zu miſchen.
Sie ſaß in Adams Arm: was er verborgnes ſprach,
Sang ſie aus heißer Bruſt in mildern Tönen nach.
Selbſt Engel freuten ſich, den Seeligen zu dienen,
Durchſchlüpften ihr Gemach, und ſangen ſelbſt mit ihnen;
Und jeder Baum empfand, der ihr Gezelt umſchloß,
Wie ſanft Jehovens Blick durch ihn ſich niedergoß;
Die Ehrfurcht zitterte vom Stamme bis zum Gipfel,
Und Freude brauſte laut Entzückung durch die Wipfel:
Nur Weſte liſpelten durch die zufriedne Flur,
Die Sonn umarmete die zärtliche Natur;
Sie blieb mit trunknem Blick und ſeegnendem Verlangen,
Wenn ſie den Morgen rief, an jedem Hügel hangen,

Und horchte still herab, wie schön der frühe Dank
Durch heitre Himmel hin aus reinen Lippen sang.

Doch jetzt, wo ist das Thal, das solch ein Paar umschliesset,
Daß so von Seeligkeit in Liedern überfliesset?
O Lenz! o süsse Flur! umsonst reitzt deine Pracht
Den Menschen zum Genuß. Die allerbängste Nacht,
Die Mutter wilder Pein und tief empfundner Schrecken,
Verhüllet seinen Blick mit grausenvollen Decken;
Dein Athem haucht umsonst durch die ätherſche Luft
Der Freude sanft Gefühl, des Lebens reinen Duft;
Vergebens grünt der Zweig, vergebens blühen Rosen,
Die Unschuld neben sich bewillkommt liebzukosen;
Vergebens lockert sich das Moos zum Sitz der Ruh,
Der Mensch, wie undankbar, schließt er die Augen zu,
Befleckt dein reines Thal mit ekelhaften Lüsten,
Verwüstet dein Gefild, und traurt in öden Wüsten
Sein kurzes Leben hin, bis Thorheit, Schand und Pein,
Die Boten des Gerichts, des Lebens Henker seyn;
Und, dein geweihtes Thal, mit Schande zu entweihen,

Verweſter Leichen Staub auf deinen Altar ſtreuen.
Wo iſt ein reiner Ort, da nicht mit Furcht mein Schritt
Auf den zerſtäubten Reſt von meinen Brüdern tritt?
Der Tod, wen ſchaudert nicht? eilt Völker umzubringen,
Die deine Lauben einſt mit ihren Aeſern düngen!
Gedanke ſchweig in mir! ſchwarz, wie die Mitternacht,
Durchbebeſt du den Geiſt: hätt' ich dich nie gedacht!
Hier wo die Schwermuth wohnt, in grauſenvollen Hainen,
Hier will ich Tagelang, betrübte Tage, weinen.
Erbarmer! Gott der Huld, dir weinet mein Geſang;
Dein Volk! dein armes Volk! — Hier wein ich Tagelang.

Gesang

von Klopstock.

Vorerinnerung.

Das vortreffliche *Stabat mater* hätte längst einen Dichter verdient, der eines Pergolese würdig wäre. Klopstock war der einzige, von dem man es erwarten konnte. So sehr die Musik hier den Dichter gebunden hat: so werden es ihm doch alle diejenigen Dank wissen, die bey einer schönen Musik auch etwas zu denken wünschen, und deren Herz eben so empfindlich, als ihre Ohren, ist.

Jesus Christus schwebt' am Kreuze;
Blutig sank sein Haupt herunter,
Blutig in des Todes Nacht.

Bey des Mittlers Kreuze standen
Bang Maria und Johannes,
Seine Mutter und sein Freund.
Durch der Mutter bange Seele,
Ach durch ihre ganze Seele
Gieng ein Schwerdt.

Liebend neiget er sein Antlitz:
Du bist dieses Sohnes Mutter!
Und du dieser Mutter Sohn!

Engel freuten ſich der Wonne,
Jener Wonne,
Die der Mittler ſeiner Mutter,
Seinem Freunde ſterbend gab.
Abgetrocknet ſind nun ihnen
Alle Thränen,
Mit den Engeln freu'n ſie ſich.

Wer wird Zähren ſanften Mitleids
Nicht mit dieſen Frommen weinen,
Die dich Herr im Tode ſahn?
Wer mit ihnen nicht verſtummen,
Nicht, wie ſie, vor Schmerz verſinken,
Die dich Herr im Tode ſahn?

Wer wird ſich nicht innig freuen,
Daß der Gott Verſöhner ihnen,
Himmel, deinen Vorſchmack gab,
Ach, daß Jeſus Chriſtus ihnen,
Himmel, deinen Vorſchmack gab?

Ach, was hätten wir empfunden
Am Altar des Mittleropfers,
Am Altare, wo er ſtarb!

Seine Mutter, ſeine Brüder
Sind die Treuen, die mit Eifer
Halten, was der Sohn gebot.

Erben ſollen ſie am Throne
In der Wonne Paradieſe,
Droben, wo die Krone ſtrahlt.

Sohn des Vaters, aber leiden,
Du Vorgänger, leiden müſſen deine Brüder,
Eh' ſie droben an dem Throne,
Eh' mit dir ſie Erben ſind.
Nur ein ſanftes Joch, o Mittler!
Leichte Laſten, göttlicher Vorgänger! ſind
Deinen Treuen, alle Leiden dieſer Welt.

O, du herrlicher Vollender,
Der ſein Joch mir, ſeine Laſten
Sanft und leicht alleine macht,
Voller Mitleid
Sanft und leicht alleine macht.

Auf dem hohen Todeshügel,
Auf der dunkeln Schädelſtäte,
Da, da lernen wir von dir!
Da, Verſöhner, da von dir!

Dort ruffſt du mich von der Erde
laut gen Himmel,
Mich zu jenem Erb' im Licht!
Ach, zum Erb' im Licht hinauf!

Erdenfreuden,
Und ihr Elend,
Möchtet ihr dem Wanderer nach Salem

Staub unterm Fusse seyn!
Kurze Freuden! leichtes Elend!
Möchtet ihr dem Wanderer nach Salem
Staub unterm Fusse seyn!

Möcht' ich, wie auf Adlersflügeln
Hin zu euch, ihr Höhen, eilen,
Ihr Höhn der Herrlichkeit!
Mitgenossen jenes Erbes,
Mitempfänger jener Krone,
Meine Brüder leitet mich!

Daß dereinst wir, wenn im Tode
Wir entschlafen, dann zusammen
Droben unsre Brüder sehn.
Daß, wenn einst wir nun entschlafen,
Ungetrennet im Gerichte,
Droben unsre Brüder sehn.

Poeſieen

des

Herrn von Sonnenfels.

Vorerinnerung.

Der vortrefliche Verfaßer dieſer Gedichte hat mir die Erlaubniß ertheilt, ſeine ſämmtlichen Poeſieen meiner Sammlung einzuverleiben; ein großer Gewinnſt für mich und meine Leſer! Es ſind ihrer eigentlich ſechs; allein, wegen Mangel des Raums muß ich die Ode auf den Tod Kaiſer Franz I, die auf die Geneſung der Kaiſerinn, und eine andre aus dem Mann ohne Vorurtheil auf einen künftigen Theil zurücklegen.

I.

Klage des Hirten von Ida,

eine Idylle.

(Aus Thereſie und Eleonore.)

Reitzend biſt du, Chloe, alle Hirten preiſen dich, und alle Mädchen am Ida beneiden dich, und fürchten, daß du ihre Hirten untreu ihnen macheſt.

Aber du ſollteſt minder es wiſſen, wie reizend du biſt, dann Chloe wäreſt du noch reizender für mich: die Hirten würden dann noch mehr dich erheben, die Mädchen am Ida noch mehr dich beneiden.

Nie finde der die Kühlung des Schattens, wann ſeine Schaf' in einen Kreis gedrängt, in eignen Schatten ihre Köpfe verbergen, dann grüne nirgend ihm ein breitſchattichter Baum.

Nie finde der ein beſcheidenes Mädchen, das nur für ihm mit Blumen ſich krönt, für ihm die Haare ſich lockt, für ihm am Fuſſe ſich wäſcht, ſchön, nur für ihm ſchön ſeyn will! Sein Mädchen ſey eitel —

Das Mädchen des Schmeichlers, der Chloen, das ehmals ſittſamſte Mädchen, mit ſeinem Lobe, wie dort die Mädchen vom Cyzikus gerne es

hören, mit solchem Lobe so eitel gemacht: sie sey so eitel, als sie sind —

Hier sitze ich einsam und klage; indessen sie unten am Bache, sich zu sehen, nicht satt wird. Versieget ihr Fluten des Simois, damit sie in euch sich nicht sehe! um sich zu sehen, mich nicht verlasse. Mich, der ich das eitle Mädchen noch liebe —

Was siehst du, o Mädchen, im Bach? was gefällt dir so sehr an dir selbst? Die Farbe der Wangen? Der Schmeichler verglich sie mit den Rosen. Sieh hier die Rose, die ich dir gepflückt! Nicht zürne, o Chloe! Ihr Roth beschämt deine Wangen.

Der Blick deiner Augen ist mächtig. Ich hab es gefühlet, doch mächtiger nicht als der Blick des Lichtes, das uns den Tag wieder bringt, an dem ich zur Pein nur dich sehe; du aber siehst nichts, als dich!

Gefällt dir dein lockigtes Haar? Die Wolle der Lämmer ist krauser, und zärter ist noch das Gespinnst des Wurms, den dort der Städter ernährt, daraus sich prächtige Hüllen zu wirken, und darinn stolzer zu seyn.

Dein Fuß ist fein, doch feiner ist noch der Fuß des flüchtigen Rehs: dein Wuchs ist schlank, doch sieh, dort steht sie vor dir, die Erle am Bache ist schlanker als du —

Worauf denn, o Chloe, worauf bist du stolz? Was an dir immer der Schmeichler erhub, womit er dich immer verglich, das — zürne nicht über die Wahrheit — das übertrifft dich so weit, und weiter als du die Mädchen von Ida.

Nur eines haben sie nicht, die Rose, der Tag, die Wolle der Lämmer, die Seide des Wurmes, das flüchtige Reh, und die Erle: ein fühlbares Herz! Treue für mich — o Chloe, hab du es für mich! entwend es mir nicht, das fühlbare Herz, und liebe nicht mehr dich als mich.

Kehr an meine Seite zurück, und mache mich froh, und willst du ja beständig dich sehen; so sieh in mein Aug, auch dort erblickst du dein Bild.

II.

Das Geſicht des Sohns Sela Haſchemeh zu dem Haupte ſeines Lagers: im erſten Jahre der Erwählung Joſephs zum Glücke der Völker. Am ſiebenzehnten des achten Mondes ſah ich:

Und ſieh ich ward erhoben über die Berge Gottes, und ich ſchwebte zwiſchen den Himmeln und der Erde, und ich ward getragen von einer unſichtbaren Hand:

Und ich ſah den Erdball unter mir, einen Punkt im ungemeſſenen Raume, und ich ſah ihn nicht mehr, und ich wandelte zwiſchen Sonnen, und kam bis zum Throne des Ewigen, und, ich fiel auf mein Angeſicht nieder, und betete an, und zehntauſendmal zehntauſend mit mir.

Und zu den Füſſen des Thrones war ein güldener Altar, und von dem Altare rauchte empor das Gebet der Heiligen, und das Seufzen der leidenden Tugend, und Vergebung, und Erbarmen der Menſchenkinder, und dankbares Stammeln der Unſchuld; dem Ewigen ein ſüſſer Geruch.

Und der Thron war in furchtbare Dämmerung gehüllet, und feierliche Stille herrſchte um denſelben, und die Seraphim ſangen nicht ihr ewiges Halleluja.

Aber die rollenden Donner verkündigten Jehovah in der Dämmerung, und seine Blitze fuhren umher, und ich hörte, und wie das Brüllen der Wogen, die an Felsen zerschellen, und wie das Rauschen des mitternächtlichen Sturmes in dem Eichenwalde Ephraims war seine Stimme:

Und es stürzte Schrecken über mich, und kein Odem blieb in mir, und ich lag auf meinem Antlitze schaudernd und kraftlos, und erkühnte mich nicht aufzublicken zu dem Allerheiligsten.

Da ward ich berühret von einer Hand, und eine sanfte Stimme, wie das Wehen der Mittagsluft in den Lustgängen Edens, lispelte mir Worte zu, und mein Geist kam zurücke, und ich stund auf meinen Füssen, und ich erhub mein Angesicht und sah:

Er saß in schreckbarer Herrlichkeit auf dem Throne, der ist, und ein Regenbogen war über seinem Haupte ausgespannt, und die vorübergehende Sonne milderte den Glanz seines Angesichts, und sein Fuß stand auf tausend Welten.

Und eine güldene Wage war in seiner Rechten, und er hielt die Linke hoch empor, und die Vesten des Abgrunds erbebten, und es erschallte eine Stimme: Er hält den Königen Gericht, der Richter der Welt.

Und alsobald traten vor das Angesicht des Richters glänzende Schaaren, und ihre Gestalt war gleich den Jünglingen, die von Weibern gebohren werden, und sie waren bekleidet mit der Morgenröthe, und hatten Kronen auf ihren Häuptern, und Gefässe in ihren Händen, auf denen gezeichnet waren die Fürsten und Mächtigen der Erde.

Und in den Gefässen werden gesammelt die Verdienste der Fürsten, und das Gute, das sie bringen über die Völker, über welche sie der Herr verordnet hat zu wachen, und gegeben in ihre Hand das Recht und Gerechtigkeit und das Leben.

Und es trat herbey, der da hielt das Gefäß, das bezeichnet war mit dem Namen Franzens des I. er ist es, welcher seinen Zepter ausstrecket gegen Mittag, und Mitternacht, und über die Veste, nnd über die Inseln des Meers, und über hundert und abermal hundert Nationen.

Und er neigte es über die güldene Schaale des Richters, und sie sank gewaltig die Schaale in seiner Hand, und es ergieng eine Stimme von der Mitte des Thrones: er ist gewogen und übergewichtig befunden worden auf der Wage der Gerechtigkeit, und er ist der Belohnung reif:

Und es hallte wieder in den hohen Bögen des Himmels: Franz ist gewogen, und übergewich-

tig befunden worden auf der Wage der Gerechtigkeit, und er iſt der Belohnung reif.

Und der Herr geboth dem Engel des Todes, zu bringen die Seele des Fürſten vor den Thron, auf daß ſie angethan würde mit ewiger Herrlichkeit, und empfienge die Vergeltung der Fürſten, welche die Erde beglücket hatten, und geſetzt würde auf einen der vier und zwanzig Stühle um den Thron Gottes:

Und der Engel des Todes fiel nieder und betete tief an, und erzitterte über dem, was ihm geboten war; und er ſprach: Ich bin eine Wolke, durch deinen Hauch zur Unſterblichkeit gebildet, aber zürne nicht, wenn ich zu dir rede, Unausſprechlicher! ſende, den du ſenden wirſt:

Denn nun, wenn ich hingehe, zu fodern ſeine Seele, da wird zu dir hinaufdringen das Gebet der heiligen Gemeinden, und das Flehen der Völker, und das ängſtliche Winſeln der Waiſen: und die Fromme wird zu dir die Hände falten, und du wirſt nicht widerſtehen, und dich erbarmen; denn du biſt ein Gott der Erbarmung, und du wirſt ihn ſchenken der aufweinenden Frommen, und dem Wehklagen der Welten.

Und der Engel des Todes fuhr fort, und ſprach: da ich angefangen habe, ſo will ich mit meinem Schöpfer reden, der ich nicht vom Anbeginn war:

Wie? und wenn ich nun ausbreiten ſoll das Bild der Zerſtörung über das Angeſicht des Gerechten, und die Züge deines Gerichts über das Angeſicht, das die Erquickung der Völker war: da werde ich ſtehen und zagen, und das Schwerdt wird der ausgeſtreckten Hand entfallen, und mich ſelbſt werden die Schreckniſſe der Vernichtung ergreifen.

Und Gott redete zu dem Engel, und ſprach: Die Spuren des nahenden Todes ſollen ſein Angeſicht nicht verſtellen, und das Bild der Zerſtörung zuvor darauf nicht ausgebrütet werden! und dein Tritt ſoll leiſe ſeyn und unvernehmbar, damit die Schreckniſſe des Gerichts ihn nicht erſchüttern! denn wer iſt rein vor ſeinem Angeſichte, der vom Weibe gebohren iſt?

Und du ſollſt hingehen, und ihn küſſen, und mit dem Hauche deines Mundes die Seele aus dem Leibe rufen, und ſie bringen zu dem Sitze, der für ſie bereitet iſt!

Und der Bote des Todes fuhr freudig hinab, zu vollſtrecken das ſanfte Gebot:

Und dunkel und Finſterniß umwölkte das Heiligthum: und die Erde lag vor mir in erwartendem Stillſchweigen, wie der Sinai wartete, da der Herr darauf niederſtieg:

Und ich ſah: es war ein Bild der plötzlichen Verwüſtung, wie die Verwüſtung einer unauf-

haltbaren Flut, die schnell daher rauscht, und das Angesicht der Erde bedecket:

Und die Völker der Erde giengen traurend einher, und sie erhuben hoch ihre Hände, und rungen sie zu den Wolken; und sie weinten und weheklagten, und sie erhuben ihre Stimme und sprachen:

Wehe uns und unserm Geschlechte, daß wir diesen Tag gesehn haben, den Tag des ewigen, des unvergeßlichen Jammers!

Wie schnell ist er gefallen der Baum, der ewig stehen sollte, der erhabene, dessen Höhe an den Himmel reichte, und er ward gesehen im ganzen Lande:

Und er breitete seine Zweige weit umher und von seinen Früchten wurde jedermann gespeiset, und wir ruheten in seinem Schatten.

Wehe uns und unserm Geschlechte, daß wir diesen Tag gesehen haben, den Tag des ewigen, des unvergeßlichen Jammers! wie schnell ist er hinweggenommen, die Krone der Fürsten! sein Zepter träufelte Gnade, und Sanftmuth war sein Gesetze: er war nur der Erstgebohrne und Führer seiner Brüder.

Seine Güte kam gleich einem Morgenthau über die ganze Erde, gleich einem erquickenden Regen über die dürstenden Saaten.

Wehe uns und unserm Geschlechte, daß wir diesen Tag gesehen haben, der Tag des ewigen, des unvergeßlichen Jammers.

Wie sitzet sie einsam, eine Wittwe, die Herrscherinn der Länder: der Herr hat die Tochter Karls mit Finsterniß bedecket, und an dem Tag seines Gerichts an Sie nicht gedacht.

Seine Leuchte leuchtete über ihrem Haupte, sein Name war ein ausgegossenes Oel; er war erwählet aus Tausenden, den ihre Seele liebte:

Und sie wird aufersiehn um Mitternacht, und ihn suchen, und nicht finden, und sie wird trauern ohne Aufhören, und die Quelle ihrer Thränen wird nicht versiegen: und wer wird sie trösten können, von allen, die sie lieben?

Wehe uns und unserm Geschlechte, daß wir diesen Tag gesehen haben, den Tag des ewigen, des unaussprechlichen Jammers.

Wer sind, die da winseln, und ihr Winseln ist gleich dem Zwitschern junger Vögel, deren Mutter ein Raub des Sperbers worden, und sie eröfnen ihren Mund, und rufen zu dem Herrn?

Wie ein Adler seine Jungen reizet zu fliegen, und er flattert vor ihnen sachte, und flieget hin und her über ihnen, sie zu ermuntern und zu lehren, also breitete er aus seine Flügel, und er nahm sie auf, und trug sie auf seinen Schultern.

Wehe uns und unserm Geschlechte, daß wir diesen Tag gesehen haben, den Tag des ewigen, des unaussprechlichen Jammers!

Er war angethan mit Gerechtigkeit, und Weisheit, und ein Aug dem Blinden, und ein Fuß dem Lahmen, und ein Rohr dem Schwachen; und seine Hand war ausgestrecket Gutes zu thun, und sein Ohr herabgeneigt, den Bedrängten anzuhören, und seine Sache zu erforschen zu jeder Stunde.

Wehe uns und unserm Geschlechte, daß wir diesen Tag gesehen haben, den Tag des ewigen, des unvergeßlichen Jammers!

Als nun vorüber gegangen war das schreckende Gesicht, da lag ich auf meinem Lager, und forschte nach dem Verstande des Gesichts, und wartete mit aufgehabnen Händen: und ich sprach: der Herr bewahre unsern Herrn den Kaiser, und Sein Haus ewiglich!

III.

Ode auf Daun.

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, wie von ihm.
Den Zauberer rechtfertigt Annibal,
Und Daunen Friederich.

Der Held — er hub die Rechte hoch empor,
Befahl der Ungestüme: bis hieher!
Sie hörts, und darf das Ziel nicht übergehn,
Das sein Gebot ihr setzt.

Der Held — mit diamantnen Ketten war
Der Sieg am Kriegeswagen Friederichs
Gefesselt, bis mit sichrer Hand er sie
Am großen Tag zerbrach.

Der Held — er zeigt dem höhnenden Berlin
Die Schrecken näher, die von ferne Wien
Bedrohn. Zum zweitenmal sahn die Najaden fliehn
Die Spree — die Donau nie.

Der Held — der Sieg ruht nur auf seinem Arm.
Er steht: ein Heer, von ihm gebildet, kämpft
Die Kämpfe der Unsterblichkeit. Er fällt — —
Und Friedrich hat gesiegt.

Der Held — der in die Glieder unſres Feinds
Mit ſeinem Blick Zerſtörung warf: ſein Nam
War Donner ihrem Ohr, war, Oeſtreich, dir
Die Loſung deines Heils.

Der Held iſt todt! Auf ſeinem Sarge glänzt
Die theure Perle, von Thereſia
Um ihn mit Recht geweint. Der Neid, auch der
Weint, daß ſo groß er ſtarb.

Baut ſeinem Ruhm nicht Tempel! Grabt ihn nicht
In Erzt! Nur Werke der Vergänglichkeit!
Sein unzerſtörbars Denkmal bleibet das
Befreite Vaterland.

Das, wenn es einen künftgen Feldherrn einſt
Zum Schutze ſeiner Rechte weiht, ihn hin
Zum Aſchenkrug des Helden führt, und wünſcht:
Werdt dieſem Vorbild gleich!

Meinhardt an Kalliſten.

(Vor dem erſten Theile des Heliodors.)

O du, in deren Blick, in deren holden Mienen,
Die Tugend, wie ſie einſt dem Sokrates erſchienen,
Im Reitz der Grazien, und in der Schönheit Pracht,
Die Herzen ſichtbar zwingt, und ſie dir eigen macht,
Laß du dies Buch bey dir den Schutz der Schönheit finden!
Es lehrt, was wir durch dich noch reitzender empfinden,
Daß wahre Liebe nur aus wahrer Tugend fließt,
Und, wie das gröſte Glück, die gröſte Tugend iſt.

O beſter, edelſter, und ſchönſter unſrer Triebe,
O unſrer Seele Geiſt, o tugendhafte Liebe!
Nicht jene, die vom Reitz der Sinnen nur entſteht,
Die nur mit ihm ſich nährt, und auch mit ihm vergeht:
Nein, die für höhern Reitz mit edlern Flammen brennet,
Die in der ſinnlichen der Seele Schönheit kennet,
Die nach dem Tod noch liebt — Und hat ſie ſchon entzückt,

Den schönen Gegenstand, vergänglich schön, erblickt;
Mit welchem himmlischen, unendlichen Entzücken
Wird sie dann einst ihn erst, unsterblich schön, erblicken? —
Doch sie hat längstens schon die Welt nicht mehr gekannt;
Von grober Sinnlichkeit, von Eigennutz verbannt,
Floh sie von uns, und wohnt in jenen Einsamkeiten,
Wo Unschuld und Natur die Schönheit oft begleiten.
Da, Schönste, folgt sie dir. O bring sie uns zurück!
Erneure noch einmal der goldnen Zeiten Glück,
Gieb ihr — denn welcher Sieg kann deiner Schönheit fehlen? —
Gieb ihr, wie du sie hast, die Herrschaft unsrer Seelen!

Die Sinngedichte.

Der Wahrheit Hülle, die Homer, Virgil
Und Flaccus ſchuf, und die auf Enkel fortgeerbet,
Der Neuern Witz friſch aufgefärbet,
Ward alt, es koſtete zu viel
Der Kunſt und dem Genie, die Wahrheit neu zu kleiden:
Was war zu thun? — Ein Trödler nahm mit Freuden
Den theuren Stoff, ſchnitt alle Blumen aus,
Und Sinngedichte wurden draus.

Poeſie und Muſik.

aus dem Lamotte

von Schlegel.

Denkt, daß den Verſen erſt ihr Weſen
Der Leier Zauberkraft verlieh,
Man ſoll ſie ſingen, und nicht leſen!
Singt man ſie jetzt? Kaum lieſt man ſie.

Das Leiden Jesu Christi,

ein Singstück,

von

Metastasio.

Vorerinnerung.

Diese glückliche Uebersetzung einer berühmten Kantate des Metastasio, ist aus dem dritten Band der Unterhaltungen, und rührt von Hrn. Weiße her. Dieser große musikalische Dichter ist unübersetzlich, wenn er nicht in die Hände eines eben so großen musikalischen Dichters fällt, und da die guten musikalischen Gedichte in unsrer Sprache noch sehr zu zählen seyn, so wäre eine solche Uebersetzung des ganzen Metastasio immer ein großer Schatz für uns.

Erſter Theil.

Petrus.

Wo bin ich? Ach! wo ſoll ich Ruhe finden?
Wer leitet meinen Schritt?
Seit ich die ſchwärzeſte der Sünden
Begieng, geht, wo ich geh, das wilde Schrecken mit,
Ich flieh der Menſchen Blick. O könnt ich,
könnt ich mich
Vor meinen eignen Blick verheelen!
Ach, tauſend Regungen beſtreiten ſich
In meiner Bruſt. Mich quälen
Grauſame Leiden im Gewiſſen,
Vom Mitleid wird mein Herz zerriſſen.
Die Hofnung giebt zu wünſchen Muth,
Der Zweifel eilt, den Muth zu ſchwächen.
Jetzt ſtarrt vor Furcht mein Blut,
Jetzt glühet es in mir aus Schaam für mein
Verbrechen.
In jedem Vogel hört mein Ohr
Den Vogel, der den Tag verkündigt.
Sein Lied wirft mir die Untreu vor,
Mit der ich mich an Gott verſündigt.
Ich Undankbarer! ach! wer weiß,
Ob noch mein Herr, mein Lehrer lebt?
Umſonſt hat die Natur die Ordnung nicht verkehrt.
Umſonſt erblaßte nicht
Der Sonne Licht.
Die Felſen öfnen ſich, die Erde bebt,

Wie ſchauert mir! Die Strafen meines Falles,
Ich fühle ſie ſchon jetzt.
Nichts weiß ich, wünſche viel und fürchte alles.
Du zitterſt mir im Buſen
Zu wenig iſt dein Beten;
Zerſchmelz, zerſchmelz in Thränen!
Undankbar, ſchwaches Herz!
Laß ſolche Ströme flieſſen,
Daß, wer mich ſieht, erblicke,
Mich Unglückſeelgen drücke
Der wahrſten Reue Schmerz.
Doch welche Menge naht ſich mir!
Wie iſt ihr Blick ſo ſchwermuthsvoll!
Ich will bey ihr
Nach meines Lehrers Schickſal fragen.
O Himmel, ſoll ichs wagen?
Ach wird man nicht, ſtatt mich zu tröſten, mir,
Er ſey nicht mehr, zur Antwort ſagen?

Chor der Jünger Chriſti.

Was dein Unbedacht verſchuldet,
Menſch! wie koſtet es ſo viel!

Ein Theil des Chors.

Beim Gedanken jener Schmerzen!
Die dein Gott für dich erduldet,
Seufzt die Welt. In deinem Herzen
Ach, nur dort iſt kein Gefühl.

Der ganze Chor.

Was dein Unbedacht verſchuldet,
Menſch! wie koſtet es ſo viel!

Petrus.

Johannes, Joseph, Magdalena, Freunde,
Sagt, lebt mein Jesus noch?
Wie, oder haben seine Feinde —
Ihr weint? — ach! euer blasses Angesicht,
Die Thräne, die noch kaum durch euer Auge bricht,
So viel vergoßt ihr schon, ach alles dieses spricht
Mein ganzes Schicksal aus. Ja meinem Geiste zeiget
Sich jedes Schrecken dieses Tages.
Ach ich versteh euch, schweigt nur, schweiget.

Magdalena.

Meinen Schmerz wollt ich dir sagen;
Aber, ach! von meinen Lippen
Tönen auf mein Herz die Klagen
Mit betrübtem Schall zurück.
Mir erlaubet
Gram, der jeden Trost mir raubet,
Kaum zu seufzen noch das Glück.

Johannes.

O Petrus, wie viel seeliger, als wir
Bist du, der du nicht sahst, wie unsern Herrn
Die Frevler vor den Richter führten, wie
Sein Blut dahin floß unter ihren Geisseln,
Wie sie sein Haupt mit einer Dornenkrone
Durchbohrten, ihm den Leib mit einem Purpurmantel
Zum Spott bedeckten, ach! wie er ein Schauspiel

Des undankbaren Zions da ſtand, Gottes Sohn
Durch ihr Geſchrey verlacht, verfolgt von ihrem
Hohn.

Joſeph.

O wüſteſt du, was da mein Herz empfand,
Als ich zur Schädelſtätt ihn führen ſah;
Als ich ihn unter der verfluchten Laſt
Des Kreuzes ſeufzen hörte, als er ermattet
Von dem vergoßnen Blute wankte, wie
Ein zitternd Rohr, und endlich niederſank!
Ich eilt und rief. Vergebens war mein Eilen,
Umſonſt war mein Geſchrey, die unbarmherzge
Wache
Stieß mich zurück mit Ungeſtüm.
Von ihr getrieben konnt ich ihm
Auch nicht die kleinſte Hülf ertheilen.
Die Wellen, die im Sturm ſich heben,
Sind minder taub für das Geſchrey
Des Schiffenden, dem jetzt, zu leben,
Die letzte Hofnung ſchon entweicht.
Kein Wald Hirkaniens verbirget
Ein reiſſend Thier, ſo wild es würget,
Jeruſalem, du Undankbare,
Das dir an Blutdurſt gleicht.

Petrus.

O Grauſamkeit, ſind die, die dich verübt,
Der Menſchheit Namen werth?

Magdalena.

Ach, Petrus, wenig iſt, was du gehört,
Dir bleiben ſchwärzre Grauſamkeiten
Zu hören übrig.

Johannes.

Hätten deine Augen
Den Tod des Herrn auf jenem Schreckenshügel
So angeſehn, wie meine Augen ihn
Geſehen haben! Einer riß das Kleid
Ihm von dem wundenvollen Leib herab,
An dem es feſt geheftet war; ein andrer
Zwang ihn mit einem Stoß aufs Kreuz zu fallen,
Das auf der Erde ausgebreitet lag.
Der eilt ihn an das Holz zu ſchlagen,
Und reißt ihn oft die krummen Nägel wieder
Aus Hand und Fuß, und bohret andre
An ihrer ſtatt hinein. Die Glieder
Dehnt jeder mit Gewalt ihm aus, an Länge
Dem Baum ihm gleich zu machen. Dieſer bringt
Der Marter Werkzeug her, und jener bringt
Hinzu voll hölliſcher Freuden,
Den Blick an ſeiner Quaal zu weiden.
Da über ihn indeß arbeitend hingebückt
Ein anderer verfluchten Schweiß vergieſſet,
Der auf ſein heilig Antlitz niederflieſſet.
Bey dem Anblick ſo ſchrecklicher Leiden,
Konntet ihr ſäumen, ihr Himmel, mit Blitzen,
Den zu beſchützen, der euch gemacht?

Ach! ich verſteh euch, der Ewige wollte,
Daß nichts es ſtören, nichts hindern es ſollte,
Das große Werk, das Jeſus vollbracht.

Petrus.

Und was begann die Mutter Jeſu? ſprich
Johannes, was begann ſie, rings umgeben
Vom Schwarm der Frevelnden?

Johannes.

Die unglückſeelge Mutter!

Magdalena.

Sie konnte ſich durch die erboſte Menge
Den Weg nicht bahnen; aber als das Kreuz
Vor ihren Augen aufgerichtet ſtand;
Als ſie den einzgen Sohn daran erblickte;
Es ſah, wie ſeines Körpers ganze Laſt
Die tief durchgrabnen Hände drückte,
So eilte ſie mit ofnen Armen hin,
Als wollte ſie ihn halten. Sie umfaßt
Das Kreuz; ſie weint, ſie küßt den Sohn,
Und unter dieſen Küſſen
Sahn wir der Mutter Thränen
Ins Blut des Sohnes flieſſen.
In der härtſten Seele konnten
Sie des Mitleids Triebe wecken
Jene Thränen, jenes Blut.
Dennoch ſind Mariens Schmerzen
Dieſer Frevler Felſenherzen
Bloß ein Reiz zu neuer Wut.

Petrus.

Nein, gröſsre Marter konnte
Die Grauſamkeit der Juden nicht erfinden.

Joſeph.

Noch gröſsre ſchuf ſie; die betrübte Mutter
Ward von dem Kreuz hinweggeriſſen, welches
Ihr Arm umſchloſs, von dem ihr Sohn auf ſie
Mit halbgebrochnen Augen niederſah.
Man zwang ſie fortzugehn. Sie wandte
Noch einmal ſich zurücke;
Sie hört des Sohnes Ruf; den ihren
Begegnen ſeine Blicke.
O welche Stimme! welche Blicke!

Petrus.

Und was ſprach Jeſus?

Johannes.

Jeſus ſah die Mutter
Und mich von den Unmenſchlichen verfolget.
Bey allen Quaalen, die ihn drückten,
Empfand er Mitleid mit den unſrigen.
Jetzt wendet er die Augen auf Marien,
Und jetzt auf mich. Sein Mund giebt ihr
Zum Sohne mich, und ſie zur Mutter mir.

Petrus.

Du biſt beglückt in deinem Leiden;
Du höreſt künftig Sohn dich nennen
Von der, die einen Gott gebahr.
Ich will dein Schickſal nicht beneiden,

Nur weinen will ich und bekennen,
Daß ich, der ich so tief gefallen,
So großen Glücks nicht würdig war.

Johannes.

Dies Pfand der Lieb empfieng ich, nun erwäge,
Wie große Quaal mein Herz durchdrang,
Als ich ihm einen bittern Trank
Zum Labsal reichen sah, da ihn der Durst verzehrte;
Ihn, da er mit dem Tode rang,
Es ist vollbracht, laut rufen hörte,
Als nun auf seine Brust
Sein Haupt darnieder sank,
Und er im Anblick dieser Schaaren,
Die voll von wilder Lust
Das Blut beschauten, das hier rauchte,
In seines Vaters Hand die große Seele hauchte.

Petrus.

Wie wird mein Herz zerrissen!
Wie fühl ich im Gewissen
Die That, die ich vollbracht!

Magdalena.

Ich hör, ach ich empfinde
Die Stimme jeder Sünde,
Die strafbar mich gemacht.

Petrus.

Die That, die ich verübte,

Magdalena.

Die Gröſſe meiner Schulden,

Beide.

Herr, den ich ſo betrübte,
Hat dich ans Kreutz gebracht.
Beim Anblick jener Quaalen
Verhüllen ſich die Strahlen
Der Sonn in Mitternacht.

Petrus.

Und du erlaubſt mir noch zu leben?

Magdalena.

Du eilſt mir nicht den Tod zu geben?

Beide.

O meines Grams zu ſchwache Macht!

Chor.

Welch Blut, o Sterblicher! muſt hier für dich
Vergoſſen werden, von dem Flecken
Dich rein zu waſchen, der auf dich
Aus der verderbten Quelle kam. Ach, dankbar,
Nicht ſtolz, laß ſie dich machen, dieſe Wohlthat!
Sie legt dir neue, gröſſre Pflichten auf.
Den, der durch Mißbrauch ſie entweiht,
Deckt ſchwärzre Strafbarkeit.
Gedenke dran, und bebe! jener Tod,
Den Jeſus ſtarb, die Erde zu erlöſen,
Iſt dem Gerechten Heil, und Fluch dem Böſen.

Zweiter Theil.

Petrus.

Bedeckt ihn noch kein Grab, der uns so sehr geliebt?

Joseph.

Ja, Petrus, schon umgiebt
Ihn ein beglückter Marmor, auf mein Flehn.

Petrus.

Wohlan, so laßt uns gehn
Zur heiligsten von allen Ruhestäten,
Den theuren Leichnam anzubeten.

Magdalena.

Bleib! Schau, die Sonne naht sich schon
Dem Untergang. Der künftge Tag
Verbeut uns jegliches Geschäfte,
Er ist der Ruhe heilig.

Johannes.

Und vielleicht
Würd unser Eifer nichtig seyn.

Petrus.

Warum?

Johannes.

Schon werden Wächter um das Grab
Versammelt stehn. Die Feinde Jesu fürchten,
Daß wir den heilgen Leichnam ihnen rauben.
Sie fürchten, Jesus werde die Verheissung
Erfüllen, die sein Mund uns gab:

Nur kurze Zeit würd ihn das Grab
Mit seinen Schatten decken.
Erfüllen wird er sie, ihr Frevler, euch zum Schrecken.
Er kehrt zu euch zurück,
Doch nicht mit sanftem Blick,
Nicht mit Gesang empfangen,
Und nicht den Weg mit Palmen überstreut.
Er kömmt! Sein Blick verwüstet.
Er kömmt mit Zorn gerüstet,
Wie ihr ihn saht mit Waffen
Des Eifers die bestrafen,
Die Gottes Tempel kühn entweiht.

Joseph.

Weh dir Jerusalem! Wie drohn
Der Rache Wetter dir! Nie trügen
Die Prophezeiungen des Herrn. Ich sehe schon,
Ich sehe deine Mauern niederliegen,
Seh deine Thürme schon in Staub,
Dein Tempel ist der Flammen Raub,
Die Priester, die die Angst zerstreute,
Wie irren sie einher! die Jungfraun und die Bräute
Sind der ergrimmten Krieger Beute.
Auf deinen Gassen strömt von Blut
Und Thränen eine Fluth.
Ein einzger Tag sieht Schwerdt und Glut
Die Werke von Jahrhunderten verzehren.

Das Schrecken lehrt den Tod begehren.
Des Hungers Wut,
Sie tobt in dir auf nie erfahrne Weise;
Und macht die Kinder selbst zu ihrer Mütter
Speise.

Beim Gedanken jener Schrecken,
Die dich, Salem, einst bedecken,
Starrt mein Blut; und du vergissest,
Deine Sünden zu bereun?
Rasend stürzest du verwegen
Dem Verderben dich entgegen,
Fürchtest nicht dem Blick und siehest
Schon den Blitz von ferne dräun?

Petrus.

Das ungetreue Volk lacht dieser Drohungen.
Ach es erkennt den eingebohrnen Sohn
Des Höchsten nicht in Jesu. Thörichte!
Und dennoch haben sie ihn in Bethanien
Aus seinem Grabe Lazarus erwecken,
Und dennoch haben sie beim Hochzeitmal zu Cana
Auf einen seiner Winke sich das Wasser
Verwandeln, haben ihn mit wenig Brod
Den Hunger einer Menge
Befriedigen gesehn. Das Meer Tyberias,
Auf welchem er mit unbenetztem Fusse
Hinüber gieng, sey seiner Allmacht Zeuge!
Wem seine Hand die stumme Zunge löste,
Der predge seine Macht! Von Jesu rede,

Wem seine Hand die Augen öfnete,
Die vor des Tages Glanz verschlossen waren.
Wenn diese Reih von Wundern euch, Bethörte,
Nicht überzeuget, so ist nur die Schuld,
Die Schuld ist euer, die ihr gern im Schatten
Einher irrt, da das helle Licht euch stralet,
Ihr, die ihr Gott verkennet,
Der Bosheit zu gefallen
Die gläubgen Seelen blinde nennet.
O klage nicht die Sonne an,
Kehrt, Sterblicher, dein schwacher Blick
Geblendet von dem Licht zurück,
Das in der Sonne brennt.
Dein ist die Schuld. Dein, dessen Wahn
Den Schatten, der dein Auge trübet,
In allem findt, was dich umgiebet,
Nur nicht in dir erkennt.

Magdalena.

Ach sollte nicht an diesem groſsen Tag
Der Glaube jedes Herz erfüllen?

Johannes.

Wir sehn an ihm sich alles uns enthüllen,
Was seit Jahrhunderten
In heilger Nacht verborgen lag.
Umsonst zerriß des Tempels Vorhang nicht
Bey Jesu Sterben. Dieser ist das Licht,
Das, dem verwirrten Volk die Schatten zu erhellen,

Vor ihm einher gieng. Dieser ist
Der Stab, der frische Lebensquellen
Im Felsen öfnete; der Hoheprieſter,
Der zwischen Tod und Leben Mittler ward;
Die Bundeslade, die Posaune,
Die Jericho zerstörte. Dieser ist
Der wahre Jesus, der das Geschlecht der Menschen
Von seinem Joch als Vater frey gemacht,
In der Verheissung Land als Führer es gebracht.
Wohin sich meine Blicke kehren,
Du Unermeßner, seh ich dich.
O Herr, das Anschaun deiner Werke
Erfüllet mit Bewundrung mich.
Gott! ich erkenne dich in mir.
Das Meer, die Erde, jene Sphären
Sind laute Zeugen deiner Stärke.
Herr, du bist überall, und wir
Wir alle leben, Gott, in dir.

Magdalena.

Ich weiß es, Freund, der Herr ist überall.
Doch unsern Blicken ist er nicht mehr sichtbar.
Wo ist das Antlitz, das in unserm Leiden
Voll Trost uns leuchtete? Wo ist die Hand,
Die so viel Wunder that? Wo sind die Augen,
Die Flammen sanfter Menschenlieb in uns
Entzündeten? Ach, alles haben wir
Verloren, da er starb. Allein, zerstreut,
Umringt von denen, die uns hassen,

Hat er uns ohne Rath,
Uns ohne Führer, hat
Uns ohne Troſt verlaſſen.
Mit ungewiſſen
Verirrten Füſſen
Gehn wir, uns führet,
Uns glänzt kein Stern.
Wir ſind im Meere,
Kein Arm regieret
Des Schiffes Ruder,
Ach wir ſind Schaafe,
Vom Hirten fern.

Petrus.

Nein, Magdalena, nein,
Er ließ uns nicht allein,
Nicht ohne Führer. O wie manches Beiſpiel
Der Tugend, ließ er uns in ſeinem Leben!
In ſeinem Tod, wie manches Tugendbild!
Die Stirn, gekrönt mit Dornen, lehret uns
Die ſtrafbaren Gedanken von uns ſcheuchen.
Die tief durchbohrten Hände lehren uns
Den Geiz verabſcheun. Jener bittre Trank
Lehrt uns die Wolluſt meiden.
Sein Kreuz lehrt uns Geduld im Leiden.
O was iſt edel, ſchön, das wir von ihm nicht lernen?
In jedem ſeiner Wort, in jeder Handlung
Iſt Unterricht für uns: in ihm

Wird der Ungläubge gläubig, menschenliebend
Der Neidische, der Feige muthig,
Vorsichtig der Verwegne,
Und demuthsvoll der Stolze.
Jetzt will er sehen, welche Frücht' in uns
Die Lehren schaffen, die er uns gegeben.
Doch fürchtet nicht, wenn unsre Hofnung wankt,
Wenn unsre Kräfte weichen:
Erscheinen wird er dann,
Und uns die Hand zur Hülfe reichen.
Wenn der zarte Knabe lernet,
In den Wellen sich zu wiegen,
Lenket der erfahrne Schwimmer
Ihn mit väterlicher Hand.
Dann entfernet
Sich der Greis und folgt ihm immer
Mit dem Blick, doch malt sich Furcht,
Die so leicht ihn überwand.

Magdalena.

Möcht er vom Tod bald auferstehn!

Johannes.

Bald wird er unsern Wunsch erhören,
Wird unser Leid in Wonne kehren.

Joseph.

Zu seinem Grabe werden
Die Könige der Erden
In heilger Wanderschaft und tiefer Demuth
kommen.

Petrus.

Sein Kreuz wird ſeiner Frommen
Erhabner Schutz, wird der Triumph des Himmels,
Der Hölle Schrecken ſeyn.

Magdalena.

Von dieſem Baum nimmt jede Seele Heil.

Joſeph.

In dieſem Zeichen werden Fürſten ſiegen.

Johannes.

Dies hohe Zeichen bringt
Der Sterblichen errettetes Geſchlecht
Hin, wo vor Gottes Thron ein ewger Jubel ſingt.

Chor.

Der Gnade Gottes Dienerinn,
O Hofnung, du entflammſt in unſern Herzen
Die Lieb, und mehrſt den Glauben. Alle Furcht
Verbannſt du. Unter unſern Thränen
Keimſt du empor, und lehrſt uns, voll Vertrauen
In dieſes Lebens Schmerz empor zum Himmel ſchauen.

Tibulls
zehnte Elegie des ersten Buchs,
von Michaelis.

Wer wars, durch den zuerst sich Schwerdter furchtbar machten?
Wie grausam, ja fürwahr, wie eisern war er nicht!
Von da trat Menschenmord, von da Tumult der Schlachten,
Von da dem Tod zuerst ein kürzrer Weg, ans Licht.
Doch er hat nichts verdient, der Arme! — Wir nur, wandten
Zu eignem Unglück an, was er fürs Raubthier fand.
Verdanks dem reichen Gold! — Krieg kam zu Unbekannten,
Als noch vorm kleinen Maal ein buchner Becher stand!
Es war kein Schloß, kein Wall. So wehrlos, als erschaffen,
Lag auf vermischter Trift der Schäfer hingestreckt.
O hätt ich da gelebt! nie hätten blutge Waffen,
Noch der Trommete Ruf mein zitternd Herz erschreckt.

Itzt reißt man mich zum Krieg: und schon vielleicht führt einer
Das feindliche Geschoß, das dieses Blut verspritzt.
Schützt, **Laren**! schützet mich! ihr habt ja, als ich kleiner
Um euren Fuß gehüpft, auch treulich mich beschützt.
Laßt euer hölzern Bild euch willig angehören!
Nicht besser schmücktet ihr der Ahnen schuldlos Land.
Da hielt man mehr auf Wort, als unter armen Ehren
Ein blosser Gott aus Holz im schlechten Tempel stand.
Versühnet, ob man ihm die Frucht des Weinstocks weihte,
Ob für sein heilig Haupt aus Aehren Kränze brach:
Gelobte Gaben selbst ihm dartrug, und zur Seite
Ein kleines Töchterchen den Honigkuchen nach,
Nur wehrt, nur **Laren**! wehrt die Wuth gestählter Pfeile
Von meinen Tagen ab. *) Des Schutzes eingedenk,

*) Des Schutzes — Und aus dem vollen Stall ꝛc. füllt eine Lücke aus, die nach der gewöhnlichen Les-

Fall euch die erſte Frucht von jeder Flur zu Theile,
Und aus dem vollen Stall ein ländliches Geſchenk.
Ihm folg ich ſelber nach, in reiner Tracht: die Körbe
Mit Myrtenlaub umkränzt, mit Myrtenlaub mein Haar.
So ſey ich euch beliebt. Unſterblichkeit erwerbe
Ein andrer ſich im Kampf, und mähe Schaar zu Schaar!
Ein Held, erzähl er dann beym Trunk mir ſeine Siege,
Und zeichne mir mit Wein den Tiſch von Lägern voll.
Ha! welche Raſerey beſchleunt den Tod durch Kriege!
Er dräut und überſchleicht uns ſo wohl, eh er ſoll.
Kein Weinberg, keine Saat iſt unten: nur Gefahren,
Des kühnen Cerberus, und, Vater Charon, du.

ert in dem Text zu ſeyn ſcheint: weil man nicht mit Broukhuſen für hoſtisque e plena etc. lieber hoſtia erit plena etc. leſen will.

Mit blutgem Angeſicht, und mit verſenkten Haaren,
Irrt bleicher Schatten Heer nachtvollen Sümpfen zu.
Wie ungleich glücklicher, wem, nach erkühtem Stamme,
Das träge Alter ſich zur kleinen Hütte naht!
Dem Schaafe folgt er ſelbſt zur Trift: ſein Sohn dem Lamme,
Und den Ermüdeten erquickt der Gattinn Bad.
Dieß, wünſch ich, ſey mein Loos. Laßt Greiſe ruhig greiſen,
Und ſich der Zeiten freun, die ſie als Kind gekannt!
Indeß bau Ruh die Flur. Ruh hat vors Ackereiſen
Zuerſt den wilden Stier ins krumme Joch geſpannt:
Den Rebenſtock gezeugt, und Traubenblut verwahret,
Damit des Vaters Faß des Sohnes Weinglas füllt.
Durch ſie blüht Karſcht und Pflug: allein, mit Roſt gepaaret,
Hängt an berußter Wand des Krieges müſſigs Schild.

Bezecht, was ehrlich ist, vom allzu sichern Schmause,
Führt, aus dem Opferhain, des Landmanns lauter Muth,
Auf seinem Wagen selbst sich Weib und Kind nach Hause.
Dann glüht Cytherens Krieg, und alles athmet Glut!
Betrübt bejammert dann, als Frucht vom Opferhaine,
Die Frau der Thüre Riß, und ihr zerzaustes Haar.
Sie weine, heulenvoll! — doch auch ihr Sieger weine,
Daß in der tollen Hand ein solcher Nachdruck war.
Schalk Amor unterdeß versteht den Zank mit Schmähen:
Und setzt, bey kaltem Blut, sich zwischen beyder Hohn!
Ach! Stein und Eisen ist, wer sich so weit vergehen,
Und Schönen schlagen kann — reißt Götter selbst vom Thron!
Genug, den schönen Leib vom leichten Flor entkleiden!
Genug der Haare Putz mehr lüften, als man meint!

Genug, sie weinen sehn! — Unendlich zu beneiden,
Wem, wenn er mit ihr zürnt, ein liebes Mädchen weint!
Wer mit den Fäusten liebt, geh, trage Schild und Speere!
Nur sag er ewig sich der sanften Venus los.
Komm milder Friede dann! in deiner Hand die Aehre,
Und Regen Obsts zuvor aus blendendweissem Schooß!

Der Adler Jupiters und die Taube der Venus.

Nach d'Arnaud

von demſelben.

Adler Wo, Schmuck der Tauben, eilſt du hin?
Taube Wo du hin, Favorit des Bändigers der Wetter?

A Ich fliege zu den Fuß des Königes der Götter.
T Ich hüpfe zu der Schönen Königinn.
A Kennſt du der Götter Aufenthalt?
T Kennſt du des nahen Idals Wald?
A Aus Zevs Hand muß mich dort Ambroſia erquicken.
T Hier nähren Blumen mich, die Amors für mich pflücken.
A Gleich reißt mein Flug von Sterne mich zu Stern!
T Zu jener Myrthe nur ſoll meiner wiederkehren.
A Den Donner hier, trag ich zu Jupitern.
T Die Roſe da, bring ich Cytheren.

Hymne

auf die Thetis und den Peleus,

aus dem Griechischen des Heliodors

von Meinhardt.

Reizende Göttinn des Meeres, o Thetis,
Dich besingt unser Gesang,
Dich, die dem Peleus sich einst zu vermählen,
Jupiters Wille selbst zwang.

Zierde des Meeres, o unsere Venus,
Von ihm gebahrst du den Held,
Griechenlands Donnerkeil, jenes im Kriege
Wütende Schrecken der Welt,

Jenen Achill, dessen Ruhm in den Himmel,
Zu den Unsterblichen steigt,
Der, durch die Ehe mit Pyrrha vereinigt,
Dich, o sein Ebenbild, zeugt,

Neoptolem, deines göttlichen Vaters
Würdig, und wie er ein Held,
Griechenlands Retter und Zierde, wenn endlich
Ilion unter dir fällt.

Glücklicher Held, der im heiligen Schooße
Pythiſcher Auen hier ruht,
Schütz uns, entferne von unſeren Mauern
Unglück und feindliche Wut.

Nimm dieſes Opfer, den dir und der Göttinn
Von uns geweihten Geſang,
Welche dem Peleus ſich einſt zu vermählen,
Jupiters Wille ſelbſt zwang.

Fragment einer Ode der Sappho

von Weiſſe.

(S. N. Bibl. d. ſch. W. B. V. S. 85.)

Den Göttern gleich ſcheint mir der Mann,
Der ſtets dein Antlitz ſehen kann,
Den deiner Stimme Süßigkeit,
Des Lächelns Grazie erfreut.

Beſchämt, betäubt ſteh ich vor dir,
Mein klopfend Herze bebt in mir,
Ich ſehe dich, umſonſt bemüht
Such ich die Stimme: ſie entflieht!

Die Zunge ſtarrt, und durch mein Blut
Strömt eine reiſſend ſchnelle Glut;
Mein dunkles Auge ſieht nicht mehr,
Es klinget brauſend mein Gehör.

Ein kalter Schweiß bedecket mich,
Im ganzen Leib erzittre ich,
Entſeelt, wie welkes Gras, ſo bleich,
Seh ich dem Tode ſelber gleich.

Monologe

aus dem Hamlet.

von Moſes Mendelsſohn.

Seyn, oder nicht ſeyn; dieſes iſt die Frage!
Iſts edler, im Gemüth des Schickſals Wut
Und giftige Geſchoß zu dulden, oder
Sein ganzes Heer von Quaalen zu bekämpfen,
Und kämpfend zu vergehn. Vergehen? —
Schlafen! —
Mehr heißt es nicht! Ein ſüſſer Schlummer iſts,
Der uns von tauſend Herzensangſt befreit,
Die dieſes Fleiſches Erbtheil ſind! Wie würdig
Des frommen Wunſches iſt, vergehen, ſchlafen!
Doch ſchlafen? Nicht auch träumen? — Ach
hier liegt
Der Knoten! Träume, die im Todesſchlaf
Uns ſchrecken, wenn einſt dies Fleiſch verweſt,
Sind furchtbar! Dieſe lehren uns geduldig
Des langen Lebens ſchweres Joch ertragen.
Wer litte ſonſt des Glückes Schmach und
Geiſſel,
Des Stolzen Uebermuth, die Tyranney
Des Mächtigen, die Quaal verſchmähter Liebe,
Den Misbrauch der Geſetze, und jedes Schalks
Verſpottung der Verdienſte, mit Geduld?

Könnt uns ein bloſſer Dolch die Ruhe ſchenken,
Wo iſt der Thor, der unter dieſer Bürde
Des Lebens länger ſeufzete? — Allein
Die Furcht für das, was nach dem Tode folgt,
Das Land, von da kein Reiſender zurück
Auf Erden kam, entwafnen unſren Muth.
Wir leiden lieber hier bewuſte Quaal,
Eh wir zu jener Ungewißheit fliehen.
So macht uns alle das Gewiſſen feige!
Die Ueberlegung kränkt mit bleicher Farbe
Das Angeſicht des feurigſten Entſchluſſes.
Dies unterbricht die groſſe Unternehmung
In ihrem Lauf, und jede wichtge That
Erſtirbt.

Pope's Gedicht
Der sterbende Christ an seine Seele.

übersetzt
von demselben.
(im Versuch über Pope's Genie.)

Hauch Gottes, der du in mir lebest,
Verlaß, verlaß das sterbliche Gebein!
Du fliegest, säumest, hoffest, bebest,
Und fühlst des Todes Seeligkeit und Pein.
Hör auf, Natur, zu widerstehen,
Laß mich ins Leben übergehen!

Horch, Engel lispeln, komm von hinnen,
Wohlan, o Schwester, zögre nicht!
Was raubt mir plötzlich meine Sinnen?
In welche Nacht sinkt mein Gesicht?
Der Puls hört auf, ich athme tief mit Noth;
O meine Seele, sprich, heißt das der Tod?

Die Welt verschwindet tief ins Leere!
Der Himmel öfnet sich, ich höre
Das göttliche Gebot:
Empfangt ihn an der ewgen Schwelle!
Wo ist nunmehr dein Sieg, o Hölle?
Wo ist dein Stachel? Tod!

Daſſelbe

übersetzt von Kretſch.

Endlich rüſte dich, und ſcheide
Aus dem ſinkenden Gebäude.
Nun, von dieſem Körper frey,
Lerne, was dein Weſen ſey,
Und woher dein Urſprung ſtamme,
Funke von des Himmels Flamme!

Seele! Geiſter flüſtern dir:
Schweſter, komm und ſey wie wir.
Welche Kraft empfind ich wieder,
Bey dem Sinken dieſer Glieder?
Frage dich — und ſieh es ein —
Seele, kann dies Sterben ſeyn?

Nur die Erde weicht zurücke.
Mich erhebet mein Geſchicke
Ueber alles, was mir droht.
Gebt mir Schwingen, daß ich fliege!
Gräber, wo ſind eure Siege?
Und wo iſt dein Stachel? Tod!

Romanze,

Die ſchöne Roſemunde.

Aus den Reliques of ancient engliſh Poetry
überſetzt von Raſpe.

Als König Heinrich, dieſes Namens
Der Zweite, noch dies Land beherrſcht,
Liebt er ein ſchön und lieblichs Mädchen
Noch auſſer ſeiner Königinn.

Ihr Reiz fand nirgends ihres gleichen,
So wie ihr Weſen und Geſicht,
Kein Fürſt auf dieſer ganzen Erde
Umarmt ein ſüſſeres Geſchöpf.

Ihr krauſes Haar ſchien jedem Blicke
Den reinſten Fäden Goldes gleich:
Ihr glänzend Aug warf, wie die Perlen
Aus Morgenland, ein himmliſch Licht.

Das Blut trieb eine ſolche Farbe
Auf der kryſtallnen Wange vor,
Als ob die Lilie und Roſe
Im Wettſtreit um den Vorzug war.

Ja Rose, schöne Rosemunde,
Ihr Name ward also genannt,
Der unsre Kön'ginn Leonore
Bis auf den Tod gehäßig war.

Zu Woodstock baut also der König,
Sie wider der Gemahlinn Wut
Zu schützen, eine Burg, dergleichen
Man noch niemals vorher gesehn.

Sie war so wunderbar gebauet,
Von Steinen und von Holze fest,
Und dreimal funfzig Thüren giengen
In die ungeheure Burg.

Mit so viel künstlich schlauen Krümmen
War alles umher angebracht,
Daß nur durch einen Knaul von Fäden
Hier ein und aus zu gehen war.

Um seiner liebsten Lady wegen,
Die so sehr schön und prächtig war,
Vertraut er einem tapfern Ritter
Die Wache über diese Burg.

Allein das Glück, das oft ergrimmet,
Wo es zuvor gelächelt hat,
Betrog mit aller seiner Tücke
Des Königs Glück, der Schönen Lust.

Der undankbare Sohn des Königs,
Den er zu groſſer Ehr erhob,
Erregte wider ſeinem Vater
Krieg in dem Reiche Galliens.

Doch eh noch unſer ſüſſer König
Sein Engelland verlieſs, nahm er
Von ſeiner ſchönen Roſemunde
Sein letztes Lebewohl alſo:

O Roſemunde, meine Roſe,
Du meiner Augen höchſte Luſt,
Du ſchönſte Blum in allen Landen,
Zu nähren meine Phantaſey!

Du meines fühlbarn Herzens Blume,
Was gleichet dir an Süſsigkeit,
Du meine königliche Roſe,
Leb wohl, zu tauſendmalen wohl!

Dich, ſchönſte Blume, ſüſſſte Roſe,
Muſs ich verlaſſen einge Zeit,
Nach Frankreich jene See durchkreuzen,
Des Aufruhrs Stolz zu bändigen.

Doch meine Roſe, glaub in kurzem
Sollſt du mich wieder bey dir ſehn:
Bin ich gleich fort, in meinem Herzen
Nehm ich doch meine Roſe mit.

Als Roſemunde, dieſe Schöne,
Des Königs Worte kaum gehört,
Erklärten ihre äußern Blicke
Den Kummer, den ihr Herz durchdrang.

Aus ihren hell cryſtallnen Augen
Stieg Thräne über Thräne vor,
Und lief gleich ſilberperlen Thaue
Ihr durch das glänzende Geſicht.

Die Lippen, roth erſt wie Korallen,
Entfärbten ſich, und wurden bleich:
Und ihre Lebensgeiſter flohen
Vor Jammer, der ſie überfiel.

Und ſank in eine Ohnmacht nieder
Vor König Heinrichs Angeſicht;
Er ſchlang in ſeinen Heldenwaffen
Die Arme brünſtig um ſie her;

Und küßte waſſervoll die Augen
Die zarte Wang ihr zwanzigmal,
Bis ihre ſanft und weichen Sinnen
Zum Leben er aufs neu erweckt.

Was trauert meine ſüſſe Roſe,
Du meine Roſe, ſagt er oft?
Dieweil, verſetzt ſie, mein Geliebter
Zu blutgen Kriegen reiſen muß.

Doch, da mein Herr auf fremden Küſten
Dort unter wilden Feinden muß
Sein Leben, ſeine Glieder wagen,
Warum denn blieb ich hier zurück?

Nein, gieb, gleich einem Edelknaben,
Dein Schwerdt und deine Tartſche mir,
Daß meine Bruſt die Streiche fange
Dich zu verwunden abgeſchickt.

Des Nachts laß mich dein Bett bereiten
In deinem königlichen Zelt,
Und dich mit ſüſſen Bädern letzen,
Wenn du aus dem Gefechte kömmſt.

So kann ich deiner doch genieſſen,
Und will gern keine Arbeit ſcheun,
Doch fehlſt du, ſo iſt Tod mein Leben;
Ja lieber wähl ich ſelbſt den Tod —

Beruhige dich, beſte Liebe,
Zu Hauſe ſollſt du ruhig ſeyn
In Englands lieblich ſüſſer Inſel;
Denn Reiſen, ſprach er, ziemt dir nicht.

Der blutge Krieg iſt nicht für Schönen,
Und Fried entzückt nur ihr Geſchlecht,
Nicht rauhe Lager, prächtge Lauben,
Und Freudenfeſt', nicht harter Kampf.

Ja, Roſe ſoll hier ſicher bleiben,
Der Tag verfließ ihr in Muſik,
Indeß ſuch unter ſpitzgen Speeren
Ich in der Ferne meinen Feind.

In Perl und Gold ſoll Roſe glänzen,
Indem der Panzer mich umſchließt,
Hier ſoll mein Liebchen luſtig tanzen,
Wenn mit dem Feind ich kämpfen geh.

Und du, Sir Thomas, den ich wähle,
Zum Schutz für mein geliebtes Kind,
Wach über meine ſchöne Roſe,
Wenn ich von ihr entfernet bin.

Hier ſchöpft er einen tiefen Seufzer
Als bräch ihm gänzlich nun ſein Herz,
Sie aber bracht aus groſſem Kummer
Nicht mehr ein deutlich Wort hervor.

Und ihre Herzen wollten brechen
Beym Abſchied tiefer Wunden voll:
Seit dieſem Tag ſah nie den König
Die ſchöne Roſemunde mehr.

Denn kaum hat er die See durchſtrichen
Und war in Frankreich angelangt,
So kam die Kön'ginn Leonore
Voll bittern Neid in Woodſtock an.

Und rief zur unglückſelgen Stunde
Den treuen Ritter zu ſich hin,
Der mit dem Knaul gewundner Fäden
Aus dieſer Burg hernieder kam.

Und als ſie den verwundet hatten,
Gewann die Königinn den Knaul,
Und gieng, wo Lady Roſemunde
Geſchmückt gleich einem Engel war.

Doch als ſie hier mit ſtarren Augen
Ihr ſchönes Angeſicht erblickt,
War ſie ob ihrer ſeltnen Anmuth
In ihrer Seele hoch erſtaunt.

Herab mit dieſen ſchönen Kleidern,
Sprach ſie, ſie ſind zu reich und ſchön.
Und trink dies tödtliche Getränke,
Das ich hier für dich mitgebracht.

Gleich fiel die ſchöne Roſemunde
Auf ihre Kniee demuthsvoll,
Und bat die Königinn, ihr alle
Beleidigungen zu verzeihn.

Ach, ſchrie die ſchöne Roſemunde,
Erbarm dich meiner Jugend doch,
Laß mich den ſtarken Gift nicht trinken,
Der mich zu tödten iſt bereit.

Ich will mein ſündlich Leben beſſern,
Und irgend in ein Kloſter gehn;
Wo nicht, laß mich die Welt durchirren,
Und banne mich, wohin du willſt.

Und für die Schuld, die ich verbrochen,
Ob ich sie gleich aus Zwang verbrach,
Schenk mir das Leben, und bestrafe
Mich, wie es dir am besten dünkt.
Und ihre lilienweisse Hände
Rang sie bey diesen Worten oft,
Indem vom reizenden Gesichte
Ihr manche Thräne tröpfelte.
Doch nichts von diesem allen konnte
Der Kön'ginn Wut besänftigen;
Sie gab die tödtend giftge Schale,
Indem sie knieend vor ihr lag,
Der Liebenswürdigen zu trinken,
Die nahm es denn in ihre Hand,
Erhob die tiefgebeugten Kniee,
Und trat auf ihre Füsse hin,
Und hob die Augen hoch gen Himmel,
Indem sie um Erbarmung bat,
Und diesen starken Gift austrinkend
Gab sie alsbald ihr Leben auf.
Und als der Tod durch alle Glieder
Sich in der gröſten Wut gezeigt:
Gestand selbst ihre ärgste Feindinn,
Daß sie nichts herrlichers gekannt.
Alsdenn begrub man ihren Körper,
Sobald ihr Leben war entflohn,
Bey Godstow, das bey Oxford lieget,
Wie heutigs Tags zu sehn noch ist.

Der entſchloßne Schäfer,
eine Romanze, eben daher.

Sollt ich in Verzweiflung ſchmachten,
Weil ein Mädchen reizend iſt?
Mir der Gram die Wangen bleichen,
Weil auf ihren Roſen ſtehn?
Sie ſey ſchöner, als der Tag,
Blühend, wie die Flur im May,
Wenn ſie mich nicht lieben will,
Was frag ich, wie ſchön ſie iſt?

Soll ich ſterben ihr zu Liebe,
Weil ſie voller Güte iſt?
Oder, ihr Verdienſt nur ſchätzen,
Um für meines blind zu ſeyn?
Turteltaub und Pelikan
Sey nicht ſanfter, gütiger,
Wenn ſie es für mich nicht iſt,
Was frag ich, wie gut ſie iſt?

Sie ſey gut, holdſeelig, reizend,
Nein, verzweifeln thu ich nicht!
Liebt ſie mich, ſo kann ſie glauben,
Ich ſterb, eh ſie trauern ſoll.
Doch verachtet ſie mein Weh,
So lach ich und laß ſie gehn:
Iſt ſie nicht für mich gemacht,
Was frag ich, für wen ſie iſt?

König Regner Lodbrogs Leichengesang.

(S. N. Bibl. d. sch. W. II. S. 250.)

Was ist für einen tapfern Mann
Gewisser, als der Tod,
Und wenn man gleich der Schwerdter Sturm
Sich kühn entgegen stellt?

Nur der beklagt dies Leben oft,
Der nicht sein Weh gekannt:
Den räuberischen Adler lockt
Der Furchtsame ins Feld.

Der Feig ist stets, wohin er kömmt,
Sich unnütz und zur Last:
Der tapfre Jüngling aber tritt
Im Sturm der Schlacht hervor.

Der eine sucht den andern auf,
Der Mann scheut nicht den Mann:
Des tapfern Mannes höchster Ruhm
War dieses allezeit;

Und wer der Jungfraun Liebe sucht,
Muß kühn im Streite seyn. —
Mir scheint es sicher und gewiß,
Daß uns das Schicksal führt:

Was dieses uns einmal bestimmt,
Dem weicht man selten aus.
Sah ich mein Leben wohl voraus
In Ellas Händen da,

Als ich halbtodt mein Blut verbarg,
Ins Meer die Schiffe stieß,
Und wir den Geiern erst ein Mahl
Vom Feind bereiteten?

Dies macht mich allzeit lächeln: denn
Ich weis, dort sind für uns
In unsers Vaters Odins Haus
Schon Sitze zugeschickt:

Hier trinken wir in kurzer Zeit
Aus Feinde Schädeln Bier:
Denn in des großen Odins Haus
Zagt nie ein tapfrer Mann.

Er zagt nicht zitternd vor dem Tod.
Auch ich, ich nahe mich
Mit der Verzweiflung Stimme nicht
Dem Hause des Odin.

Aslaugens Söhne, wüßten die
Mein ganzes Elend jetzt,
Den ein vergiftet Schlangenheer
Aufs schrecklichste zernagt;

Wie würden sie die Schwerdter ziehn! —
Denn meinen Söhnen gab
Ich eine Mutter, die ihr Herz
Mit tapferm Muth erfüllt:

Der Vipern Biß droht grausam mir
Den nahen Untergang:
Denn mitten in dem Herzen wohnt
Mir eine Schlange schon.

Doch hoff ich, meiner Söhne Schwerdt
Färbt einst noch Ellas Blut:
Von Zorn wird ihre Wange glühn,
Und sie nicht ruhig seyn.

In funfzig Schlachten focht ich kühn,
Und freute mich des Kriegs;
Als Jüngling lernt ich schon, wie man
Das Schwerdt mit Blute färbt.

Da dacht ich: gröſſer als wie du
Wird nie ein König seyn: —
Mich rufen Todesgöttinnen:
Ich klage nicht den Tod.

Hier endiget sich mein Gesang:
Die Todesgöttinnen,
Die Odin mir aus seinem Haus
Geschicket, rufen mich.

Dort sitz ich frölich, hoch erhöht,
Und trink mit ihnen Bier;
Des Lebens Stunden sind entflohn,
Und sterbend lach ich noch.

Maskerade aus der Braut
von Gerstenberg.

Die Nacht:
(erhebt sich im Nebel.)

Jetzt herrschen Wir! das Meer hat alle Strahlen
Der Sonn ertränkt, und mit ihr starb der Tag.
Her, helle Cynthia, mir zu. Ich bin die Nacht,
Vor der du die erborgte Fackel trägst.
Erschein! Verbirg nicht mehr dein blasses Antlitz!
Stoß deine Silberhörner durch [illegible]wölkchen;
Send einen Strahl auf meine dunkle Stirn,
Daß ich den ganzen Ort rings um betrachte,
Und selbst die sehnsuchtsvollen Augen sehe,
Die Theil an unserm Feste nehmen wollen.

(Cynthia erscheint)

Wie schwarz, wie seltsam bin ich! Kann ich denn
Nicht so viel Schönheit ohne dich erkennen?
Mich dünkt, sie glänzen, wie des Ostes Feuer,
Das mich verjagt, so bald der Morgen kömmt!
Zurück, du blasse Dienerinn der Nacht!
Aus diesen Augen sprühen hellre Funken.

Cynthia.

Erhabne Königinn, für diese Schönen
Nahm ich den klärsten meiner Monde mit,
Allein sie blickten, als ob du und ich

Den Zügel angehalten, und die Peitsche
Zurückgeworfen hätten, sie zu sehn,
Die Sterblichen, die uns weit überstrahlen.

Die Nacht.

So laß uns sie hier angeheftet halten,
Und unsern Wagen niemals weiter treiben,
Um so durch sie den vollen Tag zu blenden.

Cynthia.

O Königinn der Schatten kann das seyn?
Wir können nicht der Götter Rathschluß ändern;
Wenn unsre Zeit kömmt, müssen wir entfliehn,
Und Platz dem Tage machen. Doch so lange
Hier unsre Herrschaft gilt, laß unsern Freunden
Uns jede Stunde mit so neuer Pracht
So feierlichem Reiz zu schmücken suchen,
Daß sie die Glorie des Tages hassen,
Und immer dich, und dein Gefolg die Sterne,
Und dies mein kaltes Licht zu sehn begehren.
Die Erde huldigt jetzt dem Phöbus nur;
Vergebens mag ich meinen Strahl ihr leihn.
Vom Aufgang bis zum Niedergang blickt mich
Kein Aug an, als vielleicht ein weinendes.

Die Nacht

Nun, schöne Göttinn, prange dann daher
Und zaubre, diese Stunden zu bekrönen,
Ein froh Geschlecht herauf von Faun und Nymphen.

Laß ihre ſanften Glieder uns dem Glücklichen
Entdecken, der begünſtigt liebt; laß auch
Uns deinen Liebling, den Endymion —
Wenn es dir ſo gefällt, an Latmus Gipfel
Auf blumenvollem Raſen ſchlummern ſehn,
Daß er die lange Nacht in Tag verwandle.

Cynthia.

Du träumeſt, finſtre Königinn! Der Knabe
War, wie du wähneſt, niemals mein, noch hat
Er jemals mich geküßt. Nur Wein und Wolluſt
Erdacht dies Hirngeſpinnſt. Wenn Dichter raſen,
So machen ſie aus Göttern Menſchen, und
Aeonen aus Minuten. Nein! ich will
Hier eine ſchönre Scene, hier den Liebenden
Ein edles Denkmal ſchaffen — Auf, Neptun!
Erhebe dich, du Gott der Tiefen! wirf
Die Waſſerwogen weit von dir hinweg,
Und dann ſey ſtolz darauf, mir zu gehorchen.

Neptun.

Siehe Cynthia, du haſt mich hergeherrſcht:
Laß mich die Abſicht wiſſen!

Cynthia.

Sagt dir denn
Dies majeſtätſche Schauſpiel nicht genug?

Neptun.

O nun
Errath ich ſie. Gut, ſie iſt deiner werth!
Ich will ſie unterſtützen.

Cynthia.

Säume nicht
Gebeut dem Wind, sein Felsenbett zu räumen;
Laß deine Diener los, nur Boreas
Bleib angefesselt, denn er ist zu rauh
Für unsre Freuden. Sanftes Frühlingssäuseln
Und leichte Weste sollen hier erscheinen,
Wie sie in Blumen spielen, durch die Wipfel
Hinflüstern und den jungen Frühling grüssen.
Das ist Musik für uns. Dann bring im Aufzug
Das Volk des Oceans mit seinen Schätzen,
Mit jeder Pracht der reichen Tief herauf,
Die edle Nacht noch glänzender zu machen.
Sey hier verschwend'risch, und ich will dir danken,
Und voll und freundlich auf dich niederblicken.

Neptun.

Herauf, der Winde König, Aeolus!

Aeolus.

Erhabenster Neptun!

Neptun.

Herauf! Herauf!

Aeolus.

Hier bin ich! Rede!

Neptun.

Den Favonius
Und deine sanftern Winde sollst du hier
Dem Wink der Cynthia gehorsam machen.
Doch den Rebellen Boreas halt fest.

Aeolus.

Sogleich!

Neptun.

Geschwind!

Aeolus.

Du großer Fürst der Fluten,
Es ist geschehn! — doch was ist das? — die
See! —
Neptun!' —

Neptun.

Hier bin ich.

Aeolus.

Wehe! — Boreas
Hat seine Fesseln kühn zerbrochen, und
Ist siegreich mit den Westen fortgeflohn.

Neptun.

Laß ihn! ich will ihn auf den Wellen greifen.
Ich komme gleich. Noch einmal geh, und bringe
Den blauen Proteus nebst den Wasservölkern
Herauf! Laß sie mit ihren größten Perlen,
Mit allem, was die Klippen funkelndes
Gezeugt, erscheinen, daß ich diese Nacht
Zur Ehre Cynthiens verherrliche.
Fleuch schnellen Seegeln gleich!

Cynthia.

Nun, Göttinn Nacht,
Gebeut ein tiefes Schweigen, aufmerksam
Horch diesem großen Chorus zu, daß er

Hoch wie der Himmel reiche! daß der Oft
Die Mitternacht in goldnen Tag verkläre!

Gesang.

Nur deiner Macht, o Cynthia, nur dir
Gehorchen wir!
Heil den Edlen! — Titans Licht
Tödte diese Stunden nicht,
Bis die Liebe selber winket,
Bis der Bräutigam das Licht
Mit zufriednen Augen trinket,
Und, willkommen, Sonne! spricht.
Tretet her, ihr Wasserchöre!
Meßt im Kranz
Nach den Rudern der Galeere
Euren Tanz.
Laßt harmonisch mit den Winden
Tanzend alle Welt empfinden,
Daß, dies hohe Fest zu zieren,
Götter selbst den Reihen führen.

Zweiter Gesang.

Ein Tanz.

Halt deine Stunden, alte Nacht,
Zurück, bis wir den Tanz vollbracht!
Wie würden nicht auf dich die jungen Mädchen
schmähn,
Ach den erlittenen Verlust so aufgedeckt zu sehn!

Verlaſſe nicht die ängſtliche Braut,
Die mit verſchämten Schrecken
Erröthend um ſich ſchaut!
Bleib, holde Nacht, laß deinen Fittig ſie decken!
Doch, wenn ſie ruft, ſteh ihr nicht bey. —
Verbirg des Jünglings Kuß, des Mädchens
Zähren!
Verbirg ihr ſanftes mattes Wehren,
Ihr ſtill Gelübd, ihr laut Geſchrey,
Ihr ſterbend Aug, das bittend droht,
Und ihr Hinſinken, ihren Tod!

Neptun.

O groſſe Königinn der Meer und Himmel!
Sieh an, was ich dir bring, dies Feſt zu ſchmücken.

Cynthia.

Sprich, Fürſt der Meere!

Neptun.

Dieſe Melodieen
Pflegt Amphitrite ſich zu wünſchen, wenn
Sie auf gethürmten Wogen tanzt, und mich
In Seegeln herzt. Tritonen, ſpielt den Tanz
Der Stürme! ſpielt und tanzt, ich führ euch an.

Geſang und Tanz.

Zu Bett! zu Bett! — Komm, Hymen,
führe du
Die Braut dem frohen Jüngling zu!
Sieh allen Schönen dein Vergnügen,
Die ſich gehärmt, allein zu liegen.

Sie küßten schüchtern, weil sie Mädchen waren;
Sie werden kühner seyn, wenn sie dein Glück
erfahren.
Du aber, Hesperus, sollst scheinen,
So lange sich die Liebenden vereinen!

Aeolus.

Neptun! Ho!

Neptun.

Aeolus!

Aeolus.

Die See geht hoch:
Der Nordwind hat ein Wetter aufgebracht.
Zeig ihm den Dreyzack; manches stolze Schiff
Eilt sonst in seinen Untergang! Geschwind,
Geschwind mit deiner ganzen Macht herab,
Und lehr ihn ruhig seyn!

Cynthia.

Wir danken euch
Für diesmal! Dank und Lob euch allen —
Für diesen mir erwiesnen edlen Dienst.
Könnt ihr von mir mehr hohe Flut erwarten,
Als ihr je selbst gewünscht; nie soll die Ebbe
So kühn seyn, eure Grotten aufzudecken!
Jetzt eilt zurück in euer Reich, daß nicht
Der rauhe Sturm bis zur Verwüstung schwelle,
Und unsrer Insel etwas abgewinne.

Neptun.

Wir gehn.

Cynthia.

Erhebe dich, fühllose Nacht!
Siehst du den Tag nicht! schon beginnt der Ost
Zu leuchten. Sieh, ich selber muß hinab,
Und meinem Bruder weichen.

Die Nacht.

Muß ich denn
Den Tag sein Licht auf meine Staaten freun,
Und mich, die alte Nacht, verachten sehn?
Ich möchte zürnen, aber laß ihn nur
Hingehn und flammen! Werd ich doch vielleicht
Noch einmal seinen Wagen von der Glut
Ergriffen und in Abgrund stürzen sehn!
Doch ich vergesse mich. Sprich Königinn!
Der Tag erscheint, ich darf mich nicht mehr zeigen.

Cynthia.

Erheb aufs neu dein mattes Haupt, und sieh
Ein gröſseres Licht in gröſserer Majestät
Hier zwischen uns und unserm Niedergange.
Halt uns nicht länger auf! Der Tag erscheint,
Und Feuerströme glühn vom Mittag her.
Sprich, willst du gehn? und welchen Weg?

Die Nacht.

In Nebel
Will ich verschwinden!

Cynthia.

Ich ins Licht des Tages!

Grabschriften

Aspasia:

(Nach dem Englischen von Gerstenberg)

Legt, Mädchen, mir von Eichenlaub
Ein Kränzchen auf die Baare!
Streut Weidenblätter über mich!
Sagt, daß ich treu gestorben!
Mein Freund war falsch, doch ich war treu,
Seit mich der Falsch' erblickte:
Drum, Freundinn Erde, gleite sanft
Auf meinen Leichnam nieder!

Dula:

(Nach dem Englischen von demselben)

Nie komt ich die Männer mit standhaftern Trieben,
Nie länger die Männer als stundenlang lieben.
Husch! pflegte mein Auge von Einem zum Andern —
Und hinter drein mein Herz zu wandern.
Oft bat ich: Venus, feßle meine Blicke!
Wo nicht, so gieb mir alles das, was ich erblicke!

Die keuſche Dorinde

aus dem Prior.

Wird mir die Jungfernſchaft — ja, ja! —
Wird ſie mir je geraubt, fürwahr ſo ſterb ich,
ſpricht Dorinde.
Vergangne Nacht, ſpricht Dorilas, dort unter
jener Linde,
Warſt du dem Tod wohl ziemlich nah?

Kleine Gedichte

aus

dem Französischen.

Vorerinnerung.

Bey nachfolgenden Gedichten kam es mehr auf die Verfaſſer als auf die Ueberſetzer an. Denn dieſe konnten viel verderben, ehe ſie die Naivetät eines Moncrif, Panard, und Bernard ganz unkenntlich machten. Wollen meine Leſer aber ja die Ueberſetzer kennen, ſo ſage ich ihnen, daß die erſten fünf Liederchen von dem Ueberſetzer der Marmonteliſchen Dichtkunſt herrühren, wohl zu verſtehen, nicht ohne einige Verbeſſerungen Ich will lieber, daß meine Leſer ſich ein wenig über meine Wahl wundern, als daß mich der Ueberſetzer eines Diebſtahls anklagte.

I.

Dorinde.

(Nach dem Franzöſiſchen des Moncrif.)

Dorinde liebte mich. Wie konnt es anders
seyn,
Ich war getreu, und liebt ihr immer nach.
Sie liebte mich, doch fiels ihr nur ſo ein,
Sie liebte mich, nicht mehr als einen Tag.

Drauf war den andern Tag Mirtill mit ihr
allein,
Er ſang ſo ſchön, daß ihr das Herzchen brach,
Sie liebte ihn, doch fiels ihr nur ſo ein,
Sie liebte ihn nicht mehr als einen Tag.

So nahm ſie nach und nach faſt alle Schä-
fer ein,
Doch ſie verließ ſie alle nach und nach.
Sie ärgern ſich, doch ich will dankbar ſeyn,
Es war bey alle dem ein ſchöner Tag.

II.

Der Unentschlüßige.

(Nach dem Französischen.)

Ja, Vetter, sagt, was fang ich an?
Du bist, sagt Lenchen mir, dem Trunk so sehr ergeben,
Daß ich unmöglich glauben kann,
Du werdest einst mit mir in treuer Liebe leben,
Drum willst du mich, so laß den Wein!
Nun sag mir, wird dir dieses möglich seyn?
Des lieben Weins mich zu entwöhnen,
Das will durchaus nicht gehn.
„Nun, so verliereſt du Helenen„
Nein, nein sie ist zu schön!

III.

Der gute Rath.

(Nach dem Französischen des Panard.)

Wofern ihr wünscht, daß euch im Lande der Cythere
Das Glück ein bischen günstig wäre,
So spart kein Geld! Wo nicht, so geb ich euch mein Wort,
Ihr kommt fürwahr nicht fort!
Der Mann wird argusäugicht seyn,
Die Frau wird fluchen, schimpfen, schreyn,

Sie rammelt und riegelt und schliesset sich ein,
Man hetzet den Kettenhund hinter euch drein,
Er läufet, und rennet, und holet euch ein.
Da habt ihrs dann! Ich sags euch frey heraus,
Und kämt ihr so noch zehnmal vor das Haus,
So wird doch ewig nichts daraus.
Doch kaum mischt Plutus sich ins Spiel,
So kommt ihr auch an euer Ziel.
Schnell öfnet sich das Haus,
Der Mann geht still heraus,
Es rührt sich keine Maus,
Und Frau und Magd sehn freundlich aus.
Ein Tag — wer hätte dies gedacht? —
So habt ihr euer Glück gemacht!

IV.

Die Zeiten ändern sich.

(Nach dem Französischen des Panard.)

Als ich noch ein Knabe war,
Nahm, durchs ganze lange Jahr,
Der gebietende Papa,
Und die wachsame Mama
Ihre Töchter fein in acht,
Und es wurde manche Nacht
Ihre Keuschheit treu bewacht.
Jetzt hat man das abgebracht.

Der Buhler weiß bald zu bethören,
Die Tochter lernt ihn bald erhören,
Die Mutter läßt sich bald bekehren,
Der Vater kann das Ding nicht wehren;
Und mit der guten Ehre, ah!
Steht es la la la la.

V.

Die Geschenke.

(Nach dem Französischen.)

Ich schenkte heute früh Dorinden
Ein schönes Band um ihren Schäferstab.
Jetzt will ich ihr ein Sträußchen binden:
Und wißt ihr wohl, was ich ihr neulich gab?
Mein Waldhorn gab ich ihr, und meine beste Flöte,
Und auch mein Herz dazu.
Ach wie wollt ich dich, lieber Amor, ehren,
Wenn nur die Schäferinn, von dem Geschenk entzückt,
Zu der Gespielinn sprach: Sieh, dieses schätz ich mehr,
Als Schätze, mehr, als in den Kronen
Der Herren, die in Schlössern wohnen,
Den großen Diamant, und blitzt er noch so sehr.
Hängt dieses alles nicht vom blinden Schicksal ab?
Dies sind Geschenke hier, die mir mein Damon gab.

VI.

Likoris Zorn.

(Nach dem Französischen des Bernard.)

Leih, Jupiter, mir deinen Blitz,
Ruft einst Likoris wild,
Daß ich den Tempel, Amors Sitz,
Damit verheeren kann!

Warum hab ich die Keile nicht,
Womit Alcides focht,
Zu strafen diesen Bösewicht,
Der niemand Ruhe gönnt!

O lehr mich schwarze Zauberein,
Medea, deine Kunst!
Dann koch' ich, gleich der Liebespein,
So heiß ihm, einen Trank!

Ach hätt' ich jetzt in meiner Wuth
Das Ungeheuer hier! — —
Hast du, sprach Amor, nun noch Muth?
Und stand urplötzlich da.

Nun strafe mich, nun komm heraus!
Bey der Erscheinung stumm,
Grif sie nach einem Rosenstraus
Zu züchtigen den Schalk.

Ja seht, sie waget, meiner Treu,
Ihn zu umarmen, nicht,
Und straft, ihn zu verletzen scheu,
Ihn nur mit sanfter Hand.

Ende des zweeten Theils.

Anthologie der Deutſchen.

Dritter Theil.

Herausgegeben von

Chriſtian Heinrich Schmid,
Doctorn der Rechte und Profeſſorn der Beredſamkeit und Dichtkunſt zu Gieſſen.

Leipzig,
bey Gnaelhart Benjamin Schwickert, 1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An

Herrn

Karl Maſtalier,

der G. J. und Lehrer der Dichtkunſt

am Kaiſerlichen Profeßhauſe

zu Wien.

Wenn einige Gedichte in diesem Theile meiner Sammlung würdig sind, von Ihnen gelesen, und den glücklichen Jünglingen, die Ihres Unterrichtes genießen, empfohlen zu werden: so bin ich zwar einigermaßen wegen der Freiheit entschuldigt, die ich mir nehme, diesen Theil mit Ihrem Namen zu zieren, so wie der vorige mit Ihren Beiträgen prangte: aber ich kann mir das Vergnügen, das Ihnen vielleicht einige Stücke machen werden, zu keinem Verdienste anrechnen, da ich diesmal selbst nicht die Mühe eines Sammlers gehabt habe. Die Gütigkeit so vieler vortreflicher Männer nöthigt mich, unbekümmert um die, welche mich der Eilfertigkeit beschuldigen könnten, mit ei-

nem neuen Bande der Anthologie aufzutreten. Solche Geschenke dem Publikum länger vorzuenthalten, wäre Undankbarkeit. Und auf der andern Seite wäre es Grausamkeit, diejenigen länger in Ungewißheit zu lassen, deren Beiträge ich ganz zurücklegen müssen. Dadurch, daß ich grösstentheils ungedruckte Sachen liefere, hoffe ich, diejenigen zu beschämen, welche das Publikum überreden wollen, als habe mich, ich weiß nicht, was für eine Verlegenheit oft genöthigt, gedruckte Stücke von neuem drucken zu lassen. Je willkommner aber ganz ungedruckte Gedichte meinen Lesern seyn werden, desto eifriger danke ich hier, mit Gunst einiger Recensenten, denjenigen, welche mich durch ihre Gütigkeit in den Stand gesetzt haben, diesen neuen Theil von den vorigen so merklich zu unterscheiden. Und, warum sollte ich denen nicht öffentlich danken, die mir einen öffentlichen Gebrauch von ihren Wohlthaten verstatten?

Ich habe in dieſem Theile die kleinen Vorerinnerungen weggelaſſen, die ich ſonſt vorzuſchicken pflegte. Aber glauben Sie nicht, daß ich es gethan, denen hochgebietenden Herrn eine Freude zu machen, welchen ſie ein Anſtoß waren. Denn, was meynen Sie wohl, daß ich denen für Willfährigkeit ſchuldig bin, die, an ſtatt ein Werk, deſſen erſte Idee ſie ſelbſt billigen müſſen, mit ihrem guten Rathe zu unterſtützen, mich mit Sarkaſmen zu kränken ſuchen, mit denen ſie doch bey mir ihren Zwock nie erreichen werden? Es geſchah deswegen, weil ſonſt viele Leſer die Kalumnie für wahr halten könnten, als ob ich bey jenen kleinen Vorreden gleich denen gehandelt hätte, welchen es unmöglich iſt, ihre Kritiken bey ſich zu behalten; da ſie doch keinen andern Zweck hatten, als, theils Einwürfen gegen meine Wahl vorzubauen, theils einige hiſtoriſche Umſtände beyzubringen, wel-

che ich, um der Bequemlichkeit der Leſer wil-
len, lieber dahin ſtellen, als in der Vorrede
einſchalten wollte. Was meine ehemaligen
ſummariſchen Urtheile anbetrift, ſo kann ich
es ohne Stolz behaupten, daß ſie wenigſtens
eben ſo viel Wahrheit und Genauigkeit ge-
habt, als die Ausſprüche derer, die die Naſe
darob gerümpft. Allein der wahre Grund
ihrer Unzufriedenheit mochte wohl der ſeyn,
daß ich ihren eignen Urtheilen vorgriff. —
Ueberhaupt werde ich jederzeit zu denen Erin-
nerungen lachen, die nur geſchehen, um mich
in den Stand der Vertheidigung zu ſetzen; zu
denen Behauptungen, die meiſtens ohne Be-
weis geſchehen, daß dieſes oder jenes Stück
hätte herausbleiben ſollen. Ich kann es doch
nicht wieder zurücknehmen. Man ſage mir
dafür, welche noch hätten hineinkommen
ſollen!

Weil ich hier eben bey den Kunſtrichtern bin, ſo muß ich einige Fehler von ihnen rügen. Ich habe aus dem Almanache wiſſen ſollen, daß ſich Herr Fuchs mit einer neuen Ausgabe ſeiner Lieder beſchäftige. Ey! Erſchien denn der erſte Theil dieſer Anthologie nicht ein gutes Vierteljahr eher, als der Almanach? Ueberdieß hat es nun der Ausgang gewieſen, daß das vom Verfaſſer des Almanachs aufgefangne Gerücht nicht von den Liedern, ſondern von den Gedichten eines Bauernſohns zu verſtehen geweſen. Daß der poetiſche Brief von dem Herrn von Thümmel herrühre, glaube ich in der Vorrede des zweiten Theils gnug beſtätigt zu haben. Herrn Nicolai's Verſe ſtehn in ſeinen Briefen, und Mendelsſohnen ſind die Kantaten in öffentlichen Zeitungsblättern zugeſchrieben. Was gehören dazu für Anekdoten? Sind alle hiſtoriſche Nachrichten Anekdoten? Und iſt es edel, jemandes Glauben verdächtig zu ma-

chen? Der Gesang von Klopstock stand vorher in Hillers *) musikalischen Nachrichten. Der Recensent in der Klotzischen Bibliothek will den Gesichtspunkt meiner Sammlung nicht wissen, den ich doch in der Vorrede des ersten Theils deutlich genug beschrieben habe. Ebenderselbe führt an, daß ich den Plan der Tänzerinn nicht unerheblich genannt; aber dieses nicht dichtet er mir an. Die Göttinger Anzeigen haben bey dieser Gelegenheit die

*) Der Verf. der gründlichen Beurtheilung des zweiten Theils dieser Anthologie in dem 1sten Stücke des 16ten B. der allgem. deutschen Bibl., das mir eben zu Handen kommt, scheint nicht zu wissen, daß Herr Hiller die Hasseschе Musik nach den Klopstockischen Texte, für eine Aufführung derselben zu Leipzig, hin und wieder geändert hat, wenn er sagt: „daß dieser Text, vereint mit der Musik, nicht „allemal passend genug sey, und nicht diejeni„gen Bilder durchaus herstelle, deren maleri„schen und gefühlvollen Ausdruck der sonst „kümmerliche lateinische Text dem Kompони„sten an die Hand gegeben. „

Unerheblichkeit des Plans und die Unerheblichkeit des Sujets mit einander verwechselt. Ueber den Verfasser der Tänzerinn kann man ein Pro und Contra in dem Wandsbecker Bothen nachsehn, wo zuletzt für Rosten entschieden wird.

Ein übereilter, aber doch zu verzeihender, Schluß war es, wenn ich die poetischen Uebersetzungen (Th. II. S. 346.) Herrn Raspe blos darum beilegte, weil ich sie einer seiner Recensionen, zu der er sich öffentlich bekannt, einverleibt fand. Herr Weiße ist von diesen, und Herr Schiebeler hingegen der Uebersetzer des Singstücks des Metastasio.

Unerachtet dessen, was ich über meine ehemaligen Vorerinnerungen gesagt, bitte ich mir doch nun die Erlaubniß aus, mich mit Ihnen über die Gedichte dieses Theils noch einige Augenblicke zu unterhalten. Ich werde Ihnen hier allerdings Sachen sagen müs-

sen, die Sie selbst längst wissen. Aber es geschieht, um zu hören, ob meine Urtheile mit den Ihrigen übereinstimmen. Ueberdieß läßt ja der Verleger nicht blos für das kleine Häuflein der Kenner drucken, die das Buch gar oft nur aus geborgten oder geschenkten Exemplaren kennen lernen. Es giebt noch einen großen Theil Leser, denen die Vorrede die Sachen anpreisen muß, wenn sie aufmerksam werden sollen. Thäten die Recensenten ihre Pflicht, so wäre dieß freilich unnöthig. Da ich hier nicht meine eignen Sachen empfehle, und da ich den Verleger zum Zeugen aufrufen kann, daß mich sein Honorarium noch nie bereichert; so glaube ich allen Verdacht abgelehnt zu haben. Bey vielen vortreflichen Stücken habe ich ein heiliges Gelübde thun müssen, die Verfasser nicht zu nennen. Gehen aber nicht oft selbst die Kunstrichter unachtsam vorüber, wenn kein Namenschild aushängt?

So haben die zwölf ersten Gedichte dieser Sammlung keinen Namen. Nichts destoweniger schmeichle ich mir, daß man sie für eine sehr merkwürdige Erscheinung halten soll. Der gröſste Theil von ihnen scheint mir einen Ton zu haben, den Unpartheyische originell finden müssen. Der Reichthum und die Kühnheit der Bilder, die Erhabenheit der Gedanken müssen keinen gemeinen Verfasser verrathen. Ueberdieß muß die Mannichfaltigkeit der Erfindungen die angenehmste Unterhaltung geben.

Herr Altdorfer, der Lavatern so würdig gelobt, dünkt mir ein würdiger Nebenbuhler von ihm und von Herrn Rüscheler. Sein erstes Gedicht widmete er, vor seiner Abreise aus Göttingen, dem vortreflichen Schlözer.

Die Gedichte eines andern Schweitzers, Herrn Toblers, waren, das an Thomson aus-

genommen, welches er seiner Uebersetzung dieses Britten beigefügt hat, vorher ganz unbekannt. Er hat, glaube ich, den Ton der Klopstockischen Ode gut getroffen, und ist frey von der sonstigen rauhen Härte der Schweitzer.

Herr Gurth ist vor wenig Jahren als Schullehrer zu Elbingen im Würtembergischen gestorben. Unter seinen noch nie gedruckten Gedichten, worinnen er sich Uzen zum Muster gewählt, und die ich der Gütigkeit des Churköllnischen Kammerherrn Freyherrn von Seckendorf zu danken habe, schienen mir die beiden, die ich hier geliefert, die besten zu seyn.

Nicht nur die Erinnerung des Wandsbecker Boten, sondern auch die gütige Erlaubniß des Verfassers selbst, hat mich bewogen, aus denen so sehr zerstreuten Gedichten des Herrn Conrad Arnold Schmids abermals

viere auszuwählen, zu denen ich mit Vergnügen ein fünftes hinzugethan, das zuvor noch in keiner Sammlung stand.

Die darauf folgenden drey Gedichte eines Mannes, welcher sich sonst in einer andern Art von Wissenschaft rühmlich bekannt gemacht, schienen mir, bey ihrer Leichtigkeit, doch so reich an neuen Ideen, daß ich ihnen hier eine Stelle einräumte.

Die Epistel an Oeser hat schon einzeln so manchem Leser einen vergnügten Augenblick gemacht; man hat ein Sendschreiben des nämlichen Verfassers für eine Zierde des ersten Theils erklärt: wie freue ich mich, daß ich sie hier noch bekannter machen kann!

Wer nicht überhaupt gegen alle prosaische Poesie eingenommen ist, wird dem angehenden Dichter in den fünf prosaischen Stücken Talente nicht absprechen.

Noch mehr wird der, den ein nie zuvor gehörter Name nicht zum voraus einnimmt, in Herrn Hölty einen neuen Dichter erkennen, von deſſen bilderreicher Phantaſie und ſanfter Empfindung unſre Sprache ungemein viel hoffen kann.

Kleinere Bardenlieder haben wir noch wenig; vielleicht findet man in den ſechs Bardengeſängen Bardenempfindung, ob gleich nicht die Fülle neuer Bardenbilder, die man bey Kretſchmann und Denis bewundert.

Die Romanzen des Ritter Lopez waren zwar bereits gedruckt, aber höchſtſelten. Da ich den Verfaſſer derſelben nicht mit Gewißheit erfahren können, ſo verzeihe er mir, wenn mich ihre Schönheit gereizt, mein Vergnügen mit mehrern zu theilen.

Die Parodie Harlekin und Kolombine gehört unſtreitig zu den Stücken desjenigen verſtorbenen Dichters, welche mir die allgemeine Bibliothek aus den Unterhaltungen auszuheben gerathen. Die komiſche Romanze kann ja wohl die ernſthafte, wie die komiſche Epopee das hohe epiſche Gedicht parodiren, ohne daß der Parodiſt Abſichten gegen den Verfaſſer des parodirten Stücks habe.

Die beiden drauf folgenden Romanzen rühren von dem Verfaſſer der Bardengeſänge her.

Hierauf habe ich abermals einen Verſuch gemacht, aus einigen unſrer minor-poets eine Auswahl zu treffen, weil es ohnſtreitig eine Hauptpflicht des Anthologen iſt, nicht allein aus dem Guten das Beſte, ſondern auch aus dem Schlechten das Gute hervorzuſuchen.

Die Mädcheninsel theile ich aus dem Manuscript mit. Vielleicht gefällt Ihnen die Erfindung, und vielleicht finden Sie in der Ausführung einige Aehnlichkeit mit denen Gedichten, welche den Anfang dieses Theils machen.

Die beiden Gedichte von Hering sind der Nachlaß eines Dichters, der im vorigen Jahre verstarb, ehe er noch Muße gewonnen hatte, denen beiden Oden, die ich in dem zweeten Bande mitgetheilt, würdige Schwestern zu geben.

Das Gedicht von Kretsch, das an Madame Starke, und den Schiffbruch habe ich ein Paar Hamburger Journalen zu danken. Die beiden Gelegenheitsgedichte aus Schwaben, die ich wegen ihres Vaterlandes und wegen ihrer Wendung aufgenommen habe; das Billet an Herrn Brandes, und die

Kleinigkeiten sind hingegen nach dem Manuscript abgedruckt worden. Die letztern sind die ersten Versuche eines bekannten prosaischen Scribenten in dieser Gattung, der mir, als Dichter, mehr Witz als Phantasie, und die Versifikation nicht immer genung in seiner Gewalt zu haben scheint.

Die gröſste Belohnung der kleinen Mühe, welche mir diese Sammlung verursacht, ist mir die Bekanntschaft mit vortreflichen Männern gewesen, welche sie mir unverdienter Weise verschaft, und auch diese wird mir in Zukunft süßer seyn, als das Lob der Zeitungen und Journale. Da jetzt ein allgemeiner Sammlungs-Geist in Deutschland zu erwachen scheint, so kann es leicht seyn, daß ich in kurzem mehrere Nebenbuhler erhalte, allein ich werde gewiß der erste seyn, welcher aus dem Wege geht.

Ich entlaſſe den Leſer für dießmal mit den Worten des Dodsley: If the reader ſhould happen to find, what I hope he ſeldom will, any pieces, which he may think unworthy of having been inſerted; as it would ill become me to attribute his diſlike of them to his own want of Taſte, ſo I am too conſcious of my own deficiencies, not to allow him to impute the inſertion of them to mine.

Inhalt.

Zwölf Gedichte.

Friederich, oder auf die Geburt ſeines erſten Neffen — Seite 3

Die Liebenden — 12

Aſtyanakta, eine Erzählung — 31

Die himmliſche und irdiſche Liebe, aus dem P. Ceva — 40

Erhebung der Seele zu Gott, beym Anſchaun der Kreatur — 50

Lobgeſang auf Gott — 56

Der Werth der Thränen vor Gott — 62

Die Gröſſe der Liebe Jeſu — 68

Heimweh — 71

Auf den Tod ſeiner Mutter — 84

Auf den Tod ſeines Bruders — 87

Der Bund — 97.

J. J. Altdorfer.

Die Schweizerhelden — 103

An Herrn Lavater, bey der Herausgabe ſeiner Schweizerlieder — 111

Die Freiheit, ein Schweizerlied — 115

Lied an einen jungen Schweizeriſchen Edelmann — 118

J. Tobler.

An Thomſen — 123

An den Frühling — 125

Inhalt.

Nach den Horaz S. 127
Abschiedslied von Herrn Steinbrüchel 128
Auf eine Seefahrt im Jul 1754 130

Gurth.
An die Melancholie 133
— Der Winter 135

C. A. Schmid.
Der Gottmensch 139
Der König der Ehren 141
Die verlangende Sulamith 143
Unser Wald 146
Bey dem Grabe der Dem. Roosen 149

Drey Gedichte.
Das Gesicht 155
Der beste Tod 157
Die Sinnesänderung 159

Riedel, Epistel an Herrn Oeser 161

Prosaische Gedichte.
Anrede an einen Lindenbaum 175
Eine Einladung auf das Land 181
Hylax, der todte Schäferhund, eine Idylle 188
Erinnerung einer Nymphe Dianens, an ihre schlafende Schwestern zur Jagd 193
Der Morgen, eine Nachahmung Swifts 196

Haley.
Elegie auf einen Dorfkirchhof 201
Elegie auf einen Stadtkirchhof 205
An eine Quelle 210
Hymnus an die Morgensonne 212
Hymnus an den Mond 215
An den Abendstern 220

Inhalt.

Auf den Tod einer Nachtigall S. 222
Elegie auf eine Rose 223

Bardengesänge.

Der deutsche Jüngling bey dem Anbruch des Morgens 227
Vor den Angriff 229
An sein Mädchen vor der Schlacht 230
Nach der Schlacht 232
Adelgunde nach dem Abschied ihres Jünglings 234
Edgar an Adelgunden 236

Romanzen des Ritter Lopetz.

Abentheuer des Ritter Lopetz 241
Historia der keuschen Ximene 247

Parodie von Hermin und Gunilde des Herrn Raspe.

Harlekin und Kolompine, eine Geschichte, die sich in einem Thal ohnweit Bergamo zugetragen 255

Zwey Romanzen.

Die Warte ! 271
Die Gleichen 276

Madame Unzer.

An einen Morgen 281
An einen Uebersetzer des Homer 282
Am Grabe des Herrn von Hagedorn 284
Projekt wegen der Unsterblichkeit 285
Auf die Grabschriften, die man sich selbst erfindet 286

Huber.

Der Dichter 289
Reimreich 291

Inhalt.

Versuch eines reimlosen Hochzeitgedichts S. 292

Tout est comme ici nach Huber 294

Köhler, das Testament 295

Ungenannter, die Mädcheninsel, eine Elegie 297

Hering.

Rhapsodie, Klagen über den Tod der Gattin 305

Lied 312

Kretsch, ein Gedicht 314

Ungenannter, auf Madam Starke 1753 318

——— an Herrn Brandes auf Verlassung seines Lustspiels: Trau', schau', wem! 319

Lang, unter den Teller eines Bräutigams 320

Zenker, ein Paar Wörtchen mit demselben 322

Ungenannter, der Schiffbruch 326

Kleinigkeiten.

Kapitain Cupido 329

Der sterbende Indianer 330

In Scherlocks Todesbetrachtungen 332

In einen Betrach einer Schöne 333

Klagen einer Schönen, über die Blödigkeit ihres Liebhabers ebend.

Pope an die Lady Montague 334

Die Elegie an die Romanze 336

(vid. Schiebelers Romanze: Proserpine) 337

Ueber einen Appel an die Kunstrichter ebend.

Der Triumph 338

Die Priesterinn ebend.

Chloe weihet der Venus ihren Spiegel 339

Die gute Ehe ebend.

Das allzuleichte Ja 339

An Herrn Michaelis 340

Inhalt.

An Madame Brandes S. 340
In Herrn Brandes Stammbuch 341
Die Verächter der Prosa ebend.
Grabschrift nach einer Idee von Rost 342
Der Rangstreit ebend.
Gespräch zwischen Herrn Gleim und den Herrn von G. bey des erstern Durchreise durch W. ebend.
Der Sündenbock 343
Grabschrift des Regnier ebend.
Ueber einen Kunstrichter der ein Auge eingebüßt hatte 344
Gespräch eines neuen Ehemannes mit seinem Freunde, nach Verfluß der Flitterwoche ebend.
Schmeike ebend.
Wunsch eines Dichters 345
Anselm ebend.
An eine Dame, die von einer heftigen Streitigkeit plötzlich abbrechen wollte ebend.
An die eifersüchtige Phyllis 346
Glückwunsch an eine ältere Schwester bey Verheirathung der jüngern ebend.
Mittel durch die Welt zu kommen 347
Die Armuth der Dichter ebend.
Die schwere Wahl ebend.
Suum cuique, oder die Wahl zwischen zwey Schwestern 348
Tristans Grabschrift ebend.
Trost für einen bußfertigen Autor ebend.
Youngs Sinngedicht an Voltairen, der über Miltons Allegorie von dem Tod und der Sünde spottete 349

Inhalt.

Die Bekehrung S. 349
An eine bürgerliche Dame, die ihre Tochter einem Herrn von Adel geben wollte 350
An die Profeßorn einer deutſchen Univerſität, welche durch ihr Beiſpiel die Studenten verleiteten, mehr auf die Jagd, als in die Collegia zu gehen 351
Der einzige Freund ebend.
An Glyceren 352
Der Pfeil ebend.
An einen übertriebnen Lobredner ebend.
Der Beruf zum Poeten 353
An eine ſchöne Dichterinn ebend.
Pfeffel, Grabſchrift eines Dichters 354
Das Alter und die Jugend ebend.
Ungenannter, in den Milton der Lady Durſley 355
—— Ueber die Perſpektive ebend.
—— Grabſchrift 356
—— An einen Liebhaber ſchöner Bände ebend.

Zwölf Gedichte.

I.

Friederich,

oder:

auf die Geburt ſeines erſten Neffen.

1746.

Doch ich kannte dich ſchon
Erſtgeborner der G....
Eh du hienieden erſchienſt!
Damals kannt' ich dich ſchon,
Als der Vater der Menſchen
Dein atomiſches Seelchen
Aus dem güldnen Behältniß'
Eines Schächtelchens zog,
Es auf den purpurnen Zipfel
Seines geſtirnten Gewandes
Langſam ſetzete,
An der Schönheit von ihm
Seine Augen zu weiden,
Worinnen herzliche Liebe
Sichtbar lächelte.
Ja, da kannt' ich dich, Friedrich!
O wie warſt du ſo klein!
Wie die beflügelte Blume,

Wie ein Schmetterling klein!
Aber leuchtend an Glanze,
Und mit Unschuld durchklärt!

Schönste! begann er zu singen,
In der Sprache des Himmels:
Schönste menschlicher Seelen!
Im glückseeligen Laufe
Goldner Stunden geboren;
Flamme meines Altars!
Hauch von meinem Hauche!
Liebenswürdiges Kind!
Zur Beglückung der Erde
Von dem Schicksal erlesen:
Wandre nach deiner Bestimmung
In die glänzende Kugel,
Die an Ketten von Silber
Zwischen Sonnen dort hängt,
Der triumphirenden Schöpfung
Herrlichstes Meisterstück.
Und allda bewillkomme
Deinen Gatten, den Körper,
Den getreuen Gehülfen,
Ohne welchem du nie
Bey holdseeliger Freunde
Engen Umhalsungen fühlst:
Wenn sie in friedsamen Lauben,

Weil ſie dich tugendhaft ſehn,
Weinend zerflieſſen.
O wie wirſt du mit ihm,
Deinem ſterblichen Gatten,
Du Unſterbliche,
Himmliſche Kinder erzielen:
Cherubinſche Gedanken,
Jeder ſchön, wie die Tugend,
Jeder der Ewigkeit werth!
Eile dann, ihn zu beleben,
Eile! Schon hüpfet der Erdkreis,
Göttliche, dich zu empfangen;
Schon verbreiten ſich dir
Seine goldene Pforten
In harmoniſchen Angeln.
Weine, Göttliche, nicht!
Ich verbleibe dein Vater;
Und dein Vaterland ruft,
Nach vollendeten Reiſen
Dich triumphirend zurück.

Alſo ſagte der Höchſte;
Alſo ehrt' er dein Seelchen,
Sein allmächtiges Werk.
Und du biſt es auch würdig,
Friedrich, daß man dich ehrt;
Denn du kameſt vom Himmel.

Holde Abendwinde,
Helft mir, helft mir ihn ehren!
Holde Abendwinde,
Rauschet, rauschet herbey!
Auf leichtschwebenden Wagen,
O Kundschafter der Hügel!
Rauscht, ihn zu ehren, herbey!
Träge, wollt ihr nicht rauschen?
Träge, schämt ihr euch nicht,
Bis zum hellen Mittage
Süße Schlummer zu schlummern?
Ohne, die euerer Obhut
Anvertrauete Schönen,
Jene purpurne Blümchen,
Ehe sie die Wangen verbrennen,
Eh sie sterben für Liebe,
Säuselnd zu kühlen,
Gebückt zu küssen.
Geht! sie warten auf euch,
Hüter der Auen!
Nein! sie nicken noch alle.
Alle beherrscht noch der Zepter
Des sanftzwingenden Schlafs.
Denn wer schläft nicht ein,
Wo die Liebe fehlt?
Eilt, eilt sie zu erwecken!
Weckt sie mit leisem Gemurmel,

Mit verliebtem Geſeufze
Auf den Triften, in Wäldern,
Und im Roſenthal auf!

Und ihr Söhne des Aethers,
Die der Himmel zur Wache
Meinem Friedrich beſtimmt,
Reine Geiſterchen,
Deren Fittiche
Von Ambroſia thauen:
Höret meine Befehle,
Weil ich ein Dichter bin!
Eure ſilbernen Harfen,
Die Geſchenke des Höchſten,
Hängt an Myrthenäſte;
Schürzt euch eilfertig auf;
Und verfolget die Spuren
Meiner Abendwinde.
Süßgewürzte Gerüche
Werden euch ſolche verrathen.
Und was dieſe für Blumen
Lieblichſchüttelnd erwecken:
Die ſchleppt alle mit Körbchen,
Oder in Hütchen und Schürzen,
Noch ſchlaftrunken zu Hauf.
Keine laßt mir entwiſchen,
Die das niedliche Haupt

Unterm Kraute verſtecket.
Auch verſchonet es nicht,
Wenn euch noch etwa im Thale
Ein veſtaliſches Veilchen
Irrend begegnet,
Das der eilende Lenz
Auf dem Wege verzettelte,
Als der zornige Sommer
Mit der feurigen Geiſel
Ihn vom Felde vertrieb.

Und aus ſolcher Bäumen
Duftenden Schätzen
Bettet nun, wenn ihr zurückkommt,
Meinem kleinen Geliebten
Ein bequemliches Lager
Von ſanfttragenden Roſen:
Aber leſet zuerſt
Alle Dornen heraus!
Oder wißt ihr was beſſers?
Machts ihm lieber von Blättern
Zärtlicher Liljen;
Und durchhaucht es wohl
Mit dem Athem des Weſtwinds;
Und beſprützt es wohl
Mit wohlriechenden Waſſern,
Gleich den Waſſern vom Himmel,

Die der Morgenröthe
Ueber die niedlichen Finger
Tropfenweis triefen,
Wann sie mit ihrem
Goldenen Schlüssel
Morgens die Kammer der Sonne,
Schamhaft lächelnd, entschließt.

Ich indessen will hier
Seine rosichten Glieder,
Holdesten Engel, bewachen:
Daß kein kühnes Lüftchen
Sie berühre;
Daß kein Sonnenstrahl
Seine milchfarben Wangen
Lüstern küße:
Niemand außer mir
Oder der göttlichen Mutter
Soll sie küssen.
Aber so bald ihr am Abend
Süßbeladen zurückkommt:
Rüstig will ich euch dann
Aus den Kindern der Flora
Sträuse, Kränze, Ketten
Winden helfen;
Und mit diesen
Hellfunkelnden Sträusen,

Ihn, die lieblichſte Blume
In dem Garten der Welt,
Lieblich bewerfen;
Und mit dieſen
Wollüſtigen Kränzen
Ihn, die Krone der Knaben,
Reizend bekrönen;
Und mit dieſen
Süßduftenden Ketten
Ihn, den Sklaven der Tugend,
Freundlich umwinden;
Und ihn ganz und gar,
O du lieblicher Tod!
Unter Roſen begraben:
Bis die Weſte ſich kühlen;
Bis er die niedlichen Händchen
Aus dem würzreichen Grabe,
Aus der Roſengruft ſtreckt,
Und für Freude zittert,
Und für Wolluſt lacht,
Daß er ſo lieblich und freundlich
Unter den Blumen erwacht.
Himmel, wie wird er ſich freuen!
Himmel! — — — Aber, o ſeht!
Mittlerweil' ich ſo ſinge,
Schleicht ein artiger Schlaf
Mit beaugtem Gefieder

Hinter jenen Orangen
Auf den Zähen hervor;
Breitet sein magisches Netze
Ueber ihn, und er entschläft.

Schlaf vortreflicher Knabe!
Engel unter den Menschen;
Denn Gott wachet für dich.
Schlafe ruhig! — — und du,
Junge geschwätzige Leyer,
Schlaf, entlassen, mit ein!

II.

Die Liebenden.

Amphialus und Dorus waren Brüder:
Jung, ſiehſt du die Roſenwangen an,
Von deren Fluren noch kein feiner Stahl
Die erſte Wolle klingend abgenommen;
Alt, an erhabenen Geſinnungen,
An Laſterhaß, und an ſokratiſcher Weisheit,
Die ſie, auch mit Beſchwerde, für Begier
Gemeines Wohl zu fördern, auswärts ſuchten.

Sie ſtammten aus einem der edelſten und reichſten Geſchlechter der uralten Stadt Lariſſa her, wo ihr ſiebenzigjähriger Vater und ihre Schweſter noch am Leben waren. Mit dieſen machten ſie die ganze, aber keine ſolche Familie aus, dergleichen unſre trockne Zeiten zur Schande der Natur unzählige aufweiſen können, darinnen eines das andere, wo nicht geradezu haßet, gewiß doch nicht liebet. Nein! eine Familie

So innig, wie vier Ring' an einer Kette,
In angeborner Sympathie vereint;

Da eins im andern lebt, und eins dem andern
Stets werther iſt, ſtets höhre Wohlfarth
gönnt.

Sie lagen ſchon ſeit drey Jahren den Studien zu Athen ob; nicht ohne glücklichen Fortgang, weil ihre natürliche Fähigkeit ſo ungemein war, daß ſie ſich, gleichſam wie im Vorbeygehen, ſchon des feinſten und erhabenſten jeder Wiſſenſchaft würden bemächtiget haben: geſetzt, daß auch ihre Abſicht nicht geweſen wäre, bey den Wiſſenſchaften mit voller Aufmerkſamkeit ſtille zu ſtehen, ſondern dieſelbe nur obenhin kennen zu lernen.

Sie giengen da bald auf dem Blumenufer
Des ſilbernen Ilyſſus, unter Lauben
Gewölbter Ahornbäume, ſinnend hin,
Und koſteten die reinigenden Waſſer
Der ſeelenbeſſernden Philoſophie.
Bald flochten ſie in dichteriſchen Schatten
Unwelkbare würzreiche Lorbeerkränze,
Wie ehedem auf Pindus heitern Höhn
Der ewige Mäonides gepflückt;
Wie oder weideten in goldnen Sprüchen,
Die Plato dort, o Akademia,
Mit voller Hand, nicht geizig ausgeſäet,
Und unſre Nachwelt jetzt verwundert ſammlet.

Aber ihre Neigungen zur Kenntniß aller menschlichen Weisheit, so groß sie war, ward durch ihre Liebe zum Vaterlande noch weit überwogen. Wann sie sich im Olivenhaine der Akademie ergiengen, ihrem Geiste Flügel zu suchen, sich den vergänglichen Scheingütern der Erde zu entschwingen, oder den wichtigen Motiven nachzudenken, die ihre Seelen zu erhabenen Entschlüssen entzünden sollten, und ihnen ihr Vaterland einkam, durch welches sie immer angenehm geweckt wurden: so stunden sie keinen Augenblick an, von den Gegenständen, die ihren Verstand beschäftigten, auf den, der Ihr Herz erquickte, überzuspringen; und waren sie einmal aus den Kreißen ihrer philosophischen Spekulationen herausgeglitten, um ihre Ideen im entfernten Vaterlande herumzuführen: so giengen oft Sonnen unter und auf, bis sie ihre ausschweifenden Gedanken wieder zur Philosophie sammelten. Sie waren so voll von ihrem Larissa, daß alles, was ihnen vorkam, sie daran erinnerte; jeder Fluß, den sie sahen, machte sie an den schönen Peneus, jedes holde Gesicht an ihre Schwester, und jedes silberweiße Haar an ihren ehrwürdigen Vater gedenken.

Ihr akademischer Lauf war endlich vollbracht. Ihr Vaterland vergaß nicht, sie durch einen aus-

drücklich abgesendeten Boten erinnern zu lassen, sein Wille wäre, daß sie einige der berühmtesten Orte Griechenlandes besehen, sodann aber unverweilt nach ihrer Heimath zurückkehren sollten. Doch die Natur wirkte in ihnen zu sehr, als daß sie dieser Erinnerung bedürft hätten. Sie traten dann an einem schönen Morgen

Als itzt der Tag auf allen Hügeln hüpfte,

ihre Heimreise freudig an, der Stadt des Cecrops gute Nacht sagend.

Ihr langer Weg zog sich aufs lieblichste
Durch Marathons fruchtbare Ebenen,
Von Perser Blut gedüngt, und Delphis Haine,
Wo Lorbeern wittern, und Kastalia
Nur ewigen Poeten schäumend aufwallt;
Die dann weißagend taumeln. Auch bestieg
Ihr muntrer Fuß den zweygehörnten Pind,
Auf dessen Scheitel Palmenwälder grünen.
Nach ihm den wolkentragenden Olymp,
Wo man, wenns Morgens thaut auf Balsamkräutern
Der Götter Spur noch eingedrücket sieht.
Dann wallten sie durch das berühmte Theben,
Des ewigen Alcides Vaterland;

Bis ſie zuletzt die blühnden Fluren Tempens
Durchkreuzeten: die langen Stunden ſich
Durch freundliche Geſpräche, die von Treu
Und Lieb ein Echo waren, lieblich kürzend.

Eilf Tage waren ſie jetzo unterwegs, und während dieſer Zeit, wenn ſie von ihrem Vaterlande nicht redeten, gedachten ſie doch an daſſelbe. Ihr Verlangen, daß ihr Fuß in demſelben ruhen möchte, war ſo ſtark, daß ſie auch nächtlich, bey hellem Wetter, auf der Straße waren.

Die zwölfte Mitternacht hatt' itzt den Flor,
Durch den man ſieht, und doch nicht alles ſieht,
Ums ſchöne Antliz der Natur geworfen,
Und Morphäus, um deſſen ſchwarzen Thron
Die Stunden all' in Trauerkleidern ſitzen,
Lies häufig ſchon die Morgenträume aus:
Als meine Wanderer mit frohem Schrecken,
Wie ein Amphitheater aufgethürmt,
Die Vaterſtadt von weitem ſchimmern ſahn.

Der Kleine ſagte mit recht göttlicher Lebhaftigkeit zu dem Großen:

Umarme mich, mein Bruder! denn ich ſehe
Larißens Dächer ſchon, umarme mich!

Wie ſie ſich mit Freude umarmet hatten, knieten ſie zuſammen aufs Graß nieder und beteten mit aufgehabenen Händen und Augen:

Du heller Mond! und ihr, o hellen Sterne!
Der Tugendhaften nächtliche Beſchützer,
Geleitet uns zu guter Stund', und laßt
Aus euern goldnen Urnen lauter Seegen,
Auf unſre Vaterſtadt herunter rinnen!

Wäre hier ihre Freude nicht bis zur Zerſtreuung lebhaft geweſen; hätte die Vaterſtadt ihre Augen vom Himmel nicht zu zeitig wieder auf ſich gezogen: ſo würden ſie eine Ahndung ihres nahen Unglücks in den Wolken geleſen haben. Denn, wie ſie ſo beteten:

Sah Luna, die des Schickſals Willen wußte,
Zur Seiten weg: und weinte, wie man ſagt,
Drey Tropfen hin, und gieng für Wehmuth unter.

Aber meine Wanderer bemerkten dieſes traurige Zeichen nicht; kein ungleicher Gedanke kam ihnen ins Herz. Sie verdoppelten vielmehr ihre Schritte ſo, daß das Land unter ihnen zu fliehen ſchien, und ſie das Stadtthor ſchon erreichten, ehe man

es aufschloß, und ehe noch die Morgendämmerung völlig vorhanden war.

Wie sie so unter dem Stadtthore stunden, riefen sie den Wächtern, daß sie aufmachen möchten. Aber sie hatten gut rufen. Ihnen zu gefallen brachen sich diese von ihrem gewöhnlichen Schlafe nichts ab. Die begierigen Jünglinge mußten sich gedulden. Sie warteten also, aber ungern genug; und entdeckten einander, indem sie so wartend neben einander stunden, ihre Empfindungen. Der Kleine sagte:

Wie wohl ist einem doch im Vaterlande!
Geliebter Bruder! Meine Brust, dünkt mich,
Trinkt reinre Lüfte hier, und alle Weste
Wehn süßere Gerüche meiner Nase
Entgegen! Ja, so wohl, so wohl ist mirs,
Als sey hier, unter mir, der harte Boden
Mit Kräutern übersät und weichen Blumen.

Ist dirs auch so? — — Mir ists eben so, sagte der Aeltere; und das ist ganz natürlich, weil wir wieder sind, wo wir unsere Kinderjahre zugebracht haben. Aber sieh einmal den Peneus hinüber! was bemerkst du da? — — In die Höhe hüpfend gab er zur Antwort:

Ob auch das ſchweigende Geſtirn auf uns
Nur ſchwaches Licht aus ſeinen Krügen ſchüt-
tet,
Erkenn' ich doch die prächtgen Gärten noch,
Die unſers Vaters Haus ſo ſchön umkränzen.
Ich kenne noch, von Winden raſch durchſtri-
chen,
Die Traubenhügel, deren fruchtbare
Abhängige Gewände Lima malt.
Ich ſehe noch die grünen Lindengänge,
Der allgemeinen Luſt von ihm geweiht:
Wo wir, als Kinder, ihm, am Rocke hän-
gend,
Oft, mit ungleichen Schritten, trottend folg-
ten.
Und irr' ich nicht, ſo ſeh ich auch noch Licht
In unſers Vaters Hauſ' ums Fenſter blin-
ken.
Ach! vielleicht wartet er, und unſre Schwe-
ſter
Mit frommer Ungeduld auf unſre Ankunft,
Und ruft, uns bald zu ſehn, dem Morgen-
roth;
Verehrungswerthes Haupt, o ſey geſegnet!
O ſey geſegnet, liebenswerthe Schweſter!
Die Götter haben euch aus hoher Güte
Das Leben, bis wir kommen, aufgeſpart.

Sey auch geſegnet! Sitz der edlen Freiheit,
Lariſſa, das in ſeinem Lorbeerhain
Die heiligen Gebeine unſrer Mutter
In ungeſtörter Ruhe ſanft bewahrt:
Empfang uns zu beglückter Stund, und ſetze
Zu ihrem Aſchenkrug einſt unſern bey!

Ihre Freude war hier ſo groß, daß ſie zur Entzückung wurde, und daß ſie den Grad derſelben durch recht ausſchweifende Merkmale zu erkennen gaben. Sie umhalſeten ſich. Sie herzten die Pfoſten des Stadtthors. Sie küßten es. Sie benezten die Schwellen deſſelben mit ihren Thränen. Sie drehten ſich um und um, zu ſehen, ob Aurora nicht komme: und fragten Auroren, ob ſie noch nicht kommen wollte, ſich den Umarmungen der vortreflichen Seelen darzuſtellen, mit denen ſie durch Knoten der Tugend nicht weniger, als durch Knoten der Blutsfreundſchaft verknüpft wären. Sie ſchalten auf die Wächter, daß ſie noch ſchlieſen, und baten den Morgenſtern, daß er ſie aufwecken möchte:

Komm holder Morgenſtern! und wecke freundlich
Die faulen Wächter auf! Komm holder Morgenſtern!

Aber die unſterblichen Götter, deren Gedanken mit unſern Gedanken nicht übereinſtimmen; und deren lichte Wege unſern Augen mit Wolken behangen ſind, hatten ein anders über ſie beſchloſſen: und ſchienen auf ihre ſo beſcheidene und fromme Wünſche wenig Acht zu haben.

Denn wie ſie ſo das Stadtthor zärtlich küßten;
Wie ſie deſſelben Pfoſten thränend netzten;
Und ihrer Vaterſtadt zu Ehren raſten;
Vollendete das Schickſal ſeinen Schluß:
Den Schluß, den Weiſe nicht begreifen können,
Den ſonder Thränen ich niemals erzähle.

Wie, wann in faulen Lüften Seuchen ſchleichen,
Zween Zwillingsſtiere, welche brüderlich,
Die ganze Woch', an einem Joch gezogen,
Wann ſie, von Arbeit matt, den letzten Abend
Nach der gewohnten Krippe wiederkehren,
Wo friſche ſüße Kräuter ihrer warten,
Im Todesſtaumel zu des Landmanns Füßen
Auf eben dieſem Boden niederſtürzen,
Wo ſie zuerſt das ſüße Licht erblickt.

Und wie ein wohlgewachsnes Nelkenpaar,
Von einer Königstochter in zwo Scherben,
Dem jungen Bräutigam, zum Angebinde,
Mit eigner Hand sorgfältig auferzogen,
Kömmt Nachts ein Sturm daher, zu Grunde geht:
Die schöne Nymphe steht, weil ihres Prinzen
Geburtsfest scheint, früh mit Auroren auf,
Die Favoritinnen für ihn zu pflücken:
Allein, o zarter Schmerz! o schwerer Fall!
Sie suchet sie gebückt, und findet sie
Nach langem Suchen endlich, unterm Staube
In einer Eck', entstellt, beysammen liegen.

Also fanden die Wächter beym Aufschluße des Thores die zween Brüder. Verblichen lagen sie neben einander in ihrem eigenen unschuldigen Blute, das aus den Naselöchern, als aus zwo Quellen, sirudelte; der eine mit dem Angesichte der Vaterstadt zugekehrt; der andere auf dem Bauche, in einer Stellung, als ob er den Boden, der ihn getragen, annoch küßen wollte. Man gab sich zwar alle Mühe, sie wieder zu sich selbst zu bringen; und einer der Wächter hatte zu diesem Ende einen Helm voll frischen Wassers aus dem göttlichen Peneus geschöpfet und Ih-

nen das Geſicht damit beſprützet. Aber vergebens! ſie gaben kein Lebenszeichen mehr von ſich.

Ob der vergift'te Pfeil der Mitternacht
Ihr Herz zerſpalten; ob zu ſtarke Freude
Die zarten Seelen aus den lieblichen
Gebrechlichen Behaußungen verdrängt:
Bleibt ewiglich den Sterblichen verborgen.

Der junge Tag beſprengte jetzo die Hügel um Lariſſa mit neuem Lichte, als die tugendhafte Schweſter auf den Althan des Stadtthores ſtieg, zu ſehen, ob ihre Brüder noch nicht kämen, die ſie dieſen Tag ohnfehlbar erwartete; denn der zurückgekommene Bote hatte ihr die Zeit bezeichnet, wann ſie ſich auf den Weg begeben würden; und der Ausrechnung nach konnten ſie ſchon da ſeyn. Wie ſie ihre Augen in die Runde begierig herumſchweifen läßt, ſiehet ſie, ſenkelrecht unter ſich, ein Gedränge des Volks um zween mit Blut umfloßne entſeelte Leichname. Alſobald erkennet ſie ihre Brüder, die ihren Gedanken viel zu gegenwärtig waren, als daß ſie ſie hätte verkennen ſollen. Schnell ſanken ihr bey dieſem Anblicke beide Hände auf die Kniee; ſchnell ſanken ihr

Vom ſchönen Haupt, vom ſchönen Liljenbu-
ſen
Die goldnen Blümchen, die ſie drauf geſteckt,
Um ſo geputzt die Brüder zu empfangen.

Einige Zeit ſtarrete ſie, wie eine Bildſäule, mit hängenden Armen; aber bald hub ſie ihre Arme himmelan und jammerte alſo:

Aurora! giengeſt du nur darum heiter
Im Oſten auf, mein Unglück zu beleuchten,
Das unerwartete? O Mond, o Sterne,
Die durch die feuchte Nächte dort am Him-
mel
Zur Wache ſtehn, ſo wolltet ihr dann nicht
So vieler Tugenden Beſchützer heißen?
Ihr all', Unſterbliche! da unbeſorgt
Auf des Olymps geſtirnten Zinnen ſitzen,
Womit verdienete mein Tugendpaar,
Daß es ſo früh des Schickſals Opfer wurde?
O tödte mich, unbilliges Geſchick!
O tödte mich, was ſoll ich länger leben,
Da die, in welchen ich allein noch lebte,
Nach ihren ewigen Geburtsprovinzen,
Ach ohne mich! ach ohne mich gegangen!
O Quellen! wo ſie vormals ſpielten, die,
So oft ſie ſpielten, wundernd ſtille ſtunden;

O Peneus! auf deſſen Palmenrand
Sie oftmals meinen Korb mit Blumen füll-
ten;
O Gärten! wo wir gern den Pfad verwirrten,
Wenn ich in ihrer Mitte ſingend gieng;
Als meine Todten lebten, war't ihr luſtig;
Ihr ſeyd nicht luſtig, denn ſie ſind nicht
mehr;
Sie ſind nicht mehr, die euch ſo oft beſucht,
Und, wann ſie euch beſucht, verſchönerten.
Ihr muntrer Geiſt, und ihre feine Sitten,
Und ihre ſanfte Tugenden ſind hin,
Seitdem ein ungerecht Geſchick ſie würgte.
Ja ungerecht Geſchick! dich auszuſchelten,
Iſt mir erlaubt, weil du die Tugend ſchlägſt.
Ach meine Brüder! ſeht ihr mich nicht mehr?
Soll ich denn nicht mehr Blumen mit euch
brechen?
Ach meine Brüder! daß doch meine Liebe
Nichts, als dieß traurige Geſchenk von Thrä-
nen,
Die euch im Tode laſſen, geben kann!

So klagete ſie mit wehmüthigen Geberden, und breitete beede Arme, weit über die Stadtmauer, nach ihnen aus. Aber wer iſt weiſe genug, die Rathſchlüße der Götter vorherzuſehen?

Indem ſie ſo die Arme ſehnend breitet,
Stürzt ſie hinab zur Brüder Füßen hin,
Die ſchönen Augenlieder ewig ſchließend.

Alles, was man ſie noch thun ſah, nachdem ſie herab gefallen war, war dieſes, daß ſie ſterbend ihr Gewand über die Füße zog und zurechte leate, auch im Tode nichts Unanſtändiges von ſich blicken zu laſſen.

Die ſchwarze Poſt drang gar bald in die Ohren des Vaters, der, alt und des Geſichtes beraubt, in ſeiner einſamen Wohnung auf einem Lehnſtuhle ſaß und ſeine Kinder erwartete. Seine Freunde nahten ſich zitternd zu ihm und eröfneten ihm mit Glimpfe, daß ſie verblichen wären. Das kann nicht ſeyn, ſprach er: die Götter ſind ja gütig und gerecht. Aber, als ihm die Umſtände ihres Todes erzählet wurden, fiel ihm der Stab aus der Hand, und die Kräfte verließen ihn. Erſt nach langem war er vermögend ſeine Klagen vernehmlich auszuſprechen:

Grauſame, hub er an, grauſame Götter!
Habt ihr mir darum nur ein mattes Leben
So traurig aufbehalten, daß ich es
Bey meiner Kinder unſchuldvollen Leichen
Nur ſchmerzlicher darnieder legen ſoll?
Beneidenswerth, Gemahlinn, iſt dein Glück,

Daß du vor mir des Todes Straße giengst!
Jzt fühlest du von allen Schmerzen nichts,
Die mein zerquetschtes Herz so grausam foltern.
Doch dieser Schmerz beschleunigt meine Ruh,
Indem er mich und meine Kinder dir,
O Seelige, mit eins entgegen bringet.
Ach meine Kinder! mußtet ihr vor mir,
Von dem ihr alle doch das Leben hattet,
In die elysischen Gefilde gehn,
Und ich im Tod der allerletzte seyn?
Ja! — — dieses ist des Schicksals Schluß: es soll,
Der sonst das schrecklichste der Wesen ist,
Für mich ein groß Geschenke werden, und
Ein einzig Grab mein ganz Geschlecht umfassen.
Wohlan! mich treffe dann sein letzter Streich!
Gesegnet sey derselbe, legt er mich
Zu Jhnen hin! Ach! siebenmal gesegnet!
Wofern er sich nicht lange bitten läßt.
Kommt, führet mich den Säumenden entgegen
Zu meinen Todten hin, ihr meine Freunde!
O führt mich hin! — — Jndessen b'reitet euch,
Jhr seelgen Hain' Elysiens, vier Schatten,
Die all' in Liebe starben, aufzunehmen!

Als er bey seinen Leichen angelanget war, wohin man ihn mehr tragen, als führen mußte, suchte er tappend mit zitternden Händen die Häupter seiner Kinder. Nachdem er sie gefunden hatte, betastete er sie, gleichsam, als ob er der bösen Nachricht noch nicht recht Glauben zustellete, sondern sich erst überzeugen wollte. Wie dieses geschehen war, warf er sich über sie hin; küßete sie alle drey ohne Ordnung vielmals nach einander; und gab, nachdem er ihre Seelen gleichsam von ihren Lippen aufgelesen hatte, ohne ferner ein Wort von sich hören zu lassen, unter dem traurigen und tiefen Stillschweigen aller Umstehenden

Den müden Geist, sanft und nicht ungern auf.

Ihre Mitbürger und Mitbürgerinnen versammleten sich noch denselben Tag, den entseelten Körpern die letzte Ehre zu erweisen; wuschen sie mit wohlriechenden Wassern, trockneten sie mit feinem Leinwande und drückten ihnen die Augen zu. Einige machten ein Bette von Blumen, sie darauf zu legen, oder wickelten sie in kostbare Tücher. Als die Nacht kam und die Hekate mit tausend Sternen das Firmament erleuchtete: trug eine auserlesne Zahl der schönsten Jünglinge und Jungfrauen, mit nach Gewohnheit auf-

gelöſten fliegenden Haaren, die, auf einer mit Zypreßenzweigen beſchatteten Baare liegenden Körper, auf den Schultern, ans Ufer des Peneus: wo ſie Ariſtheus, beedes ſowohl ein Dichter, als Prieſter Apolls, unter dem allgemeinen Seufzen und Wehklagen der Umſtehenden zu Aſche verbrannte, und noch zuletzt alſo anredete:

Gehabt euch wohl, ihr tugendhaften Seelen!
Gehabt euch wohl! nun rühret euer Fuß
Der ſtillen Lethe ruhiges Geſtade,
Wo keine Quaal noch Wechſel eurer Ruh
Heimtückiſch naht; wo, unter brünſtigen
Einträchtigen Umarmungen, die Ströme
Der Ewigkeit euch unvermerkt verfließen:
Dort lebet ihr in hoher Ehr! Ich ſehe,
Ich ſehe ſchon die hochberühmten Schatten
Euyatus, Oreſtes, Pylades,
In hellen Reihen kommen, euch, mit Pomp,
Zur ſeeligen Gemeinſchaft aller Frommen,
Die ehedem gelebet, einzuführen!
Indeſſen ſterbet ihr bey uns noch nicht:
Wo ich euch noch ein Denkmaal meines Leids,
In dieſer Bruſt empfunden, ſetzen will.
Kein künftiger Tag ſoll euch im Angedenken
Der Nachwelt tödten können; längres Leben,
Als euch die Parze gab, ſollt ihr durch mich,

Wann mir die Muse günstig ist, empfahn.
So lang ein griechisch Wort von Menschenlippen
Herunterfließt, soll euer Name blühn,
Und über ihn der Tod kein Recht gewinnen,
Der doch sein Recht auf alles sonst erstreckt.
Mit dieser meiner Hand, will ich, leidtragend,
Itzt eure Asche sammlen; sie in Urnen
Von reinem Gold verschließen; sie, bethränt,
In diesem heiligen Zypressenhaine
Verscharren; einen Tempel drauf zu baun:
In dessen Mitte sich ein Altar prächtig,
Von parischem Porphir, erheben soll:
Bey welchem ich, in priesterlichem Schmuck,
Die ersten Hekatomben euern Schatten
Mit Seufzern und mit Thränen bringen will:
Bis ich zuletzt, aufs Vaterlands Geheiß,
(O schwacher Trost für so viel Traurigkeit!)
Den Tempel selbst euch und der Liebe weih,
Und auf sein prächtiges Portal mit Kunst
In goldnen Lettern diese Worte setze:
Hier, Wandrer! ist das Grab der Liebenden.

III.

Aſtyanakta,*)

Eine poetiſche Erzählung.

Es ſpiegelt ſich im Wiederſcheine des Ilyſſus ein Wäldchen, worinnen ein Grottenwerk durch die Anordnungen des Perikles angelegt worden, das die Nymphen Amphitritens ſelbſt in den glückſeeligen Inſeln des Oceans nicht ſchöner aufweiſen können.

Sein ſchrof und ſteinern Dach umgeben außen
Unordentlich verwachſenes Gebüſch,
Bedornte Roſen — zackigte Wachholder —
Und weiße Brombeer — Sträuch' in wilder Schönheit,
Um welche bärtge Ziegen weidend klettern.
Auf des geraumen Eingangs beeden Seiten
Stehn, ſtatt der Pfoſten, zwo erhabne Lorbeern,
Die mit geſtreckten engverſchränkten Armen
Ein undurchdringliches Gewölbe bilden,
Auf das die Sonn' oft neidſche Blicke gießt.
Inwendig aber ſchweben ſanfte Tröſte,

*) Ein Sinngedicht Platons auf ein betagtes Frauenzimmer gab zu dieſem Gedichte Anlaß.

Zitternde Schatten, grüne Dunkelheiten
Um die bemuſchelten abhäng'ge Wände;
Die mit ſchwarzgrünen leichten Feldtapeten
Lyäus heilge Pflanze überhängt;
Durch deren viele ſchlanke krumme Ranken
Ein reiches Naß, aus vielen Ritzen rinnend,
Von Blatt auf Blatt in runden Perlen tropft,
Und friſche Kühlungen ringsum verbreitet.

Nachdem ſich der junge Plato mit Aſtyanakten, die von Jugend auf die Pfade der Weisheit und der Tugend gegangen war, in den blumichten Gärten der Akademie müde gewandelt hatte: ſchlug er ihr vor, mit ihr in dieſe dem Apoll geweihte Höie zu gehen, bis die Sonne ihre ſtärkſten Pfeile verſchoſſen, und der Abend ſeine gewöhnliche Kühlung verbreitet haben würde. Sie war nicht dargegen, ſondern ſetzte ſich auf eine bemooßte Felſenbank zu ihm, legte ihre Hand in die ſeine, und bat ihn von der Natur der reinen Liebe fortzureden, womit er ſie zu unterhalten angefangen hatte. Nach einigem Stillſchweigen, während dem er zum Schutzgotte des Ortes ſein Gebet gethan hatte, fieng er alſo zu reden an:

Mein Aſtyanakta! Weiſe lieben nicht, wie der Pöbel liebet, der, in die lebloſe Materie verſenkt, ſich nur von den Influenzen der Roſenwangen

nähret. Weiſe lieben, wie ich dich liebe. Es war im Tempel der Huldgöttinnen, wo ich dich zuerſt zu Geſicht bekam. Ich fühlte nichts, ſo lange du ſchwiegeſt. So bald du aber ſpracheſt, empfand ich, daß deine Weisheit die Pfeile der Liebe führe, und Gebrauch davon mache, nachdem ſie ihr ſolche genommen hat. Mittlerweile alle thörichte Jünglinge vor dir vorübergiengen, ohne dich zu bemerken, ward ich durch deine ſchöne Seele gerühret, und durch deinen Geiſt eingenommen, deſſen Sprache der meinige, ſein Verwandter, verſtund. Mitten unter allen Schönen ſah ich nur dich an. Ich ſchämte mich, dich anzuſehen, und zog meine Blicke von dir, ſie auf das Opfer zu lenken. Aber ſie gehorchten mir nicht, ſondern ſchoſſen nach dir, ihrem Ziele, zurück; beleuchteten durch ihre Strahlen ſo kühn dein Innerſtes, daß du, wie eine Roſe, erröthetеſt, und mir dadurch gleichſam ſagteſt, du ſeyeſt mein.

Sogleich erkenneten ſich unſre Seelen,
Die bis dahin ein dunkles Leben führten,
Weil, eine für die andere gemacht,
Doch eine von der andern noch nichts wußte.
Sie neigeten ſich zärtlich vor einander,
Und grüßten ſich als Freundinnen, verliebt,

Der keuſchen Tugend ſeeligen Beſuchen
Sich in verklärter Unſchuld eilig öfnend.
Sie fand uns ihrer werth, kam vom Olymp
In uns herab, wo, wie ſie oft geſchworen,
Ihr auserwählter Sitz nun ewig bleibt.
Wie viele Stunden, die die Freude ſchuf,
Wie viele Tage, ſchön, wie dieſe Stunden,
Wie viele Jahre, kurz, wie dieſe Tage,
Sind unter ihrem Zepter, ihrem ſanften
Geliebten Zepter, ſchon dahin gefloßen,
Seit du mit mir der Weisheit reines Brod
Zu koſten, ihre Becher auszuleeren,
Die eifrigen Bemühungen vermiſcht;
Mit Lichte meine Studien begoſſen;
Und mir allein ſtatt alles andern warſt,
Was Sterbliche geſuchet, oder ſuchen:
Ein Faden, mich verworrnen Labyrinthen,
Die mich beſchloſſen hielten, zu entwickeln;
Ein Sonnenſtrahl, unzeitige Ideen,
Der Seele Embryonen, reif zu machen;
Ein hell Geſtirn, die dunkle Lebensſtraße,
Vor mir, in ſchwarzen Nächten aufzuheitern;
Und ein Theater, wo in vollem Chore,
Die Tugenden bald auf- bald niederſteigen.

So ſiehest du es ſelbſt. Nicht die Roſen deiner Wangen, nicht die Liljen deiner Stirne, nicht

deine ſchöne Arme haben mich entzündet; ſondern was von dir nicht im Grabe bleibet, der Atomus von der ewigen Einheit abgeriſſen und in dich verſenket: deine Seele, voll des Feuers, in welchem die himmliſche Venus herabgeſtiegen, die da glaubet, da ſie ihre Hütte in dir aufgeſchlagen, ſie habe den Himmel noch nicht verlaſſen; deine Seele ſey derſelbe.

Als er ſo redete, war ihr das Andenken jener Zeiten, wovon er redete, ſo ſüß, daß ihr Herz gleichſam aufgewühlt wurde, und ſie, im Anblicke ihres großen Glückes, ſich nicht enthalten konnte, ſtille Zähren fließen zu laſſen,

Die aus der blauen Dämmrung ihrer Augen
Hellblinkend brachen, bis ſie ſich, vereint,
Auf die ſittſame Wangen ſtürzten, die,
Wie zween bethaute Nelkengärten, nächtlich,
In naßen Lieblichkeiten düſter lagen.

Aber er ſah es, durch die Dunkelheit der Grotte gehindert, nicht, ſondern fuhr ununterbrochen alſo fort:

Wann andere Schönheiten nur lächlen, oder verbuhlte Blicke werfen, ſo ſtreut dein lebhafter Geiſt Licht und Glanz über die ſchwerſte Wahrheiten. Die Liebesgötter, die dich umſchweben,

werden von einer Grazie beherrſcht, welche Ernſthaftigkeit genennet wird. Die Weltweisheit ſelbſt, wann ſie Sterblichen in ſichtbarer Geſtalt erſcheinen ſollte, könnte keine andre, als die deine, annehmen. Ihre Lehren, von deinen Lippen ausgeſprochen, würden dir alle Herzen in die ſeeligſte Sklaverey unterthänig machen. Wie man eine geheime Ehrfurcht beym Anblicke einer Gottheit empfindet: ſo empfind' ich allemal eine, wann ich mit dir rede. Beglückt, daß dir die Zeit die Reize der Jugend geraubet, weil ich ſonſt immer befürchten mußte, daß meine Liebe zu dir nicht aus Erkenntniß der Schönheiten deines Herzens entſpringe. Zwar deine Augen ſind nicht liebängelnd, wie die Augen Cytherens; aber Amor iſt doch darinn. Er taucht ſeine Pfeile in ihr ſanftes Feuer; legt, in einem Hinterhalte verſteckt, alle vorübergehende Weiſe vor dir nieder, und bindet ſie auf ewig. Deine Leibeslänge iſt nicht die feinſte; aber wann du mit edler Ungezwungenheit vor mir vorübergeheſt, vergeß ich, daß andere ſie ſchöner haben. Deine Hände, gleich den Händen einer Göttinn, thun alles mit Anmuth: und deine Haare decken einen Geiſt von vierzigjähriger Erfahrung. Ungerührt könnte man deinen Leib ſehen; aber, wenn man deine Seele höret, die ihn belebet,

wird man, wie mit unſichtbarem Zwange, zu dir gezogen. In ihm iſt manches wider dich; in ihr iſt alles für dich. Nur darum verſagten dir die Götter die feineren Reizungen der Geſtalt, um dich vor dem Anlaufe niedriger und ſinnlicher Seelen, die dich nur beunruhigen würden, in Sicherheit zu ſetzen. Aber den Weiſen biſt du ein reicher Schacht. Je genauer man dich kennet, je mehr Schätze entdecket man in dir. Man verwundert ſich, daß du nicht ſchön biſt, und doch mehr gefällſt, als die Schönſten, die man bewundert.

Als er hier etwas inne hielt, gleichſam neue Kräfte zu ſchöpfen, ſeine tugendhafte Liebe zu ſchildern, ſah ſie ihn, voll ſeeliger Empfindungen, unverwandt an; und, nachdem ſie ihn ſo eine gute Weile angeſehen hatte,

Ließ ſie das ſchmachtende belockte Haupt
An ſeine junge Bruſt anmuthig ſinken,
Aus übergroßer Wolluſt Thränen weinend,
Die grad herab durch ſeine ofne Weſte
Durchtroffen, und den bloſen nektarnen
Milchweißen Buſen ihm anmuthig fleckten.

Er empfand es, ohne es zu ſehen; umſchloß ſie, wie von dem Gotte begeiſtert, dem die Höhle

geheiliget war, mit beeden Armen, drückte sie an sein Herz, und endigte seine Rede mit neuer Entzückung so:

Sey dann gesegnet, Astyanakta, und lehre mich ferner in deinem Umgange, mich von der Materie loswinden, bis jene Stunde kömmt, da unsre Seelen, der Gottheit ihrem Ursprunge entgegen gerissen, sich kerkerlos anschauen werden. O ich will niemals deine Pfade verlassen, denn es sind Pfade der Tugend, und man verfehlt sie nicht, wann man den Blumen nachgeht, die von deinen Fußsohlen, wie der Thau aus den Augen Aurorens, fallen. Wie bey einem Donnerwetter der unheilige Pöbel in einem Tempel, so will ich im Grame zu dir fliehen. Denn bey dir sind alle Jahreszeiten ohne Wolken, und um dich her scheint man in Gesellschaft der Götter zu seyn. Die böse Pflanze, die aller Orten aufkömmt, und wo sie aufkömmt, ihrem Erdreiche allen Saft entziehet, die Traurigkeit, kömmt um dich herum niemals zum Vorscheine. Ein Blick von dir macht den Kummer lächeln, wann er sich an mich hängt, und beredet die Freude, in mein Herz zurückzukehren. Denn die Weisheit thront auf deinen Lippen, und aus deinen Runzeln guken die Grazien.

Alſo ſagte er, und ſchien nicht müde zu werden.

Der Abend war indeß herbeygeſchlichen.
Die Blumen um und um ergoſſen ſich
In ſtärkre Würzgerüche, die die Höhle
Durchbalſamten, in der die Weisheit itzt
Triumphe blies. Die Faunen regten ſich
Schon wieder im Geſträuch, wo ſie auf Blumen
Den heißen Nachmittag durchſchnarchet hatten.
Die Lorbeern vor der Höhl' entſchüttelten
Sich häufger itzt der Blüthen, die die Weſte
Mit Schwingen vor ſich her in Kreißen jagten.
Die tiefe Sonn' itzt hinter ſchwarzen Bäumen,
Rubinroth glühend, zog ihr ſtrahlend Haupt
Den Horizont hinab, die ſchöne Krone
Noch einmal zackigt ſehen laſſend, und
Der Schweſter eins noch winkend, welche ſilbern
Im Süden fuhr, und glänzend abwärts ſah.
Ein wonnereicher prächtiger Anblick! — —
Plato
Bemerkt' ihn nicht. Er ſah die Freundinn nur,
Der Weltweisheit und Tugend jüngſte Tochter,
Die ihm viel ſchöner lachte, holder Abend!
Als du; erquickender, als deine Sonne.

IV.
Die himmliſche und irdiſche Liebe,
aus dem Pater Ceva. *)

Die Nacht ſank itzo herab. Die Vögel lagen ſchlummernd in den zarten Neſtern, die Weſte auf den Zweigen der Bäume, und die Seen zwiſchen ihren Ufern. Du hätteſt geſchworen, dieſe ſchliefen feſt, und die auf ihren Oberflächen ſich malende Sterne ſeyen ihre allerliebſten Träume. Als die leichte Frölichkeit vom hellgeſtirnten Himmel mit ſchnellem Gefieder, wie in einem ſanften Regen, herab ſank, von jenem Geiſte **) beglei-

*) Thomas Ceva, ein Jeſuit, war geboren zu Mayland 1648: lehrte daſelbſt vierzig Jahre die Mathematik, und ſtarb 1737. Er ſchrieb auſſer dem epiſchen Gedicht: *Jeſus puer* in neun Büchern, woraus dies Fragment überſetzt iſt, noch poetiſche Wälder und viel andere Sachen. Bodmer hat ihn in ſeinem Werke von poetiſchen Gemälden, und in ſeinen neuen kritiſchen Briefen, den Deutſchen bekannt gemacht. Zu einer andern Zeit wird der Verfaſſer ein anderes Fragment von ihm bekannt machen, welches reizende Dichtungen enthält, und aus dem vierten Buche des epiſchen Gedichtes gezogen iſt.

**) *Capriccio.*

tet, der das Blut rege macht, und die Brust mit Entzückung erfüllt. Muntre Bergzicgen gaben ihm den Namen; aber in der Sprache des alten Latiums bleibt er unnennbar. Er thut den Malern nicht selten, am öftersten aber den Dichtern, als ein Freund und Liebling der Musen, reichen Vorschub.

Nun war ein Schäfer mit Namen Didymus, der schon längstens in den himmlischen Knaben verliebt, sich vor Ehre hielt, sein Gespiele zu seyn. Er wußte die Winde vorherzusagen, und, was jedes auf- oder untergehende Gestirn mit sich bringt, auszulezen. Fern vom Geräusche der Städte hatte sich seine Jugend allein um das Haberrohr bekümmert, ohne dem geringsten der Sterblichen jemals zu nahe zu treten: beglückt, daß ihn keine vorsichtige Klugheit wachsender Jahre annoch mit Sorgen beladen; sein freyes und unbesorgtes Gemüth aber ihm Freunde erworben hatte. Diesem setzte sich, schon spät in der Nacht, dieser fröliche Geist auf die Schultern. Lang gieng er nachsinnend dahin; endlich ward er mit Entzückung befallen, und gerieth auf den artigen und holden Einfall, ob nicht die Saitenspiele seiner Freunde unter die Fenster der heiligen Jungfrau zusammengebracht, ein Lied dazu gesungen, und der freundliche Schlaf

vom Himmel auf die ermüdete allerliebste Fremdlinge geleckt werden könnte. Doch, wie könnte dieses itzo geschehen, da es recht unhöflich wäre, in dunkler Nachtzeit an ihren stillen Hütten anzuklopfen, und sie zu erschrecken. So dachte er bey sich selbst, und ward von abwechselnden Begierden beunruhiget und hin und her getrieben: als seine dichterische Freunde, von ebendemselben göttlichen Geiste angewecht, ihm entgegen kamen. Einer hatte eine Zither mit helfenbeinernen Wirbeln, der andere eine Leyer von Ebenholz, dieser einen stählernen Triangel: jeder dasjenige Instrument, wodurch er den guten Landleuten, wenn sie ihr mühsames Tagwerk geendiget hatten, ein Vergnügen zu machen gewohnt war. Kein Vergnügen ist süßer und lebhafter, als das, so, ohne Zeitverlust und ohne lange Zurüstungen, aufgeboten und zuwege gebracht wird. Die Schäfer Elpin, Ligus, Alcind und Montan (dieses sind ihre wahre Namen: aber gemeiniglich wurde *) jener Montius, dieser

*) Ceva macht seinen Freunden dem Mouri, dem Maggio, dem Pater Pastorini und dem zierlichen Dichter Franz Lemene, dessen Gedächtniß und Gedichte ihm sehr werth waren, hier ein Kompliment. Dieß ist die Ursache, warum man diese Namen, welche allzulateinisch klingen, nicht in jüdische Schäfernamen verwandelt hat, welche hier an ihrer rechten Stelle gewesen wären.

Magius, der dritte Paſtorius, und der letzte Lemene genennet) kamen alſo einer nach dem andern herbey, ſo wie jeder in ſeinem Gemüthe durch die göttliche Begeiſterung angeregt war. Ihre Häupter waren mit Kränzen von lebhaftem Mohn, oder wohlriechenden Veilchen und Roſen, umwunden. Sie zauderten nicht lange, ſondern ſtimmten, als ſie bey hellem Wetter an die bekannten Thürpfoſten kamen, auf ihre Inſtrumente herabſehend, leis die Saiten, und forſchten mit lauſchenden Ohren den rechten Ton, ſpannten dieſelben ſtärker an, oder ließen ſie nach, ſo wie die lehrende Flöte es befahl. Als ſie jetzo alle zu ſpielen bereit waren, und jeder aus Höflichkeit dem andern die Ehre anzufangen überlies und die tiefe Stille zu brechen nicht der erſte ſeyn wollte, ſprach Didymus: „ſo will ich „dann allein ſingen, und eurem freundlichen „Streite ein Ende machen. Denn wenn euch „das holde Kind hört, ſo beſorg ich, es werde „die ganze Nacht durch ſeine wachenden Augen „nicht wieder ſchlieſſen wollen; ſo bezaubernd „ſind alle eure Geſänge dem hörenden Ohre. „Aber, daß ihrs wiſſet, meine Abſicht iſt ein ſol„ches Lied zu ſingen, das den Schlaf mit Liſt „herbeylocken, und ankirren, freundlich dann „feſthalten, und ihn zuletzt überreden ſoll, über

„alle Augenlieder nach und nach Ruhe und „Schlummer gemächlich auszugießen. So bald „ihr aber gewahr werdet, daß er mit seinen „Brüdern vom gestirnten Firmamente herabge„sunken, so müßt ihr manierlich stille halten, da„mit sie, sich sämmtlich auf jene niedrige Fen„stergesimse niederzulassen, nicht abgeschreckt, „oder scheu gemacht werden. Sie sind leicht zu „erkennen; bunte kurze Fittiche stechen aus ihren „Schultern hervor. Weiße Mohnkränze um„schlängeln ihre Stirne, und sie bewegen so gelin„de die Aeste der Pappeln, daß man sie nicht ein„mal flüstern höret.„ Nachdem er diese Erinnerung weislich vorausgesendet, brach er das Stillschweigen der Nacht, und fiel in seiner Freund: harmonische Lauten auf folgende Weise singend ein:

„Der irdische Amor strich in der Welt umher, „seit geraumer Zeit krank, seit geraumer Zeit „matt. Denn in einem gewissen Garten hatte „er goldfarbe Aepfel gestohlen, welche ihm, weil „eine Schlange dieselben vergiftet hatte, übel be„kamen. Er seufzete seitdem immer nach etwas, „er wußte selbst nicht was es war: es war ein „Genesungsmittel, das er nirgends zu finden „wußte. Er kam zum goldreichen Ganges, und „trank; aber sein Durst wuchs, und wuchs noch

„mehr, als er den Tagus geschlurfet hatte. Am „erythräischen Meere setzte er sich ans Ufer, und „las Muscheln auf; als er aber eine derselben er„brechen wollte, klemmte sie ihm den zarten Fin„ger, daß er ihn mit einem Traubenblatt um„wickeln und mit einem Faden verbinden muß„te. Ermüdet erreichte er Cypros — — Doch „was erzähle ich alles so genau? Auf dem ganzen „Erdboden fand der arme Amor weder Lindrung „noch Ruhe. Unglückseeliger Flüchtling! weißt „du nicht, welcher unbekannte Erdstrich zu dei„nem Troste noch übrig ist? Dachtest du an Idu„me nicht? — — Jetzo kam er an dessen Gesta„de, und — — (haltet ein wenig inne; denn „etwas, es ist einem Vogel ähnlich, hat sich zwi„schen jenen Zweigen niedergesetzt. Es ist ein „überaus schöner Schlaf; und nun hoffe ich, „mein Gesang soll mehrere seines Gleichen zu „Garne bringen:) er kam, sage ich, mehr als „jemals ermüdet an die Gestade Idumens, und „trank itzt den Jordan. Als er aber, wie ein „irrend Schäfchen, im Felde hin und her lief, „und alle Lüfte und alle Wege mit seinen Kla„gen erfüllte, sah ihn die holde Mutter eines „Himmelskindes weinen, hielt ihn mit verbreite„ten Armen in seiner schüchternen Flucht auf, „gab ihm Zuckerbrod, that auch solche süße Wor-

„ke und unwiderſtehliche Ueberredungen dazu, „daß er ſich endlich ergab, und unter ihr Dach „gieng. Hier gewöhnte er ſich Milch und Honig „zu ſpeiſen, und bezeigte nach und nach eine ſol„che Zufriedenheit über ſeinen Zuſtand, daß er „denſelben nicht um alle Königreiche vertauſchet „hätte. Hier ließ er nun eine Kur mit ſich vor„nehmen, lernte die Hände falten, und auf den „Knieen, die Augen gegen die Sonne gewendet, „alle Tage ſein Gebeth verrichten, und ward „vom ſchleichenden Fieber endlich be — — (hal„tet wiederum ein wenig ein; denn, wo ich nicht „irre, hat ſich noch ein kleiner Schlaf aufs Vor„dach geſetzet. In der That, er iſt ſo klein, daß „man ihn kaum ſehen kann; aber goldbeſprengte „ſchimmernde Flügel verrathen ihn. Nun iſt „der dritte noch übrig; aber auch der wird in „kurzem auf die Leimſtange herabfallen:) Er ward „alſo, ſage ich, vom ſchleichenden Fieber be„freyet. Aber ach! von welcher kurzen Dauer „war deine Wiedergeneſung, bedaurenswürdiger „Knabe! der du, ſo wollte es das grauſame „Schickſal, nächſtens eines gewaltſamen Todes „ſterben ſollteſt. Denn unter ebenderſelben dürf„tigen Hütte war ein andrer Amor; aber im „Olymp geboren und göttlichen Urſprungs. „Der hielt den irdiſchen, (ob er gleich mit ihm

„unter einem Dache wohnte,) weil ſolcher leicht-
„ſinnig, und zwar mit dem Munde wohl beredt,
„aber von Leibe ſchwach war, gering, und ſchlug
„ihn, als er nach ſeiner Gewohnheit eines Ta-
„ges von ſeinen Thaten was aufſchnitt und ihn
„herausforderte, ich weiß nicht von ohngefähr
„oder in einem ernſten Kampfe, darnieder. Zwar
„flehte er aus dem Staube um Gnade, und be-
„ſtrebte ſich, mit Vorhaltung der Arme und Hän-
„de, den grauſamen Streich abzuhalten: aber
„vergebens; er empfieng unter dem Herzen eine
„tiefe tödtliche Wunde, und alle ſeine Thränen,
„alle ſeine Bitten trugen die Winde ſpottend da-
„von. Blutend, und ſo ſchwach, daß er ſeinen
„Körper kaum nachziehen konnte, ſchlich er zur
„Waldherberge zurück, und warf ſich auf das
„Lager, das ihm von weichen Lindenblättern ge-
„bettet worden. Hier fand er zu allem Glücke,
„fürwahr ein wunderreicher Umſtand! daß ſeine
„Wunde ſo ſüß, ſo allerliebſt war, daß er weder
„Arzney gebrauchen, noch die milde Blutquelle
„zuſtopfen, noch geſtatten wollte, daß weiche
„Binden und Umſchläge um dieſelbe geleget wür-
„den: bis ihm alle Kräfte mit dem Blute da-
„von rannen, und der Lebensfunke verloſch. O
„wie bedaure ich dich, allerliebſter Knabe! ——
„Aber was bewegte dich auch bey ſo großer Un-

„gleichheit der Kräfte deine Waffen einem stär-
„kern entgegenzusetzen? Doch empfange den
„Trost, der selbst im Tode noch süße ist, ob du
„ihn gleich jetzo nicht genugsam beherzigen wirst.
„Siehe! so bald er dein holdes Gesicht und die
„fürchterliche Wunde sah, zerfloß er in Thränen,
„erfüllte Thäler und Lüfte mit Klagen, warf sich
„über dich hin, drückte seine holden Lippen so
„brünstig auf deine, hielt mit schlanken Armen
„deine kalten Glieder so fest, und so lang um-
„schlungen, bis das entflohene Leben wieder in
„dich zurückkehrte, und aus zween Amorn nur
„Einer wurde. Nicht anders, o Gottheit, lockst
„und ziehest du unser Herz, wenn es der eiteln
„Welt satt und überdrüßig geworden, und nicht
„weiß, wo es ruhen soll, mit wunderbarer Hold-
„seeligkeit in deine Gemeinschaft, erquickest es,
„wann es matt werden, wie mit Aepfeln, hilfst
„ihm die Seile zerreißen, die es an das Irdische
„binden, und giebst ihm endlich Flügel, sich em-
„porzuschwingen und ganz himmlisch zu wer-
„den. — — Und jetzo leget eure Saitenspiele
„nieder; die Fabel ist gesungen, und ich darf sie
„nicht länger machen. Denn sehe ich in der
„steckdicken Finsterniß recht, so fällt endlich mit
„silberbeglänztem Gefieder der letzte Schlaf vom
„Sterngewölbe hernieder; er geht, mit seinen

„Brüdern, zwiſchen den Blumen auf und ab,
„und itzt fliegen ſie zuſammen aufs heilige Haus.
„Einer läßt ſich auf dem taubenweißen Haupte
„des gottſeeligen Greiſes nieder; ein andrer ſchließt
„dem Himmelskinde mit ſchimmerndem Finger
„die Augen zu; während dem der dritte ſachte,
„wie auf den Zähen, herbeyſchleichend, von hin-
„tenher der unbefleckten Mutter das milchweiße
„Geſicht mit beyden Händen ſanft zubindet. In-
„deſſen durchfliegt das ruhige Stillſchweigen, den
„Finger auf die Lippen haltend, die Welt, und
„die Engel löſchen die nächtliche Himmelslampen
„aus. Du aber, o feuchte Nacht, wirfſt deinen
„Schleyer über die heilige Hütte, und befiehlſt
„nach Hauße zu gehen, damit ſechs ſchwarz be-
„lockte Stunden, welche nette helfenbeinerne
„Körbchen in den Armen tragen, (in welchen
„lauter artige Träume auf Roſen ſitzen,) ihren
„leichten Fuß ins Gemach zu ſetzen, um unſert
„willen, nicht länger Anſtand nehmen.

„Gehet dann, geſchickte Saitenſpieler, jeder
„nach ſeiner Hütte. Euch, deren ſüße Töne
„meinen ſchwachen Geſang unterſtützet haben,
„unterſtütze, wenn der Tod ſein Blutpanier über
„euern ſterblichen Theil ſchwingt, das göttliche
„Kind. Es ſtoße euern Kahn ſanft an die himm-
„liſche Ufer, euch dorten unter die Harfenſpieler

„am Berge Gottes zu ſtellen, wo ich euch wie„derſehen werde, euer verklärter Geſpiele im „Reiche der Unſterblichkeit.“

So ſprach er: und itzt fiel ein kühler und wohlriechender Regen vom Firmamente herunter. Jedweder ſchlug ſein Oberkleid über ſein Spiel, und floh mit dem Wunſche: gute Nacht! gute Nacht! Die enge Gaſſen und gewölbte Hallen antworteten laut:

Gute Nacht! gute Nacht!

V.

Erhebung der Seele zu Gott, beym Anschauen der Kreatur.

Besingt, ihr Menschen und ihr Geister,
Den Schöpfer dieser schönen Welt:
Was er erschaffen und erhält,
Verherrliche den Meister.

Du Himmel, welcher uns bekrönet
Und wie ein weit Gezelt umspannt:
Verehr' ihn, dessen Allmachtshand
Dir seine Pracht gelehret.

Ihr helle Stern' am Firmamente,
Die ihr nach seinem Willen rollt:
Ihr folget, wie auch ich gesollt,
Ihr folget dem Regente.

Ihr Blitze, die die Luft durchdringen,
Und sich nach seinem Winken drehn:
In seinem Staub zurückzugehn,
Kann er den Sünder zwingen.

So willig, wie die Seraphinen,
Gewitter! dienet ihr dem Herrn:
Ich gleichfalls ſollt ihm willig dienen,
Und dien' ihm ſelten gern.

Ich höre ſeine Donnerſtimme,
O Meer, in dir nicht, wenn er ſpricht;
Und weiß es doch: er hör' im Grimme
Dann auch den Sünder nicht.

Es ſteige dieſer Waldſtrom ſchnelle,
Schwur ehedem mein leichter Sinn,
Wann ich ihm nicht gehorſam bin,
Zurück zu ſeiner Quelle!

So ſage denn, o Allmacht, ſage
Des Waldſtroms umgewandten Lauf
In ſeinen erſten Quell hinauf:
Ich ſündge alle Tage.

Der zwiſchen Veilchen hier entſprießet,
Dich ſegne Gott kryſtallner Bach!
Mein Lebensſtrömchen rinnt gemach,
Wie deine Welle fließet.

Ihm zu gefallen, ſchmückt ſich kindlich
Die junge Flur im Lenz und lacht:
Und ich, zu ſeinem Ruhm gemacht,
Bin meiſtens unempfindlich.

Die Dornen ſtehn im Roſenkleide;
In Früchten zeigt der Oelbaum ſich;
Ich aber bin, o Schmach für mich,
So fruchtlos, wie die Heide.

Derſelbe Tag, gewürzte Nelken,
Gebiert und endet eure Zier:
Kann ich nicht ſchnell, wie ihr verwelken,
Und ſchneller noch, als ihr?

O Philomel', aus regem Triebe,
Sing' in der Haine grünen Nacht:
Gott, Gott, der mich hervorgebracht;
Gott, Gott, verdienet Liebe!

Seufz', Turtel, ſeufz' in ihn verliebet;
Ich höre gleichfalls ſeufzend zu,
Und ſeufze billiger, als du,
Weil ich ihn oft betrübet.

Es quill' aus aller Vögel Hälſen
Melodiſch ſein erhabner Ruhm:
Auch du, o Echo, ſey nicht ſtumm;
Antworte zwiſchen Felſen.

Zufriedne Schäfchen auf den Auen,
Erhöht ihn, weidend, für und für:
Und lehrt mich, einfaltsvoll wie ihr,
Dem guten Hirten trauen.

Schlüpft über den beblümten Boden,
Ihr warme Zephyrs, liſpelnd hin,
Und ſinget ihn, und ſinget ihn
Mit eurem ſüßen Oden.

Bekränzter May, mit deinen Brüdern
Biſt du, ihn zu erhöhn, bemüht:
Warum geſellt des Menſchen Lied
Sich nicht zu deinen Liedern?

Erhöht, o Cherubs, mit Geſange
Den Herrn in der ſaphirnen Höh';
Erhöht, erhöht ihn Sterbliche,
Vom Auf zum Niedergange.

Singt Hymnen ſeiner weiſen Güte;
Singt Hymnen ſeiner ſtarken Macht;
Nur hab' ein dankendes Gemüthe
Dieſelbige gemacht!

Nie kann man ſeine Huld erwiedern;
Und nie wird ſie genug erkannt:
Drum ſey ſein Ruhm der Diamant
In allen meinen Liedern!

VI.

Lobgesang auf Gott.

1763.

Ein Einsiedler lobt den Höchsten in der thebaischen Wüste: und ein unsichtbares Chor Geister antwortet ihm.

Eremitische Felsen,
Traurige Felsen, habt ihr in euern Wildnissen
Keine denkende Wesen,
Die des Ewigen Lob mit mir verbreiteten?

Den Unendlichen lobt man
Nicht mit Worten allein: besser verehret ihn
Die Bewunderung sprachlos:
Dennoch, sterblicher Mann, rede: wir antworten.

Keine süßliche Wollüste
Flieſsen mir durchs Gefühl, schweig' ich vom Ewigen.
Aber sprech' ich vom Ewigen,
So durchflieſsen mich gleich süßliche Wollüste.

Das ſind unſre Vergnügungen
In Betrachtungen ihn allezeit anzuſehn.
Wer ihn einmal ſo anſieht:
Sieht nichts anders mehr an, denkt an nichts anders mehr.

Monarchieen zerſtört er
Mit geringerer Müh, als ein Gewapneter
Euer wächſernes Königreich
In dem Garten am Bach, Bienen, zu Grunde ſtürzt.

Welten wirft er ins Leere,
Wie ein irdiſcher Mann auf ſeinen Acker geht,
Und des Vaterlands Speiſe
Mit der ſäenden Hand flink durch die Lüfte wirft.

Seinen gröſten Beleidigern
Baut' er einen Pallaſt, dieß ſchöne Erdenrund,
Zur bequemlichen Herberg'
Unterwegs, auf der Reiſ' in ſeine Ewigkeit.

Aber uns ein Jeruſalem,
Wo die lächelnde Ruh', unſre Gefangene,
Angekettet mit Blumen,
Ewig freundlich und froh mit uns zu Tiſche liegt.

Seine Sonn' und sein Perlenthau,
Die das niedrigste Thal und die erhabensten
Schweizeralpen befruchtbaren:
Zeigen seine für uns gleiche Gesinnungen.

Aller Vater, ernähret er
Schmetterlinge mit Thau, Weise mit Wissenschaft;
Aber Sonnen mit Erden,
Und mit Blicken voll Huld uns seine Seeligen.

Erde, meine Gebährerinn,
Gottes schönes Gestirn dient dir; und du dienst mir.
Aber meine Gebährerinn
Dem Allmächtigen nur dien' ich in Tugenden.

Ueber Fürsten stehn Weltweise;
Ueber Weltweisen stehn seelige Seraphe;
Aber seelige Seraphe,
Eure Ehr' ist: ihr liegt vor dem Erhabenen!

Zürnet dieser Erhabene,
So verbleichet die Sonn' und steht im Laufe still;
Und die Erd' überwirft sich,
Und der furchtsame Mond hüpfet zur Seite weg.

Aber lächelt er ausgesöhnt,
Dann gebieret sein Hauch Seelen zu Tausenden,
Und vom Reiche des Möglichen
Rollen Monde hervor, ihnen zu Wohnungen.

Als ich neulich zur Sonne sprach,
Die alleine dort gieng ins Himmels Einöde:
Schöne Sonne, steh stille!
Sprach sie: schöner ist Gott! und lief verschämt davon.

Als uns neulich in heller Nacht
Schwester Luna zusang: Brüder, der Vater schweigt,
Sangen wir ihr zurücke:
Wann er schweiget, wie itzt, wer redet herrlicher?

Nackend lag ich im Blute,
Von der Sünd' an dem Weg bis auf den Tod verwund't;
Er enthub mich dem Blute,
Hüllte mich in sein Gewand liebreich, und heilte mich.

Uns rief er einen groſsen Tag,
Eh wir waren, und sprach: **werdet!** den groſsen Tag
Sind wir Engel geworden,
Und, o Freude für uns! deine, du Tugendsohn.

Seyd, hellenchtende **Morgenstern'**,
Eurem Freunde gegrüſst; aber, o lehrt ihn auch
Seinen göttlichen Urheber
Durch die Tochter der Stimm' edel verherrlichen!

Dächten seiner Verherrlichung
Engel Säklen hindurch, Menschen Aeonen nach,
Blieben ihre Gesänge
Doch Gesänge des Staubs, unwerth des **Ewigen.**

Und ich **Sünder** vermesse mich,
Unrein, wie das Insekt, welches den Staub bewohnt,
Voller Unflath und Wunden,
Durch die Tochter der Stimm' ihn zu verherrlichen.

Ewig saß schon die Ewigkeit
Ihm zur Rechten und sann; künftighin wird sie so
Sitzen bleiben und sinnen;
Doch ihm würdig genug niemals was ausſinnen.

Ehrerbietig verstumm' ich dann
Vor dem ewigen All'. Aber je tiefer ich
Vor demselben verstumme:
Je mehr bet' ich es an; je mehr bewundr' ich es.

Ehrerbietig verstummen wir
Vor dem ewigen All'. Aber je tiefer wir
Vor demselben verstummen:
Je mehr lieben wir es: je mehr lieben wir es.

VII.

Der Werth der Thränen vor Gott.

Um und um ſchlummerten die Länder; die nächtliche Roſe nickte vor mir; der Weſt ruhete lauſchend auf kühlem Mooſe; ſeine Flügel hiengen nachläßig zur Erde, vom Thau betröpfelt, den die Wolken weinten: Als mir Satan einen Gedanken der Nacht ſandte. Schimmernd, wie ein Gedanken des Lichts, flatterte er vor meinem Augapfel. Im Himmel, ſprach er, iſt kein Menſchenfreund und kein Vater für dich. Niemals iſt Verſöhnungsblut auf die Lilien Sions gefloſſen. Ich widerſtund ihm mit andern Gedanken, die ich zu Hülfe rief. Ich parirte ſeinen feurigen Streichen aus. Aber endlich erlag meine Macht. Ach Hütte der Sterblichkeit, wie geplagt bin ich in dir! Was für ein Glück wäre es für mich, wann dich das Schickſal niederlegte, eh der Abendſtern zu glänzen aufhört. Ich — — kein Bürger im Reiche der Liebe, und kein Liebling des Mittlers? — — Hier ſchwebt, o Gott, der Gedanke, der es ſagt, hier ſchwebt er, und du verwirreſt ihn nicht? — — Wie in pechſchwarzer Sommernacht ein feurig Würmchen an feuchten Geſtaden um myrthete Flüſſe

blinkt, ſo blinkt er vor mir in betrügeriſcher Schöne, und verlangt eingelaſſen zu ſeyn. Mit ſchwarzem Gefieder brauſt er immer lauter, und wirft Zweifel, mit Widerhacken verſehen, ins Heiligthum meiner Seele. Wann du mir nicht bald hilfſt, ſo entfall ich dem Leben, wie ein Apfel dem Aſte.

So goß ich mich in Thränen und Klagen aus. Die Erde, meine zärtliche Mutter, gebar eine neue Pflanze, dieſen Thränen zur Ruheſtätte. Sie funkelten auf derſelben, in den Strahlen des Mondes, wie Brillanten, und zitterten, neben einander ſitzend, wie Tröpfchen, die der erwachte Morgen aufs Gras weint. Jedweder hielt ſich gefaßt, wann dem Zephyr das Schütteln ankommen würde, abgeworfen und vom Staube verſchluckt zu werden. Viermal war die Stunde auf mitternächtlichen Wolken über mein Haupt geflogen, als ich noch weinte. Endlich konnt ich nicht mehr. Mein Brunnen war verſiegt. Alle Kraft meines Leibes war wie ein Schwamm ausgepreßt. Nur ein einſames Zährchen kam noch zum Vorſchein. Langſam trat es aus dem Herzen, ſeinem Geburtsorte, hervor ins Auge. Wie oftmals ein Waſſertröpfchen unten am Eymer hängt, und dem vorübergehenden Wanderer zappelnd um Rettung zuwinkt, ſo hiengs an

meinem Auge und zitterte. Unvermögend den Untergang meines zärtlichen und jüngsten Kindes zu sehen, schlug ich mein Kleid um das Haupt, sank zwischen zween Palmbäumen seitwärts dahin, und seufzete: ach! daß mir das Leben vergieng! ach! daß es der Westwind in Einöden trüge!

Als ich so ohnmächtig auf Lilien lag, breitete sich plötzlich ein ambrosischer Geruch um mich aus. Der Tag fieng rosenfarbig zu glühen an; und aus einem güldnen Nebel gieng ein Geist des Olymps, hellglänzender, als der Nebel, hervor. Voll Schönheit und Holdseligkeit stellte er sich vor mich und sprach: Sterblicher, warum weinest du? Zweifelst du an jenem Blute, das versöhnend auf Golgatha floß? Weiß ich dann nicht mehr, wie sich die himmlische Liebe unter Bäumen des Fluchs krümmte, und indem sie dich wiedergebar, starb. Da, wo Kidron zwischen Palmen des Moria rauschet, und der blaue Siloha seine kleinen Hörner zwischen Blumen verbirgt, sah ich dich in deinem Blute liegen. Der Vater hub dich auf, hielt dich hoch ans Licht der Sonne, und erklärte, als er seine Gleichheit an dir bemerkte, daß du seines Geschlechtes seyest. O wie lieblich triefte das Blut der Versöhnung von deinem Haarlocken! wie freundlich bedeckte

er dich mit dem purpurnen Gewande ſeines Sohnes, ſeine ſegnende Rechte dir aufs Haupt legend, und dem Geiſte des Friedens, der über den Wipfeln der Oelbäume ſchwebte, herbey winkend, dich zu erziehn und in ſeine Pflege zu nehmen. Einem hoheprieſterlichen Kleinode gleich ruhſt du ſeitdem auf ſeiner Bruſt, ſein Jedidjah und Liebling. Alle Thränen von dir, in ſeiner Kindſchaft geweint, ſind ihm werther, als alle Gedanken des Weltweiſen. Engel und Erzengel verſammeln ſich, ihre Schöne zu ſehen; und wer ſich an ihnen vergriffe, würde ihm nach der Krone des Reichs greifen.

So ſprach er, las meine Thränen ſorgfältig auf, und trug ſie ins Elyſium.

In einer Schüſſel von Gold hatt' er ſie alle beyſammen
Die glückſeelige Schaar.
Ach wie ſahn ſie mir nach, und nickten, und ſprachen im Weggehn:
Holder Vater, leb wohl.
Seitdem thrän' ich Gott ſtets: und dieſes zärtliche Thränen
Iſt mein geliebteſtes Thun.

Meines Geiſtes Empfindungen all', all' meine Gedanken
Werden Thränen in mir.
Kinder, ſagt oft mein Herz, flieſt fort, es ſtehet die Liebe,
Euch zu ſammeln, bereit. ...
Nimmt neben der Ewigkeit her, geliebteſte Thränen,
Nie verſiegend, wie ſie.
Wann das Weltgericht kömmt; wann jetzo die Ewigkeit aufgeht,
Und den Zeitlauf verſchluckt.
Wann in der ſittlichen Welt, die unterbrochene Ordnung
Wieder hergeſtellt wird:
Daß die Einfalt aus Gott die weltliche Wiſſenſchaft richtet,
Und des Königes Stolz
Zu des Unterthans Schemel gebeugt wird, dem er das Leben,
Als wie Waſſer, verdarb;
Wann der Erlöſung gewiß, und von dem Miſsbrauch gerettet,
Kein Geſchöpfe mehr ſeufzt;
O meine Kinder, alsdann, wann Glück und Tugend verſöhnt ſind,
Seyd ihr alle noch da.

Alsdann zählt euch mein Gott, als hätt' euch der Mittler geweinet,
Seiner Ewigkeit vor.
Alsdann hebt er euch hoch, als wär auch von euch die kleinſte
Eine Weltkugel werth.
Alsdann legt er euch all' in ſeinen himmliſchen Schatz bey.
Eine Cherubins-Wacht,
Kinder, bewahrt euch allda, mit ſolcher pünktlichen Sorgfalt,
Als eine fürſtliche Braut
Ein ſchmaragdenes Kreuz, das ihr zum Pfande der Treue
Ihr Verlobter geſchenkt,
In einem güldenen Käſtchen verwahrt, wann ſie es nicht Feſttags
Auf der Liljenbruſt trägt.

VIII.

Die Größe der Liebe Jesu.

In Asiens entlegensten Provinzen
War eine Königinn, der Mütter glücklichste.
Warum? Sie hinterlies drey hofnungsvolle Prinzen,
Wovon sie jeglicher recht kindlich liebete.
Die stritten. Nicht, wie Alexander,
Um manches Land, um manches Meer:
Sie stritten, edler Streit! nur darum mit einander,
Wer am erkenntlichsten für ihre Liebe wär.
Der Kampfplatz war ein Todtentempel,
Von tausend Lampen ausgehellt.
Hier war der Aschenkrug der Mutter aufgestellt.
Hier sah die ganze Morgenwelt
Der Frömmigkeit Triumph und zärtlichstes Exempel.

Der Aelteste lies in manchem Land
Nach schimmerndem Porphire schauen,
Und aus demselbigen durch großer Künstler Hand
Der Mutter Mausoläum hauen,
Auf welches er den halben Schatz verwandt.

Der Mittelſte bracht aus Idume
Des Fleißes und der Flora Zucht,
Manch' ſchön' und ſeltne Blume,
Mit ſeiner Wahl, zu Ihrem Ruhme,
In manchem Thal, um manche Bucht
Mit Seufzen abgepflückt, mit Thränen ausgeſucht.
Die alle lies er erſt zu großen Blumenbinden
Durch tugendhafte Schönen winden.
Dann hieng er ſie betrübt und ſtumm,
Dem Grabmahl um.

Der Jüngſte trat hierauf aus einer nahen Halle,
Das Haupt verhüllt, hervor, und trug in ſeiner Hand
Ein reines Becken von Kryſtalle,
Und einen ſcharfen Diamant.
„Was kann dein Selim dir, erhabner Schatten, geben?
„Dein Selim, der ſo wenig hat.
„Am liebſten gäb er dir ſein Leben!
„Sein Leben, dein Geſchenk; doch es gehört dem Staat.
„Empfange dann ſein Blut, das Beſte, was er hat.“

So sprach er, öfnete mit ungemeinen Schmerzen
Sich eine Ader unterm Herzen,
Ließ ihrem Purpur freyen Lauf;
Fieng ihn ins Becken rauchend auf;
Bestieg mit demuthsvoller Miene,
Mit Seufzen, mit Geschrey, die schwarze Trauerbühne,
Und setzt das Blut, gebeugt, der Mutter Urne bey.

Gerührt, erhub das Volk ein jauchzendes Geschrey:
„Du, Selim, du hast überwunden,
„Und Liebe, deiner gleich, hat nie die Welt gefunden!“

Mein Herz, gedenke hier an deines Heilands Wunden,
Der all sein Blut für dich, dich seinen Feind, vergoß,
Und sage: „Diese Lieb ist groß;
„Und keine größere hat je die Welt gefunden,
„Um die er, noch im Tod, die Arme liebend „schloß.

IX.

Heimweh.

1744.

CIC. Sic nos patria noſtra delectat, ut ſapientiſſimus vir Ulyſſes immortalitati anteponeret Ithacam illam, in aſperrimis ſaxulis tanquam nidulum affixam.

O du, wo mir ein Gott, der mich geliebet,
Das Leben gab: (noch dank ich ihm dafür!)
Iſt auch ein Schmerz, der heftiger betrübet? — —
Ich lebe noch, und lebe nicht in dir!

Mein Auge weint, weil es dich nicht mehr ſchauet,
Geliebtes W*! wo Gott den Bürger lohnt,
Der ihm von Gold erhabne Tempel bauet,
Indeß er ſelbſt in niedern Hütten wohnt.

So klag' ich zwiſchen ausländiſchen Felſen, geliebte Vaterſtadt. Wer verdenkt es mir? Meine ſanfteſte Vergnügungen hab' ich in dir genoßen; und die Erinnrung ſelbſt iſt mir noch Vergnügen.

Ich wohnt' in dir, bey der, die mich geboren,
Im höchsten Stock', im Stübchen unterm Dach;
Da rauschte mir kein Murmeln in die Ohren,
Als manchmal nur das Murmeln deiner Bach. *)

Unter der Aufsicht eines Gottes, dessen Aufsehn die Jugend bewahret, was konnte mir zustoßen? Nichts, oder nur Gutes.

Alles vergnügte mich damals; denn alles war noch neu für meine junge Seele.

Der neue Tag kam stets mit neuen Freuden;
Doch liebt' ich nur die Freuden der Natur:
Dich, Vaterstadt, und deine fette Weiden,
Dein Rebenfeld, und deine Blumenflur.

Kein Sterblicher in allen Königreichen,
Die Phaeton mit Flammen einst durchstrich,
War mir an Ruh und Unschuld zu vergleichen:
Der Glücklichste der Glücklichen war ich.

Und warum sollte ich nicht glücklich gewesen seyn? Ich liebte die ganze Welt, welches mir jetzo so schwer fällt, da ich sie kennen lernen.

*) Das mütterliche Haus des Verfassers stund der Bach nahe, die einen großen Theil der Stadt durchfließt.

Mein W* war die einige Stadt auf Erden, die ich noch geſehen hatte. Ich ſehnte mich nach keiner andern. Die Gegend, die mich werden ſah, genügte mir.

Bald dichtet' ich in dunkler Gänge Schatten,
Und ſeufzete auf einem dünnen Rohr
Der hellen Flut, den hellen Sommermatten
Ein Klaggedicht von meinem Vater vor,
Um welchen noch die frommen Armen weinen,
Vor deren Blick ſein heilger Schatten ſchwebt;
Der, allzukurz den tugendhaften Seinen,
Und allzulang dem Laſterſchwarm, gelebt.

Bald ſchlummert' ich am rauſchenden Geſtade
Des Vater Rheins, vom Weſt gewieget, ein,
Und klimmt' im Traum durch unbetretne Pfade,
O Helikon, zu deinem Lorbeerhain:
Wo ich, berauſcht von Aganippens Tranke,
Schon Blumen brach, die unverwelklich blühn,
Und einſt vielleicht noch manche grüne Ranke,
Nach meinem Tod, um meine Urne ziehn.

Bald übergab, durch Hundsterns Glut bewogen,
Mein kecker Muth den kleiderfreyen Leib
Dem wilden Schwall' empörter Wasserwogen
Zum leichten Spiel': ein römscher Zeitvertreib!
Bis allgemach die Abendzeit gekommen.
Dann sezt' ich mich auf des Gestades Damm,
Und zog, wann ich mich müd' und satt geschwommen,
Mein tröpfelnd Haar durch einen Buchsbaumkamm.

Niedrig, gleich der balsamschen Erdbeere, und zufrieden, wie die Lämmchen, die sie abweiden, verweilte ich gern auf der Wiese, wo die Vangionimnen, aus Dankbarkeit, daß ihnen die Sonne ihr Tuch bleicht, sich die Wangen dafür braun küßen lassen.

Da hies man mich, eh noch, mit schwarzen Haaren,
Der Jugend Wuchs mein zartes Kinn bekrönt,
Den Philosoph von zweymal sieben Jahren:
Durch die Natur zur Weisheit angewöhnt.

Von Sorgen frey, frey vom begiergen Neide
Und eiteln Stolz, der oft auch Kluge band,
Weint' ich zwar oft; doch immer nur aus Freude
Und Zärtlichkeit fürs holde Vaterland.

Ich lenkte nicht die kurzen Kinderblicke
Auf das, was kam; auf das, was mir entwich.
Mein kleiner Wunsch glich meinem kleinen Glücke;
Und dieses Glück war immer groß für mich.

Nicht unbewußt, im königlichen Zimmer
Sitz' auf dem Thron nur allzuoft ein Thor:
Zog ich dem Gold' und seinem falschen Schimmer
Den wahren Ruhm, es zu verachten, vor.

Meine Weisheit ward durch die Gegenstände veranlaßt, die vor meinen Augen schwebten.

Segensflur meiner Vaterstadt! sagte ich oftmals; die schöne Natur hat ihr Gezelt über dir aufgeschlagen, schaffe, daß ich sie finde, um mit ihr ins Reich der Dichtkunst zu gehen!

Sonnengefilde! wo fern von Gram und fern vom Stoffe dazu, meine Tage heiter dahinflies-

sen, wär es doch in meiner Seele so helle, wie hier!

Liebenswürdige Einsamkeit! wo ich das süße Vergnügen eines bequemen Müßiggangs koste; sey gesegnet! denn du ersetzest mir den Verlust meines Vaters durch die Wollust, die du mir verschaffest, seinen Tugenden ungestört nachzudenken.

Oft gegen Mittag führt' ich mein Mädchen zum Schatten eines mit Nußbäumen umzirkten Brunnens; wies ihr den Spiegel desselben und sagte: sieh, Phillis, was du noch nicht weißest! sieh, holde Phillis! du bist schön!

Und nahte sich mit seinem langen Stabe,
Heiß und beschwert, ein krummer Wandersmann,
So wieß ich ihm, gefällig, schon als Knabe,
Den rechten Weg mit meinem Finger an;
Kniet' auch wohl hin vor eine kalte Quelle,
Und schöpfete mit meinem kleinen Hut'
Ein frisches Naß, wie Bergkrystall, so helle;
Und stärkt ihm so den hingesunknen Muth.

Zuweilen, (und mit empfindlichem Vergnügen erinnre ich mich dessen!)

Zuweilen war von Amarillens Haufen
Das jüngſte Lamm, der ganzen Heerde Zier,
(Das ſie wie ſich geliebet,) weggelaufen;
Dann kam ſie, freundlicher als ſonſt, zu mir,
Und ſprach: Mein Athamas! gleicht meinem Leide
Ein ander Leid? mein ſchönſtes Lamm iſt hin!
O ſuche mirs auf jener öden Heide!
Es kennet dich; und wird vor dir nicht fliehn.

Dann floh ich ſchon, das holde Thier zu ſuchen;
Und fand es bald (der Himmel gab mir Glück!)
Um Dahlbergs Buſch, an einem Kranz von Buchen;
Und trug es ſanft auf meinem Arm zurück.

Einsmals gegen Abend ſah ich zwo Tauben auf einer Myrthe ſitzen. Sie lachten mit einander. Eine gieng verliebt um die andre herum. liebenswürdige Thierchen! Gott, der euch nährt, wird auch mich nähren. So ſprach ich, und ent-

ſchlief auf Moos. Die Täubchen glitten herab und bedeckten mein Haupt mit blühenden Zweigen. Als ich erwachte, weinte ich für Freude.

Geliebtes W*! ich weine nicht mehr für Freude, denn ich ſehe dich nicht mehr.

Ich ſeh nicht mehr die Aul, *) die ich beſungen:
Wo wunderſchön gemalet und gefleckt,
Ein Schlängelchen mit drey entflammten Zungen
Mir Schlafenden den bloßen Fuß beleckt.

Ich ſeh nicht mehr die lieblichblühnde Rebe,
Die durch das Feld ſo morgenländiſch riecht,
Und prächtigſchön um weiße Ulmenſtäbe
Mit einem Trupp von Purpurkindern kriecht.

Ich ſeh nicht mehr die lämmervollen Hürden,
Und deine Trift, o mein Arkadien!
Wo Tag und Nacht die Götter wandeln würden,
Wenn Götter noch auf Erden wandelten.

*) Eine bey der größten Sonnenhitze ihrer kühlen Schatten wegen, reizende Gegend zwiſchen der Stadt und dem Rheine, auf der Seite gegen Mannheim zu.

Ich seh nicht mehr die spartischen Gemüther,
Durch Tugend groß und werth der Ewigkeit,
Die ihrer Pflicht Verstand und Ruhm und Güter
Weihn, oder schon von Jugend auf geweiht.

Ich geh nicht mehr durch deine hellen Gassen,
O meine Stadt! itzt meine Stadt nicht mehr!
In welcher ich, von Gut und Glück verlassen,
Beglückt genug im Arm der Freiheit wär.

Aber ich seh auch die kleinen Tyrannen nicht mehr, die dich damals zu beherrschen suchten, und stolzer, als große, waren.

Ich habe dieß Lied gedichtet, daß es gelesen werde; aber, wenn ich wissen sollte, daß es ein Tyrann, das wildste aller wilden Thiere, lesen und Vergnügen daran haben sollte: ewig würde ichs zu vertilgen suchen. Nein! Kein Tyrann soll ein Vergnügen durch mich genießen, wenn es auch das kleinste wäre.

Ich nähre einen jungen Satyr in meinen Gärten. Wenn er feist geworden, soll er die Bilder deiner armseeligen Tyrannen nehmen, und im Tempel der Schande aufstellen.

Geliebte Vaterſtadt! du betrübeſt mich; und du biſt doch, die mir gefällt. Du entferneſt mich von dir; und ich ſegne dich. Du biſt meine Mutter nicht mehr; aber ich will dein Kind bleiben. Ich kann meinen Verſtand verlieren; aber niemals die Liebe zu dir. Ich kann allerley werden; aber kein Apoſtate deiner Wohlfarth. Ich lebe nicht in dir; aber noch für dich wünſch' ich zu leben. Ich wäre alt und glückſeelig genug, wenn ich für dich ſterben könnte.

O holde Stadt, mir vormals ſo gewogen!
Wo iſt, wo iſt der zarte Mutterſinn,
Womit du mich in deinem Schoos' erzogen?
Wie ſchmerzt es mich, daß ich nicht bey dir bin!

Du höreteſt die erſten meiner Lieder;
Ich hoffete, (ſtets hofft ein junger Schwan!)
Du höreteſt bey wachſendem Gefieder
Zum wenigſten auch meine beſſern an.

Du hörſt ſie nicht. Wohlan! ich will nicht klagen!
Betrübe mich; du bleibſt, die mir gefällt.
Mein zärtlich Lied ſoll fernen Reichen ſagen:
W — — — — iſt mir die ganze Welt!

Verbanne mich aus deinen ſüßen Blicken;
Ich ſegne dich, wie Ariſtides, *) doch:
Erfülleſt du, mich Armen zu beglücken,
Nur Einen Wunſch, nur dieſen Einen noch:

Bewahre mir den Biedermann, den mir die Huld des Ewigen, als Bruder, verliehen hat.

Ha! ha! wie ſtolz kömmt er dort hergezogen;
Mit ihm die junge keuſche Braut,
Sanft, wie die Frühlingsluft, friſch, wie der Bogen,
Der hundert ſchöne Farben thaut.

Wie führt er ſie mit ſehnlichem Verlangen
Ins hellgeſtirnte Brautgemach!
Und, o wie ſchön, und o mit welchen Wangen
Voll Schaam und Zucht folgt ſie ihm zitternd nach!

*) Plutarch im Leben des Ariſtides erzählet, daß, als dieſer durchs Scherbengericht unſchuldiger Weiſe aus Athen verbannt worden wäre, er, bey Verlaſſung der Stadt, ſeine Hände gegen den Himmel ausgebreitet und die Götter geflehet hätte, ſein Vaterland ſo zu beglückſeeligen, daß es der Dienſte Ariſtids niemals vonnöthen haben möchte.

Bewahre meine patriotiſchen Freunde alle, die in deinem Schooſe leben! Du magſt ſie leicht unterſcheiden. Wahrheit und Tugend gehn ihnen zur Seite. Treue und Freiheit folgen ihren Schritten nach.

O meine Freunde! die ihr groß durch Rechtſchaffenheit und der Ewigkeit würdig ſeyd: möchte mich ein Tag mit weißen Flügeln wieder zu euch verſetzen! möchte es mir gelingen, in den Strahlen eurer Augen bis zu meinem Grabe zu wandeln!

Glückſelige! vom Himmel mir gegeben,
Den meine ganze Seele preißt,
Glückſelige! darf ich bey euch nicht leben:
Gönnt mindſtens meinem matten Geiſt,
Wann er gerüſtet ſteht, zum Himmel ſich zu heben,
Und meines Lebens Faden reißt:
Ach gönnet ihm das Glück, das ſüße Glücke,
Daß noch mein Mund, indem mein Herze bricht,
Den letzten Kuß auf eure Lippen drücke;
Und euer thränendes Geſicht
Mir Sterbenden zum Troſte noch begegne;
Und euer Ach, das Zärtlichkeit gebar,

Im heißen Todeskampf das Ach des Bruders
ſegne,
Der, liebend, ſtets von euch geliebet war;
Ja, laſſet euch die Liebe noch bewegen,
Mit eignen Händen mein Gebein
Zu dem Gebein der Meinigen zu legen,
Und mit Cypreſſen zu beſtreun.
Und kommt ihr oft mit Töchtern oder Söh-
nen
An meine Gruft: weint und thut ihnen
kund:
Ich ſey der Gegenſtand von euern zarten Thrä-
nen.
Stampft mit dem Fuß' auf meines Grabes
Grund,
Und ſagt: der ſich die Ruhſtatt hier erkoren,
Hat zärtlich uns geliebt; doch zärtlicher ſein
Land,
Das vor ihm floh, nachdem es ihn geboren;
Das er beſang, nachdem es ihn verbannt.

X.

Auf den Tod seiner Mutter.

Hellglänzend, auf einer Wolke des Abendroths, war der Cherub herabgestiegen, der Seele meiner Mutter zu sagen: daß sie vor GOTT müßte. Sie erschrack so wenig, als ein junger Held erschrickt, der ins Schloß gerufen wird, aus der Hand des Königes, für den er gesieget, den Lorbeer zu empfangen. Fröhlich verlies sie den Körper, umschwebt' ihn, und sagte:

„O mein getreuer Gatte, so müssen wir scheiden! O mein armseeliges Hüttlein, das die „Sünde mit mir gemiethet hat, itzt bist du niedergerissen. O mein irdischer Mensch, wie jämmerlich hat sie dich mit blutigen Striemen ge„zeichnet, bis du erliegen mußtest.

„Die bunte Blumen, die schöne und glänzende „Muscheln, die wir am Meere der Eitelkeit mit „einander gesammlet, und damit Schürze und „Gewand angefüllet haben, verwelken, und ver„gehen itzt mit dir.

„Deine Augen haben ausgeweinet über ihre „und anderer Sünden. Sie blicken nicht mehr „gebrochen dem Himmel zu, von wannen dir „Hülfe kam.

„Deine Ohren hören nicht mehr die Klagen
„der Unschuld von ihrem Vormunde Klopstock.

„Du bist nicht mehr gezwungen, dich unter
„kleine Tyrannen zu beugen, die stolzer als
„große sind; noch mit den Kindern der Thorheit
„auf der Oberfläche der Erde zu laufen.

„Deine Hände, welche der Nothdurft der Hei-
„ligen gedienet; und deine Füße, die keinen Weg
„gegangen, als der zum Hause Gottes führte:
„sind glücklich gebunden: und die Vorhänge ei-
„ner tiefen Mitternacht um dich gezogen.

„Glückseelig bist du, mein Leichnam, glückse-
„lig! Ein Stoß des Meeres hat dich zerbrochen,
„und an das Ufer geworfen, wo du heil wirst.

„Nun bist du außer Gefahr auf anmuthige
„Abwege zu gerathen, und strafbar oder bestra-
„fet zu werden.

„O genug geplagter, ruhe nur ein wenig im
„kühlen Schoose der Erde; gedulde dich, bis dein
„Gebein Staub geworden, in der Insel des To-
„des. Bald sollst du, mit Strahlen der Ehre
„gekrönet, in die stillen Auen des Friedens wie-
„der zu dem kommen, von welchem alles, was
„du schönes gesehen, matte und entstellte Schat-
„tenzüge sind.

„Weste, weht ihm Kühlung von diesen Oli-
„venwipfeln zu! Verwesung, gehe sanft mit ihm

„um! Und du, mein geliebter Cherub, bedecke „ihn mit deinen Fittichen, bis die Morgenröthe „der Ewigkeit anbricht!“

So sprach die Seele meiner geliebten Mutter, und entfloh. Ihr Schutzgeist, indem er ihr mit schimmerndem Finger die gestirnte Straße wies, antwortete also: „Ich will bey deinem Leichna„me bleiben, fliehende Seele, bis du dich schö„ner mit ihm vermählen wirst. Ich will nicht „zugeben, daß ihm Uebel oder Schmerz nahe „treten. Alle seine Leiden sind itzo Friede gewor„den. Siehe! ich stelle meinen Reisestab an die„se Cypreße, und lege meine Fittiche ab, um „nicht von ihm zu weichen: bis er, mit der zwö„lften Erde erneuert, vor dem Messia erscheinet, „und nicht erschrickt, ihn Bruder zu nennen; bis „er sein Gewicht im Reiche der Liebe geworden.“

XI.

Ueber den Tod seines Bruders.

1747.

Was seh ich? Himmel hilf! so zarte Wangen,
Solch einen schönen Mund, der Suada Thron,
Dieß kastanbraune Haar, die klaren Augen,
Bespritzt das faule Gift der Sterblichkeit?
Erhabne Tugenden, des Höchsten Töchter,
Gehorsam, holde Schaam, Bescheidenheit,
Eilt euer Meisterstück geschwind zu retten,
Sonst stirbt mein wertheſter Euryalus.

Hilf GOTT! es öfnet sich des Himmels Pforte,
Ein heilger Wächter fällt in Glanz herab,
Und löset sanft, mit dem ätherschen Speere,
Das künstliche Gewirr des Knotens auf,
Der die geweihte Seele meines Bruders
An dieß zerbrechliche Gefäße band.
Er nickt und stirbt; o Himmel! und im Sterben
Fällt ihm sein W* sein süßes W* noch ein.

Weh mir! Du fliehſt davon, da ich noch athme,
Und läſſeſt unbarmherzig mich zurück:
Ach! daß ich nicht mit Seufzen, Weinen, Grämen,
Zum Todtenreich den Zugang öffnen kann!
Ich ſuchte dich, dich, nun nicht mehr den Meinen,
Am ſtillen Fluße der Vergeſſenheit,
In tauſend ſchattigten Cypreſſengängen,
Beym zweifelhaften Licht der Dämmerung.

Du warſt voll Lieblichkeit, wie Wälſchlands Triften,
Gefällig wie der Weſt, wie Blumen ſchön,
Wie weiße Lämmer ſind voll holder Sanftmuth,
Der keuſchen Liebe werth, und ſtets geliebt.
Du wuchſeſt auf, gleich wie ein junger Lorbeer,
Den alle Nacht der Abendſtern bethaut,
Die grünen Arme kronenförmig breitet,
Und luſtig ſchön aus ſchwarzem Boden ſteigt.

Ich liebte dich, wie Engel Engel lieben,
Als herrſcheten die goldnen Zeiten noch.
Zehn Jahre lang ſah ich dich alle Tage,
Als wär es jeden Tag das erſtemal.

Kamſt du mir ohngefähr allein entgegen,
So ſprang um dich ein Heer von Tugenden;
Und giengeſt du mit mir in öden Wüſten,
So wars, als wär mein Vaterland bey mir.

Nunmehr beſeufzen dich die goldnen Aehren,
Die Blumenflur, wo du im hellen giengſt,
Der prächtge Tempel, wo du kunſtreich ſangeſt,
Die Maulbeerau und Dahlbergs Sommerbuſch.
Der Vater Rhein ſteigt aus den dunklen Grotten
Ganz triefend aufs Geſtad, und ſuchet dich
Mit rund umher gedrehten Rieſen-Augen,
Und rufet dir, den er geliebt, umſonſt.

Die Weltweisheit, von dir ſo liebgewonnen, *)
Entdeckte dir ihr edles Antlitz ſchon;
Trug dir im Qualm egyptſcher Finſterniſſe
Das ſichre Licht der rothen Fackel vor.
Du hielteſt ſtets die aufgerollte Charte
Von ihrem Reich betrachtend in der Hand;
Ihr Demantſchloß, das in der Ferne funkelt,
Bewegte ſich, wie es faſt ſchien, zu dir.

*) Er ſtarb zu Halle, wo er eben die Weltweisheit zu ſtudieren angefangen hatte.

Nun lehnt sie sich an deines Grabes Marmor,
Ihr langes Haar folgt flatternd Zephyrs Hauch,
Mit beedem Arm herzt sie die volle Urne,
Den Rest von dir, den sie mit Thränen küßt:
So liegt im dicken Schwall beschäumter Wogen
Der Abedamus auf einer Schilderey;
Es tropft sein Bart, es tropfen seine Locken,
Und einen Krug stürzt sein gewundner Arm.

Euryalus, Geschenke meines Gottes,
Ach! allzubald verlässest du die Welt.
In dir verstirbt den künftigen Geschlechtern
Ein grosser Geist und jeder Tugend Bild.
Du ewiglich zu leben würdger Jüngling
Lebtest, wenn dieß leben heißt, nur einen Tag,
Den Rosen gleich, die ist der Ost geboren,
Und ist der Süd mit eisigen Stichen tödt.

Dein früher Tod verdirbt mir alle Freuden,
Verbittert mir des Lebens Süßigkeit,
Der werthen Vaterstadt beraubte Felder
Sind nun für mich ein unwirthbares Land.
Die unansehnliche geringe Hütte,
Die deiner Jugend frohe Tage sah,
Ergötzet mich, weil noch die Mutter lebet,
Betrübet mich, weil Du entschlafen bist.

Ich sprach: komm, holder Lenz! du Schmuck des Jahres,
Es seufzt Feld, Berg und Thal verliebt nach dir;
Füll' mit dem Ambraduft gewürzter Kräuter
Den zarten Myrtenhain, das junge Thal.
Auf bunten Fittichen gelinder Winde
Weh' uns vom Pfirsigbaum Gerüche zu,
Daß ich die kleine Stadt am Rhein besuche,
Die große Seelen zeugt; komm, holder Lenz!

Nun ach! verlang' ich nicht den Lenz zu sehen,
Sein allerhellster Tag ist Nacht für mich.
Der Ruhe goldnes Haus ist mir verriegelt,
Und meine größte Lust ist mir mein Gram.
Ach! mein Euryalus, Freund meiner Seele,
Den ich weit mehr als mich, weit mehr geliebt,
Ach! nimmermehr werd' ich dich wiedersehen;
In Ewigkeit beseufzen werd' ich dich.

Hält dich die Liebe nicht zur armen Mutter,
Die du im Grab das erstemal betrübst,
Die Tage lebt, wie lange Ewigkeiten,
Den Tod bald zornig schilt, bald göttlich ruft:
„Gebar ich dich, mein süßestes Vergnügen,

„Gebar ich dich, dem blaßen Reiche nur?
„Und ſollteſt du, da ich dich kaum erzogen,
„Undankbarer, auf ewig von mir fliehn?

„Mir ſchmeichelte die ungetreue Hofnung,
„Ich würde bald, betagt und lebensſatt,
„An deiner Bruſt die dunkeln Augen ſchlieſſen,
„Von dir betraurt ins Land der Schatten gehn.
„Nun läufſt du vor, Grauſamer, und ich lebe?
„O Leben ſonder Luſt! o wahrer Tod!
„O holdes Kind, zu meinem Leid geboren!
„Belohnſt du ſo der Liebe zarte Müh?

„Ach! meine Freundinnen, was wollt ihr
„machen?
„Reizt meinen Zorn durch eitles Tröſten nicht.
„Mein Leid gefällt und ſoll mir ſtets gefallen;
„Wohin ich ſeh' mein Sohn, ſeh' ich dein Grab.
„Dein unverhofft und thränenwürdig Ster-
„ben
„Erneuert mir die Wehen der Geburt.
„Bedenkſt du nicht, was ich dir lebend thue,
„Wär deine Pflicht bey meiner Gruft zu thun? "

So winſelt ſie in einſamſtillen Nächten,
Und Luna macht ihr rundes Fenſter auf,
Und guckt auf Sie vom blauen Himmelsſaale,

Mit blaßem mitleidvollem Angeſicht,
Und läßt, wie Perlen, runde Zähren rollen,
Die man, wenns tagt, noch auf den Roſen findt;
Hüllt drauf das ſchöne Haupt in einen Schleyer,
Als ſchämete ſie ſich der Weichlichkeit.

Ich aber irr' in öden Wüſteneyen,
Wo Traurigkeit den bleyern Zepter führt;
Wo neben mir das blaße Schweigen ſchleichend
Den dürren Finger auf die Lippen drückt,
Wo um und um betrübte Schatten ſeufzen,
Und Gräber offen ſtehn, und Eulen ſchreyn:
Wo ich dich tauſendmal, mein Bruder, ſterben,
Und jedesmal ſchmerzhafter ſterben ſeh.

Da bricht mein jammernd Ach! die tiefe Stille;
Da ſchüttet ſich mein Innres klagend aus.
Gleich Raſenden zerſpreng' ich Buſch und Zäune;
Die Wuth brauſt vor mir her, und ſchaffet Platz.
Die Felſen beben über meinem Heulen,
Das große Wild weicht aus und ſchaut nicht um;
Nicht raſcher flieht Numidiens Tyranne,
Brüllt er des Nachts, die Wälder von ihm fliehn.

Du aber ſteigſt, als eine heilge Flamme,
Zur Himmelsſtadt, dem ewgen Urſprung auf,
Ach nun nicht mehr der dunkeln Kugel leuchtend,
Die deinen hohen Adel nicht erkennt.
Die Cherubim, in heilen Sabathskleidern,
Empfangen dich, gebückt, am goldnen Thor,
Den lautem Klang unſterblicher Geſänge:
Woven das himmliſche Gebirg' erbebt.

Da ziehſt du im Triumf durch breite Gaſſen,
Nächſt kehren Cherubim, zur Gottheit Thron;
Und alsbald ſieht mit holdſeelgem Lächeln,
Voll Majeſtät, der Sohn des Höchſten auf,
Nimmt mit der Hand das prächtige Diadema,
Das an dem goldnen Pfoſten flimmernd hängt,
Und bindet es auf deine junge Stirne,
Und ruft dich laut, als Ueberwinder, aus.

Und unſer Vater ſiehts von ſeinem Lehnſtuhl,
Der hoch erhöhet ſtrahlt, eilt auf dich zu,
Durch hehe Helden, die zurücke treten,
Aus Ehrfucht gegen ſeinen höhern Stand;
Bewillkommt dich auf beyde Roſenwangen,
Wünſcht dir, in ſüßen Thränen, tauſend Glück.
Der weite Himmel lacht in ewgem Glanze,
Und neue Wonne füllt das große Reich.

Zuletzt dreht er sein sonnengleiches Antlitz,
Mit ernster Freundlichkeit, von dir auf mich;
Tritt vor mich hin in mehr als Menschen-Größe,
Und gießet mir den starken Trost ins Herz:
„Sohn, weine nicht, bey meines Cherubs Freude,
„Sohn, weine nicht, weil mein Athleth vor dir
„Mit solchem Glück zum letzten Ziel gedrungen,
„Wohin du noch die heiße Räder lenkst.

„Soll er sein ewig Glück mit Füßen treten,
„Dein einzeln Glück, ein kurzes Glück zu baun.
„Wahr ists: er floh aus süßer Brüder Armen;
„Allein wohin? in eines Vaters Schoos.
„Hier flammet er in göttlichhohen Ehren,
„Hier ist sein Port und seiner Reisen Ziel;
„Und wie ihn dort großmüthge Seelen liebten,
„So liebt ihn hier der Himmel und sein Herr.

„Wer stirbt, wie er, hat lang genug gelebet;
„Nicht er, o nein, nur du bist klagenswerth.
„Sieh an, er lebt, auf immergrünen Inseln,
„Von Irrthum, Nacht, Verdruß und Wechsel
„frey.
„Ein Amaranth schattirt die hellen Locken;
„Sein Fuß, unsterblich nun, tritt den Olymp;
„Und unter ihm dreht sich in tiefer Ferne
„Der kleine Rond, wo deine Mutter weint.

Gold, Schönheit, seltne Gaben,
Was See und Erdreich hat,
Sucht' ich doch dich zu haben,
Und dich nur früh und spat.

Geliebter, sprach die Schöne,
Du liebest mich zu stark;
Und jede heiße Thräne
Von dir dringt mir ins Mark.
Mein Herz war längst das deine:
Häng' ihm nur treulich an,
Und weine, wie ich weine,
Weil ich nichts weiter kann.

Ja Thyrsis, bey den Matten,
Bey meinen Thränen hier
Und unsrer Väter Schatten
Bezeug' und schwör' ich dir:
Dir hab ich mich ergeben;
Nur dich lieb ich, nächst Gott.
Darf ich bey dir nicht leben,
So fühl' ich stets den Tod.

Wort, mir zum Trost geboren!
Fuhr hier der Dichter fort.
Themire hat geschworen:
Anbethungswerthes Wort!

Sie ſchwur: 'ich lieb', ich liebe,
Und ſchwur es nicht im Traum.
O groſsmuthsvolle Triebe!
Mein Geiſt begreift ſich kaum.

Du Taube, die ſo kläglich
Dort in Cypreſsen girrt;
Du Schlange, die beweglich
Hier zwiſchen Blumen irrt;
Du Schleuſse, wo wir ſitzen,
Und Amor bey uns ſitzt,
Aus deren ſchmalen Ritzen
Ein ſchimmernd Waſſer ſpritzt:

Ihr alle ſollt den Bächen
Und Fluren Tag und Nacht
Von dieſem Bunde ſprechen,
Den Lieb und Treu gemacht.
Und du, du ſollſt es rächen,
Allmächtige Natur,
Wird ſie mit Vorſatz brechen,
Was ſie ſo hoch beſchwur!

Themire, Freundinn, kränke
Den frommen Dichter nicht.
Sey zärtlich, und bedenke
Der Liebe Wechſelpflicht.

Was bleibt mir noch auf Erden,
Geht deine Huld mir ab,
Als trauernde Geberden,
Melancholie und Grab?

Ein himmliſches Geſchicke
Verband mich ſelbſt mit dir.
Dein Leben iſt mein Glücke;
Wo du biſt, da iſt mir
Der Himmel in der Nähe;
Doch jedes Körnchen Zeit,
Weſern ich dich nicht ſehe,
Wird mir zur Ewigkeit.

Geſundheit, Kind des Himmels,
Die auch der Weiſe ſucht;
Und du, Feind des Getümmels,
Schlaf, der Geſundheit Frucht:
Ihr flieht vor meinen Blicken! — —
O flieht mit ſtetem Flug!
Mein Leben zu beglücken,
Iſt mir Themire gnug.

Vier Gedichte,

von

Johann Jakob Altdorfer

aus Schaffhausen.

I.
Die Schweizerhelden.

Lo! the rough Alps, clad with eternal Snow,
Confeſs the Power of Liberty. — —
She planted there a League of friendly States,
And bade plain Freedom their Ambition be.
For Valour, Faith, and Innocence of Life
Renown'd, a rough laborious People, there,
Not only ſcorn to bend the ſupple Neck,
But to firm Order train'd and patient War,
They likewiſe know, beyond the Nerve remiſs
Of mercenary Force how to defend
The taſteful little their hard toil has earn'd,
And the proud Arm of Bourbon to defy.

THOMSON.

Wen wählest du dir, Muse, wen von allen
Den Helden, die der Lorbeer deckt?
Des Namen soll der Alpen Echo wiederhallen,
Von deinem Lied erweckt?

Stolz stehn sie da, der theuern Freiheit Mauern,
Die unsrer Väter Muth erhöht;
Des Bundes Zeugen, der, so lang die Felsen dauern,
Fest, wie die Felsen, steht.

Von jeder Alpenhöh, mit Schnee bekleidet,
Aus jedem buntgeschmückten Thal,
Wo der vergnügte Hirt die sichern Heerden weidet,
Steig' unsrer Lieder Schall

Zuerst dem Gott empor, der, da sie drohten,
Bald der Tyrannen Trotz gebeugt,
Und ungezwungnen Muth in edler Patrioten
Entschlossner Brust erzeugt.

Auch ist der Arm, der unser Joch zerbrache,
Unsterblicher Gesänge werth;
Werth, daß der Enkel Ohr in hoher Götterssprache
Der Helden Namen hört.

Wie **Brutus** und **Timoleon** umwunden
Mit Lorbeer, welcher ewig blüht,
Eh ich der Helden Stirn, ich seh der Krieger Wunden;
Und jeder heischt mein Lied.

Tell, furchtbar mit dem Pfeil, der nimmer fehlte,
Und, frechem Uebermuth zur Straf',
Beflügelt von gerechtem Grimm, der ihn beseelte,
Schnell den Tyrannen traf.

Blut floß von seinem Pfeil, nicht von dem Schwerdte
Des heiligen Triumvirats,
Das, nie der Rache Ruf, nur Freiheit rufen hörte,
Der Stifter unsers Staats.

Mit Ehrfurcht nenne sie die großen Namen,
O Muse, daß ihr Volk sie kennt,
Daß, wer den Segen fühlt, mit Dank- und Liebesflammen
Fürst, Arnold, Wernern nennt;

Uns heilig ist die lieblichste der Fluren,
Schön, wie dem Griechen Tempe war,
Der Ort, wo sie den Eid des theuern Bundes schwuren,
Der unser Glück gebahr.

Zum Himmel stieg der Schwur. — Zwar, sie zu würgen,
Zog aus ein Heer ins Kriegesfeld,
Wildrauschend, wie der Strom, der zwischen Alpgebürgen
Herab auf Fluren fällt.

Sie sahen's, bebten nicht; wie nach dem Blitze,
Der an des Berges Rute glüht,
Der Hirt im Sonnenglanz von hoher Alpen Spitze
Getrost hinunter sieht.

Auch ich, ich bebe nicht: an deiner Rechten,
Die sicher durch Gefahren dringt,
Folg' ich, o Muse, dir zu blutigen Gefechten,
Hin, wo die Lanze klingt;

Der Pfeil in Lüften zischt, emporgeschwungen
Das Schwerdt auf Feindes Schädel blitzt;
Hin, wo Helvetien um seinen Kranz gerungen,
Mit edelm Blut besprengt.

Wo fahr' ich fort? Wo schlieſs' ich? Meiner Helden
Iſt eine groſse Zahl, und viel
Der Liederwerthen Thaten; alle ſie zu melden,
Verſtummt mein Saitenſpiel.

Noch ſchallts, und meine Seele fortgeriſſen
Schwebt über jenem See entzückt,
Den Scenen groſser Thaten überall umſchlieſſen.
Wohin mein Auge blickt,

Iſt heilig Land. Ein Felſendenkmahl zeuget
Helvetiens Thermopilä,
Wie von der Freiheit warm der Muth des Krieges ſteiget
Zu Göttergleicher Höh'.

Auf dieſen Fluten, eh' der Sonnenwagen
Am Ende ſeiner Laufbahn war,
Mit Staub und Blut bedeckt, zu neuem Sieg getragen,
Flog unſrer Streiter Schaar.

Dort fiel Er, laſs die Saiten ſtärker tönen,
Sing' laut dein dankerfülltes Lied.

O Vaterland! Ein groſses Opfer deinen Söhnen,
Fiel Arnold Winkelried.

Erschlug nicht der Ruf betäubend eure Ohren,
Ihr Feinde meines Landes? Hat
Der stolze Geist des Sieges Hofnung nicht verloren,
Beym Anblick dieser That?

Ha! Kommt nur, hinter jenen Bergen wohnen
Der Heldensöhne mehr, bereit,
Wie Sparta's Jünglinge, das Leben nicht zu schonen
Im ehrenvollen Streit.

Dem freien Tod geweihte Seelen bilden
Sich hier den felsenfesten Sinn;
Verschwendrisch giebt die Schaar in Rauracs Blutgefilden
Ihr edles Leben hin.

Den theuren Sieg begleiten bange Schrecken;
Der müde Sieger flieht und bebt;

Wagts nicht, den Weg zu gehn, den unsre Helden decken,
Auf dem ihr Schatten schwebt.

Noch lebten Söhne, würdig Ihrer Ahnen,
Furchtbar dem Kühnen, der im Zug
Des wilden Krieges kam, und seine stolzen Fahnen
In ihre Gränzen trug.

Zweymal gestürzt, verfluchend seine Schande,
Rafft sich der Riese noch empor,
Und wagt den dritten Kampf, bis er im blutgen Sande
Die letzte Kraft verlor.

Sieh deiner Kinder Thaten! Triumphiren
Kannst du; sie sind der Mutter Ruhm,
Die sie geboren hat, und ihre Namen zieren
Der Ehre Heiligthum.

Sie kennet manches Volk, das oft im Kriege
Schutz hinter ihren Schilden fand,
Und danket seinen Ruhm und die erfochtnen Siege
Dem Schwerdt in ihrer Hand.

Sie giengen aus von dir; wie von den Hö-
hen
Der Berge, die dein Land umziehn,
Die reichen Ströme durch entfernte Länder ge-
hen,
Die an den Strömen blühn.

Sey stolz, o Schweiz, in deinen Siegeskränzen!
Wer wahre Gröſſe schätzen kann,
Schreibt, wo in ewgem Erzt die gröſsten Namen
glänzen,
Auch deine Namen an.

II.

An Herrn Lavater,

bey der Herausgabe seiner Schweizerlieder.

O du, dem voll Gefühl, voll edler Triebe
Ein Dichterherz im Busen schlägt,
Freund, dessen Leyer mich, wie deine theure Liebe,
Empor zum Himmel trägt!

Wie süß erschallt des Patrioten Ohren
Dein Freiheitathmender Gesang!
Den göttlichen Gedanken, daß wir freygeboren,
Weckt deiner Saiten Klang.

Wer wird die Schuld des Dankes dir bezahlen?
Wer redet für mein Vaterland? —
Mich hat, — o segne mich! — vor seinen Söhnen allen
Helvetien gesandt,

Den Dank der theuren Mutter dir zu bringen:
Und stolz, daß sie mich auserkohr,

Eil' ich, die Freundschaft stärket mich, hervorzubringen,
Und fliege hoch empor,

Und sag' es laut in jubelvollen Tönen,
Daß mich der edle Dichter liebt,
Der, von der Freiheit Geist beseelt, der Freiheit Söhnen
Erhabne Lehren giebt.

Wie von Tyrtäens Leyer hingerissen
Der Grieck voll Muth zum Kampfe flog,
Des Vaterlandes Feinden unter seinen Füßen
Den stolzen Nacken bog;

Itzt, wie Leonidas, dem Schluß der Götter
Gehorsam, für die Brüder starb;
Itzt, im Triumph zurückgebracht, der Freiheit Retter,
Unsterblich Lob erwarb:

So, durch dein hohes Lied mit Heldentugend
Zum Streit fürs Vaterland beseelt,
Eilt schreckenfrey Helvetiens entschloßne Jugend
Hinaus ins Kriegesfeld,

Der Freiheit ungeweihtem Feind entgegen,
Und reißt den Raub Ihm aus der Hand;
Stirbt ruhmvoll, oder kehrt auf blumenvollen Wegen
Zurück ins Vaterland.

Und edle Jungfraun singen Siegeslieder,
Die deine Muse sie gelehrt,
Und grüßen im Triumph die Helden, Ihre Brüder,
Die nun zurückgekehrt

Vom schrecklichen, gezwungnen Blutvergiessen,
Mit Lorbeerkränzen um das Haupt,
Erhabner Thaten Lohn in süßer Ruh genießen,
Der Freiheit unberaubt.

Dank steigt, daß nun der stolze Feind bezwungen,
Zu Gott hinauf, der Ihn bezwang;
Und mit dem Dank von tausend jubelvollen Zungen
Erschallt dein Lobgesang.

Dein Lied entflammt der Freiheit heilig Feuer;
Dein Name wird mit Ruhm genannt:
„Heil Ihm, dem edlen Dichter, mit der goldnen Leyer,
„Zum Lehrer uns gesandt!

„Heil Ihm, durch den in ewigen Gedichten
„Der Heldenruhm der Väter lebt,
„Und, wie erhabner Ruf zu großen Bürgerpflichten,
„Um Ihre Söhne schwebt!„

III.

Die Freiheit,

ein Schweizerlied.

O du, der Erde höchstes Gut;
Du, die uns in Gefahren Muth,
Zum Glück Empfindung giebt:
O Freiheit edler Seelen Lust,
Mit Dank verehrt des Schweizers Brust
Dich, die er kennt und liebt.

Du giebst dem Leben Heiterkeit;
Dem Patrioten Muth zum Streit,
Wenn deine Stimme ruft.
Auf hohen Alpen fühlet so
Der Hirte, seines Glückes froh,
Die reine, leichte Luft:

Wie durch kein eisern Joch gedrückt,
Helvetien, von Gott beglückt,
Der Freiheit Segen fühlt.
O du mein theures Vaterland!
Theu'r sey dir deiner Freiheit Stand,
Der mehr als Leben gilt.

Ihr, die mein liebend Herz verehrt,
Seyd Brüder, seyd des Glückes werth,
Das euch der Himmel schenkt.
Der ist es nicht, wer frey vom Joch
Gezwungner Herrschaft lebt, und doch
Nicht wie ein Freier denkt.

Der ist es nicht, wer schmeichelnd lügt,
Sich sklavisch vor dem Großen schmiegt,
Weil Gold den Götzen schmückt.
Wer anders denkt, und anders spricht,
Der Niedrige verdient es nicht,
Daß Freiheit ihn beglückt.

Nicht, wer der Herrschaft Fesseln trägt,
Wen des Tyrannen Zepter schlägt,
Nicht der nur ist ein Knecht:
Wen wilde Leidenschaft regiert,
Der Laster Sklav', auch der verliert
Der Freiheit hohes Recht.

Für ihn, der ihren Ruhm entehrt,
Stritt' nicht der Väter siegreich Schwerdt,
Das Freiheit uns erwarb;
Nicht zügellosem Trotz zu gut
Floß Winkelried's geheiligt Blut,
Als er für Brüder starb.

Wem, wenn er dieſen Helden nennt,
Sein Herz von Dank und Freude brennt;
Wer voll von ſeinem Geiſt;
Und mit der Väter Muth belebt,
Sie ſegnend, Ihren Ruhm erhebt,
Und Ihre Thaten preißt:

Wer dieſer Thaten Gröſſe fühlt,
Und, wenn Ihr dummer Eifer ſchilt,
Entſchloſſen, unbetäubt
Vom wilden, lermenden Geſchrey,
Der Wahrheit Freund, dem Guten treu,
Der Pflicht ergeben bleibt:

Wer, wie ein guter Bürger ſoll,
Des theuren Vaterlandes Wohl
Mehr, als ſein eignes liebt;
Und wenn es Ihm ſein Ruf gebeut,
Sein Leben ſelbſt mit Freudigkeit
Für ſeine Brüder giebt;

Wer dem Geſetz gehorſam lebt,
Und frey von niedrer Abſicht ſtrebt,
Sich ganz dem Staat zu weihn:
Der iſt, was wir nicht alle ſind,
O freie Schweiz, dein ächtes Kind,
Und würdig, es zu ſeyn.

IV.

Lied

an einen jungen Schweizerischen Edelmann.

Freund! nicht im stolzen Kleide,
Das nur der Pöbel ehrt;
Und nicht in Gold und Seide
Besteht des Adels Werth.

Nicht in berühmten Namen,
Die auch der Dummkopf erbt,
Und, statt sie nachzuahmen,
Entweihet und verderbt.

Was hilft es dem Verräther
Des Ruhms, den er genießt,
Daß Blut berühmter Väter
In seinen Adern fließt?

Was hilft der Glanz der Ahnen,
Wenn, nicht von ihm geführt,
Vom Weg, den sie Ihm bahnen,
Der Enkel sich verliert?

Zu rühmlichen Verdiensten
In schönem Lebenslauf,
Zum Fleiß in edeln Künsten
Ruft Ihn sein Adel auf.

Des Vaterlandes Stütze
Sey' er, der Tugend Freund,
Und mit des Schwerdtes Blitze
Schreck' er im Feld den Feind.

In seinem Busen flamme
Erhabner Triebe Glut.
Die Frucht von edelm Stamme
Ist Geist und Edelmuth.

Groß durch des Herzens Güte,
An innerm Vorzug reich
Sey er, und am Gemüthe
Den theuren Vätern gleich.

Die Muse der Geschichte
Macht Ihre Thaten kund;
Im hohen Lobgedichte
Preißt sie des Dichters Mund.

Von Erlach und von Büren,
Durch deren Heldenschwerdt
Die stolzen Feinde fielen,
Die unser Gut begehrt.

Der edeln Schweizerjugend,
Von edelm Trieb beseelt,
Ward Blaarers hohe Tugend
Zum Beyspiel aufgestellt.

Vor deiner Stirne ſchwebe,
O Jüngling, ſtets Ihr Bild,
Dir heilig, und erhebe
Dein Herz, von ihm erfüllt.

Schwing' dich zu dieſen Höhen;
Fühl, was Neoclus Sohn
Gefühlt, bey den Trophäen
Des Helds von Marathon:

Fünf Gedichte

von

Johannes Tobler.

I.

An Thomson.

Sahst du Thomson mir zu, als ich die Tugenden
Deiner Lieder, getreu, unsern Germanen sang:
O was dachtest aus deiner
Seeligen Höhe du deinem Freunde?

Welchen würdigern Schwung wünschtest du stets in mich?
Was vermissen jetzt oft deine Empfindungen
Da, wo ich Sterblicher, doch die
Blume der Dichtung im vollen Flor seh?

Welche Frömmigkeit flöß jeglicher Schilderey
Sanft mit unter, wenn dein Gott in dein Albion,
In dein Zimmer, in deine
Fluren die Wiederkehr zugestünde?

Aber ewiglich schwebt jedwede Dichtung so
Wie sie schwebt' in der Stund, als der entbundne Geist
Dieser Erde entnommen
In der Unsterblichkeit Tempel eintrat.

Edle Thaten zieht dann je die erhabenſte
Seel', entſchloſſen und rein, vor den Erſchwin-
gungen
Hoch odaiſcher Chöre
Und der entzückendſten Phantaſie vor.

Und er gäbe ſein Lied, ſeines verwandten Lands
Lautgeprieſenſten Stolz, freudig für eine der
Stufen, wo die noch treuern
Thäter der Tugend die Gottheit ſingen.

Laß mich, ſeeliger Geiſt, von dem hinreißenden,
Freiheit, Tugend und Muth athmenden Liede
doch
Gern wegſcheiden, und ſincket
Unter den Adlerflug deiner Muſe

Tief die meine, ſo ſey, bis ich im Himmel dich,
Unter Sängern des Herrn, in der Gerechtigkeit
Heimath finde, mein Leben
Schöner, als Lieder, durch gute Thaten!

II.

1773.

Steige vom Morgen herab, blühender Frühlingsgott;
Nimm die Mädchen mit dir: Lenz, bring' die Grazien,
Deren Reizungen alle
Unter allen Olympiern

Niemand ſahe als du! Zwar hat Apoll einmal
Beym langſameren Kuß himmliſch ſchlau viel geſehn:
Und der fühlende Zevs auch,
Der mit Jünglings-Empfindungen

Dieſe Kinder umarmt, und auf den Händen wiegt,
Hat im tändelnden Schwung hoch herab viel geſehn,
Wie einſt Danaens Regen
Alſo ſank itzt ſein Götterblick!

Nimm die Mädchen mit dir! Schön, wie Aurora lacht,
Stehn die Mädchen im Kreis um dein umlaubtes Haupt,
Schaun, mit schmachtenden Blicken
In dem Auge, das Blumen winkt.

Steig herab, und o nimm, jüngste der Grazien,
Mild ein Opfer von mir, deinem Beseeligten,
Nimm den Rosenbusch gütig
Aus den thauigten Lauben an!

Rosen, welche dein Blick wallend in Knospen trieb,
Rosen, welchen ein Kuß deiner sanftschwellenden
Nektar duftenden Lippen
Ihre eigene Farb anschuff!

Die dein geistiger Hauch, über sie hingeneigt,
Schnell zur offensten Pracht hell aus einander weht,
Ach wie düften die Rosen
Ihrer Schöpferinn Lob umher!

III.

Musis amicus, tristitiam et metus
Tradam protervis in mare Creticum
Portare ventis. Quis sub Arcto
Rex gelidae metuatur orae,
Quid Tiridatem terreat, unice
Securus —

Hor.

Dennoch bleibt sie itzt mein; Sorgen verflieget nun
Mit dem jagenden Wind, wie die Horazischen,
Die so lange verwebt sind:
Mein Nanettchen bleibt mein!

Sage stürmischer Wind, trafst du horazische
Klagen irgends noch an? Weder in Rom noch im
Fernen Kretischen Meere,
Nirgends trafst du sie an.

So verjage nun auch jedes Bekümmerniß,
Jede Klage von mir; Nunmehr beherrsche die
Reiche dieser und jener:
Mein Nanettchen bleibt mein!

IV.

Abschiedslied,

von meinem Freunde Steinbrüchel,

im Junius 1754.

Fließet Thränen nur hin! Fließet ihr Thränen hin!
Dieser Freund ist es werth! Fließet ihr Thränen hin!
Solche Thränen sind männlich,
Würdig von mir geweint zu seyn!

Du mein klopfendes Herz schlage der Brust noch zu,
Die auf deine gedrückt, schnell dir entrissen wird,
Du mein schwimmendes Auge
Weine Thränen in seine hin!

Itzt entriß sich der Freund! Schon ist er fern von mir.
Schwing dich, ringender Geist, los, und verzücke dich
In der Wiederkunft hohe
Seeligkeiten, und ruhe da!

Schwach entrang ſich die Bruſt ihren Beklemmungen.
O wie ſchwillt ſie aufs neu: Trage mich ſchwanker Fuß
Hin wo niemand mich ſiehet:
Fließet wieder ihr Thränen fort!

Opfre Seele dem Freund, der dir genommen iſt,
Ströme die Zärtlichkeit aus: Weine ſie ſchluchzend aus!
Sey mir, Wehmuth, geſegnet!
Satt mich zu weinen verlang' ich nur.

Freund, ach ſeh ich dich nicht? Blicket aus deinem Aug
Nicht von mir ein Gedank? Edler geliebteſter,
Dich beſchauet mein Geiſt nur:
Fließet wieder ihr Thränen fort!

V.

Auf eine Seefahrt.

im Julius 1754.

Wie das wankende Schiff über die Wellen
steigt,
Alſo wallet die Luſt mächtig die Seelen durch;
In Entzückungen ſchwimmet
Jedes lächelnden Freundes Herz.

Komm wirthſchaftliche Au *) deinen Beſchattungen
Eil' ich in dem Gebauch; ſeegnender Jugend zu;
Die du Klopſtock beſchattet
Zeig du grünſte der Tannen dich!

Zeigſt du aber dich nicht, o ſo umlüfte mich
Jedes nächſte Gebüſch: Lobt dich mein Mädchen nur,
O ſo bleibe mir heil'ger
Als ein Buſch auf Homerus Grab.

Lobt mein Mädchen dich nur, Buſch, ſo verehr' ich dich,
Meines wachſenden Glücks ſchweigendes Heiligthum,
Zeuge ſüßen Gelispels,
Mehr als des heutigen Tages Feſt!

*) Eben die kleine mit einem Wäldchen beſetzte Inſel, wohin Klopſtock von ſeinen Zürcheriſchen Freunden geführt ward. S. f. Ode.

Zwey Gedichte

des

Herrn Magiſter Gurths

in Tübingen.

I.

An die Melancholie.

Komm, Königinn erhabner weiser Gedanken,
Du Schweſter ernſter Phantaſie!
Du Wächterinn des philoſophiſchen Kranken,
Komm, heilige Melancholie!

O Göttinn komm, mit langſam feirlichen Schritten,
Den Leib in ſchwarzen Flor verſteckt!
Nur dein Geſicht, vom Lampenrauche des Britten
Gefärbet, ſey dir unbedeckt.

Es ſey, daß nun in palmyreniſchen Mauern
Dein finſtres Auge ſich verweilt;
Du magſt itzt die verfallnen Thürme durchtrauern,
Wo die lichtſcheue Eule heult.

Vielleicht lebſt du in den memphitiſchen Grotten
Und trinkſt der Spezereien Duft,
Und von dem Leib der tauſendjährigen Todten
Durchfließet die gefüllte Luft.

Vielleicht irrſt du in den arabiſchen Wüſten,
Und ſchleichſt in den erhitzten Sand;
Vielleicht ſiehſt du den Vogel Jupiters niſten,
Und kömmſt an ſteiler Felſen Wand.

Du kömmſt — mit dir die bange traurende Stille —
Schon ſeufzt um mich die Nachtigall
Ihr Trauerlied; dem Ton der heiſeren Grille
Antwortet leis der Wiederhall.

Schon hör' ich kaum den Weſt die Fichten durchſtreichen,
Durch die der Mond mit Zittern ſcheint;
Schon hör' ich kaum den Bach ſein Ufer durchſchleichen,
An dem ich oft mein Leid verweint.

Dieß iſt der Bach, der meinen Augen, oft trübe
Von Gram, die Thränen ausgewiſcht,
Der mich ſo oft, bey der unglücklichen Liebe,
Mit ſeiner Harmonie erfriſcht.

Jetzt wird mein Herz nicht mehr die Liebe durchbeben,
Da ich die Städt' und Menſchen flieh,
Und Freude ſoll nicht meine Saiten beleben. —
Mein Lied biſt du, Melancholie!

II.

Der Winter.

Grauſamer Winter, ſchüttle nur
Aus dem beeiſten Haar
In weißen Flocken kalten Schnee
Auf das erſtorbne Feld!

Der Nord, dein ſtrenger Athem, hauch'
Auf Flüße Brücken hin,
Und jag' den leichten Zephyr weg
Von dem entlaubten Baum!

Er heul' um das beſchneite Dach,
Und deine dürre Hand
Mal' an das dunkle Fenſter mir
Des Winters Blumen hin!

Ich ſitz' am wärmenden Kamin,
Und ſpotte deiner Wuth.
In Sicherheit bewunder' ich dich,
Auch in der Strenge ſchön.

So ſieht ein Fremder in dem Land
Des ſtolzen Fürſten Pracht,
Und denket nicht des Landmanns Schweiß,
Der in der Oper glänzt.

Den rothen Wein gieß', Knabe, mir
In größern Gläsern zu!
Die Götter gaben uns den Herbst,
Im Winter froh zu seyn.

Und deine Liebe, Chloe, sey
Der Kälte selbst zu heis!
Dein blaues Auge strahle jetzt
In seiner ganzen Macht!

Drück' mich itzt dreymal feuriger
An die gewölbte Brust!
Und lauter sage mir dein Kuß,
Daß du mich, Chloe, liebst.

So denk ich nicht mehr an den Hain,
Nicht an den Weidenbach;
Da ich und du von Küssen müd',
Und von der Hitze schwach,

Ins Gras gesunken, und den West
Um seinen Hauch gefleht;
Da Amor in den Hain geeilt
Und einen West gebracht;

Er führt' ihn langsam über uns,
Zwang ihn, uns anzuwehn —
Noch stehet, Amor, an dem Bach
Dein Altar — itzt beschneit.

Fünf Gedichte

von

Conrad Arnold Schmid.

I.

Der Gottmensch.

Du Gottessohn, vom Vater ausgegangen,
Du weinst von deinen zarten Wangen
In unser Thal jetzt Thränen herab:
Frohlockend erhebst du zum Vater dich wieder,
Er strömet, versühnet, den Seegen hernieder,
Den seine Verheißung der Schöpfung erst gab.

Dich nährt als Kind, das andrer Huld begehret,
Der Saft, der jeden Säugling nähret,
Du liegst vor uns hülfbärftig und bloß.
Du, mildester Vater, befruchtest die Erde,
Sie ward, da du wolltest, du sagtest ihr: werde!
Durch dich wand das Ufer vom Meere sich los.

Es senken sich die kleinen Augenlieder
Von Ohnmacht schwer, zum Schlafe nieder,
Den hellen Tag bemerkest du nicht.
Der schnellsten Gedanken unzählbare Schaaren
Umgaben dich, eh sie Gedanken noch waren,
Die dunkelste Ferne war ewig dir Licht.

Erniedrigter, dich ſtößt der Menſchen Menge
Empfindungslos durch ihr Gedränge,
Die Krippe ſelbſt bewirthet dich kaum.
Schnell müſſen dich Gottheit und Allmacht umglänzen,
Dich faſſen nicht Zeiten, dich faſſen nicht Gränzen,
Du füllſt unausforſchlich der Ewigkeit Raum.

Verborgnes Heil, die Rotte der Verächter
Schmäht dich in frechem Hohngelächter,
Ihr Klotz heißt Gott, ein Sterblicher du.
Du, Herrſcher, du gabeſt dem Donner ſein Brüllen
Und Flügel dem Winden; du winkſt; ſie erfüllen
Den Erdkreis, die Meere, und brauſen herzu.

Auf, küßt den Sohn, ihr Zions fromme Kinder,
Verehrt dieß Heil, den Troſt der Sünder,
Der Heiden Licht, der Thörichten Spott.
Wenn Himmel und Erde vor ihm einſt verbrennen,
Alsdann wird der Spötter vergebens bekennen:
Der Heilige, den wir gelästert, iſt Gott.

II.

Der König der Ehren.

Besinget mit heiligen Zungen
Den König, den David besungen,
Den Micha der Nachwelt versprach.
Er naht sich, der König der Ehren,
Ihm folgen in glänzenden Chören
Die Thronen und Cherubim nach.

Er naht sich, um sterblich zu werden,
Den sterblichen Bürgern der Erden,
Wird sterblich, und bleibt doch ihr Gott;
Setzt allen Erschaffenen Schranken,
Und macht die verwegnen Gedanken
Des forschenden Stolzes zu Spott.

Den Menschenverkläger zu fällen,
Zerbricht er die Riegel der Höllen
Und fährt als ihr Sieger daher;
Und wirft den Versucher zur Sünde
Gefesselt in ewige Schlünde
Und unsre Sünden ins Meer.

Nun drohet der Tod uns vergebens,
Wir trinken die Bäche des Lebens,
Sie strömen von Eden uns zu.

Stadt Gottes, ihr ſichere Mauern,
O Zion, du kenneſt kein Trauern,
O Zion, wie ſeelig biſt du!

Die Andacht in himmliſcher Jugend
Und Eintracht und Unſchuld und Tugend
Bewohnen aufs neue die Welt.
Der Wahrheit geſegnete Spuren
Beblumen die dürſtenden Fluren,
Die Fluch und Verderben entſtellt.

Mit ihr ſenkt die Hofnung ſich wieder
Auf eilenden Schwingen hernieder
Der Menſchen Gefährtinn zu ſeyn.
Der Erdkreis erzählt es dem Himmel,
Und weiht ſich im lauten Getümmel
Zur ewigen Frölichkeit ein.

Es brauſen für Freuden die Meere,
Es jauchzen die ſchimmernden Heere:
Der Herr hat ein groſſes gethan!
Und Augen voll Thränen der Liebe
Verkündigen himmliſche Triebe
Und beten den Ewigen an.

III.

Die verlangende Sulamith.

Nacht voll Heil, voll ewger Wonne,
Froher, als der Strahl der Sonne,
Der im ersten Morgen graut,
Wenn sein Roth das Feld bethaut,
Deine Wunder auszubreiten,
Hemmet die Natur den Lauf!
Unerschaffen geht den Zeiten
Neu der Stern aus Jakob auf.

Durch das Heer der lichten Sterne,
Das in unbegrenzter Ferne
Ehrfurchtsvoll um ihn sich dreht,
Herrschet seine Majestät.
In noch nie gehörten Kreisen
Oefnet jeder Stern den Mund,
Und ein Kreis thut andern Kreisen
Jauchzend seinen Aufgang kund.

Aller Himmel Freudenchöre
Rufen: Seele, komm und höre!
Nicht umsonst tönt Gottes Zelt
Von der Harmonie der Welt!

Dieſer Stern, der Gottheit Flamme,
Seele, ſtrahlt für dich herfür,
Dir geht er aus Jakobs Stamme
Herrlich aus und leuchtet dir!

Stark vom Glauben ſieht die Seele
Durch die Schatten dieſer Höhle,
Wo der Kummer einſam weint,
Ihren Gott, der ihr erſcheint.
Von den Wohnungen der Fülle,
Von dem Meere jener Ruh,
Fließen ihr in heilger Stille
Ströme milder Hofnung zu.

Kömmſt du von des Seirs Gründen,
Von den Klüften ſcheuer Hinden,
Ziens Kónig, in der Nacht,
Groß an Stärke, reich an Pracht?
Steigſt du von des Karmels Höhen
Schön, vom Morgen friſch bethaut,
Deine Sulamith zu ſehen,
Deine Freundinn, deine Braut?

Seele, welch ein ſüß Entzücken
Will dich unſrer Welt entrücken?
Schon hat dich kein Erdball mehr,
Schon umringt dich Gottes Heer,

Wo der Engel Harfen klingen,
Ueber aller Sonnen Bahn,
Hebt die Lieb auf mächtgen Schwingen
Dich zu deinem Freund hinan!

Ach, wo iſt er, den ich liebe?
Kehrt zurück, entflammte Triebe!
Seele, der dich liebt, iſt hier,
Seine Liebe bringt ihn dir.
Such ihn in den armen Krippen,
In der ſterblichen Natur.
Gott! Hier ſchweigen meine Lippen,
Und die Thränen reden nur.

IV.

Unſer Wald.

Komm, Gärtner, dieß heilige Dunkel der Eichen
Ruft dich mit mir gebietriſch herbey!
Hier ſoll uns kein lauernder Pöbel beſchleichen;
Die Luft iſt hier unſer und frey.

Freund, höre der Blätter verſtändliches Rauſchen!
Der Neſtor dort, wie freundlich er ſpricht!
Er läßt ſich allein von Poeten belauſchen,
Ihn findet kein Laiengeſicht.

Willkommen, du frölicher Alter, willkommen!
Geſegnet ſey dein Schatten und du!
Dir läßt der Verfolger der wenigen Frommen,
Beglückter, der Narr läßt dir Ruh.

Der König der Haine! Wie gaffen die Büſche
Rund um ihn her, als Kinder, ihn an!
Wie dehnt ſich der Jüngling! Stolz ſagt ſein Gepiſche:
Sieh, Bruder, bald bin ich ein Mann!

Er lächelt zufrieden auf jeden herunter:
„Trinkt, Kinder, lehrt er, fleißig den Bach!
„Jung trank ich mich größer, alt trink ich mich munter!
„Trinkt mit mir und wachset mir nach! „

Wer, Vater, wer deckt dich vor sengenden Blitzen?
Wie kömmts, daß hier die Ruhe noch wohnt?
Was kann vor dem Fluche der Bruder uns schützen?
Wie bleibt man vom Beile verschont?

„Lernt schweigen! Leiht willig dem Dichter den Schatten,
„Wenn still mit ihm sein Mädchen sich freut.
„So lange wir Dichter zu Freunden noch hatten,
„Hat uns auch kein Eisen entweiht.

„Mit Dichtern umtanzen uns Nymphen und Scherze;
„Dann geht bey uns der Vater des Weins,
„Und heiligt des Vaters gefällige Schwärze,
„Und heiligt die Gränzen des Hains.

Freund, setze dich hieher ins Innre des Dunkeln!
Nicht wahr? Wir athmen Freiheit und Lust?

O, sähst du die schwärzesten Augen hier funkeln,
Darunter die weißeste Brust;

Den Seufzer im Blick und im zärtlichen Schweigen,
Noch eh er sanft den Lippen entfließt;
Wie Rosen die schimmernde Röthe schon zeigen,
Da Jugend und Furcht sie noch schließt;

Dann langsam auf Wangen, die ungern erröthen,
Der Unschuld Wunsch sich sichtbar erhöhn!
Hier, Gärtner, hier wäre dein Land der Poeten!
Freund, möcht' ich sie neben uns sehn!

Wie? Tobet der Gott nicht im heiligen Busen?
Fang' an! da dich sein Einfluß durchglüht!
In Grotten umzingeln uns Dichter und Musen.
Du fühlst es! Sie fodern dein Lied.

Der Wald wird schon Ohren; es horchet sein Schweigen
Den Ton sich her, der sanft dir entfließt.
Sing, kühn auf dich selber, den durstenden Zweigen
Ein Lied, das sich stromweis ergießt.

V.

Bey dem Grabe der Dem. Anna Margaretha Chriſtina Rooſen

1767.

Der Liebe ſanfte Macht, die Thränen ſtill vereinet,
Hat Thränen oft gehemmt, und Klagen weggeweinet,
Und Herzen wieder leicht gemacht.
Ein Wort, im Leiden ſtark dem Kummer zu befehlen,
Ein mitleidsvoller Blick hat freundſchaftlichen Seelen
Oft ſchnell den Troſt zurückgebracht.

Doch, darf auch unſer Troſt an deinen Schmerz ſich wagen,
Den deine Zähren uns, gebeugte Freundinn, klagen?
An deinen ſo gerechten Schmerz?
Ach, wer vom Troſte ſpricht, wenn um der Kinder Leichen
Die Aeltern ſprachlos ſtehn, und, faſt wie ſie, erbleichen,
Der kennet noch kein zärtlich Herz.

Du, Freundinn, leidest mehr, als viele Mütter leiden.
Wer ist zur Stütze dir, nach deiner Tochter Scheiden?
Jetzt hast du keine Stütze mehr!
Die ganze Seele füllt ein mütterliches Sehnen,
Und ist von Grame voll, ganz voll von stillen Thränen,
Und von der Mutterfreude leer.

Ein Kinderreiches Haus beugt oft wohl Mütter nieder,
Doch labt sich bald ein Herz an andern Kindern wieder,
Das nur an einem Theile litt.
Sie war das einzige, was manchen Gram zerstreute,
Sie, die nur du erfreut, Sie, die nur dich erfreute,
Nimmt deine ganze Freude mit.

Dein kummervolles Herz läßt uns dein Inneres sehen,
Und scheint in Seufzern uns um Beystand anzuflehen,
Und klagt uns Freunden seine Noth.

„Wer tröſtet mich, wenn ich, einſame Mutter,
„klage?
„Wer hört es an, wenn ich nach meinem Kinde
„frage?
„Ach, um mich her iſt lauter Tod!

In Thränen lieſeſt du die Antwort unſrer
Blicke,
Sie bringen dir allein des Mitleids Troſt zu-
rücke,
Den Troſt! Ach, er verwundet nur!
Doch, welche Kraft beginnt zum Himmel uns zu
heben?
Hier iſt nicht alles Tod! Nein! Schon wird al-
les Leben,
Schon ſchweigt die klagende Natur.

Schon ſind die Wolken Licht, die unſre Blicke
ſchwächten,
Schau, die du hier beweinſt, im Glanze der Ge-
rechten!
Und keine Thräne flieſſe mehr!
Den Preis, den ſie geſucht, hat ſie vor uns er-
rungen,
Und dieß dein leidend Herz, das Angſt und Gram
durchdrungen,
Bleibt nie von Mutterfreuden leer,

Die hier dein Gott dir gab, giebt dir der Himmel wieder,
Er giebt sie dir verklärt, und Ihre Jubellieder
Hört dein erhöhter Glaube schon.
Die edle Menschenhuld, die Tugend, die sie schmückte,
Und ihr Gebet, das sie voraus zum Himmel schickte,
Ist ewiger Genuß und Lohn.

Drey Gedichte.

I.

Das Geſicht.

Jetzt ſtell' ich mich auf die Berge,
Sehe auf die Welt hinab;
Suche Rieſen, — finde Zwerge,
Wenig Staub im finſtern Grab.

Der heißt König; und die Menge
Dränget ſich mit Angſt zu ihm;
Er befiehlt, ſein Wort iſt Strenge,
Tauſend eilen, ſterben, fliehn.

Für wen war es? Für den Schwächſten,
Der nichts wußte, gar nichts that.
Krüppel waren ihm die Nächſten,
Krüppel machten ſeinen Rath.

Er, zur Linken, herrſcht; zur Rechten
Stehen Menſchen mit Gewehr,
Tragen Meſſer, um zu fechten;
Und im Spielen bleibt ein Heer.

Vor mir liegt der graue Morgen,
Freye Sklaven zieht man dort;
Niemand scheint für sie zu sorgen,
Alles pocht, und — flieht aufs Wort.

Alles seh ich. — Doch die Sonne
Weicht der braunen Mutter Macht;
Mir ist jeder Abend Wonne,
Ihnen stürmt der Nächte Nacht.

II.

Der beste Tod.

Die Wolken sammeln schwarze Wetter,
Und stürzen Blitz auf Blitz herab,
Der Freigeist sucht verkannte Götter,
Die er dem Schwindel übergab.

Was athmet, flieht und giebt das Zeichen
Mir zu der unbeschloßnen Flucht.
Kaum kann ich noch die Kluft erreichen,
Die ich mit Chloen oft besucht.

Wer seufzet tiefer in der Höhle,
Wer lebt noch in der Finsterniß?
Ist es nicht eines Menschen Seele,
Der die Gefahr die Höhle wieß?

Sie ruft: ach ich entfloh dem Bade,
Wer du auch bist, entferne dich;
Mein letzter Othem fleht um Gnade,
Du und der Blitz seyd fürchterlich.

Mir schlägt das Herz, das Auge starret,
Ich eile zu dem Flüchtling hin.
Die schönste Dame seufzt und harret,
Ist halb entblößt, und will entfliehn.

Die Gegend brennt, die Berge fließen,
Die Fichte stürzt und sperrt die Flucht.
Gott, ruft die Schöne mir entrissen,
Hab' ich dann die Gefahr gesucht?

Der Donner fällt, sie eilt, erschrocken,
Der Felsen bebt, sie eilet mir
Im Arm mit den zerrißnen Locken,
Und meine Hofnung lebt in ihr.

Sie sinkt und decket ihre Blöße,
Die ihre Tugend nicht vergaß;
Noch jammert sie, voll wahrer Größe,
Und wird in meinen Armen blaß.

Willst du sie, bleicher Tod, umfassen,
Sey ich mit ihr zugleich umfaßt!
Kein Jüngling kann so schön erblassen,
Als der an ihrer Brust erblaßt!

III.

Die Sinnesänderung,

(an den Freyherrn von G.)

Mir fiel es einmal ein,
Wollüſtig wild zu ſeyn.
Ich lebte alle Tage
Kühn in den Tag hinein,
Und, andern eine Plage,
Genoß ich nur den Schein.
Ich ſuchte mein Vergnügen
In raſen, lieben, Wein;
Allein, mich zu betrügen,
Schien alles da zu ſeyn.

Ich ſahe Lieſen ſpielen,
Und ſpielte, und verlor.
Ich ſahe Phrynen ſchielen,
Und ſchielte auch, ich Thor.

Ich ſah die Freunde trinken
Und trank mich für ſie voll.
Ich ſah die Großen winken
Und ward mit ihnen toll.

Doch, fern mich zu verbinden,
Floh ich das groſse Spiel,
Das nur, um Geld zu finden,
Den Geizigen gefiel.

Ich lernte Phrynens Lüſte
Und ihren niedern Geiſt,
Der ſie Mund, Hals und Brüſte,
Sich ſelbſt vergeſſen heißt.

Der Wein verdarb die Freuden
Die ich in ihm geſucht,
Und zeugte neue Leiden,
Bis ich ihm auch geflucht.

So flohn die ſchwarzen Geiſter;
Ich ſchloß mich wieder ein,
Und ward mein eigner Meiſter;
Dieß will ich ferner ſeyn.

Ihr Brüder könnt ihr ſiegen,
So ſieget über Euch;
Wagt es, mit mir zu fliegen —
Und ſeyd Euch ſelber gleich.

Epiſtel
an Herrn Oeſer,

von Riedel.

Herr Oeser,

Wißt Ihr was! Wir bleiben gute Freunde:
heut aber zank ich doch mit Euch.
Kaum zeigtet Ihr Euch uns — und, als man meinte,
Sich satt an Euch zu sehn — weg waret Ihr sogleich!
Fast so erschien vor Zeiten manchmal ein Engel des Lichts:
Der Patriarche gukt — gukt wieder, und sieht nichts.
Doch die Vergleichung weiter zu treiben:
So dürfte zwischen Euch zween ein ziemlicher Unterschied bleiben.
Verschwindet der Engel, so ist er dahin,
Und allenfalls verfolget ihn
In einger Entfernung von hinten ein ambrosialischer Duft,
Und schwängert mit süßen Gerüchen die Luft.
Ihr nun verschwandet zwar auch, so schnell, wie der schnelleste Geist,
Der je als Courier vom Zenith zum Nadir gereist,

Und nur hienieden die Pferde gewechſelt. — Allein
Der Nachlaß von Euch, roch, mit Erlaubniß, nicht fein.
Ihr kennet ja die löbliche Frau Fame;
Doch wißt Ihr wohl noch nicht, daß dieſe geſprächige Dame,
Außer den zween Trompeten von vorn und von hinten,
Die wir beym Ritter Hudibras finden,
Auch noch zwey andre Hörner hat:
Ins eine ſtößt ſie vor, ins andre nach der That;
Ins eine zu früh, ins andre zu ſpat.
Aus jenem kündigt ſie des Kaiſers großen Plan
Und ſeine künftge Siege an,
Begräbt den Haßanbey in Helleſpont'ſchen Wellen,
Zwingt ohne Blut die Dardanellen,
Dethroniſirt den Sultan ohne Scheu,
Und macht die armen Griechen frey;
Kömmt bald zurück, und treibt die Pohlen zu Paaren;
Und wers nicht glaubt, der wirds erfahren.
Aus dieſem aber meldete ſie,
Kaum waret Ihr fort, Ihr wäret hie.
Nun ſeyd Ihr zum Unglück berühmt, und jedermann

Safft gern berühmte Leute an.
(So wie man ohngefähr den Vetter Pavian,
Den Isegrimm, das Murmelthier,
Die Kolibris, die weißen Raben
Nur sieht, um sie gesehn zu haben,
Und meistens blos, daß man sich rühmen kann:
Auch ich sah das, was andre sah'n;
Denn in der That, die liebe Eigenliebe
Ist doch der Urtrieb aller Triebe.)
Daher ein Schwall von Leuten um mich her,
Die alle fragten: „Wo ist er?
„Ist er schon fort? — das thut mir leid!
„Wie sieht er aus? Was trägt er für ein Kleid?
„Ist er schon alt? und wie viel Jahre?
„Ist er beweibt? Hat er noch eigne Haare?
„Was thut er jetzt? Wo ist er hin?
„Was hat er sonst vielleicht im Sinn?
„Vergebens war er wohl nicht da?
„Was muß das seyn?„ et cætera. —
Viel Ehre, wie vielleicht Ihr meint! —
Doch nur nicht stolz darauf, mein Freund!
Es ist nicht alles Gold, was scheint.
Ich will Euch bald um diese Ehre bringen,
Und, wollt Ihr, oder nicht, zur tiefsten Demuth zwingen.
Wißt also, daß der Erste, der da kam,
Und Eurentwegen mich in Untersuchung nahm,

Ein Pinsler war, (denn Maler klingt zu schön.)
Der Lust verrieth, sich mit Euch abzuwägen,
Und, allem Ansehn nach, so mit Euch umzugehn,
Als wäret Ihr liebwertheste Kollegen.
Kaum sah ich ihn, so lag mirs schon im Ohre,
Als rief er aus: Anch' io son pittore!
Und ich betrog mich nicht; denn er erzählte mir,
Er hätte mehr gemalt, als Ihr,
Und noch dazu gleich stark in allen Klassen;
Das müßtet Ihr wohl bleiben lassen!
„Zur Probe diese Landschaft nur —
„Hier ein historisch Stück — und da sind Poesieen —
„Verstehn Sie mich, das ist Karrikatur —
„Hier einige Kopieen
„Nach Holbein, Raphael und Denner —
Genug, genug, mein Herr, ich bin kein Kenner,
Und Ihre Werke sind zu schön!
Sie selbst nur kennen sich auf ihren Werth verstehn.

Er gieng; und nach ihm trat ein Vaffalaur herein,
Der, für sein glattes Kinn, in der Scienz der Wesen

Schien, allbereits und ſchon nur zu gelehrt zu
ſeyn.
Allein er hatte gar den Winkelmann geleſen,
Und ſprach ſo wunderſchön vom hohen Ideal,
Von Großheit, Ebenmaas und reizenden Kon-
turen,
Von ſtiller Majeſtät der göttlichen Naturen,
Von manchem Meiſterſtück und manchem Bil-
derſaal,
Vom Klima Griechenlands und griechiſchen Fi-
guren,
Von Guido, Tintoret, Cagliari, Titian,
Als käm er friſch vom Vatikan
Aus Wälſchland über Jena an.
„Iſt Oeſer nicht mehr da?
„Schon abgereiſt? — Ach, leider ja!
„O weh mir! denn, ich wollt aus ſeinen Künſt-
leraugen
„Gefühl von Grazie bis zur Begeiſtrung ſau-
gen;
„Ich wollt „ — Hier unterbrach ich ihn ge-
ſchwind:
Mein Herr, da Sie ein Kenner ſind,
So ſehen Sie vielleicht auch unſre Gallerie?
„Kunſtwerke hier? Was ſagen Sie? „ —
Kunſtwerke allerdings! Der Menſch erſtaunte
ganz,

Lief hin, und ſah den Todtentanz,
Schrieb dort in ſein Journal, was er geſehen,
nieder,
Und kam zu meinem Glück nicht wieder.

Wer ſchellt? — Mamſell Klimenens Junge-
magd —
Wir wollen hören, was ſie ſagt.
„Zuerſt ein Kompliment, und, wenn der fremde
Mann,
„Der, wie man ſpricht, ſo ſauber malen kann,
„Allhier noch anzutreffen wäre,
„So böten ihn Mamſell, er möchte ihr die Eh-
re —
Hier fiel ich ihr ins Wort:
Mein Kind, er iſt ſchon wieder fort —
Was wollte denn Mammſell von ihm?
(Fragt ich, ſo halb mit Ungeſtüm,
Aus Gründen, die wir leichtlich faſſen.)
„Sie will — ſie will ſich — malen laſſen. „
Nun ſeh ich wohl das Räzel ein:
Ich ſagt' ihr einſt, Herr Oeſer malt ins Schö-
ne,
Und dahin eben wünſcht Klimene,
Wo möglich, noch gemalt zu ſeyn.

Denn in der That, von allen Gaben,
Die man an Mädchen lobt, und gerne pflegt zu haben,
Fehlt ihr der Schmuck des Angeſichts allein —

Schon wieder jemand? Wer?
Ein guter dicker frommer Herr,
Der einſt vom Auguſtinerorden,
Doch vom geſelligen, ein Eremit geworden,
Und hurtig vom Novitiat
Geſtiegen bis zum Priorat,
Der wacker ſeine Horas brüllt,
Und fleißig ſeinen Magen füllt,
Zur Rettung ſeiner Seele, gut
Quadrille ſpielt, und niemand Leides thut;
Und kurz ein braver Biedermann,
Der Lutheriſchen Wein ſo gut vertragen kann,
Jedoch in Züchten und in Ehren,
Als wenn es Thränen Chriſti wären.
„O mein! Ich höre all's, es iſt ein Maler hier,
„Und zwar ſo iſt er halt bey dir,
„Herr Bruder., — Nein! Denn er iſt nimmer hier.
„O mein! Da iſt es Schad dafür!
„Da hab ich alls den heilgen Nepomuck;

„Sieh, Brüderle, das ist ein rares Stuck!
„Ich habs aus Prag noch mitgenommen,
„Nur hats da einen Fleck bekommen.
„Da wollt ich alls, für gute Wort und Geld,
„Der Maler hätt sich hingestellt,
„Und hätts ein wenig überschmiert:
„So wär es wieder renovirt!„

Jetzt stürmt ein Troß Stammbücher und Studenten
Herein, und fragt nach vielen Komplimenten
Kommilitonisch Schnitts; (vielleicht nach mir? —
Beyleibe nicht!) — „Ist Oeser wohl noch hier? „
Und so, vom Mittag an zum Untergang der Sonne,
Empfand ich für die kurze Wonne
Von Eurem lieblichen Besuch
Den unbelebten Nachgeruch.

Das alles habt Ihr mir nun nicht umsonst gethan!
Ich kündige deshalb Euch manche Bußen an.
Entweder sollet Ihr in zwanzig schlechte Schriften,
Jedoch mit freier Wahl,

Vignetten ohne Zahl,
Als milde Gaben ſtiften.
Und wollt Ihr dieſes nicht, ſo ſollt Ihr alles das,
Was ſchlechtes Ihr allhier geſehn, kopieren,
Und Geyſer mags hernach radiren,
Doch freilich nach verjüngtem Maaß.
Ich will indeß ganz züchtiglich
Auf meinem Moſer reiten,
Und Struv und Maſcov ſollen mich,
Nebſt Künigen begleiten.
Zu guter letzt vermelden wir,
Ich und mein kleines Steckenthier,
An Euch und Euerm Pegaſus
Von beyden Seiten Gruß und Kuß.
Wir beyderſeits ſind im Vergleich
Mit Eurem Muſengaul und Euch,
Zwar arm, und nur an Demuth reich,
Und ſchicken ſo uns zu Euch andern,
Wie Bileam zu Alexandern,
Und Bileams Prophetenſohn
Zum Bucephal in Macedon:
Doch lieben wir, bey unſrer Ehr,
Euch ſo erſchrecklich und ſo ſehr,
Wie Menelaus die Helena,

Und Pater Schmier den Loyola;
Drum sind wir auch mit Haut und Haar,
Bis an das letzte Jubeljahr,
Die Eurigen — uns soll der Ziegra beh-
len! —
Und hiemit dem Apoll befehlen!

Fünf
Prosaische Gedichte.

I.

Anrede an einen Lindenbaum.

O Baum, du gröſste Zierde dieſer Trift! — ſtets ſchaue ich dich mit entzückender Luſt! Hier ruhen meine vom zitternden Alter entkräftete Glieder unter deinem erquickenden Schatten. Schon, da ich noch ein munterer Knabe war, flohe ich unter dein dicht belaubtes Dach, um meine vom ſcherzhaften Spiele erhitzte Wangen zu kühlen. Dich pflanzte mein Vater, zum unvergeſslichen Denkmahl ſeiner groſsen Freude, als mich ihm meine Mutter gebahr. Wachſe hier Baum — ſprach er zu dir — wachſe hier vor meiner Hütte und grüne undenkliche Zeiten; ſchmücke ihren Eingang als ein froher Herold meines glückſeligſten Tages; nie wird dich die ſcharfe Axt verletzen; nur lauen Weſien iſt es vergönnet, mit deinen glänzenden Blättern zu ſpielen! — Oft ruhete dieſer redliche Greis, nach vollendeter Arbeit, unter dir, und dann ſagte er mir: Jüngling! dieſer Baum erinnert mich ſtets der fröhlichen Zeit, da ich dein Vater wurde; ich habe ihn gepflanzet, da du mir das erſtemal als ein hülfloſer Säugling im

Schooße lagst. O! bewahre ihn, mein Sohn, wenn einstens meine Gebeine verscharret sind, vor seinem Verderben, denn ich erzog ihn sorgsam mit dir. — — Unter dir, wertheſter Baum, kostete ich den ersten süßen Kuß auf den blühenden Wangen meines Mädchens, das itzt viele Jahre über meine getreue Gattinn ist; ich sagte ihr, diesen Baum pflanzte mein Vater am Tage meiner Geburt, und da glänzte eine Freudenzähre dem reizenden Mädchen im Auge. O! so sey er mir stets heilig, sprach das holde Mädchen, sprang fröhlich vom beblümten Rasen, und umarmte mich zärtlich. Wir saßen hernach oft — noch itzt glühet Entzücken in meiner Brust, wenn ich mich der seligen Stunden entsinne! — oft saßen wir hier, von deinen grünen Zweigen beschirmet, vergnügt beysammen, und entdeckten uns einander unsere reine Liebe. — Auch itzt noch besuchet dich meine getreue Gattinn zum öftern mit mir, denn sie bleibet dir immer gewogen, weil du der erste Zeuge beym Anfang unserer aufrichtigen Liebe warst, und weil dich mein Vater pflanzte, da ich zu leben anfieng: auf dem Rasensitz, den ich um deinen bemoosten Stamm erbauet habe, sitzen wir beyde in nächtlicher Stille, und sehen, wie sich der einsame Mond unter dem dunklen Gewölke hervorwindet.

und die Felder mit ſeinem Schimmer verſilbert; aber wir betrachten mit ſtaunender Bewunderung die unzählige Lichter, die am Firmament funkeln, verſuchen Gottes Allmacht zu denken, und ein heiliger Schauer durchbebet unſer Innerſtes; der Nachtigall Lied ertönet von deinem hohen Wipfel, oder es ſäußlet ein Zephyr durch deine ſchwanke Aeſte und trägt uns liebliche Gerüche zu, die er aus balſamiſchen Blumenkelchen ſammelt. Du ſchützeſt uns vor der ſchwülen Hitze des Sommers; und wie mancher anmuthige Frühlingsmorgen iſt uns ſchon bey dir ſanft vorüber geſchlichen, wenn wir neugierig dem güldnen Aufgang der Sonne entgegen ſahen, da noch die früherwachte Lerche allein auf der Flur ſang, und Aurorens Thränen von deinem grauen Schmucke auf uns herabträufelten! Lagern wir uns auf das weiche Gras, das gern unter deinem erfriſchenden Schatten hervorſprießet, ſo bläſet bieweilen mein älteſter Sohn auf der hellſchallenden Schallmay ein luſtiges Lied; meine übrige Kinder faßen ſich dann freundſchaftlich die Hände und führen vor uns einen frohen Tanz auf; oder ſie ſetzen ſich um uns alle im Kreiſe herum und verkürzen ſich die Zeit mit vergnügten Geſprächen.

Laſſet euch die traurige Geſchichte eines kleinen Hänflings erzählen, den ich aber glücklich

von seinem bedrohten Kummer erlöfete — sprach neulich mein jüngster Sohn zu seinen Geschwistern, als sie so bey uns versammlet waren. — Ihr wisset ja, das vorige Jahr erbaute auf diesen Baum ein Hänfling sein artiges Nest. O, oft hörten wir ihm vergnügt zu, wie unermüdet er sang, sein Weibchen zu erfreuen, das auf den Eyergen brütete. Denket! als ich eines Morgens zu dem Baum rannte, um zu schauen, ob der stürmende Wind, der in selbiger Nacht heftig tobete, das Nest dieses uns werthen Vogels nicht beschädiget habe, so fand ich, leider! den Ast zerbrochen, darauf es befestiget war; kaum war der Ast noch so stark, sich in der Höhe zu halten — glaubet mir gewiß! der geringste Wind hätte ihn zu Boden gestürzet, und dann wären des Hänflings Eyergen alle zerbrochen. Erschrocken lief ich schnell zurück, suchte mir eine sichere Stütze, und verhütete dadurch den Fall dieses zerknickten Asts. O! wie freudig hüpfte nun der gute Vogel auf den Zweigen herum, er sang mir recht schön zum Lohne. — Bruder, das hättest du mir ehender sagen sollen, antwortete ihm seine Schwester, daß du diesem artigen Vögelchen so treulich aus seiner großen Noth geholfen hast, ich hätte dich dann gewiß nicht so lang vergeblich um meinen braunen Nelkenstock

kühlen lassen, der in der schönbemalten Scherbe steht. Er ist von dieser Stunde an dein, vergiß ihn aber auch nicht in den erquickenden Thau zu stellen, damit seine schöne Blumen nicht so bald verwelken müßen.

Vater, wie allmächtig muß doch Gott seyn, der diese viele Sterne, die weit heller, als unserer Fürstinn Diamanten schimmern, gemacht hat? — Wenn ich so einsam sitze, Vater! und überlege, daß wir einstens alle zu diesem großen Gott kommen sollen, wenn wir fromm bleiben, o! dann weine ich vor Freude! — Wie sehr wird Er uns lieben, dieser gütige Gott! wenn wir bey Ihm in seinem schönen Himmel sind, da Er uns itzt schon täglich so viel Gutes thut. — Wenn ich recht andächtig zu ihm gebetet habe, so schlafe ich am sanftesten ein; ich wollte auch gleich ohne Furcht sterben, denn der Tod trägt mich zu Ihm, und er bringet ja auch Euch, die liebe Mutter und meine Geschwister, alle zu Ihm, weil wir Ihn alle herzlich lieben und ehren. Wir wollen gewiß diesen lieben Gott recht preisen, daß Er uns auf der Welt so reichlich gesegnet und uns zuletzt noch gar in seinen herrlichen Himmel aufgenommen hat; wo wir dann alle ewig beysammen bleiben: so erwiederte meine andere Tochter.

Nur der Vater tugendſamer Kinder vermag das entzückende Vergnügen zu faſſen, das mich dann beherrſchet, wenn ich ſo die Meinigen reden höre; es iſt zu groß, ſich beſchreiben zu laſſen. Ich umarme meine geliebte Gattin; wir ſegnen uns; aus zu heftiger Freude ſprachlos, halten wir uns einander zärtlich umfaſſet, und unſere Herzen klopfen ſich mit lauten Schlägen ihr inniges Ergötzen zu.

O Baum! kein König empfindet ſolche Luſt auf ſeinem prächtigen Thron, als wir itzt unter dir genieſſen. Ach! der Höchſte wolle ſeinen zerſchmetternden Donner ſtets weit von dir ſchleudern! Er wolle deine Wurzel noch lang mit belebenden Kräften erquicken, denn die ſeligſte Stunden meines Lebens ärntete ich unter dir!

II.

Eine Einladung auf das Land,

an meine Freundinn F** in H**

Er iſt da, wertheſte Freundinn, der anmuthige Jüngling der Jahre iſt da, und mit ihm ſeine zwo reizende Schweſtern, Flora und die Freude. Muntre Scherze und ſanfte Vergnügungen folgen tanzend ihrer Mutter der Liebe, zum herrlichen Palaſte des Frühlings; ſie bringen ihm auf güldnen Schalen Blütchen der Bäume und gewundene Kränze wohlriechender Blumen zum Geſchenke. Liebreich empfänget der holde Frühling die Liebe, drücket ſie zärtlich an ſeinen jugendlichen Buſen, den ein ätheriſches Feuer beſeelet, und vermählet ſich auf ewig mit ihr. Noch nie ſchmückte ſich die mildthätige Natur ſo köſtlich, als heute, heute, da alle Thäler von frohen Jubelliedern erſchallen. Die Fluren hat ſie mit einem grünglänzenden Atlas bekleidet und ſie mit mancherley vielfarbigen Blumen beſtreuet. In einem ſilberſchimmernden Glanze ſtrömen die Flüße mit harmoniſchem Murmlen in ihren Ufern hin. Die Roſen haben ihre Häupter mit einer anmuthigen Röthe geſchminket, und

die Lilje hat ſich im kühlen Morgenthau gebadet. Der Himmel iſt mit einer hellblauen ſammtnen Decke bezogen, und verſchwenderiſch verbreitet die Sonne ihre güldne Strahlen darüber. Muthig gaukelt der Zephyr in der reinen Luft und ſchüttelt balſamiſche Gerüche von ſeinen leichten Schwingen. Hand in Hand geſchlungen tanzen die reizende Grazien über die grüne Triften, und der Liebesgott zielet, hinter dem dichten Myrtengebüſche verborgen, mit ſeinen gefährlichen Pfeilen nach ihnen. Am Ufer des Baches ſitzen die Nymphen, und beſchauen ihre göttliche Schönheit in ſeinem kryſtallenen Spiegel; oder ſingen mit harmoniſcher Stimme ihrem Gebiether Neptun ein Loblied; oder flechten ſich Perlenkränze und winden ſie um ihre weiße Schläfe. Philomele verkündiget den hohen Hügeln die fröhliche Ankunft des Frühlings, und die Lerche ſchwinget ſich hoch in die Luft und ſinget: der liebliche Frühling iſt da! Die Arme der Bäume ſproßen zarte Blätter, und ein Chor geflügelter Sänger beluſtiget ſich darauf; itzt buhlet der verliebte Tauber mit ſeiner getreuen Gattinn, und erbauet, von ihrem angenehmen Beyſtand unterſtützet, die Wohnung ſeiner künftigen Kinder auf der bemooßten Eiche. Die fleißige Ameiſe ſorget nun für den Vorrath des ganzen Jahres; ſie

durchstreichet unverdroßen viele Stauden und hohe Stämme der Bäume und eilet schwer beladen nach ihrem republikanischen Staate zurück. Die nützliche Biene schwärmet von einer Blume zur andern; eben wie ein unbeständiger Stutzer fliehet sie den schönsten Blumen zu, küßet ihnen den köstlichen Nektar von den Wangen und verläßet sie treulos wieder. Der unschuldige Hirte sitzet vergnügt auf dem weichen Rasen, flicht die schwanke Weyde in viele Krümmen zusammen, bis ein hübsches Körbchen daraus vor seine Geliebte geschaffen ist; oder verarbeitet aus gelbem Buchsbaumholze einen zierlichen Becher, füllet ihn dann mit kühler Milch und reichet ihn lächelnd seinem Mädchen dar. Vor ihm weiden seine Schaafe im fetten Klee, und sein wachsamer Hund schützet sie vor den tödtlichen Nachstellungen des raubgierigen Wolfes. Er kennet keinen Neid, und die abscheuliche Mißgunst hat noch nie sein redliches Herz gemartert; die boshafte Verläumdung flüchtet nicht in seine niedere Hütte, und der scheinheilige Betrug wohnet nicht unter seinem schlechten Dach; traurige Sorgen, melancholischer Kummer und mißvergnügte Gedanken verjagen nicht den sanften Schlaf von seinen Augen; er ruhet ungestöhret, bis ihn die Ankunft des jungen Tages, die musikalische

Stimme der Vögel, oder sein wertheſtes Mädchen mit einem zärtlichen Kuß erwecket.

O! vergönne, wertheſte Freundinn, vergönne meiner ländlichen Muſe zu ſchweigen. Ihr mangelt die dichteriſche Stärke, den Werth, die holde Anmuth des lieblichen Frühlings würdig zu beſingen. Wie ein in der melodiſchen Tonkunſt unwiſſender Fremdling auch auf der orpheiſchen Leyer ſchlecht ſpielet, und, wegen ſeiner ſträflichen Verwegenheit, den gröſten Tadel und empfindlichſten Spott verdienet; eben des ſtrengen Urtheils, wertheſte Freundinn, habe ich mich ſchuldig gemachet, da ich mich erkühne, dir den anmuthigen Frühling mit ſeinem herrlichen Pomp und prächtigen Schmucke zu ſchildern. Lies die Schriften eines geiſtreichen Thomſon, den ſelbſt die Muſen gelehret, den Apoll mit väterlicher Sorgfalt erzogen hat; die werden dir die vier Stufen des wechſelnden Jahres vollkommen ſchildern, die werden dir die herrliche Gegenſtände der ſchöpferiſchen Natur, mit einem Tizianiſchen Pinſel gezeichnet, vorlegen. — Nur deswegen, wertheſte Freundinn, entwarf ich dir einen kurzen Plan des neugebohrenen Jahres, um dich dem wilden Getöſe der dunſtreichen Stadt zu entziehen und dich zu uns auf das freye Land zu rufen, wo noch Redlichkeit, Unſchuld, unver-

fälschte Treue zu finden ist. Ja, komme, wertheste Freundinn, komme bald; denn bist du hier, so hat der holde Frühling seine höchste Anmuth erlanget. Mein kleines Landhaus ist bereits ausgezieret, es öffnet weit seine Thüre, dich, o Wertheste! zu empfangen. Kein eitel ceremonialisches Gepränge soll uns hier beläſtigen. Nein! in der angenehmen Gesellschaft etlicher redlichen Freunde sollen unsere Herzen einander ihre freundschaftliche Neigungen entdecken. — Damon, wertheste Freundinn, mein kleiner Sohn Damon und seine zwo Schwestern haben bereits die schönste Blumen meines Gartens gebrochen, sie in einen bunten Strauß vereinet und ihn deinem reizenden Busen bestimmet; sie erwarten längstens höchst ungeduldig deine Ankunft. Durchbrechen kaum die ersten Strahlen der Sonne das düstre Gewölke des noch unreifen Morgens, so laufen sie schon dem Hügel zu und schauen mit forschenden Blicken in das weit verbreitete Thal, um dich, aus der Ferne, unserer Wohnung zueilen zu sehen; traurig aber verlassen sie den Hügel, wenn du dich ihren begierigen Augen nicht zeigest, und streiten eifrig unter sich, du kämest doch gewiß noch zu uns, ehe die fürchterliche Nacht wieder alles mit ihrem schwarzen Mantel verhüllet. Dann; fröhlich brachte mir heute noch mein jüngstes Töch-

terchen ein Vogelnest, das ihm der Hirte geschenket hat, und sagte mir, es wolle dir gerne diese schöne Vögelchen geben, wenn du auch nur nicht länger mehr ausbleiben würdest. — Meine Geliebte wird dich, in ihrem Sommerhaus, das mit ungekünstelter Pracht der Natur geschmücket ist, fröhlich bewillkommen. An die Wände ist ein junger Birkenwald gepflanzet, um dessen Stämme sich wohlriechender Jesmin windet, und balsamische Rosen erheben ihre schöne Häupter hinter dem grünen Gebüsche hervor; der hohe Liljenstock stehet majestätisch in den Ecken der Laube, eben wie eine Statue aus weißem Marmor, die die künstliche Hand eines Praxiteles verfertiget hat; am Rande des Bodens verbirgt die kleine Viole ihre liebliche Gestalt, wie eine tugendhafte Schöne, die das eitle Lob eines Thoren verachtet, und nur den Beyfall eines edlen Weisen hochschätzet.

Alles, wertheste Freundinn, schmücket sich aufs schönste und freuet sich auf dein baldiges Hierseyn. Der Pfirsichbaum hat sich mit den Farben des aufgehenden Morgens gezieret und stehet stolz da; wie ein Jüngling in festlichem Putze, zur Seite seines Mädchens, vor dem Altar der Liebe stehet, und sich für den glücklichsten Sterblichen hält. Philomele klaget ganze Nächte durch, über die lange Zögerung deiner Ankunft; sie ver-

ſpricht dir die reizendſte Abendlieder zu ſingen, und die muntre Lerche wird dir ſtets die frohe Botſchaft des erſchienenen Tages mit harmoniſchem Jubel verkündigen, wenn du dich bald zu uns begiebſt; laue Zephyren werden mit deinen braunen Locken ſcherzen, und der melancholiſche Mond wird ſich an deiner anmuthigen Bildung ergötzen, ſeine ſilberne Strahlen werden deinen ſchönen Nacken küßen. Unſere Hirten haben einen munteren Tanz erfunden, dich damit zu beluſtigen; ſie haben ſchon alle ihre Stäbe mit Bändern umwunden, und Blumenſträuße auf ihre Hüte geheftet; ſie werden mit ihren Mädchen dich mit einem frohen Hirteugeſang begrüßen; dir gefüllte Körbchen mit Blumen verehren, und dann ihren neuerdachten Tanz vor dir aufführen; zwo gute Flötenſpieler werden dazu blaſen, und die ländliche Schönen werden deine und des Frühlings köſtliche Reize beſingen. — Verlaß alſo, wertheſte Freundinn, die einförmige Stadt, und komme zu uns auf das Land, wo dir die unerſchöpfliche Natur ſtets einen neuen Schauplatz ihrer herrlichen Schätze eröffnen wird.

III.

Hylax

der todte Schäferhund.

eine Idylle.

Lamon lag traurig unter dem schwarzen Schatten einer Cypreße, und sang so seinen todten Hylax, der vor ihm gestrecket im Grase lag:

Verlasset, o ihr heiligen Nymphen! verlasset schnell eure Urnen, aus denen klare Quellen sprudeln, und vernehmet meinen heftigen Schmerz! Bringet keine volle Schläuche köstlichen Mostes mit, und werfet eure Flöten von euch, ihr Faunen! denn es ist kein Fest der Freude bey mir; Traurigkeit beklemmet meine Brust! Wollt ihr meinem melancholischen Gesange zuhören, Dryaden! die ihr im dichten Gesträuche wohnet, so windet keine Kränze um eure Locken, und verbannet das holde Lächeln von eurem schönen Wangen!

Murmelt nicht ferner harmonisch, ihr silberne Bäche! seufzet mit mir, Hylax, der getreue Hylax ist nicht mehr! — Dir Echo! das aus den steilen Felsen schwatzet, will ich es sagen, daß er nicht mehr ist, und dann sage du es den Thälern und Hügeln, daß er nicht mehr ist! — Mit dir, trau-

rige Tochter Pandions! will ich in ſtiller Mitternacht klagen, daß Hylax, der beſte der Hunde, todt ſey! — Lunen, wenn ſie verliebt die lazurne Felder des Himmels durcheilet, ihren Endymion zu finden, will ich ſeinen unglücklichen Tod zurufen! dann ſollen ihre bleiche Wangen vor Schrecken noch mehr erblaſſen, und ihre Zähren ſollen häufig auf die Blumen des Feldes herabträufeln!

Wenn die Hirten im Monat May auf ihren Flöten ein munteres Lied blaſen; wenn ihre reizende Mädchen bey ihnen unter dem kühlen Schatten der Eiche ſitzen; wenn ſie ihnen vergnügt zuhören und mit den jungen Lämmern ſpielen, ſo will ich ihnen Hylax frühen Untergang kund thun! Dann werden die Hirten ihre Flöten und die Mädchen die Lämmer verlaſſen; ſie werden Blumen, die ſchönſten Blumen auf den Triften pflücken und ſie hier auf ſein Grab ſtreuen; denn hier, wo er ſtarb, hier will ich itzt meinen werthen Hylax mit eigner Hand verſcharren!

O! wie plötzlich biſt du zernichtet, Hylax, du ſchönſter Schäferhund! wie eine Roſe biſt du zernichtet, die aufblühet, vom wilden Boreas zerſtöret wird und verdorret! Du verloſcheſt ſchnell, wie der letzte Sonnenſtrahl am Abend,

der gülden auf dem Haupte des Hügels noch zittert, und auf einmal verlischt! — Leblos liegst du vor mir, von meinen wehmüthigen Thränen befeuchtet, auf deinem schwarzen Felle, wie der Thau auf dem reifen Schlee!

Traurig liegen meine Schaafe im Gras und betrauren den Verlust ihres wachsamen Beschützers; sie verachten den fetten Klee, und meine Ziegen wollen die zarte Sproßen der Bäume nicht fressen. Sie waren sicher unter deiner getreuen Obhut vor den Nachstellungen des raubgierigen Wolfes, und du scherztest öfters mit ihnen, beym lieblichen Sonnenschein, auf der grünen Flur. Leider! nun liegst du todt im Staube, und nur blutdürstige Wölfe freuen sich über deinen Untergang.

Wenn ich vor der erwachten Morgenröthe die Heerde austrieb, so sprangest du mir munter zur Seite und wedeltest mir mit regem krauszottlichen Schwanze deine aufrichtige Freundschaft zu. Du ruhtest gerne bey meinem Hirtenstabe, und aus meiner Tasche wurdest du täglich gespeiset. Spielte ich auf der Flöte ein fröhliches Lied, so erschalleten deine helle Töne dazu; oder du sprangest im Kreist

nach deinem Schwanze herum, mich damit zu beluſtigen. Saß ich mit meinem Mädchen in voller Luſt am Ufer des geſchwätzigen Baches, ſo rannteſt du fröhlich herbey, und leckteſt meinem reizenden Mädchen die weiße Hand. Oft wand dann das ſcherzhafte Mädchen einen bunten Blumenkranz, und ſchmückte deinen Hals damit; ſtolz flohеſt du zu den Schaafen, und zeigteſt ihnen, wie gütig dich meine Geliebte beſchenket habe; oder du ſtundeſt ergrimmet vor dem vorüberſchleichenden Bache, und zankteſt mit deinem eigenen Schatten, der auf ſeiner ſchimmernden Fläche ſchwebete. Dann lachte mein Mädchen und ich über deinen Zorn, und entzücket küßete ich es auf die anmuthige Grübchen ſeiner Wangen, die ihnen die Freude gebahr.

Ach! ſcherze nicht mehr, o Zephyr! mit den Blumen, und küße nicht mehr die reizenden Buſen ländlicher Schönen, denn Hylax, mein wertheſter Hylax, iſt mir geraubet, und mit ihm meine ganze Luſt! Hier unter dieſem Baume ſtarb er — er verdorre dieſer Baum! kein Regen ſoll ſeine durſtige Wurzel im ſchwülen Sommer erquicken, kein kühler Abendwind ſei-

ne welke Blätter erfrischen! nie soll der Thau in schimmernden Diamanten an seinen Armen prangen! mit schnellen Schritten soll der Wanderer erschrocken bey ihm vorübereilen, und nur der scheußliche Nachtvogel möge sich auf ihn niederlassen, denn mein wertheſter Hylax starb unter diesem unglücklichen Baume!

IV.

Ermunterung einer Nymphe Dianens an ihre ſchlafende Schweſtern zur Jagd.

Wie? Schweſtern! ſäumet ihr noch, euch zur fröhlichen Jagd zu rüſten? — Sehet! die liebliche Morgenröthe hat ſchon dieſen hohen Hügel erſtiegen; ſie hat ihm bereits den erquickenden Thau von der rauhen Stirne geküßt. Die Vögel ſind alle erwachet und vergnügen ſich mit frohen Geſängen. Der muntre Schmetterling gaukelt auf der blumichten Aue und beflecket ſein köſtliches Gewand mit den Tröpfchen, die von den Häuptern der Blumen auf ihn herabträufeln, wenn er ſie liebkoſet.

Da ſteh' ich — ſchon lang ſteh' ich da in völliger Rüſtung zur Jagd, und verlange ungeduldig nach Euch! Mein aufgelöſtes Haar flattert im ſäuſelnden Weſt, meine Wangen glühen von Eifer, mein Köcher iſt mit ſcharfen Pfeilen gefüllet. — Einen ſchönen Wurfſpieß, Schweſtern! werdet ihr in meiner Rechten erblicken. Ein junger Faun ſchenkte mir ihn, weil ich mich zu ihm ins kühle Geſträuch ſetzte und ihm ein fröhliches Jagdlied ſang. — Er ſoll heut, dieſer ſchöne

Wurfſpieß, den borſtigen Rücken des wilden Ebers durchboren — er ſoll ſein ſchwarzes Blut verſprizen!

Ha! meine Füße ſollen nicht träg' ſeyn, den ſchüchternen Hirſch in ſeinem flüchtigen Lauf zu ereilen — mein Pfeil ſoll ihn gewiß treffen! — Plözlich wird er zu Boden ſtürzen und ſterben! Triumphirend will ich dann meinen ſchönen Wurfſpieß über ihm ſchwingen, und mein freudiges Jauchzen wird euch verkündigen, daß ich ihn glüklich gefällt habe! — Auch den liſtigen Fuchs ſollen meine munire Hunde aus ſeinem verborgenen Hinterhalt jagen — zeigt er ſich meinen forſchenden Blicken, ſo ſchicke ich ihm mit einem ſchnellen Pfeil den Tod zu!

Durchſtreichet der blutdürſtige Habicht die Luft, um der zärtlichen Turteltaube den getreuen Gatten zu rauben, oder die unſchuldige Kinder der traurenden Philomele zu ermorden, ſo will ich dem Tyrannen ſeine gerechte Strafe ertheilen! Vergeblich wird er verſuchen, ſich mit ſeinen flatternden Schwingen in der Luft zu ſtüzen — ohnmächtig wird er herabſtürzen und mit heftiger Wuth ſein eignes Fleiſch mit ſeinen ſcharfen Klauen zerhauen. — Sicher mögen dann die gefiederte Sänger in der Luft ſcherzen, und Philomele kann ihre geliebte Kinder ruhig erziehen, wenn dieſer grauſame Räuber getödtet iſt.

Wann die hochbeinigte Hirſchkuh auf der grünen Trift ihren Hunger mit Blumen und Kräutern ſtillet, dann werden ſie die wilde Töne unſrer Hunde auf einmal erſchrecken; ſie wird ihren gewölbten Hals in die Höh' recken und horchen; ängſtlich wird ſie ſich mit ſchneller Flucht zu retten ſuchen, ihre Rettung wird aber für ſie zu ſpät ſeyn; mein Pfeil wird ſie ſchmerzen, ihr Blut wird bereits ihre Bruſt beflecken, ehe ſie ihre gehoffte Sicherheit erreichte; ſie wird hinſinken und das Leben aushauchen. Das unwiſſende Kälbchen wird munter um ſeine todte Mutter hüpfen und um ihren Euter buhlen.

Ha! folget ihr endlich meinem Ruf' Schweſtern? Habt ihr euch der weichlichen Umarmung des Schlafes entzogen? — Fort! eilet! gürtet euch auf zur Jagd! umhänget den tönenden Köcher! faſſet den Bogen! Die Hunde ſchnauben Zorn über unſern langen Verzug; erhitzter Eifer funkelt in ihren Augen; die Thäler erſchallen weit umher von ihrem entſetzlichen Geheule. O! wie raſch werden ſie die dunkle Wälder durchſtreichen und das Wild aus ſeinem ruhigen Lager vertreiben. — Kommet, kommet, Schweſtern! zu unſrer Gebietherinn Diana; ſie wird unſrer längſt warten!

V.

Der Morgen,

eine Nachahmung Swifts.

Der frohe Tag fährt itzt mit seiner anmuthigen Schwester, der holden Morgenröthe, auf seinem güldnen Wagen, von lauen Westen gezogen, triumphierend daher; balsamische Düfte verkündigen seine herrliche Ankunft, und Aurora beschenket reichlich die Blumen des Feldes mit funkelnden Brillanten. Die schüchterne Träume erschrecken vor dem hellen Schimmer des neugeborenen Lichts und flüchten in den finstern Palast des phlegmatischen Schlafs; im Schooße der festen Trägheit ruhet er, der melancholische Bruder der Nacht, und schnarchet verdroßen. Lucifer, der getreue Wächter der stillen Finsterniß, hat bereits seinen angewiesenen Posten am Firmamente verlassen. Die holde Morgenröthe vertilget mit ihren güldenen Strahlen die schreckhafte Spuren der Nacht. Von ihren beschwerlichen Banden entfesselt, lächelt jetzo vergnügt die ganze Natur und seegnet ihren gütigen Regenten, den Tag. Auf ihren Flügeln in die reine Luft getragen, preißet ihn die muntere Lerche, und alle

gefiederte Sänger erwachen und ſtimmen freudig in ihr Morgenlied ein. Der fleißige Landmann durchſchneidet mit der ſcharfen Pflugſchaare den harten Rücken der Erde, und vertrauet ihr die Hoffnung ſeiner künftigen Nahrung; ſein Weib ſtreichet aus den vollen Euern der Kühe erquickende Milch, oder ſie wirft mit ungeizigen Händen dem verſammelten Federvieh ſeinen Unterhalt dar. Der Reichstag furchtſamer Mäuſe iſt geendiget, und Heinz, der buntſcheckigte Kater, kömmt muthig, wie ein anderer Alexander, von ſeinem nächtlichen Morden zurück; raubgierig lecket er noch das Blut von ſeinen ſcharfen Klauen, damit er ein unſchuldiges Mäuschen, in dieſer unglücklichen Nacht, grauſam getödtet hat. Die Bewohner Olymps ſind ſchon alle ermuntert; ſie ſpeißen köſtliches Ambroſium zum Frühſtücke, oder beluſtigen ſich an den thörichten Wünſchen der Menſchen. Nur der üppige Schlemmer wälzet ſich noch unruhig auf ſeinem weichen Lager und ſeufzet vergeblich nach erquickendem Schlafe; heftiges Kopfweh, von der Schwelgerey geboren, martert ihn, und ſein von vielen Uebelthaten geängſtetes Gewiſſen verbannet alle ſanfte Ruhe von ihm. Vor der Thüre des eigennützigen Sachwalters verſammlen ſich nun viele ſeiner Klienten und klagen einander

den langen Verzug des Rechts. Die Aerzte wandlen eifrig durch die Straßen und überzählen die Reihe ihrer Patienten, die ihnen der listige Tod die Nacht über geraubet hat. Der faule Knabe marſchieret traurig zur Schule, und majeſtätiſch der Rathsherr auf das Rathhaus. Geſchäftig ſchmücket Johann den dunſtreichen Scheitel des Stutzers mit neuen Locken und ergänzet ihm ſeinen verſehrten Werth wieder; und das artige Kammermädchen pflanzet mit großer Sorgfalt einen friſchen Frühling auf die verblichene Wangen Selindens. Mit vorſichtigen Schritten ſchleichet der Heuchler aus dem Bette ſeines reizenden Bäſigens und ſtimmet mit andächtiger Miene einen frommen Geſang an. Der begeiſterte Dichter verläßt haſtig ſeine harte Streu und bereichert ſein unvollendetes Gedicht mit etlichen unvergleichlichen Strophen, die ihm die gütige Muſen im Traume verliehen. Die Patrioten verlangen ungeduldig nach der Zeitung und erobern den Nußen einſtweilen, mit enthuſiaſtiſcher Wuth, Bender. Gemäſtete Gänſe werden geſchlachtet, Haſen geſpicket, Rüben geſchälet und Fiſche geſchupfet. — Mein Geſang will weiter nichts ſagen, als daß itzt der Morgen da ſey.

Acht Gedichte

von

Hölty.

I.

Elegie auf einen Dorfkirchhof.

(Keine Nachahmung des Gray, ſondern nur eine Ausführung derſelben Idee.)

Mit dem letzten Schall der Abendglocke,
Die den jungen Maytag
Weinend jetzt zu Grabe läutet, wandle
Ich in dieſe Schatten.

Vor mir ſchwimmt die bunte Frühlingslandſchaft
Schon im Dunkel; Luna
Tritt entſchleyert aus den Wolken, miſchet
In die Schatten Silber.

Wie die Königinn mit voller Wange
Durch die Linde lächelt,
Wo ich ſitze, und die Epheuranken
Dort am Kirchthurm malet!

Scene, welche vor mir lieget, gieße
Wehmuth mir zum Buſen!
Süße Ruhe ſchlinget hier die Arme
Um des Landmanns Urne.

Welch Gemisch von grünen Leichenhügeln!
Gelbe Blümchen breiten
Teppiche darüber, wilder Wermuth
Ueberragt die Hügel.

Flittergold und rothe Bänder rauschen
Von den schwarzen Kreuzen,
Welche Gräber zeichnen, wo ein Jüngling,
Wo ein Mädchen schlummert.

Am Geschwätz des Baches, auf den Matten
Flogen ihre Füße
Oft im Tanze, wenn ein alter Bergmann
Auf der Cyther spielte.

Mit dem Blumenstrauße vorn am Busen
Hüpfte dann das Mädchen
Durch die Veilchen. Junger Buchsbaum nickte
An des Jünglings Hute.

Sie umtanzten, wenn die blanken Sicheln
Nicht mehr in den Furchen
Rauschten, ihren Erntekranz, und sangen
Ihres Herzens Regung. —

Graue Leichensteine ragen einzeln,
Rund mit Moos bewachsen,
Und mit Todtenköpfen Stundengläsern
Engeln ausgeschmücket.

Keine Inſchrift, die von Ordensbändern,
Langen Ehrentiteln,
Die von Ahnen und von Würden ſtrotzet,
Rufet hier den Wandrer.

Wenig Zeilen, die den grauen Sandſtein
Ueberfüllen, melden
Wer hier ruhet: Greiſe, treue Väter,
Tugendhafte Mütter.

O was nützt der Marmor? Schläft man etwan
Einen ſüßern Schlummer
Unter Ehrenſäulen, als der Landmann
Unter ſeinem Raſen? —

Dieſe kleinen Leichenhügel decken
Kinder. Eh' die Knoſpe
Ihrer Kindheit ſich entfaltet, wurden
Sie des Grabes Beute.

Auf den goldnen Schlüſſelblumenglocken,
Die die Gräber tränzen,
Blinken oft die Zähren ihrer Mütter;
Warme, treue Zähren!

Sie verhüllen — o die guten Mütter! —
Oft die feuchten Augen
In die Schürze, wenn ſie wider Willen
Dieſe Hügel ſehen.

O die guten Kinder! Sie durchhüpften
Oft den Garten, flochten
Sich von jungen Gänseblumen Kronen,
Kränzten ihre Haare.

Frölich raubten sie dem Vater Küße
Von den braunen Wangen,
Wenn er sie, voll Zärtlichkeit beym Heerdfeu'r,
Auf den Knieen wiegte. —

O ihr Blümchen und ihr Wermuthstauden,
Deckt oft bessre Herzen,
Grössre Geistesgaben, als der Marmor
Mit der Heroldsstimme.

Mancher, dessen keimende Talente
Nie zur Reife kamen,
Ruht vielleicht hier unter diesen Kreuzen,
Unter diesen Rasen.

Mancher, der mit kühnen Saitengriffen,
Feuer in der Seele,
Dich, o Tugend, dich, o Blumengeber,
Lenz, besungen hätte!

Schlummert sanft, ihr frohen Dorfbewohner,
Nier um eures Tempels
Gothisches Gebäude! Winkt, ihr Gräber,
Mir oft süße Schwermuth!

II.

Elegie auf einen Stadtkirchhof.

Hespers Lampe funkelt schon im Westen,
Abendlüftchen buhlen
Mit den Wiesenblumen, mit den Büschen,
Die der Frühling röthet.

Zephyr scherzet mit des Mädchens Busen,
Das der Stadt entfliehet,
Und am Arme eines bunten Stutzers
Durch die Wiese gaukelt.

Gaukelt nur, ihr bunten Schmetterlinge!
Andre Scenen laden
Mich zur Grotte, wo die Schwermuth lauschet,
Der Betrachtung Mutter.

Wie der Fackeln goldne Locken wallen!
Wie der Leichenwagen
Durch das Stadtthor rollet! Wie die Wehmuth
Aus den Augen träufelt!

Mische dich, o Muse, in die Reihen,
Die der Bahre folgen,
Wandle auf den Kirchhof, wo der Städter
Unter Marmor schlummert.

Weile bey den goldnen Mauſoläen,
Bey den Aſchenkrügen,
Die den Vorhang vor die bunte Scene
Dieſes Lebens ziehen.

Roſenwangen liegen hier im Arme
Der Verweſung, Hände,
Die ſo ſchön den Fächer ſchwangen, Füße,
Wie des Windes Flügel.

Arme Schönen! wo ſind nun die Grübchen,
Wo die Scherze ſaßen
Und die Herzen raubten, wo Gott Amor
Seine Pfeile ſpitzte?

Moder nagt an dem ſchönen Schleyer,
Den ein Geiſt bewohnte,
Der nur Moden, Opern, Aſſambleen
Und Redouten dachte.

Nacht verſchließt die großen blauen Augen,
Deren Blick den Himmel
Oeffnete, die ſchmelzende Entzückung
In die Seelen blitzten.

Zauberiſche Augen! Sie erblickten
Nie die Morgenröthe,
Hiengen lieber an der goldnen Weſte,
Als an Frühlingsblumen.

Auch der bunte Schmetterling, der Stutzer,
Der die kleine Spanne
Seines Lebens durchgeflattert hatte,
Hört hier auf zu flattern.

Todesschlummer sitzt auf seiner Scheitel,
Die er jeden Morgen
Mit Romanenscherzen, seine Schönen
Zu bezaubern, füllte.

Welch Gewühl von Hügeln! Wollüstlinge,
Deren Blumentage
Lauter Spiele, lauter Scherze waren,
Ruhen unter Wuchrern.

Lieblinge Lyäens, welche Rosen
Um die Becher wanden,
Ruhen unter Krämern und Pedanten,
Unter Wassertrinkern.

Dummheit schlummert bey Talenten, Reichthum
Bey dem Bettlerstabe,
Freude, deren Herz sich auf der Stirne
Malet, bey der Schwermuth.

Wie sich jene Marmorsäule brüstet,
Die vielleicht die Asche
Eines Harpagon mit Pomp bekleidet,
Der nur Münze zählte.

Staunend gafft der Pöbel nach der Säule,
Nicht nach jenem Hügel,
Dort im Winkel, den ein blauer Teppich
Von Veilen kleidet.

Sey gegrüßt, du Hügel, wo ein Liebling
Der Kamönen ruhet,
Der den Busen oft durch seine Laute
In Entzückung schmelzte.

Seine Laute tönte durch die Dämmrung,
Wenn der junge Morgen,
Mit dem goldnen Kleide, mit den Rosen
Um die Stirn' erwachte.

Welche Freude, wenn in jeder Perle,
Die am Apfel klebte,
Eine kleine Morgensonne blitzte,
Schlug in seinem Busen!

Hingegossen auf den Blumenteppich,
Sah er, wie die Wellen
Plätschernd mit den bunten Kieseln scherzten,
Die den Boden deckten.

Einsam schlich er durch die Lindengänge,
Wenn die Sterne glänzten,
Und der Mond den Saum der grünen Schatten
Uebergoldet hatte.

Klaget ihn, den guten Hainewandler,
Espenwipfel! Wieget
Eure lauen Flügel, Sommerlüftchen,
An dem frommen Hügel!

Mädchen, wenn ihr seinen Hügel sehet,
Pflücket eine Blume
Mit den Perlen, die an ihrem Busen
Hangen, von dem Grabe.

III.

An eine Quelle.

Heil dir, o Bach, der durch die grünen Netze,
Gewebt von Haselstauden, fließt,
Und durch die Flur, mit frölichem Geschwätze,
Die volle Silberurne gießt.

Der junge Lenz bemale dein Gestade
Mit Regenbögen, lieber Bach:
Stets wähle dich das schönste Kind zum Bade,
Und dein Gebüsch' umher zum Dach.

Hier ist der Platz, wo zündst der erste Funken
Der Lieb' in meinem Busen sank,
Wo zündst mein Geist, so wonnevoll, so trunken,
Den ersten süßen Taumel trank.

Verdecket vom Gebüsch, saß ich und blickte
Zum andern bunten Ufer hin,
Wo Chloe saß und Maienblumen pflückte,
Gleich einer jungen Huldgöttin.

Das Abendroth vergoldete die Hügel,
Die falbe Dämmerung umzog,
Wie da mein Geist, auf der Entzückung Flügel,
Jenn über alle Himmel flog.

Wie ſchlug mein Herz! Wie warf ich durch die Decken
Der grünen Zweige Blick auf Blick!
Nichts konnte mich aus meinem Rauſche wecken,
Nie wich mein Aug' von ihr zurück.

Ich träumte mich in goldne Paradieſe,
Sah Nektar und Elyſium
Statt meines Bachs, ſtatt meiner bunten Wieſe,
Um meinen trunknen Blick herum.

So ſaß ſie lang auf Mayenblumenglocken,
Grub mir ihr Bild in meine Bruſt,
Und band mein Herz an ihre blonden Locken.
Wie ſchwamm ich nicht im Meer von Luſt!

Wie lieb' ich dich, o ſilberweiße Quelle,
Wo Chloe unter Blumen ſaß
Und mit der Hand, ſo weiß wie deine Welle,
Die ſchönſten Frühlingsblümchen las.

IV.

Hymnus an die Morgensonne.

Dämmrung kleidet den Hain in ihr graues Gewand,
Und die Augen der Nacht, die den Himmel beglänzt,
Legen den Schleier an, den der kommende Tag
Ueber alle Gestirne webt.

Schweigen herrschet umher; nur posaunet der Hahn
Seinen Morgengesang und erwecket das Dorf,
Und erwecket den Tag, der das eine Aug' schon,
Halb noch schläfrig, zu öfnen beginnt.

Welche Nymphe besteigt jetzt das rothe Gewölk,
Mit der Krone von Gold? Rosen bekränzen ihr Haar!
Wo die Göttliche geht, keimen Blumen hervor,
Füllen Balsamgerüche die Luft.

Sie bemalet den Ost. Ists Aurora? Sie ists,
Sie, die Bothin des Tags! Freude tanzet ihr vor,
Heller wirbelt der Hain, lauter gurgelt der Bach
Durch Mäander des Veilchenthals.

Sie beſtreuet die Bahn, welche die Sonne betritt,
Schon mit röthlichten und mit goldenen Blumen, wandelt voran, mit dem Körbchen am Arm,
Den ihr Flora mit Roſen gefüllt.

Sonne, was harreſt du? Wandle der Schweſter nach,
Die ihr Körbchen bereits ganz von Blumen geleert;
Geh aus deinem Gezelt, Mutter des Tags, hervor,
Und vergülde die wache Welt!

Jetzt zerreißt ſie den Schlei'r, der ihr Auge verhüllt,
Zeigt die blitzende Stirn', hebt ihr funkelndes Haupt,
Welches die goldenen Locken umfliegen, empor,
Blicket Munterkeit über die Flur.

Heil dir, Mutter des Lichts! Sie beſtrahlet den Hain,
Der vom Fittich des Winds auf dem Gebirge nickt,
Prägt ihr lachendes Bild in den Spiegel des Bachs,
Röthet die Buſen des Blumenvolks.

Wie der Puls der Natur itzt so jugendlich klopft!
Wie des Waldes Musik von den Wipfeln ertönt!
Wie die Blume stolziert, und ihr seidenes Kleid
In vergoldeten Purpur taucht!

Durch dein Lächeln erweckt, Wolkenbewandlerinn!
Schreitet der rege Fleiß durch das Aehrengefild,
Mengt das Sichelgeräusch und ein frolliches Lied
In das Morgengeflüster des Hains.

V.

Hymnus an den Mond.

Freundlich iſt deine Stirn', helles Auge der Nacht,
Weiß bekleideter Mond, lächelnd iſt deine Wang',
Holder Wolkenbewandler,
Der die ſilberne Fackel ſchwingt.

Ruhe hüpfet dir vor. Wie der Pflüger frohlockt,
Wie der Schnitter frohleckt, wenn er hinter dem Hain,
Dich, am Saume des Himmels,
Mit der blinkenden Kerze ſieht!

Frölich wandelt er heim, mit der Sichel am Arm,
Singet ein Schnitterlied. Du beſtimmerſt indeß
Seine blitzende Sichel,
Seinen nickenden Aerndteſtrauß.

Röthlicht iſt deine Wang', purpurfarben dein Kleid,
Wenn du, Roſen ums Haar, deine Grotte verläßt,
Und den öſtlichen Himmel,
Mit der Miene voll Lächeln, beſteigſt.

Silberfarben dein Kleid, wenn du vom hohen Gewölb'
Deines Himmels, die Stadt und das Dörfchen beschaust,
Das ein nickendes Wäldchen
In die wirthlichen Arme schlingt.

Du bist reizend, o Mond, wenn du, lächelnder Gott,
Durch das blaue Gefild, im Gewande von Licht,
Deine Kreise beflügelst
Und die Säume der Schatten färbst.

Minder reizend, doch schön, wenn du hinter dem Schirm
Nimmichter Welten stehst, und den sinkenden Kranz
Von verfärbten und welken
Blumen um deine Schläfe webst.

Welch ein freundlicher Gott! Wie er sein Fackellicht
Unter die Schatten des Hains und der Gesträuche mengt,
Wie er den silbernen Teppich
Ueber die Scheiteln der Hügel wirft!

Wie er vom Himmel herab ſich im Bache beſieht,
Manchen goldenen Streif auf die Gewäſſer malt,
Manches goldene Sternchen
Auf die hüpfenden Wellen ſtreut!

Welch ein wohlthätiger Gott! Zünde die Fackel an,
Auf der liebende Hirt, leuchte mich durch den Wald,
Wo mein reizendes Mädchen
Meinen Schritten entgegen lauſcht.

Zünde die Fackel an, fleht das Mädchen, o Mond,
Und beglänze den Pfad, wo mein Geliebter irrt;
Und du zündeſt die Fackel
Hinter dem Kranze von Hügeln an.

Frölicher wandelt er nun durch das krauſe Gebüſch,
Welches dein Licht verbrämt, durch den dämmernden Hain,
Seinem Mädchen entgegen,
Das beym Liſpeln des Baches ſitzt.

Immer reizest du mich, freundliches Auge der Nacht,
Wenn du dem Ost entsteigst, und im rothen Gewand
Hinter dem Walde hervorgehst,
Oder im grauenden Westen sinkst.

Immer reizest du mich, wenn du durch das Geweb',
Das der Lindenbaum webt, lächelnde Blicke wirfst,
Oder Edelgesteine
Ueber die blendende Schneeflur streust.

Schon als hüpfender Knab', ehe der Barden kunst
Funken in mir entglomm, saß ich am Wiesenbach,
Und beschaute dein Antlitz
Mit verschlingendem Wonneblick.

Wie romantisch die Flur meinen Blicken erschien!
Elfen, mit Veilchen bekränzt, tanzeten Reihentanz
Durch die silberbesonnten
Wankenden Schatten des Eichenhains.

Sie bemalten die Flur mit dem heiterſten Grün,
Goßen, mit kleiner Hand, Perlen und Silberſtaub
In die Locken der Blumen,
Und entfalteten ihre Bruſt.

Heller blinkte der Mond! Schauer ergriff mein Haar,
Klopfte mit leiſem Schlag an mein jugendlich Herz.
Mitternacht ſank indeſſen
Auf den ſchlummernden Eichenhain.

VI.

An den Abendstern.

Heil dir, Hesper! mit dem milden Antlitz! Blinkest
Du am rothgemalten Abendhimmel, winkest
Du dem Jüngling und dem Mädchen schon im Hain,
Treuen Küssen sich zu weihn?

Küssen, die so lieblich durch die Dämmrung rauschen,
Daß die Waldgöttinnen wonnetrunken lauschen,
Nach dem Jüngling schielen voller Lüsternheit,
Nach dem Mädchen voller Neid.

Wie die treuen wandlen, Arm in Arm geschlossen,
Durch die Mondbeglänzten Schatten, ganz zerflossen
In Entzückung, die den Busen feurig hebt
Und in jeder Ader bebt!

Duftet süßer, wo sie wandeln, Frühlingsrosen,
Deren junge Busen Abendlüftchen kosen;
lispelt Bäche, die durch Blumenthäler fliehn,
Angenehmre Melodien!

Gieße hell're Zaubereien aus der Kehle,
Kleiner süßer Vogel, liebe Philomele;
lächle durch die Laubgewölbe, Hesperus,
Reizender bey jedem Kuß!

VII.

Auf den Tod einer Nachtigall.

Entſeelt — ach! — iſt die Sängerinn der Lenze,
Die Melodien
Ergoß, ſobald, im Schooſe Veilchenkränze,
Der May erſchien.

Sie, deren Lied mich oftmals überraſchte,
Wenn ich, erfreut
Durch das Geſchwätz des Baches, Reime haſchte,
Zur Abendzeit.

Wie ſcholl es durch die grünen Buchenreihen,
Am Silberquell,
Im Streit mit eiferſüchtigen Schallmeyen,
Weitwirbelnd hell!

Dann lauſchten oft die jugendlichen Bräute,
Durch ſie gewiegt
In Zärtlichkeit, und an des Lieblings Seite
Sanft hingeſchmiegt.

Sie lauſchten, bis die heiſre Abendglocke
Im Dorfe ſchwieg,
Und Heſperus, mit ſilberfarbner Locke,
Dem Meer entſtieg.

VIII.

Elegie auf eine Roſe.

Die ſchönſte Roſe, die der Lenz gebar
Und Zephyr küßte, liegt
Mit welkem Buſen, mit zerſtreutem Haar
Am Boden und zerfliegt.

Ihr, die, mit voller Wang', am Morgenroth,
Die Schweſtern überſtrahlt:
Ihr hat jetzt, da der Tag entflieht, der Tod
Die Wange bleich gemalt.

Entpurpert liegt ſie da! Der Schmetterling,
Der, als ihr Reiz begann,
Voll Lüſternheit an ihrem Buſen hieng,
Blickt ihren Reſt kaum an.

Der Weſt, der ihr ſo oft, von Lieb' erhitzt,
Manch ſüßes Küßchen ſtahl,
Der loſe Flatterer, verläßt ſie itzt
Und tändelt durch das Thal.

Du dufteteſt an keines Mädchens Bruſt,
In keines Mädchens Haar,
Du arme Roſe, die der Flora Luſt,
Der Neid der Schweſtern war!

Von einem Wirbelwind ringsum bestürmt
Sank sie zur Erde hin,
Als Donner sich am Himmel aufgethürmt,
Lyäens Lieblingin.

Kein Amor bettet je in ihren Schoos! —
Selinde kam und sprach,
Indem ein Thränchen ihr vom Auge floß:
Das schöne Blümchen, ach!

Bardengesänge.

I.

Der deutſche Jüngling

bey dem Anbruch des Morgens.

Kaum glänzt mehr
Durch den Wald der Morgenſtern:
Hurtig auf!
Denn der Morgen iſt nicht fern.

„ Dieſer Pfeil
Iſt dem erſten Hirſch beſtimmt,
Wenn er mir
Und dem Tod entgegen kimmt.

Aber ach! —
Der Gedanke macht mir Schmerz; —
Träfe doch
Dieſer Pfeil ein Römerherz!

Feige, ha!
Bleibet nur im Kapitol!
Daß zuletzt
Deutſchland ſorglos werden ſoll!

Kommt, verſuchts!
Kommt nur noch einmal hieher!
Aber dann
Seht ihr euer Rom nicht mehr!

Denn ſeitdem
Euch der deutſche Hermann ſchlug
Und den Tod
Euch in euern Buſen trug,

Wurden wir
Mehr zum Streit und Kampf geſchickt,
Und kein Pfeil
Ward auf Hirſche abgedrückt,

Der uns nicht
Euch gewiſſer treffen lehrt,
Und die Wuth
Gegen euer Volk empört.

Kommt, und dann
Jagen wir nicht mehr im Hain;
Ja, der Pfeil
Soll für Römerherzen ſeyn.

II.

Vor dem Angriff.

Da ſtehn ſie, warten auf den Tod,
Der ihnen aus der Hand
Der angefochtnen Freiheit droht,
Auf deutſchem Vaterland.

Armſeelge Römer! wißt ihr nicht,
Daß für der Freiheit Recht,
Der gute Wodan ſelber ficht
Und ihre Freunde rächt?

Ihr ſollt es ſehen! — Ha! der Ton
Von Rhingulphs hohem Lied
Singt eure Niederlage ſchon,
Noch könnt ihr fliehen — Flieht!

Hinab, hinab ins Todtenfeld!
Ihr Brüder! Rhingulph ſingt,
Und — ſeht ihr Brüder? unſer Held
Der tapfre Hermann winkt. —

III.

An sein Mädchen,

vor der Schlacht.

Noch einmal, Adelgund, schließ' ich
An den erhitzten Busen dich,
Und eile dann zum Streit;
Wo, von gerechter Wuth entbrannt,
Der Deutsche sich dem Vaterland
Und seiner Freiheit weiht.

Du bleibe hier, den Streit zu sehn;
Und, wag' ich es zurückzugehn,
Dann zieh den Bogen an
Und jage mir den Pfeil ins Herz!
Denn sterben unter Schimpf und Schmerz
Soll jeder feige Mann.

Doch kehr' ich wundenvoll zurück,
Und nach dem Streit; dann darf mein Blick
Dir erst willkommen seyn;
Und bringt man mich, die Brust durchbort,
Dann senke mich am Hügel dort
Dort bey den Eichen ein. —

Doch klage nicht! ich trinke dann
Bey Vater Thuisko, Teut und Mann
Aus weiten Schaalen Bier.
Man klage bey der Feigen Grab!
Ich aber lächle dann herab,
Geliebteſte, zu dir!

Und — aber ha! der Barden Lied!
Auf! Meine ganze Seele glüht
Und tobet gleich dem Streit.
Hörſt du der Hörner Schmetterton?
Heil mir! die Pferde wiehern ſchon,
Heil unſrer Tapferkeit!

IV.
Nach der Schlacht.

Komm Adelgund, und ſinck mit Luſt
An meine hochgeſchwollne Bruſt,
Mir deinen Kuß zu geben;
Saug' aus der Wunde mir das Blut,
Die in der Blindheit ſeiner Wuth
Ein Römer mir gegeben.

Der Feige, Niederträchtige!
Da lag er, heulte, winſelte
Im Blute ſeiner Wunden,
Und bat mit ſchmeichleriſcher Stimm',
Bis ich, gerührt von Mitleid, ihm
Die blutge Bruſt verbunden.

Und nun — o Niederträchtiger!
Kaum blutete die Bruſt nicht mehr,
Da zog er ſeinen Bogen:
Ich ſah es, aber wie der Blitz
War, da ichs ſah, des Pfeiles Spitz
Mir in die Bruſt geflogen.

Der Pfeil war matt, nur wenig Blut
Entfloß der Wunde; voller Wuth
Rief ich: ha, feiger Römer!
Ich kenne dich und dein Geſchlecht,

Wie hinterlistig es sich rächt;
Stirb niederträcht'ger Römer!

Da flog mein Schwerdt, die Scheitel war
Gespalten; blutig flog sein Haar
Und röchelnd fiel er nieder; —
Verzeiht, daß ich mein Schwerdt entehrt,
Und auf Verwundete gekehrt,
Ihr meine deutschen Brüder!

Auch du verzeih' mir, Adelgund,
Die andern waren noch nicht wund,
Die dieses Schwerdt gespalten;
Nun haß' ich euch ohn' Unterlaß,
Ihr Römer, nie soll dieser Haß,
Als erst mit mir erkalten.

Nimm dieses Band, o meine Lust,
Das ich von eines Römers Brust,
Den ich erlegt, gerissen! —
Doch nicht das Band, die Wunde hier
An meiner Stirne mußt du mir,
Geliebtes Mädchen, küßen.

O welche Wollust ist es nun
An deinem Busen auszuruhn,
Von Streit und blutgen Siegen!
Teut, der dem Kampfe zugesehn,
Verschaffet deutschen Jünglingen
Zum Lohne solch Vergnügen!

V.

Adelgunde nach dem Abſchiede ihres Jünglings.

Mein Edgar! — grauſam, reißet er
Sich weg aus meinem Schoos,
Und ſtürmt mit Deutſchlands Heldenheer
Auf falſche Römer los.

Was fühlt' ich, als zum letztenmal
Er meine Hand gedrückt!
So wird vom letzten Sonnenſtrahl
Der Eichenhain erquickt!

Ach, dürſtend nach dem Blute zieht
Dem Feind er ins Geſicht! —
Mein thränend, forſchend Auge ſieht
Weit hin, und — ſieht ihn nicht.

Laß Thränen rollen! — Ach, vielleicht,
Siehſt du ihn niemals mehr;
Wenn ihn des Todes Arm erreicht
Und eines Römers Speer. —

Noch wachet ihr, Unſterbliche,
Für unſer Vaterland!
O gönnet uns noch Jünglinge
Zu tapferm Widerſtand!

Zwar hat er viele Thaten ſchon
Walhallas werth gethan,
Und ſoll vielleicht noch heut den Lohn
Der Tapferkeit empfahn.

Vielleicht krönt dieſer Tag ſein Glück! —
Doch nein, ihr Götter, ohne mich
Genießt er kein vollkommen Glück:
Ich dann, dann ruft auch mich!

In becherreicher Mitternacht,
Wein' ich an ſeinem Grab';
Ein holder Schatten ſtrahlt und lacht
Vom blauen Zelt herab,

Und winkt — Mein ungeduldger Geiſt —
Es hindern ſeinen Lauf
Des Körpers Feſſeln nicht — er reißt
Sich ſiegeriſch hinauf;

Und fliegt ihm nach in Mannus Reich
Auf Windesflügeln hin! —
Dann dünk' ich mich den Göttern gleich,
Wenn ich bey Edgar bin!

VI.

Edgar an Adelgunden.

Ja, liebes trautes Mädchen, ganz
Gehör' ich dir nun wieder!
Gesichert ist der heilge Tanz,
Die Chöre froher Lieder.

Sieh, von der Freiheitsfeinde Schwarm,
Die unsern Hain entweihet,
Hat dieser und der Götter Arm
Das Vaterland befreiet!

Nun darf nicht, wenn im Rosenkranz
Wir Herthas Fest begehen,
Ein Kreis von Kriegern um den Tanz
Mit blanken Schwerdtern stehen.

Gesichert kann die Heerde nun
Durch fette Fluren ziehen,
Unaufgeschreckt im Schatten ruhn,
Wenn Sommersonnen glühen.

Und will, wenn vor Aurorens Schein
Die Sterne kaum verbleichen,

Ein Jüngling in den Eichenhain
Der Uhre Sitz erſchleichen:

So ſpäht ſein forſchendes Geſicht
Nicht erſt, wenn Blätter rauſchen,
Ob hinter dem Gebüſche nicht
Argliſtge Feinde lauſchen.

Und, Adelgunde, ſitzen wir
Im milden Mondenſcheine,
Zerfloßen ganz in Liebe, hier,
In dem beglänzten Haine:

So ſchrecket keines Feindes Pfeil
Uns aus den ſüßen Träumen,
Wir ſingen unſrer Liebe Heil
Den aufmerkſamen Bäumen.

O laſſe heißen Herzensdank
Dem Sieger Wodan hören!
Laß durch den lauten Siegsgeſang
Den Vater Teut uns ehren!

Mein blutgeſättigt Schwerdt, das du
Mir ſelbſt einſt umgehangen,
Soll nun, von dir bekränzt, in Ruh
An dieſer Eiche hangen!

Und ihr, in deren Faust noch heut
Der Freiheit Schwerdt geblitzet,
Und die ihr nun mit Mann und Leut
Am Göttertische sitzet,

Das euch schon frische Kränze wand,
Verschmäht nicht seine Lieder,
Liebts ferner — euer Vaterland,
Und segnet eure Brüder!

Romanzen

des Ritter Lopetz.

I.

Neues Rehburgiſches Lied,

oder wunderliches und doch wahrhaftes Abentheuer von einem Ritter, Lopetz genannt, und von einem Drachen, ſo vor Memphis gelegen hat.

Gedruckt zu finden bey dem Geſundbrunnen zu Rehburg.

O edler Rittersmann,
Der Drachen ſey vergeſſen!
Hier habet ihr zu eſſen!
Nehmt auch ein Trünklein an,
Und Einſiedlersgerichte
Milch, Käſ' und gute Früchte.

So ſprach, in Ruh gefaßt,
Ein Heilger, der ſein Leben
Der Einſamkeit ergeben,
Zu dem vornehmen Gaſt,
Der ſeufzte, wenig ſpeiſte
Und in Gedanken reiſte.

Murmelnd in ſich hinein,
Sprach er: o Rache, Rache!
Vermaledeiter Drache! —
Zum Zorne kam der Wein,
Der bracht' in ſeine Glieder
Die Lebensgeiſter wieder.

Herr, hub er endlich an,
Ihr habt in eurer Hütte
Mir jetzt, auf meine Bitte,
Durch Waſchen wohl gethan,
Mit Balſam mich begabet
Und meinen Mund gelabet.

Habt auch, zu neuem Streit,
Mein tapfres Roß geſchwemmet
Und ſeinen Schweif gekämmet.
Vernehmt, zur Dankbarkeit,
Durch was für Wunderthaten
Ich bin hieher gerathen.

Ich Lopetz Lobeſan,
Von hohem Stamm geboren,
Ein Ritter auserkoren,
Beſtreite, wo ich kann,
Die groben Ungeheuer
Und reiſ' auf Abentheuer.

Nun ritt' ich weit von hier,
Und ſah die goldnen Spitzen
Von hundert Thürmen blitzen:
Kam mir wie Memphis für,
Und davor lag ein Drache,
Der hielte gute Wache.

Ich hieß ihm ſchlecht und recht,
Das Thor mir aufzuſchließen;
Dieß ſchien ihm zu verdrießen
Und es kam zum Gefecht.
Gleich einem ganzen Heere
Focht ich mit einem Speere.

Der Drache wehrte ſich;
Vor Grimm wollt er zerplatzen,
Und fiel mit beiden Tatzen
Auf mein Pferd und auf mich.
Da hab' ich ihm die Klauen
Gleich, krix krax, abgehauen.

Halb flatternd, halb im Lauf,
Schlug er mich mit dem Schwanze.
Ich fieng mit meiner Lanze
Des Schwanzes Zacken auf;
Da zappelt' er vor Schmerzen
Und winſelte von Herzen.

Drauf riß er auf ſein Maul,
Und wieß mir ſeiner Fänge
Ganz ungeheure Menge.
Doch Lopetz war nicht faul,
Und ſprach: wir wollens wagen,
Die Fäng' ihm auszuſchlagen.

Und das gelang mir auch,
Denn ich ergriff in Eile
Die erst die beste Keule.
Er hauchte giftgen Rauch;
Ich schmetterte dem Drachen
Die Keul' in seinen Rachen.

Und schlug ihm Zahn vor Zahn
In hundert tausend Stücken.
Da lag er auf dem Rücken
Und sah mich kläglich an,
Als bät' er um sein Leben
Und wollte sich ergeben.

Ich ritt ihm etwas nah.
Aus seinem offnen Munde
Floß Blut aus mancher Wunde.
Doch eh' ich mich's versah,
War Pferd und Mann verschlungen
Und in den Schlund gedrungen.

Ich konnte nicht zurück,
Mein Pferd war frisch und munter,
Drum eilt ich nur hinunter,
Und kam im Augenblick
Durch ungemeines Jagen
Bis in des Drachens Magen.

Der Ort ſtund mir nicht an,
Ich ritte fort, doch immer
Ward meine Straße ſchlimmer
In der Gedärme Bahn,
Weil ich verſank und glitt,
So wie ich weiter ritt.

Da ward ich heiß von Zorn,
Und ſchwur durch Hau'n und Stechen
Den Drachen aufzubrechen,
Gab meinem Pferd die Sporn
Und ſtach mit Schwerdt und Speere
Ins Kreuz und in die Queere.

Nun merkt' ich endlich klar,
Daß ſich der Drache regte
Und fliegend ſich bewegte
Mit ſeinem Flügelpaar,
Um mich vor allen Dingen
Vor Memphis wegzubringen.

Drum iſt er übers Meer
Hoch durch die Luft gezogen,
Und iſt mit mir geflogen
Hier an den Tagus her.
Ehrwürdger, eurentwegen
Iſt das mir wohl gelegen.

Weil ich nun immerfort
Mich tummelte mit Lärmen
In meines Feinds Gedärmen
Bis hier an diesen Ort,
So schleß er mich in Kiste,
Die glichen lauterm Gifte;

Ward selbst vor Schmerzen krumm
Ob aller seiner Mühe;
Wusch mich mit böser Brühe
Und wand mich um und um,
Und wollte mich ersticken
Recht unter seinem Rücken.

Des hatt' er keinen Lohn,
Denn ich fiel sammt dem Pferde
Aus seinem Bauch zur Erde,
Der Drache flog davon.
Ich eil' ihn einzuholen.
Mein Herr, seyd Gott befohlen!

II.

Ein ſchönes neues Rehburger Lied,

und zwar weltlich nach alter deutſcher Weiſe komponiret: oder erbärmliche Hiſtoria von der keuſchen Iſmene, die ſich vor Jahren in Egypten-land wahrhaftig zugetragen hat, und von ihrem getreuen Liebhaber dem Ritter Zerbin, von welcher Hiſtoria in dem Meiſterſänger Arioſto im 29ten Geſange, obwohl fälſchlich, ein mehreres zu leſen.

Melodey.

Schönſte, thu es bekennen,
Wenn ich dir darf nennen ꝛc.

Es fochte für Iſmenen,
Dem Ausbund junger Schönen,
Der Ritersmann Zerbin.
Der Tapfre ward zur Leiche
Durch falſcher Kämpfer Streiche,
Sank todt am Nil dahin.

Iſmene, hochbetrübet,
Gab dem, den ſie geliebet,
Den keuſchen Abſchiedskuß
Und netzte ſeine Wunden,
Die ſtarrend offen ſtunden,
Mit einem Thränenguß.

Sie trug des Herzens Jammer
In ſeines Grabes Kammer,
Wo ſie die Wohnung nahm,
Rang kläglich ihre Hände,
Sucht' ihres Kummers Ende
Und ward ſich ſelber gram.

Sie täuſcht' an einem Morgen
Der treuen Hüter Sorgen
Und lief, voll Phantaſey,
Hinaus aus Memphis Fluren,
Lief weit auf öden Spuren
In eine Wüſteney.

Da ſprang aus dürren Sträuchen,
Mit Schnauben und mit Keichen,
Ein Räuber auf ſie ein;
Ein Türk, ein Hund an Sitten,
Drum war umſonſt ihr Bitten,
Ihr Flehn, ihr Hülfeſchreyn.

Gleich wie die Adler hauen
In Lämmer ihre Klauen,
Nahm er Ismenen feſt.
Den Arm um ihre Hüfte,
Trug er ſie durch die Lüfte,
Hoch in ſein Räubernest.

Ach, sprach sie, ach mir Armen,
Laß meiner dich erbarmen,
Laß mich von hinnen gehn!
Nein, sprach mit vollem Grimme,
Mit rauher, garstiger Stimme,
Nein, sprach der Saracen.

Und riß ihr Kleid in Stücken,
Das seinen giergen Blicken
Verbarg die keusche Brust.
Sie zappelt vor dem Raube,
Gleich der erhaschten Taube:
Er glüht vor wilder Lust.

Des groben Mundes Küsse
Sind eines Stieres Bisse,
Er rast, den Sieg im Sinn:
Da sinkt Jsmen', erblasset,
Von seinem Arm umfasset,
An seinen Busen hin:

Und Puls und Odem stocken,
Der Räuber steht erschrocken;
Doch sie erholet sich,
Und spricht mit sanften Tönen
Zum rauhen Saracenen:
Freund, ach verschone mich!

Verlangst du mein Verderben,
Wohlan so muß ich sterben,
Denn ich gehöre dir.
Doch willst du mich erhalten,
Und soll ich nicht erkalten,
So wende dich von mir.

Zerbin verlor sein Leben;
Jetzt bin ich dir ergeben.
Such nur der Ohnmacht Frist:
Laß mich erst meiner pflegen,
Wenn dir etwas gelegen
An meinem Leben ist.

Soll deine Magd dir nützen,
Durch ihre Kunst dich schützen,
So gönn' ihr jetzo Ruh,
So richt' ich dir inzwischen
Von seiner Kräuter Büschen
Ein köstlichs Tränklein zu.

Will es mit Wurzeln kochen,
Dir machen Haut und Knochen
Durch Kräfte wunderlich,
In gut und bösen Stunden,
Gewiß vor allen Wunden
Und fest vor Hieb und Stich.

Es koſtet dieſe Brühe
Viel Kunſt und lange Mühe,
Iſt wohl ein rechter Schatz.
Ich will ſie nach acht Tagen
Dir vor die Augen tragen,
Allhier auf dieſem Platz.

Mit aufgeſperrten Ohren,
In Lüſternheit verloren,
Hört ihr der Räuber zu,
Und ſpricht: koch, aber wiſſe,
Daß ich erſt dein genieße
Nach meinem Willen thu.

Iſmene ſpricht: mit nichten!
Die da will das verrichten,
Was ich bereite fein,
Muß, wie es ſich gebühret,
Von Männern unberühret,
Muß eine Jungfrau ſeyn.

So pflücke flugs die Kräuter,
Sprach hier der Räuber weiter;
Und zitternd gieng ſie fort
Nach Kräutern, die ſie ſahe:
Er blieb ihr immer nahe
An dem und jenem Ort.

Ein Tag gieng nach dem andern
Mit Pflücken, Fragen, Wandern
Und Kochen langsam hin.
Der achte Tag! der achte!
War, was der Räuber dachte:
Sie dacht' an dich, Zerbin!

Und murmelt in der Stille:
Du Räuberhund, dein Wille
Soll warlich nicht geschehn!
Nein, lieber will ich sterben,
Als lebend in Verderben
Und Schanden untergehn.

Er höret sie Ave beten,
Und denkt, dieß ist vonnöthen,
Der Trank geräth sonst nicht;
Drum zähmt er sein Verlangen,
Schweigt und hält sie gefangen
Vor seinem Angesicht;

Vergisset Raub und Jagen,
Und ihn kann nur behagen
Der schönen Wangen Zier:
Sieht dennoch nicht ihr Leiden,
Läßt sich sein Auge weiden
Und blinzet wild nach ihr.

Bey heitrem Morgenlichte,
Mit heitrem Angeſichte
Iſmene nun erſchien,
Und trug mit Mienen holde
Den Trank in lauterm Golde
Dem Saracenen hin.

Hoch um die freie Stirne
Thürmt ſich der weißen Dirne
Friſch aufgebundnes Haar;
Ihr Hals, den nichts beflecket,
Stellt ſich ganz unbedecket
Zum erſtenmale dar.

Nun, ſprach ſie, komm und koſte
Von dieſem Kräutermoſte!
Es kann kein Rebenſaft
Im Becher ſchöner blinken;
Du magſt ihn ſicher trinken:
Jetzt prüfe ſeine Kraft!

Daß er kein Gift verſtecket,
Das ſey an mir entdecket,
Ich trinke ſelbſt dir zu,
Und feſt vor Stahl und Eiſen
Folg ich dir nun auf Reiſen,
Und fechte, ſo wie du.

Du ſollſt, wenn ich der Gabe
Des Tranks genoſſen habe,
Mir nach den Halſe hau'n:
Wirſt nicht die Haut durchdringen,
Dein Schwerdt wird nicht zerſpringen,
Und du ſollt Wunder ſchau'n.

Das Krucifix am Munde,
Sprach ſie zu dieſer Stunde
Der Chriſten letztes Wort,
Und trank: Nun hau! Er traute
Dem ſchönen Mund und haute —
Iſmenens Kopf flog fort;

Flog fort; befreit von Quaalen,
Gefeſſelt von heißen Strahlen
Des Blutes fiel er hin,
Sprang dreymal auf und nieder,
Verſchloß die Augenlieder,
Und nannte dich: Zerbin!

Harlekin und Kolombine,

eine Geſchichte die ſich in einem Thal ohnweit Bergamo zugetragen.

Parodie von Hermin und Gunilde des Herrn Raſpe.

Es iſt die ſtolze Kolombine
Von der mein Lied erſchallt,
Ihr Bild beſeelt mich auf der Bühne
Mit zaubriſcher Gewalt.

Sie glänzte, wie die helle Sonne,
In friſcher Morgenluft.
Ihr Reiz goß um ſich Luſt und Wonne,
Wie Stutzer ſüßen Duft.

An ihr war alles ſchön zu küßen,
Wuchs, Auge, Bruſt und Haar.
Wenn man ihr Alter wollte wiſſen,
So ſprach ſie: ſechzehn Jahr.

Der matte Greis, gebückt zur Erde,
Sah ſie und ward Gefühl,
Der Knabe ſprang vom Steckenpferde
Und ſann auf beßres Spiel.

Doch in des Jünglings zarten Herzen,
Dort erſt, dort tobte ſie!
Erregte, wie im Buſen Schmerzen,
Im Kopfe Phreneſie.

Vor andern rührt ſie Harlekinen,
Wie wallt ihm Herz und Blut!
Allein, wie ſollt' er ſie verdienen?
Zu reden fehlt ihm Muth!

Denn nie wagt er es, ihr zu klagen,
Wie ihm ums Herze ſey.
Neu war er und verliebt, o Plagen,
Er war verliebt und neu!

Verliebt und neu, ſtrahlt auf den Wangen
Der ſchwarzen Jugend Pracht,
Die unſers Harlekins Verlangen
Noch ungleich ſchöner macht.

So neu, das heißt geſchickt, zu lieben,
Gewiß ein Thor zu ſeyn:
Von blinder Kühnheit angetrieben,
Die Dichtkunſt oft entweihn.

Verhaßte Reimer aller Zeiten,
Sag ich damit zu viel?
Durch Amor ließt ihr euch verleiten,
Und ſchriebt mit ſtumpfem Kiel.

Zu tauſend wunderlichen Dingen
Verführt uns ſeine Macht.
Quixoten haben ſeine Schwingen
Zum Streiten angefacht.

Mein Held, ein Denkmal gleicher Triebe,
Wie blöd und doch wie ſtumm!
O ſeht, es kehrt die Macht der Liebe
In einem Huy ihn um!

O ſeht, wie kühn er ſich entſchließet:
Die Blödigkeit wird Muth.
Seht, wie ſein Herz ihm überfließet,
Seht, was der Teufel thut.

Wie, nicht vom Vater mehr gehütet,
In Jena ein Student,
Kaum angelangt, ſchon mächtig wütet
Und keinen Zügel kennt:

So klagt, nach überwundnen Schranken
Des Kleinmuths, Harlekin.
Nun, Kolombine, wirſt du wanken?
Fort, Mädchen, fort flieh ihn.

Sie wird gewißlich unterliegen;
Welch Mädchen würd' es nicht?
Sie bleibt und hört ſchon mit Vergnügen,
Wie er von Liebe ſpricht.

Doch nein, sie spricht mit stolzem Muthe:
Nur ein Soldat ist schön,
Den Gold am Kleid und Gold am Hute
Weit über dich erhöh'n.

Ein ächter Roland, der im Kriege
Nie schimpflich unterlag,
Und dessen Faust, gewohnt zum Siege,
Oft Feindes Hälse brach.

Wiß', daß kein Milchbart mich erlanget,
Des Muth nur Fliegen fängt,
Dem, wenn sein Rock mit Flecken pranget,
Ein Bret zur Seite hängt.

Drum zeuch im Kampf zum Türkenlande,
Wo Pfahl und Säbel dräu'n.
Dort lernst du im Soldatenstande
Erst meiner würdig seyn.

Wird dich Montur und Degen zieren,
Mein guter Harlekin,
Dann kannst du Gegenliebe spüren;
Und hiermit floh sie ihn.

Hier blieb er, wie von Blitz betäubet,
Beschämt, fast fühllos stehn;
Sieht nicht, wo Kolombine bleibet,
Vergißt ihr nachzugehn.

Doch endlich weckt die Macht der Schmerzen
Den armen Harlekin,
Und da ſeufzt er mit vollem Herzen:
Wo iſt das Mädchen hin?

Wo ſoll ich ſie, wo Mitleid finden?
Um mich iſt Dunkel! Ha!
Muß dieſer Stern ſobald verſchwinden?
Numi, non v'e pietà?

Wär' nur die Liebe mit verſchwunden,
Die ſie in mir erregt.
Ach, kein Barbier heilt dieſe Wunden,
Die jetzt ihr Stolz mir ſchlägt.

Er miſcht mir Gift in meine Freuden.
Mein Kopf iſt wüſt und leer.
So groß, ſo ſtark ſind meine Leiden;
Kaum ſchmeckt der Wein mir mehr.

Mit ſolcher Wehmuth und mit Thränen
Wählt' er ſich einen Wald,
Nicht fern vom Hauſe ſeiner Schönen,
Zum künftgen Aufenthalt.

Da miſcht' in ſein betrübtes Stöhnen,
Mit ſüßer Harmonie,
Der Rabe ſich mit traur'gen Tönen,
Und ſang aus Sympathie.

Und er warf ſich bey hohen Bäumen
Ins Gras, vom Laufen matt,
Und ſprach: Ich will ein bischen träumen.
Das füllt ein ganzes Blatt!

Gleich hört' er eine Stimme ſingen,
Den lieblichſten Tenor;
Und, ohne Worte zu verſchlingen,
Sang ſie ihm ſeufzend vor.

Sie ſeufzt, mit Troſt ihn zu beleben:
(O welche Seltenheit!)
Willſt du dem Kummer dich ergeben,
In oder Einſamkeit?

Verzweiflung iſt das Loos der Thoren.
Wiß, daß die Roſen blüh'n,
Groß, wie das Ey, das dich geboren,
Steh auf, o Harlekin!

Er that es. Alle Glieder beben.
Es fängt ihn an zu graun.
Mit Teufel glaubt er ſich umgeben
Und fürchtet ihre Klaun.

Doch bald entfliehen Nacht und Kummer,
Die Luft wird aufgeklärt,
Wird ſo, wie ein geſottner Hummer,
Von Schwarz in Roth verkehrt.

Dieß Bild ſtärkt unſrem Harlekine,
So wie ſein Traum, den Muth.
Er ſpricht: die Sonn' iſt Kolombine,
Und ſchön iſt ihre Glut.

Sie war ein Weilchen ausgegangen
Und ſtellt ſich wieder ein:
So wird mein zärtliches Verlangen
Auch Kolombinen freu'n.

Der Hofnung will ich mich ergeben
Und ihr mich gänzlich weihn:
Als ein arkad'ſcher Schäfer leben,
Bebändert, hübſch und fein.

Er that's. Nun hatt' er Stab und Flöte,
Sang, wie ein Tauber girrt;
Schwärmt' um ihr Haus, wie ein Poete
Um einen Gaſthof irrt.

Nicht lang umſonſt. Denn welch Entzücken,
O welch ein Hofnungsſtrahl!
Er hat das Glück, ſie zu erblicken
Am Ententeich im Thal.

Und, was noch ſeine Freude mehret,
Das Mädchen war allein.
Ja, wenn ſie nun ihn nicht erhöret,
So muß ſie Marmor ſeyn.

Ach, Schönſte, laß mich Liebe ſpüren!
Spricht er, geſtürzt aufs Knie:
Ach, kann dich mein Verdienſt nicht rühren,
Iſt es verlorne Müh?

Warum willſt du mich von dir weiſen?
Zum Türken hin von dir!
Ich habe keine Luſt zum Reiſen,
Mein Schätzchen, laß mich hier!

Laß mich vor deinen Augen ſiegen:
Dann iſt kein Sieg mir ſchwer.
Ich will ein ganzes Heer bekriegen,
Ich freß' ein ganzes Heer.

Wenn Pantalon, der alte Drache,
Und Pierrot um dich ſeyn,
Dann ſpott' ich kühnlich ihrer Wache,
Dann thu' ich dich befrei'n.

Es ſteh' ein Schlingel auf und ſpreche
Was Schimpfliches von dir:
Er ſoll es ſehn, wenn ich dich räche,
Ich ſey nicht von Papier.

Es ſoll mein Arm, gleich Donnerkeilen,
Des ſtolzen Feindes Kopf,
Wie Rüben, von einander theilen;
Ich bin fürwahr kein Tropf.

Für dich lauf' ich ins wärmſte Feuer
Und hab auf Schmerz nicht Acht;
Mein Buckel iſt mir nicht zu theuer,
Ihn ſtärkt der Liebe Macht.

Probiere mich und meine Liebe,
Der nichts unmöglich iſt,
Wenn du mit gegenſeitgem Triebe
Gerecht, barmherzig biſt!

Gerecht? ſprach ſie. Ey, laß doch ſehen,
Was deine Liebe kann?
Da, ſieh den Stein von jenen Höhen!
Trag ihn den Berg hinan!

Hier warf ihn einſt, mit mächtgem Knalle,
Stark, wie ein Bombenſchuß,
Der Aetna her. Ihn nennen alle
Den Stein des Syſiphus.

Ihn bringt kein Menſch von dieſer Stelle
Auf jenen Hügel hin,
Iſt er kein wahrer Junggeſelle:
Es ſitzen Teufel drinn.

Ein Pater hat es einſt gewaget;
Doch da ward offenbar,
Da er, wie andre, hier verzaget,
Daß er ein Heuchler war.

Nach ihm hat keiner sich gefunden,
Bis auf den heutgen Tag,
Der es zu thun sich unterwunden,
Zu aller Männer Schmach.

Geruhen sie vielleicht zu scherzen?
Frug schüttelnd Harlekin.
Ich spaße nicht. — Mit frohem Herzen
Hüpft' er zum Steine hin.

Gleich — Kolombine — sollst du — sehen —
Daß ich — ein Wunder sey —
Gerecht — und artig — mir gestehen —
Daß ich recht funkelneu.

Und dann — Hier blieb die Rede stecken —
Er kam dem Steine nah,
Den groß, zehn Stutzer abzuschrecken,
Er vor sich liegen sah.

Mit bangen Schritt, mit stillen Blicken,
Mißt er Gefahr und Stein.
Sollt' ihn nun das Gewissen drücken?
Er dünkt sich engelrein!

Im tiefen Schlaf liegt sein Gewissen,
Er setzt schon wirklich an,
Zu sehn, ob mit gestemmten Füßen
Ein Ruck ihn heben kann.

Er ächzt, und Aug und Ader ſchwillet,
Und jeder Muskel bebt,
Weil Hexerey, in Stein verhüllet,
Ihm mächtig widerſtrebt.

Doch, Trotz ſey ihrem Widerſtreben!
O Wunder, Harlekin
Iſt ſtark genug, ihn aufzuheben:
Doch bringt er ihn auch hin?

Gewiß, der Stein muß ihn erdrücken;
O Himmel, welche Laſt!
Tief muß er ſich und tiefer bücken,
Als Schmeichler im Palaſt.

Er wankt davon mit ſchwerem Schritte,
Nichts hält den Jüngling auf.
Doch unter uns — kaum in der Mitte
Bereut ihm ſchon der Kauf.

Sie folgt ihm mit entbrannten Blicken,
Fühlt nie empfundne Glut:
So ſieht ein Krämer mit Entzücken
Den Sohn im Doktorhut.

Sie denkt: Ich will von ganzem Herzen —
Ja, ja, er ſoll mich frei'n.
Doch, ach, er purzelt — welche Schmerzen!
Und ihn begräbt der Stein.

Schnell eilt sie hin. Die Arme flieget
Umsonst, ihn zu befrei'n.
So schwer, als ein Betrunkner, lieget,
So schwer liegt auch der Stein.

Was, Himmel, ist nun anzufangen?
Voll Tiefsinn bleibt sie stehn,
Und kneipt sich in die vollen Wangen,
Ob sie nicht träumt, zu sehn.

Doch jammervolle Wahrheit sieget
Und zeigt ihr, daß sie wacht.
Die Täuschung, die sie tröstlich trüget,
Verliert bald ihre Macht.

Sie seufzt mit zärtlichem Verlangen
Und weinet bitterlich;
Und nun entfärbten ihre Wangen,
Wie Gras im Herbste, sich.

Allein umsonst war jede Thräne,
Die ihr vom Auge quoll.
Wie fürcht' ich für die gute Schöne!
Man hüte sie ja wohl!

Sie kann die Leiden nicht vergessen,
Sie hat nicht Rast, nicht Ruh;
Sie kann nicht trinken und nicht essen:
Du armes Mädchen, du!

Ein Gleichniß — Henker auf dem Throne
Plagt so der Unschuld Blut;
Es schützet sie nicht Heer, nicht Krone
Vor des Gewissens Wuth.

Es mengt sich in der Schurken Freuden,
In Lust und Tanz und Wein,
Verzweiflung, Angst, und Gram, und Leiden,
Und Schmerz und Quaal und Pein.

Und ahmt gleich Kajus den Gewittern
Durch Feuermörser nach;
So muß er bebend doch erzittern,
Sein Donner ist zu schwach.

Zu Tanze gieng nicht Kolombine,
Auch donnerte sie nicht;
Stets war der Schwermuth Todtenmiene
Auf ihrem Angesicht.

Ganz öffentlich ihr Leiden klagen
Will sie, und läßt sogleich
Ein schwarz gefärbtes Bänkchen tragen
Ins Thal zum Ententeich.

Sie quält durch traurige Gesänge,
Wie dieser ungefähr,
Von mattem Vers und ew'ger Länge,
Die Bauern um sich her.

Denn früh erſchollen ihre Lieder
Und ſpät von ihrer Bank.
Und Wald und Thal ertönten wieder
Der Stimme Silberklang.

Das größte ihrer Kümmerniſſe,
Das ſie verzweifelnd macht,
War, daß ſie's nicht, wie Heloiſe
Und Julie gemacht.

Hier hat ſie ganze Eimer Zähren
Dem Harlekin geweiht,
Oft Makaronen, ihn zu ehren,
Auf ſeine Gruft geſtreut.

Ja, darf man alten Weibern trauen,
So ſchwärmt in blaßem Schein
Des Nachts, in fürchterlichem Grauen,
Ihr Geiſt noch um den Stein,

Und ſeufzt noch jetzt um Harlekinen
Bey Bergamo im Wald,
In nun verödeten Ruinen,
Der Eulen Aufenthalt.

Da macht die Furcht dem Wandrer Flügel.
Leſt nicht den Siegfried mehr;
Leſt ferner nicht den Eulenſpiegel!
Hier, hier iſt mehr, als er!

Zwey
Romanzen.

I.

Die Warte.

Lies nicht! — Entſetzen, Grauſen wird
Sonſt, Leſer, dich ergreifen,
Wie, wenn durch bebend Eſpenlaub
Gewitterwinde pfeifen.

Einſt gieng im bleichen Mondenſchein
Ganz einſam ich ſpazieren;
Denn, ach ein Mädchen hab' ich nicht,
Sonſt müßte dieß mich führen!

Bey einer Warte führte mich
Mein Mißgeſchick vorüber;
Ein ſchneller Schauer faßte mich
Beym Kopfe, wie ein Fieber.

Ein hager ſchielend altes Weib
Saß unten an der Pforte.
„Wohin ſo ſpät, mein junger Herr?“
Ach, dort nach jenem Orte!

Die Nachtigallen ſollen dort
In ſüßen Chören ſingen.

„Ach, sprach sie und nahm mich beym Arm,
„Laßt Nachtigallen singen.“

So bebte dem Franzosen nicht
Vor Roßbach Leib und Seele,
Als mir, denn ach, sie schleppte mich
In eine grause Höhle.

„Ihr zittert? Schämet Ihr euch nicht?
„Setzt euch ein wenig nieder!
„Für Langerweil' erzähl' ich was,
„Isis aus — dann geht Ihr wieder.

„Ihr seht, hieher bin ich gebannt,
„Ich bin's seit zehen Jahren!
„Durch meiner eignen Tochter Schuld —
„Wie so, sollt Ihr erfahren!

„Sie war so schön, als ich einst war,
(Hier macht' ich große Augen)
„Mein Kätchen hatte Lippen, Herr,
„So wie sie Kennern taugen.

„Kaum war sie reif, da buhlten schon
„Um sie die jungen Herren;
„Allein, wenn ich sie hüpfen sah,
„Ließ ich das Haus versperren.

„Doch plötzlich winkte mir der Tod,
„Gleich ließ ich Kätchen kommen
„Und gab ihr Lehren, welche sie
„Mit Thränen angenommen.

„Mit ernster Stimme sprach ich noch
„In meinen letzten Zügen:
„Ach, liebstes Mädchen, laß dich doch
„Von Stutzern nicht betrügen!

„Mein mütterlicher Geist soll stets
„Beschirmend um dich schweben;
„Und, wenn ein junges Herrchen seufzt,
„Will ich ihm Abschied geben.

„Ach, Herzensmutter, sagte sie,
„Vom Schluchzen unterbrochen,
„Vergiß, ich bitte, nimmermehr,
„Was du mir jetzt versprochen.

„Sie drückte zärtlich noch einmal
„Mir meine kalten Hände.
„Von's Körpers Fesseln frey, flog nun
„Mein Geist durch alle Wände,

„Und flatterte dem Kätchen nach;
„Ach, sie zerfloß in Jammer —
„Doch sah ich schon den andern Tag
„Philinten in der Kammer.

„Und ſie — ſie nahm ihn lächelnd auf,
„Kaum werdet ihr es glauben,
„Und ließ ſich endlich gar von ihm —
„Zehn ſchöne Küſſe rauben.

„O Kätchen, Kätchen ſeufzt' ich da,
„Und riß voll Wut den Spiegel
„Vom Band herab; ſeht, dieſes gab
„Philinten ſogleich Flügel.

„Nun, dacht' ich, iſt mein Kätchen frey,
„Die Tugend nun geborgen;
„Allein Philint kömmt wieder und
„Erregt mir neue Sorgen.

„Da ward ich raſend! Jeden Tag
„Erſann ich neuen Lermen,
„Das mochte wohl das ſüße Paar
„In ihren Freuden härmen.

„Denn ach von meinem Kätchen ward
„Ich als Geſpenſt verklaget,
„Und — denket nur! — den Tag darauf
„Aus meinem Haus verjaget.

„Man faßte mich in einen Sack,
„Und lief mit ſchnellen Schritten,
„Mich hier in dieß verhaßte Schloß
„Auf ewig auszuſchütten.

„Ich seh es, lieber junger Herr,
„Wie sehr Sie mich bedauern!
„Ach oft schon weineten mit mir
„Die eingefallnen Mauern.

„So wird jetzt mit der Tugend stets
„Nur Scherz und Spott getrieben;
„Wird sie nicht überall gelobt
„Und überall vertrieben?

II.

Die Gleichen.

Zwey tapfre Junker waren
Im ganzen weiten Land
Vor mehr denn hundert Jahren
Als Ritter wohl bekannt.

Auf einem dieser Schlösser
Gebahr sie die Mama;
Nie war die Freude gröſſer
Beym gnädigen Papa.

Sie wuchsen, wie die Weiden,
Die nah am Bache stehn,
Und konnten schon in Scheiden
Nicht mehr die Schwerdter sehn.

Denn wild war ihre Seele,
Wie dieser Eichenwald;
Sie kannten jede Höhle,
Der Wölfe Aufenthalt.

Drauf zogen sie dem Türken
Gerade ins Gesicht;
Blut floß, so fließt aus Birken
Der Saft im Frühling nicht.

Doch schnell rief man: zu Hause! —
Denn — welch betrübt Geschick! —
Todt brachte man vom Schmauße
Den Herrn Papa zurück.

Sie sollten nun regieren;
Das wie entschied das Loos,
Hans soll hier residiren,
Und Görg' auf jenem Schloß.

Einträchtig lebten beide,
Wie Brüdern es geziemt;
So schön, wie einst ein Heide
Von Lebens Braut gerühmt:

Bis — trauervolle Stunde! —
Ein Schwein sich sehen läßt!
Gleich hielten's beider Hunde
An beiden Ohren fest.

Von einem dieser Ohren
Nimmt Hansens Dachs Besitz,
Das andre hat erkoren
Des Junker Görgen Spitz.

Doch schnell entfloh die Wonne,
Die dieses Schwein erzeugt,
So wie — — ja wie zur Sonne
Vom Thal ein Nebel steigt.

Mein iſt das Schwein, rief Görge,
Mein Spitz hat's attrapirt!
Wie, brüllte Hans, du Zwerge,
Mein Dachs hat's aufgeſpürt.

Sie brüllten, wie die Wogen,
Die Hunde bellten mit,
Bis ſie die Schwerdter zogen
Und jeder näher ſchritt.

So ſehr die Schwerdter blitzten,
Als wären ſie geweht,
So ſehr die Arme ſchwitzten,
Ward keiner doch verletzt;

Bis — thränenvoller Jammer! —
Auf einmal jeder zielt,
Und beider Herzenskammer
Des Bruders Schwerdt durchwühlt.

Da hauchten ſie entſeelet
Die tapfren Seelen aus,
Wie die Geſchicht' erzählet,
Die letzte von dem Haus.

Ein Nachtquartier der Eulen
Sind ihre Schlöſſer nun,
Die ſie oft ſelbſt umheulen,
Wenn Vieh und Menſchen ruhn.

Fünf Gedichte

von

Madame Unzer.

I.

An einem Morgen.

Ich habe den Vater der Lieder,
Den ehrlichen Bacchus gesehn.
Steh, rief er, und taumelte nieder,
Der Trunkenbold konnte nicht stehn.
Ich reicht' ihm die helfenden Hände:
Ach, aber, wie war er so schwer!
Ich fiel, und da sagt er, er fände,
Ich sey so betrunken, als er.

Der boshafte Vater der Wahrheit
Betrog sich für dießmal gewiß.
Ich sah ja mit völliger Klarheit,
Daß er mich selbst neben sich riß.
Doch um ihn nicht Lügen zu strafen,
Und weil er sich selten betrügt:
So bin ich gefällig entschlafen
Und eben erwach' ich vergnügt.

II.
An einen Ueberſetzer des Homer.

Der vor zweytauſend Jahren lebte,
Und den geſungnen Ruhm zu ſpät für ſich empfieng,
Homer, der, wenn er flog, in grauſen Höhen ſchwebte:
Doch, wenn er niederkam und an zu wandeln fieng,
Zu ſieben Städten bettelu gieng
Und ſeine Tempel nicht erlebte;
Homer, dem tauſend Heldenthaten
Nachbildend beſſer ſelbſt als der Natur gerathen,
Und deſſen göttlicher Geſang,
Von dem, durch ſolch ein Heer, zehn ganzer Jahre lang
Verſuchtem, doch zuletzt erſchlichnem Untergang
Des Städtchens Troja, bis zu uns herüber klang:
Dein Dichter, dein Homer iſt mir im Traum erſchienen.
Er ſah aus, wie Ulyß, als er von langen Gram
Und Unglück abgezehrt, erbärmlich in den Mienen,
Proſaiſch bettelhaft, umhangen mit Ruinen
Verbrauchter Kleider, einſt nach Hauſe kam.

Du Ueberſetzer des Homer,
Errathe mir einmal, du kennſt ihn doch ſo ſehr,
Und weißt ihm, was er ſchrieb, ſo glücklich nachzuſchreiben:
Was mochte wohl den Dichter treiben,
Bey meinem Bette ſtehn zu bleiben?
Doch das errathſt du nimmermehr.
„Wer führt euch Bettler doch hieher?
„Kann man denn auch nicht Nachts unangefochten bleiben?“
So ſprach ich trotzig zum Homer.
Ich bitte dich für mich zu ſchreiben,
Ich bin Homer, erwiedert' er.
Man lobt mich jetzt ſo viel, man tadelt mich ſo ſehr,
Ich kann im Grab nicht ruhig bleiben.
O, ſprach ich, lieber Freund, ich kann nicht für dich ſchreiben:
Dein Tadel und dein Lob iſt beides mir zu ſchwer:
Doch biſt du in der That Homer;
So kannſt du immer ruhig bleiben:
Denn ** wird deinen Ruhm von neuem höher treiben,
Durch ihn wirſt du dir ſelbſt ein neues Loblied ſchreiben,
Das Tadeln wird bald unterbleiben.

III.

Am Grabe des Herrn von Hagedorn.

Trauriges Bild der Vergänglichkeit irrdiſcher Dinge,
Grabmaal des Weiſen, o ſähe mein Auge dich nicht!
Dieſen geweihten Thränenkrug, den ich dir bringe,
Schütt' ich hier aus und verdamme die ſchreckliche Pflicht.

Sollte den Liebling der Weisheit die Nachwelt nicht ſchauen?
Ach trifft die Hofnung der Tugend nicht ſicherer ein?
Wie kann ſein Beiſpiel den ſträflichen Enkel erbauen,
Dem dieſe Gröſſe der Seele wird fabelhaft ſeyn!..

Heiligt ihr Enkel den Namen, der ewig ſoll währen!
Pflanzt auf dem Grabe Cypreſſen und macht es zum Hain!
Jährlich ſtreut Blumen und ſinget, in feſtlichen Chören,
Seine bewunderten Lieder bey Tänzen und Wein.

Dann unterbrech' eure Lieder ein heimlicher Schauer,
Und der Gedanke der Sterblichkeit blitz' in die Luft.
Dann geht zum Grabe des Dichters, in zärtlicher Trauer,
Weint auf den Staub eure Zähren und ſchlagt an die Bruſt.

IV.

Projekt wegen der Unſterblichkeit.

Im Taumel entzückender Freuden
Und niedergeriſſen vom Wein,
Denk' ich einſt von hinnen zu ſcheiden
Und Charon willkommen zu ſeyn.
Wie werd' ich dem Alten gefallen!
Ich will ihn betrinken in Wein,
Die Lieder Anakreons lallen,
Und Evan und Evoe ſchrein.

Wird er nun die Sinne verlieren,
Und ſchlummert er ſorgenlos ein;
So will ich den Thoren entführen
Und führ' ihn nach Lappland hinein.

Nichts habt ihr dann mehr zu verlieren,
Ihr Enkel, das Geistreich geht ein.
Ist niemand da, überzuführen;
So kann denn auch niemand hinein.

So werd' ich Unsterblichkeit wirken,
Und, Nachwelt, mir dank' es allein,
Wenn von schimär'schen Bezirken
Mein Tod der Erretter wird seyn.
Du zweifelst, das Schicksal zu meiden?
Du stirbst auch wohl wirklich? Allein
Das thust du nur, mich zu beneiden,
Und hierinn mir ähnlich zu seyn.

V.

Auf die Grabschriften,

die man sich selbst erfindet.

Die längste Grabschrift, die man seinem Ruhme weiht,
Stammt, wie die kürzeste, von Einer Eitelkeit.
In jener prahlt der Stolz mit vielen kleinen Thaten:
Aus dieser soll die Welt auf große Thaten rathen.

Vier Gedichte

von

Huber.

I.

Der Dichter.

Der Dichter ſingt ſich in der Zeit
Geſchickt zum Lied der Ewigkeit,
Sein Lied wird ſich mit ihm verklären.
Wie werden ihn, dorthin entrückt,
Die ältern Seraphim entzückt,
Den jüngern Seraph, ſingen hören!

Hier wird er auf ſein Lied nie ſtolz,
Nie auf das Barbiton von Holz,
Mit ſchlechten Saiten nur bezogen!
Er ſchlägt es noch mit rauher Hand;
Wie oft, ſo ſehr er auch entbrannt,
Iſt ihm ein matter Ton entflogen!

Von Volk und Fürſten ungeehrt,
Und glücklich, wenn ein Freund ihn hört,
Singt er im Stillen ſchöne Lieder!
Nur ſparſam giebt, in leiſer Nacht,
Die Echo, die er ſelbſt erdacht,
Mit Beifall ſeine Töne wieder.

Er ſingt die Schönheit der Natur,
Bald, wie ſie auf der heitern Flur,
Bald, wie ſie auf den Mädchen ſpiegelt!
Oft hält im zügelloſen Lauf
Sein richtend Lied die Bosheit auf,
Und matte Tugend wird beflügelt.

Doch höher wagt ſein Lied ſich nicht,
Statt lauten Lob's, hält er für Pflicht,
Das höchſte Weſen ſtill zu preiſen!
O glücklich, wenn er nicht vergißt,
Daß er nichts weiß, als daß er iſt;
Denn ſo viel wiſſen alle Weiſen!

II.
Reimreich.

Als Philipps Sohn die Welt entweiht,
Sollt' ihn der Grieche göttlich ehren.
Von Griechen sollt' er's nicht begehren,
Sie kannten seine Sterblichkeit.
Der Grieche schweiget schüchtern still;
Doch lacht' er seiner.
Wenn Philipps Sohn ein Gott seyn will —
So sey er einer!

Weil Reimreich unsre Kunst entweiht,
Verlangt er großer Dichter Ehren.
Von Klugen sollt' er's nicht begehren,
Sie kennen seine Seichtigkeit.
Man schweiget aus Erbarmen still;
Doch lacht man seiner.
Wenn Reimreich ein Poet seyn will —
So sey er einer!

III.

Verſuch
eines reimloſen Hochzeitgedichts.

Nicht durch des Ausdrucks ſeltne Schönheit,
Noch durch den Klang der letzten Silbe,
Empfiehlt ſich Dir, mein Freund, dieß Lied!
Dort fühl' ich furchtſam meine Schwachheit,
Hier hab' ich ein zu zart Gewiſſen,
Mit Reimen euer Feſt zu ſchmähn.

Daß euer Glück mein Herz gerühret,
Daß ich es ſtets vollkommen wünſche,
Sagt ungekünſtelt die Natur.
Sollt' ich dem Schall den Nachdruck opfern,
Und ſehn, wie ein Paar ſchlechter Reime
Betrügriſch die Empfindung ſtiehlt?

Die Vorſicht hat dich ſo geführet!
Der deiner Tugend längſt gebühret,
Der Seegen kömmt dir jetzt vom Herrn!
Der Himmel lenkte eure Herzen,
Und lächelte zu euren Scherzen;
Er ſeegnet edle Herzen gern!

Wohin mein Lied? Du zürneſt, Muſe!
Du ſtrafſt mich ſichtbarlich mit Reimen!
Du ſtürzeſt mich zu tief hinab;
Da ſich der Vorſicht weiſes Fügen,
Der ew'ge Stoff von Hochzeitreimen,
In Strophen ohne Reime miſcht.

Wer zweifelt dann an ew'ger Vorſicht?
Sie hat erhabnere Geſchäfte,
Als daß ſie ſtets zur Hochzeit ſoll.
Das Lob des neuen Ehepaares,
Der Scherz, die Liebe und die Freude
Sind Mütter eines ſolchen Lieds!

Wie fürcht' ich, daß in euren Mauern
Mein ſeltnes Lied cyklopiſch klinget!
Mißfällt Euch Beiden dieſes Lied,
Sollt Ihr von mir nach vierzig Wochen,
Denn Kinder müſſen Klappern haben,
Ein Wiegenlied in Reimen ſehn.

IV.

Tout eſt comme ici.

nach Huber.

Indeß Ulyſſes dort ſo lang vor Troja lag,
Belagerte ſein Weib ein Heer von griech'ſchen Gecken.
Auch unſrer Helden Loos bis auf den heut'gen Tag!
Penelope ließ ſich, gleich Trojen, lange necken;
Die Stadt ergab ſich doch, Ulyſſens Weibchen nicht.
O möchte meine Frau ſich auch ſo halten können!
Wie? Leiſteten vielleicht die Gecken ganz Verzicht?
Sie thaten, was, die einen feſten Ort berennen.
Sehr oft gethan! Es wird das nächſte Dorf verheert!
Da ſich die Frau nicht ließ im erſten Sturm erbeuten,
Griff man ihr Mädchen an, die ſich nicht lange wehrt.
Die ſüßen Herrchen thun auch dieß in unſern Zeiten.

Das Teſtament

von Köhler.

Wenn ich einſt ſterben werde,
So werd' ich wenig Schätze
Für Erben hinterlaſſen.
Der Dichter großes Vorrecht
Iſt unbelohnt zu hungern,
Bey Ehr und Ruhm zu darben,
Und arm und blos zu ſterben.
Wird einer unter tauſend
Zuweilen reich geboren:
So lernt er bald die Künſte,
Zu glücklicher Begeiſtrung,
In gutem milden Weine
Sein Erbtheil anzulegen.
Doch weil auch Kleinigkeiten
Oft großen Streit erregen:
Will ich, ihm vorzubeugen,
Mich feierlich erklären. —
Dich, liederreiche Leier,
Vermach ich beſſern Dichtern,
Den Ruhm einſt zu erwerben,
Um den ich nie gebuhlet.
Euch, frohe ſanfte Lieder,

Würd' ein ehrsücht'ger Autor
Der Ewigkeit empfehlen.
So weit fliegt nicht mein Ehrgeiz.
Erwartet euer Schicksal!
Seyd ihr ganz schlecht gewesen:
So dürft ihr nicht vermuthen,
Mich einst zu überleben.
Zufriedne heitre Freude,
Die du mich stets belebtest
Und manche trübe Stunden
Durch Schmerz erträglich machtest,
Dich muß einst noch der Enkel
Von meinem besten Freunde
So rein, wie ich, empfinden.
Dich, mir getreues Weinglas,
Mag mit dem besten Weine,
Den ich aus dir getrunken,
Doch sparsam nur getrunken,
Dereinst ein dicker Domherr
Mir noch zur Ehre füllen.
Und du, o leerer Seckel,
Wem soll ich dich vermachen?
Geh, such ein ähnlich Schicksal.
Laß dich beym schlauen Höfling
Mit Wind und Hofnung füllen!

Die Mädcheninsel,
eine Elegie.

Steine warfen vordem, auf des Parnaßes Gefilden,
Schwester Pyrrha und du oßischer Deukalion,
Aus denselben ein neu Geschlecht von Menschen zu ziehen;
Männer aus Steinen des Manns, Weiber aus Steinen des Weibs.
Welche Gottheit belebt die Felsen der einsamen Insel,
Wo ein neidisches Loos mich Gescheiterten hält?
Die du Paphos regierst und in Idaliens Hainen
Süßen Opfergeruch ununterbrochen empfängst,
Mutter der Wollust und Ruh, laß diesen Steinen entspringen
Mädchen von seltenen Reiz, deinen Huldinnen gleich,
Und von Anmuth, wie deine Gefährtin, die blühende Hebe,
Und der geistige Scherz, der dir den Busen bewacht!

Mit Amaranthen bekränzt, geh ich, ihr Prieſter und König,
Auf Gefilden von Ruh unter ihnen einher,
Und beherrſche ſie ſanft, ſtatt eines ſilbernen Zepters,
Mit dem duftendem Zweig, den die Myrthe gebahr.
Trägt mein Friedrich indeß erhabene Kronen der Erde:
O ſo mangelt doch mir kein pieriſcher Strauß,
Der durchdringender riecht, als die exotiſche Staude,
Die im indiſchen Feld edle Balſame weint!
Weiden andre den Baum mit perlenfarbnen Faſanen,
Oder dem leckrigten Huhn, das nur Morgenthau trinkt;
Sucht meine Sehnſucht doch nichts, als, was mir ſelten entgehet,
Einen liebängelnden Blick, einen geſtohlenen Kuß.
Führt kein Wagen mit Stolz durch lange Reihen Klienten;
Sitz' ich dennoch vergnügt auf der Freundinnen Schooß,
Wo nur Auge mir iſt, was andern helle Rubinen,
Oder Heſperus iſt, der ſich im Meere verbirgt.

Bin ich von Vaterland fern, das, nicht mit zärtlichen Händen,
Mich zur Fremde verstieß, und mir doch liebenswerth ist;
Bin ich Alter doch nah den rosenfarbigten Wangen
Meiner holdseeligen Schaar, und ihrem reizenden Kuß.
Ihr anmuthiger Trup, der alle Blumen beschämet,
Bildet um mich herum einen schimmernden Hof.
Wann mich der liebliche Ton der Säule Memnons erwecket,
Springen sie freundlich und froh aus den Rosen hervor,
Werfen Blumen auf mich, und fragen: güldener Vater,
Zeigte dir unsre Gestalt heut ein spielender Traum?
Oder sitzt noch der Schlaf auf deinen sich krümmenden Schultern?
Komm! wir küßen ihn dir von den Schultern hinweg.
Hurtig umfassen sie mir die Schultern, und necken mir küßend
Den verweilenden Schlaf von den Schultern hinweg.

Jovs ſieht neidiſch mein Glück von den olympiſchen Zinnen,
Schüttelt die Locken und ſchwört: der iſt ſeelger als ich!
Oftmals ſinkt er geheim in nächtlichen Tropfen herunter,
Und ſchielt hinterm Gebüſch meinen Vergnügungen zu.
Aber Cythere, die mich zum Favoriten erſehen,
Kömmt, nicht unſichtbar, nein, in gewohnter Geſtalt
Fährt ſie von ihrem ummyrtheten Paphos mit Schwanen hernieder,
Beut mir willkommen die Hand, nennt mich Prieſter und Freund.
Königinn, frag ich vertraut, wo iſt mein Bruder geblieben? —
Ohne Amor iſt mir kein Elyſium ſchön!
Siehe, dann lächelt ſie ſüß, und er hüpft aus den artigen Körbchen,
Das Euphroſyne trägt, zwiſchen den Liljen hervor;
Gleich den Liljen ſo weiß, und jauchzt und nennet mich Vater,
Klopft mir die Wange, lockt mir ringelnd das ſilberne Haar.

Mit dem Hirtenſtab in ſeinem Händchen, ſo klein als ein Schäfchen,
Hüpft er, ein zweeter Admet, unter den Mädchen einher,
Treibt ſie mit Zweigen von paphiſchen Myrthen vor mir vorüber
In die Thäler voll Ruh, wo die Nachtigall heckt,
Mir wetteifernd daſelbſt ambroſiſche Kränze zu winden
Und mit Anſtand und Zier um die Schläfe zu ziehn.
Die dann das Glücke gehabt, den allerſchönſten zu bringen,
Fodert freundlich von mir den belohnenden Kuß,
Den ich ihr willig ertheil und mit zwey Küßen vermehre,
Wie Apollo vordem keuſch der Schweſter gereicht.
So genieß ich das Glück, Fortunen am Buſen zu liegen,
Von der ſilbernen Pracht ihrer Flügel bedeckt;
So genieß ich das Glück, die Grazien nackend zu ſehen,
Ohne die Strafe zu ſcheun, die dich, Aktäon, betraf!
Rüſtig bedienen ſie mich als Dienerinnen und gehen,

Gleich dem ſtillen Geſtirn, tanzend um mich herum,
Feſſeln den Frieden mit Ketten von Blumen, der unter Oliven
Nickt, und ziehen ihn ſanft unter mein keuſches Gezelt,
Wo ſie mit Gürteln von Gold ihn an die ſilberne Stange
Schnüren, daß er ſo leicht nicht zu entfliehen vermag:
Bis ich endlich ſo alt, als Tithon, dem Leben entfalle,
Sanft, wie ein Pfirſich dem Zweig, der ihn geboren, entfällt.
Dann empfängt mein Seelchen Dion', und trägt es im Buſen
In ihre roſigte Stadt, wo jetzt Minon regiert
Und den artigen Zwiſt verliebter Herzen entſcheidet,
Wann die Göttin im May ihren Adonis beſucht.
Mittlerweil es allda, von Zephyrs Athem gewieget,
Sanft im purpurnen Schoos eines Aurickelchen ſchläft:
Schreibt Cupido, betrübt, daß ihm ſein Lehrer geſtorben,

Durchs aphrodisische Reich eilend ein Trauerfest aus,
Balsamiret mich ein, und stellt mit festlichem Pompe
Mein wohlriechend Skelett auf der Mutter Altar,
Mit zwo Tafeln voll Liebesgesetz' in den duftenden Händen,
Ueber welchen in Gold zierlich die Ueberschrift blinkt:
Dieß ist Athamas Rest, des hundertjährigen Jünglings,
Dessen Reden und Thun immer voll Grazien war.
Nicht mit gethürmetem Haupt, auf dem, statt Einfalt und Unschuld,
Zwischen Rubinen und Gold Stolz und Uebermuth thront,
Nein, mit fliegendem Haar und violettnem Gewande,
Wie auf Anakreons Grab ehemals Griechenland saß,
Folgen die sittsame Zucht, der Jokus, die Dichtkunst, die Musen
Und die Huldinnen all' ächzend dem Leichenzug nach.

Aus den Thränen, die ſie für mich aus Liebe vergießen,
Wächſt ein wimmelndes Heer junger Amors herfür,
Wohlgebildet, mit Schwingen von Purpur und Golde verſehen,
Voller freudigen Luſt, voll von Feuer und Geiſt,
Die ſich vor dieſem Altar mit meinen Mädchen vermählen,
Wann im güldenen Schmuck Hymen die Brautfackel ſchwingt.
Mädcheninſel, ſo wirſt du bevölkert, ſo ſchwingt ſich mein Name
Ueber das Sternengezelt zu den Lykurgen hinauf!

Rhapsodie.

Klagen über den Tod der Gattin,

An einen Frühlingsabende, den 10ten April 1766.

von Hering.

Du kömmst, o Lenz, im Veilchenkranz,
Und mit dir kömmt der Erde Leben wieder!
Die grüne Saat quillt auf am Sonnenglanz,
Den jungen Hain durchtönen Freudenlieder,
Am schweren Pflug singt froh der Arbeitsmann,
Und die Natur haucht ihm Erquickung an!
Mir nicht! ... Tief im beklemmten Herzen
Nagt stummer Gram, und hält mit stärkern Schmerzen
Die Pforten der Empfindung zu.
Kann Freude seyn ohn' Seelenruh? —
Was hab' ich, o Natur, für Recht zu deinen Freuden? —
Verhülle dich vor mir! Laß mir mein ganzes Leiden! —
Für mich ist nun die weite Schöpfung leer;
Luise ist nicht mehr!
Sie war mein Glück! Mein Antheil am Vergnügen

Empfieng ich und verlor's mit ihr;
Was ſoll der Reiz des Frühlings mir?
Er kann die Phantaſie, doch nicht das Herz betrügen.
Ich mag die grüne Saat im Sonnenglanz nicht ſehn,
Des jungen Haines Lied ergötzt nicht meine Ohren!
Die dürren Blätter find' ich ſchön,
Die im Oktoberſturm der Buchenwald verloren,
Die unbemerkt mein Fuß zerdrückt! —
Und, ihnen gleich, vom Tode abgepflückt,
Wird nun, nun bald, mein Leib bey meiner Gattin liegen;
Dann tritt, auch unbemerkt, des Wandrers Fuß auf mich. —
Komm, ſel'ger Tag, an dem mein Odem ſoll verfliegen! —
Zwar ſchauert die Natur; das Grab iſt fürchterlich,
Doch mein Erlöſer lebt, und durch ihn muß ich ſiegen;
Nichts iſt dem Chriſten fürchterlich!
Er weiß, daß einſt ſein Staub verklärt erwachen werde;
O Freunde, trauert nicht um mich!
Sagt, was verlier' ich auf der Erde?

Hier lebte ich im Raupenſtand,
Jenſeit der Gruft iſt wahres Leben!
Da führt mein Mittler an der Hand
Mich in das ächte Vaterland
Des Geiſts; — kann er mir das zu zeitig geben?
Nein! Eine Thräne nur weint auf mein Grab dahin,
Und dann freut euch, daß ich ſo glücklich bin.
Seht, dort werd' ich den Durſt des ew'gen Geiſtes ſtillen;
Da wird der Gottheit Glanz, den ich hier ſchimmern ſah,
Mit Strömen ſeines Lichts die ganze Seele füllen;
Da werd' ich — Wär' ich doch ſchon da! —
Den, der mich ſchuf und für mich ſtarb, erhöhen,
Und dich, Luiſe, wiederſehen! —
Sie wiederſehn! — Entzückender Gedanke,
O täuſche nicht mein krankes Herz!
Ach! fühlt nicht der betrogne Kranke,
Wenn er den Arzt erblickt, aus Hofnung mindern Schmerz?
Ach! täuſch' mich nicht entzückender Gedanke! —
Wer weiß, wie lang ich noch, mit ſeufzendem Verdruß,
Den fürchterlichſten Feind in mir bekämpfen muß?

Wer weiß, wie lange noch in dieſer ſchweren Hülle,
Mein Geiſt nach Frieden ſchmachten muß? —
Doch, es geſchch des Herren Wille! —
Genug, wenn Du, Luiſe, mich nur nicht vergiß'ſt
Und, unſichtbar in deiner neuen Klarheit,
Mitleidig um mich biſt! —
Ein ſüßer Traum! — Nein, ſel'ge Wahrheit!
Ach! warum wär's ein Traum?
Hält Gottes Anſchaun dort den ſel'gen Geiſt zurücke?
Nein! Gott iſt überall! Den gränzenloſen Raum
Der Schöpfung füllt ſein Glanz, und wo ich Schwacher kaum
Den Wiederſchein von ſeines Kleides Saum,
Geblendet und erſtaunt, erblicke,
Da ſehn Verklärte ſtets die Herrlichkeit des Herrn,
Und ihnen iſt der Herr gleich nahe und gleich fern. —
Wie, oder iſt ihr Geiſt ganz von der Erde los?
Für die Erinnerung an ihren Freund zu groß,
Vergaß ſie mich vielleicht bey dem vollkommnen Feuer
Womit der Himmel liebt? — Nein! ſie vergißt mich nie!
Ihr Herz hieng ganz an mir! Ach! Gott, wie liebte ſie!

Dort iſt des Himmels Harmonie
Nicht zärtlicher und nicht getreuer!
O warum würde dann, durch unſre Zärtlichkeit
Jetzt ihr verklärtes Herz entweiht?
Nein! Ihre Liebe wächſt, wie ihre Seligkeit!
Ja, ja, ſie glühn, die tugendhaften Triebe,
Verklärtes Herz, jetzt freudiger in Dir!
Und oft biſt Du, voll Mitleid oder Liebe,
Bey deinem Sohn und mir.
Du ſiehſt, wie ich, vor deiner Mutter Blicke,
Den Gram, der meine Bruſt zerwühlt,
Um ſie zu tröſten, unterdrücke;
Wie, wann dein Ebenbild auf meinem Schooſe
ſpielt,
Und in des Kindes Reiz ich deinen Reiz erblicke,
Mein Herz dein Ende zwiefach fühlt;
Du ſiehſt, wie oft mein Herz, im Kreiſe fremder
Freuden,
Den Seufzer in ſich ſchluckt, der jetzt nur tiefer
dringt,
Und Thränen, welche ſie ungerne um ſich leiden,
In traurig Lächeln zwingt.
Du biſt es, die, in beſſern Einſamkeiten,
Den Geiſt, der gern der Welt entwiſcht,
Mit Troſt der nahen Ewigkeiten,
Indem er ſinkt, zum Kampf erfriſcht:
Da ſeh' ich oft, in ſüßen Phantaſieen,

Dein hold Geſicht, gleich Frühlingsroſen, blühen,
So wie mir's tauſendmal Entzückung zugelacht;
Jetzt, in des Himmels Tracht,
Jetzt ſtarr, verwelket, kalt,
Doch zärtlich ſtets für mich, ſtets reizend an Geſtalt.
Dann knie' ich wieder an dem Bette
Und hör', als wenn ich dich noch ſterbend vor mir hätte,
Dein letztes Wort: „Geliebter Mann!“
Mit blutender Empfindung an.
Die Thränen, die alsdenn mein einſam Bette netzen,
Wenn Furcht und Hofnung, Schmerz und Ruh,
Den Gram in mir bald ſtumpfen und bald wetzen,
Die Thränen ſieht nur Gott und Du. —
Wann ich, ſo hingebeugt, mit meinem Leiden ringe,
Dann gieb mir, kann es möglich ſeyn,
Von jener Harmonie nur wenig Töne ein,
Damit ich deinen Werth beſinge.
Nicht, daß die Welt dein Herz verehren ſoll:
Wenn hat die Welt ſich um ein Herz bekümmert,
Das, von dem nahen Himmel voll,
Für irdiſch Lob zu groß, die Tugend, die nicht ſchimmert,

Im ſtillen übt; aus Liebe, nicht aus Pflicht,
Das Gute thut, und gern von Freuden ſpricht,
Nur von des Nächſten Fehlern nicht? —
Nein, Freundinn, lehre mich ein himmliſches Gedicht,
Daraus mein Sohn dich einſt erkennen lerne;
Daß er vom Laſter ſich entferne,
Ein Menſchenfreund, Gott und der Wahrheit treu,
Kurz ſeiner Mutter würdig ſey,
Und unſer Grabmaal einſt mit ſeinem Leben ehre.
Vielleicht fällt, wenn ich ihn die ſanfte Weisheit lehre,
Auch in mein Herz ein Tropfen Ruh;
Und freudig eile ich dann deinen Armen zu!
Ich komme! — Biſt Du es, die jetzt mit angenehmen Schauer
Mich ſanft berührt und ſpricht:
„Gott prüfet dich, ſey ſtill! Nach einer kurzen Trauer
„Sehn wir uns ewig, weine nicht! "

Lied,
von demſelben.

Sieh die Blondine
Mit lächelndem Geſicht!
Mehr Geiſt der Miene,
Mehr Reiz hat Venus nicht.
Herzen zu berücken,
Goß Amor ſeine Pein
Den ſanften Blicken
Der blauen Augen ein.

In früher Jugend
Uebt ſie Witz und Verſtand;
Mit jeder Tugend
Iſt ihre Bruſt bekannt.
Sie fühlt edle Triebe,
Sie iſt ganz Harmonie:
Ach! liebſte Liebe,
Für wen erziehſt du ſie?

Darf ich dir rathen,
So gieb ſie nicht dem Geiz;
Er hat Dukaten,
Was braucht er Witz und Reiz?

Beyde zu genießen
Wie will er das verſtehn?
Und zum verſchließen
Iſt ſie gewiß zu ſchön.

Wer ihre Wangen
Mehr als die Seele ehrt,
Dem gieb Verlangen,
Und laß ihn unerhört!
Gieb ſie keinem Prahler,
Der Treffen, Wind und Staat,
Verlocken, Thaler
Und keine Seele hat.

Auch nicht Gebietern,
Die Milzſucht und Verdacht
Zu ſtrengen Hütern
Gequälter Tugend macht.
Willſt du ſie verſchenken,
So ſchenk ſie meinem Freund,
Der redlich Denken
Und Stand und Witz vereint.

Ein Gedicht
von Kretſch.

So haben denn zuletzt der Weiſe ſammt dem Thoren,
Die Tugend und ihr Feind, kein unterſchiednes Loos?
Wir alle, Tropfen gleich, im Ocean verloren,
Zergehn in der Vernichtung Schoos.

O, wie ſind Eifer, Fleiß und alle Hofnung eitel!
Zerſtreuetes Gebein, wer kennt, wer achtet euch?
Des größten Mannes Staub, des größten Mannes Scheitel
Sieht jedem Staub und Scheitel gleich.

Zum Tod gebauter Leib! Dieß aufgelößte Ganze,
Und jeder Theil für ſich, eilt fremden Theilen zu;
Der eine in die Luft, der andre in die Pflanze:
O Sterblicher, wo bleibeſt du?

Im innern Lande herrſcht in Einſamkeit das Schweigen,
Ein ſchwerer Nebel ſchließt die Gränzen überall.

Noch niemals ſchwunge ſich zum Ohren derer Leichen
Des Nachruhms viel zu matter Hall.

Wie! Iſt denn in der That der Sitten Strenge nichtig?
Iſts Einfalt, iſt es Liſt, die ſie zuerſt erfand?
Vielleicht ſcheint Recht und Pflicht nur bloß dem Lehrer wichtig,
Den der Beruf dazu verband?

Nein! Nicht vergebens reizt dein göttlich Bild, o Tugend,
Selbſt deiner Feinde Herz entzückt der ſanfte Blick.
Dein iſt die Ewigkeit; und fremde Wohlfahrt ſuchend,
Machſt du ſchon hier dein wahres Glück.

Belohnt die Weisheit nicht? Er, der durch ſie berufen,
Der Würde höchſten Platz, mit Ruhm bekrönt, erreicht;
Er ſteigt und nähert ſich zuletzt den obern Stufen,
Auf die ein graues Alter ſteigt.

So iſt ein Sommertag. Er, an ſich lang und ſchwüle,
Führt, wenn er weſtlich ſinkt, bey immer blaßern Schein,
Der Arbeit zum Erlaß, die Dämmerung, das Kühle,
Und endlich auch den Schlaf herein.

Stirb! Es erwarten dich doch neure Ehrenbühnen.
Der Tod zerſtöre dich; dein Name bleibet doch.
Bewegt ein Tempel nicht, durch prächtige Ruinen,
Auch eingeſtürzt, zur Ehrfurcht noch?

Die Wahrheit iſt ein Stern, der erſt erſcheint und funkelt,
Wenn alles um ihn her der Schatten öde macht;
Und ob ſich auch zuletzt des Nachruhms Glanz verdunkelt,
Er ſchwebt im Licht jenſeit der Nacht.

Geſetzt auch, daß man oft den Faden ſchwerlich finde,
Den bey des Wettlaufs Gang des Schickſals Finger hält,
Wenn in der Eitelkeit verdecktem Labyrinthe
Die Bosheit ſiegt, die Unſchuld fällt;

Mit deſto ſtärkerm Schwung, durch Zuverſicht beflügelt,
Erhebt der Glaube ſich. Im Zeitlauf nicht verirrt,
Weiß er, daß wenn ſich einſt ein ewig Buch entſiegelt,
Der Knoten ſich entwickeln wird.

Ein Funken glimmt in uns, der, ſicher ſeiner Kräfte,
Auch aus der Aſche ſelbſt zu neuem Glanz erwacht:
O ſeelig, der ihn hier, in dieſem Weltgeſchäfte,
Nicht ſeines Urſprungs unwerth macht!

Vom Richterſtuhle ſchaut, gerüſtet zum Belohnen,
Das Schickſal, und ertheilt, an Huld und Strafen reich,
Dem Laſter ſeine Schmach, der Tugend ihre Kronen,
In beiden groß und ſtets ſich gleich.

Auf Madam Starke.

1753.

Zaire iſt dein Werk!
So ſprach einſt Frankreichs Heldendichter *)
Zur Goußin. Jeder ſagt: des Ruhmes iſt
werth!

Ihr, die ihr das Verdienſt nicht nur in Fran
reich ehrt,
Sprecht, wie ihr pflegt, als unbeſtochne Richte
Beurtheilt die, die ſelbſt auch das noch reize
zeigt,
Wo ſich Voltair', verdeutſcht, zum Untergan
neigt;
Die, wo den großen Geiſt ein kleiner Geiſt un
hüllet,
Euch noch durch eigne Kraft mit Schmerz un
Wut erfüllet,
Die Frau, aus welcher nur Verſtand und Tu
gend ſpricht,
Die Starkinn nenn' ich euch. Entſcheidet! Sag
man nicht
Bey uns mit mehrerm Recht: Zaire iſt dei
Werk?

*) Voltaire.

An Herrn Brandes,

auf Veranlaſſung ſeines Luſtſpiels: Trau', ſchau', wem!

Die deutſche Bühne, die, mit ungewiſſem Schritte,
Bald hie bald dorthin wankt, und nirgends wohnen kann,
Ruft dich durch meinen Mund um fernern Beyſtand an,
Läßt dich um neue Spiele bitten,
Und hoffet, ſtolz auf deine Kunſt,
Daß ſie vielleicht der Fürſten Gunſt,
Der reichen Bürger Neigung zwinge
Und Frankreichs Bühne ganz aus unſern Städten dringe. —
O Freund! ich hoff' es auch! — Wer kann dir widerſtehn,
Wenn du die Herzen willſt erweichen?
Wer kann, (dem nicht vom Auge Thränen ſchleichen,)
Wer unentzückt von hinnen gehn,
Wenn deine Gattin das, was du ſo ſchön gedacht,
Durch ſüßen Wohlklang ſchöner macht?

Unter den Teller eines Bräutigams,
von Herrn M. Lang.

Wie Adam, lebteſt du in deinem Bäbl —
Doch ſagt, o Freund, dieß Gleichniß nicht zu viel? —
Wie er, unſchuldig? Nein! das ſag ich nicht!
Ich bin kein Gratulant, dieß kein Gedicht!
In ſeinem neugeſchaffnen Buſen brannte,
Eh er das neugeſchaffne Mädchen kannte,
Der Liebe Feuer nicht, wie längſt in Dir.
Glaub, im Vertrauen, holdes Bräutchen, mir;
Geſicht und Bart ſtand in der erſten Blüte,
Als deines Männchens Herz ſchon heimlich glühte,
Und innre Glut durch Zittern ſich verriethe!
Nie irrteſt du und deines Gleichen mehr,
Als wenn, jungfräulich ſtolz, ihr glaubt, es wär'
Was ihr vom falſchen Bräut'gam ſeht und hört,
Die erſte Liebe, nur von euch gelehrt! —
Genug, auch Dich liebt er — ich hab's geſehen! —
Der Tückiſche! Nie wollt' er es geſtehen!
Und ſchwur ſich faſt zum Hageſtolziat,
Er, der ſich jetzt zum Mann geſchworen hat —
Statt daß Herr Adam frey, aus Herzensgrunde,
Sobald er Evchen ſah, mit frohem Munde:
Von mir iſt ſie, und mein iſt ſie, geſtunde. —

War er denn auch, der kleine Böſewicht,
Den, Freund, in deinem vollen Schalkgeſicht
Ein jeder Freund erkennt, umarmt und liebt,
War er, gleich Dir, intriguenreich, geübt? —
Wer könnte Bühl wohl nüchtern Eden heißen?
Ovide könnte man dahin verweiſen,
Wo finſtre Schwermuth grillenbrütend ſitzt,
Wo ewger Sumpf vor Grazien Dich ſchützt;
Wo Rabenklaggeſchrey vom Thurm ertönet,
Wo Geiſt und Mund ſogar beym Wieland gähnet,
Wo jeder Gaſt ſich nach der Rückkehr ſehnet! —
Doch, gleich wie Adam, ſchauſt Du um Dich her,
Und findeſt alles leblos, alles leer!
Die Heerde blökt voll Luſt vor Dir vorbey;
Des Hahns Geſang, des Spatzen hell Geſchrey,
Die Nachtigall, der Täubchen Gurren auf dem Dache,
Die Serenade der verliebten Lache —
Dieß alles, armer Jüngling, hörteſt Du,
Und hörteſt ihm, tiefſeufzend, neidiſch zu.
Des Seufzens ſatt, ſatt freudenleerer Stunden,
Suchſt Du Sie auf, für die Du längſt empfunden,
Und nun, da Du dein Glück in ihr gefunden,
Der Aeltern Ja, ihr Herz ſie Dir verhieß —
Verwandelte ſich Bühl ins Paradies!

Ein Paar Wörtchen mit dem Herrn Bräutigam.

von Herrn M. Zenker.

Was Dichter nur im Traume sehn,
Cytheren, Amors, Grazien,
Das wird Dir nun zur Seite stehn,
Das wird mit Dir zu Bette gehn,
Wird mit Dir auf vom Schlafe stehn!
In nie gefühlten Extasien
Wird deine schöne Seele sich
In deines Mädchens Seele ziehen;
Und ihre unter Küssen sich
In deine schöne Seele ziehen.
Welch eine Wollust dann für Dich,
Wenn im allmählig sich verschönernden Gesicht,
Wie Wieland im Combabus spricht,
Ihr Auge unter holdem Lächeln, wie bey dem sanftsten Tode, bricht! —
Und diese Wollust, Freund, ist Pflicht!
Wenn andre Liebende vom strafenden Gewissen
Ein strenges Urtheil hören müssen,
So hörst du es als Ehmann nicht.
Ein neuer Auftritt folgt, wenn nun, in kurzer Zeit,

in Zeuge der Vertraulichkeit,
ein Ebenbild auf mütterlichem Schooſe ſchreit!
ald wird der unvermerkt ſich eingefundnen Menge
er Raum auf mütterlichem Schoos zu enge —
ann kömmſt Du ſelber ins Gedränge!
ch ſeh Dich ſchon in dem Gedränge,
eh Liebesgötter um Dich ſitzen,
etzt deine Luſt, einſt deine Stützen;
ch ſehe Dich mit Ihnen ſcherzen,
ch ſehe Dich ſie brünſtig herzen.
ins hängt an deinem Hals, und eins umfaßt die Knie',
ie ſtreicheln Dich, Du ſtreichelſt ſie.
ieß reutet muthig auf dem Fuße,
nd zahlt den Ritt mit einem Kuße,
ann jenes Dir die wolluſtvollſten Namen giebt,
ich Vater nennt und Dich als Vater liebt.
och jetzt verändern ſich auf einmal ihre Mienen!
as fehlt dem kleinen Chor? Warum ſteht es betrübt?
ewiß entfernſt Du Dich von ihnen?
a, Freund, ich ſehe Dich zu Staatsgeſchäften eilen,
och an der Schwelle Dich ein bischen noch verweilen,

Um dem Dir folgendem geliebten Kinderschwarm
Ein Abschiedsmäulchen zu ertheilen.
Das Jüngste bebt auf mütterlichem Arm
Vorm angenommnen ernsten Blick,
Vorm aufgethürmten zitternden Toupee,
Wie dort der Sohn Andromachä
Vor Hektors zitterndem Helme, zurück.
Und kömmst Du nun, mit etwas finstrem Blick,
Der wichtigsten Entwürfe voll,
Und, wanns nicht gehet, wie es soll,
Zuweilen auch mit einem kleinen Groll,
Aus deiner Seßion zurück:
Dann macht die Frau ein weiblich Meisterstück.
Wen führt sie Dir entgegen an der Hand?
Den jungen Sohn im pohlnischen Gewand,
Rühmt seinen dämmernden Verstand,
Und sucht, durch tausend Plaudereien,
Den einen Theil des Unmuths zu zerstreuen;
Den andern weiß sie schon, durch ihre Zärtlichkeiten
Mit besſem Glücke zu bestreiten!
Die Wolke flieht, die deine Stirn verdunkelt;
Schön, wie der Abendstern am heitern Himmel funkelt,
Ist wiederum dein Blick.
Nun überlässest Du Dich deinen Kindern wieder,
Und bist ganz Vater für dein Haus,
Und bildest ihre Herzen aus;

Und lehrſt ſie ſchöne Kinderlieder,
Und ſtaunſt, wenn jegliches, nach deinem Unterricht,
Von Gott, von Tugend und von Pflicht
Als Kind ſchon ſo erhaben ſpricht,
Und fühlſt ein göttliches Vergnügen.
Und denkſt im Geiſte jene Freuden, die die bisher'gen überwiegen,
Wenn ihr allmählig reifgewordner Geiſt
Der thierſchen Sphäre ſich entreißt,
Vernünftig denkt, vernünftig handelt,
Und auf dem ſeel'gen Pfad der Tugend mit ſchnellen feſten Schritten wandelt,
Wenn das dankbare Vaterland,
Das ihrem Fleiß längſt ſeine Blicke aufmerkſam freudig zugewandt,
Die höchſten Würden ihnen zuerkennt,
Und ſie des Staats, der Kirche Zierden nennt;
Wenn Väter in den Söhnen freyn,
Und Müttern in den Töchtern Bräute ſeyn!

Der Schiffbruch.

Gewagt, Freund! Komm mit mir aufs Meer!
Das Trinken macht den Beutel leer.
Drum hohl' ich mir aus fernen Landen,
Gold, Silber, Perlen, Edelstein,
Und folglich Wein!

Nein, Freund! Nein, Freund, das wag' ich nicht!
Gesetzt, daß unser Schiff zerbricht,
So müssen wir ins Waßer sinken,
Und Waßer — denke! — Waßer trinken —
Schon schmeck ich es — Pfuy doch! — Wie schlecht!
Hab ich nicht Recht?

Ja, wär' im Meere lauter Wein,
So gieng ich, Freund, die Schiffarth ein!
O Freund, o Freund, mit Freuden
Wollt' ich dann Schiffbruch leiden! —
Doch dieß ist nicht! drum bleibe hier!
Man borget dir!

Kleinigkeiten.

Kapitain Cupido.

(Nach dem Engliſchen.)

Wann Venus in Cytherens Schatten
Des Kriegesgottes Wünſche ſtillt:
Da ſpielen Amors auf den Matten,
Der trägt den Speer und der den Schild.

Cupido führt die kleinen Krieger,
Der Panzer ſchmücket ſeine Bruſt,
Im Helme pranget er als Sieger,
Und iſt ſich ſeines Muths bewuſt.

Seitdem nimmt oft der Schalk die Wachten
Der Krieger! — Was giebt ihn den Werth
Bey Mädchen, die ihn ſonſt verlachten?
Die Achſelſchleife und das Schwerdt.

Lang hatt' ihm Phillis Troz geboten
Voll felſenharter Grauſamkeit!
Vergebens ſeufzt' in Trauernoten
Des Dichters und des Schäfers Leid.

Cupido kömmt und ſpricht als Streiter
Von Palliſaden und Trencheen,
Vom Einhaun ſeiner tapfern Reuter,
Von Schlachten, die er nie geſehn.

Wie manches Nymphchen er entehrt,
Wie ofte sich Herr Mars bezecht,
Wie manches Dörfchen er zerstöret,
An bösen Gläubgern sich gerächt.

Er buhlte, fluchte, trank, verbrannte —
Was je des Krieges Wut ersann —
Bis Phillis seinen Werth erkannte,
Und seufzte: Welch ein braver Mann!

Laßt Dichter Phöbus seine Leier,
Ihr Schäfer, euer Rohr dem Pan!
Nicht Vers, nicht Rohr ist Phillis theuer!
Der Kapitain nur ist der Mann!

Der sterbende Indianer.

(Nach dem Englischen des Warton.)

Itzt siegt Izdabels Pfeil, dreimal getaucht
In schwarzes Gift! — Bald komm ich nun, ach bald
Ins seelge Eiland, wo kein Tyger je
Den Wald befeindet, wo in jedem Mond
Dreimal die Ananaße blühen, wo
Die Bäche sanft hingleiten, wo kein Strom
Den Nachen je mit donnerndem Gebrüll

Zur See hinreißt, wo meiner Väter Schaar
Jetzt täglich Spanſche Herzen ſchmauſt! — Mein
Sohn,
Ich fühl den Gift geſchäftig in der Bruſt! —
Komm näher, Sohn! — Komm, bringe mir den
Kranz,
Mit Zähnen jenes Chriſten ausgeſchmückt,
Der ſich zuerſt erkühnt — o welche Greul! —
Der Sonne Jungfern zu entehren, und
Zu rauben Gold von Vitzliputzlis Bild.
Ich wurde an den Ort, wo ſie ihn hin
Begruben, und ſchlich einſt um Mitternacht
Mich zu dem Grab, riß ſeinen Leichnam aus,
Und gab ihn ſpottend giftgen Fliegen preiß.
Bewahre dieſen Kranz mit heilger Furcht! —
Kommt deine vielgeliebte Mutter je
Aus jenem Hain, wo ich Unglücklicher,
Als ich noch ſpäte jagte, ſie verlor:
So pflege ihres Alters; ſage ihr,
Nie betet' ich in derer Tempel an,
Die ihren Gott verzehren. Und wenn einſt
Die Krankheit ihre matten Glieder drückt;
Entleibe ſie mit kindlich frommer Hand,
Und laß ſie nicht ein Leben voller Pein,
Gleich feigen Chriſten, ſchmachten — Sohn, ich
geh!
Der große Capac winkt mir! Lebe wohl!

In Scherlocks Todesbetrachtungen, die einer Dame gehörten.

(Aus dem Engliſchen.)

Betrognes Kind, was lieſt du hier
Für ketzeriſche Lehren!
Zu ſterben, ſagſt du, lehrt er mir,
Wer wird nicht Scherlock ehren?

Ach, kann man nicht die Lektion
Ohn einem Lehrer faſſen?
Er lehrt uns, der Natur zum Hohn,
Das liebe Leben haſſen!

Der Kunſt zu leben weih die Zeit!
Denn leben heißet lieben!
Ich bin zum Unterricht bereit,
Ich will dich nicht betrüben!

Doch, miſſfällt dieſer Antrag dir,
Willſt du mich nicht erhören:
Gieb wenigſtens den Scherlock mir,
Er ſoll mich ſterben lehren!

In einen Petrarch einer Schöne.

(Nach dem Engliſchen.)

Wenn je ins innre Heiligthum
Der Lieb ein Dichter eingedrungen:
So bleibet es Petrarchens Ruhm;
Sie ſagt ihm vor, was er geſungen!
Doch lehrbegierger einzudringen
In dieſe Kunſt, entſchlieſt du dich? —
O kann laß dir Petrarche ſingen! —
Ich weiß viel mehr! Studiere mich! —

Klagen einer Schönen,

über die Blödigkeit ihres Liebhabers.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

So oft Herr Damon mir Viſite macht,
Hör' ich nur Seufzer, ſeh nur Thränen.
Er ſchwatzt mit mir bis in die ſpäte Nacht
Von ſeinen Flammen, ſeines Herzens Sehnen!
Wie gern liebt' ich den Schwätzer auch,
Verſtünd' er beſſern Zeitgebrauch!

Als geſtern früh in jenem kühlen Hain
Ich gieng — die Lerchen ſangen um die Wette —

Fragt er: „Wie lang leid ich noch dieſe Pein?
„Liebſt du mich nicht, o reizendſte Liſette?„
Ich ſagte: Ja, ich liebe dich!
Und Damon — Er begnügte ſich!

„So hab' ich dann dein Felſenherz erweicht?
„Triumph! Ich kenne keine ſüßre Freuden!
„Ich hab', ich Glücklicher, das Ziel erreicht!
„O Tag des Glücks! Die Welt wird mich beneiden!
„O nun bin ich zufrieden, Glück! „
So ruft er jeden Augenblick!

Nein! Damons Liebe iſt mir allzulau!
Du, Venus, mußt mich dafür ſchadlos halten,
Durch einen, iſt er gleich ein wenig rauh,
Der beſſer weiß, mit ſeinem Glück zu ſchalten,
Der glücklich jeden Augenblick
Nicht ruft: Ich bin zufrieden, Glück!

Pope an die Lady Montague.

An Schönheit und Geiſt,
Wer war je ſo dreiſt,
Die Seegel vor euch nicht zu ſtreichen?
Doch hielten es Kenner
Zu hart für uns Männer,
An Wiſſenſchaft Damen zu weichen.

Manch finſtrer Pedant,
Mit Scotus verwandt,
Hat Weibern die Bücher verwehret.
So rauben Papiſten
Die Bibel den Chriſten
Dann bleibet der Pfaffe geehret!

Das Weib hats verſucht,
Drum ward es verflucht,
Zuerſt von Erkenntniß zu naſchen.
Es pflegen die Weiſen,
Die ſeelig zu preiſen,
Die zuerſt das Eigenthum haſchen.

Erneure das Recht,
Das deinem Geſchlecht
Gebühret, trotz unſeren Bärten!
Laß, Schönſte, die Männer
Des Unterſchieds Kenner
Durch Even zum zweitenmal werden!

Doch ward um der Frucht
Einſt Eva verflucht,
Die nur einen Apfel gebrochen:
Die du an nichts glaubeſt,
Den ganzen Baum raubeſt,
Wie wird es an dir wohl gerochen!

Die Elegie an die Romanze.

Ha, weinst du jetzo noch die heuchlerischen Thränen?
Hum! Spottst du meiner, Zofe, noch?
Nun kannst du, Tändlerinn, hinfort fein einsam gähnen;
Da mich der Tod gedoppelt roch.

Zween heißer Buhler jetzt in einem Jahr beraubet,
Wer küßt dir nun den Rosenmund?
Du weinst, da niemand nun auch wahre Zähren glaubet.
Wein' nur die Spötteraugen wund!

Ich klagte, traun, hätt' es Apollo nicht geheißen,
Dir deinen Löw' und Schieb'ler nicht.
Wir parentiren beide nun, du deine Weisen
Aus Eigenlieb', und ich aus Pflicht.

(vid. Schiebelers Romanze: Proſerpine.)

Als König Pluto Schiebelers Schatten ſah,
So wandt er lächelnd ſich zu Proſerpinen:
„Sieh, liebes Kind, nun iſt der Freigeiſt da!
„Doch find ich keinen Spott in ſeinen Mienen.
„Zevs unterſagt dem Minos das Gericht,
„Des Dichtergottes Bitten zu erfüllen;
„Man weiß auch ſonſt von ihm kein Böſes nicht!
„Wie kann ich unſre Rachſucht nun wohl ſtillen?
„Doch gönn dem Verſemann nur ſein Elyſium!
„Dort findet er ja nichts zu traveſtiren.
„Trübſinnig wandelt dort Cervantes Geiſt herum,
„Mit dem laß ihn ſich nun fein ennuyiren.

Ueber einen Appel an die Kunſtrichter.

Der Kenner Teleſkop — o fordr' es nicht zu kühn
Zu deiner Prüfung auf!
Es ſieht zu oft dich nicht vom erſten Feuer glühn,
Und deinen matten Lauf.
Dieſelben Sümpfe ſtets beim nähern Blick zu ſehn
Ermüdet jedermann.
Die Rechnung deines Gangs, kann ſie wohl je beſtehn?
Du hältſt ja keine Bahn!

Der Triumph.

(Nach einem Einfalle des Chalotais.)

Ein General von Taubenherz und Löwenblick
Sieht seine Heere einst aus einer Mühle siegen! —
Seht halb Paris glückwünschend ihm entgegen fliegen!
Er kömmt bedeckt mit Lorbeern — und mit Mehl zurück!

Die Priesterinn.

Als Doris in der Liebe Barden fand,
Sie habe ihre Stunde, gleich dem Tod *):
„Ich seh es, deine Stunde naht herbey,
Sprach sie, „der Venus treuster Diener soll
„Nicht ohne Sakramente sterben! Nein!„
Und sie, Cytherens heilge Priestrinn, gab
Zur letzten Oelung mir den ersten Kuß.

*) S. die Jägerinn.

Chloe
weihet der Venus ihren Spiegel, nach Prior.

Dieß Glas bring ich dir, Venus, dar,
Seit ich nicht mehr bin, was ich war,
Laß mich, ach, was ich werde seyn,
Nie sehn! Dieß Glas sey ewig dein!

Die gute Ehe.
(Aus dem Französischen.)

Die Ehe, welch ein süßes Band,
Wenn jede Nacht der Mann des Weibes Wünsche stillet!
Die Ehe, welch ein schöner Stand,
Wenn nie am Tag sein Ohr des Weibes Thorheit füllet!

Das allzuleichte Ja.

Durchs Ja, das man so schnell erhält,
Verräth Lucinde sich.
Die Frucht, die ohne Schütteln fällt,
Die ist zu reif für mich!

An Herrn Michaelis.

Du lehrest in Satyren sich die Amoretten üben,
Und gern gehorchen Amors dir.
O machten sie die Probe hier!
Denn ach in dieser Barbarey sieht man nur Satyrn lieben.

An Madam Brandes,

bey Ueberschickung von einem Dutzend Sinngedichten auf eine Verlobung, in denen kein Wort zum Ruhm der Braut gesagt war.

Ach, Freundinn, sieh, es schweigt mein Reim,
Von junger Bräute Flammen,
Er schweigt vom Lob der schönsten Braut,
O kalte Epigrammen!

Wie könnt ich einer Betty Glut,
So schön, wie du, kopiren?
Dich unterwies dein treuer Freund —
Wer soll mich informiren?

In Herrn Brandes Stammbuch.

Ganz recht, o Freund, der Kritiker Geſchlecht
iſt kalt;
Sie thun nur gar zu gern ein wenig ſuperklug
und alt.
Vielleicht ich Jüngling auch. Doch nein, mein
Herz entglüht,
Wenn es des Spieles Kunſt, der Spieler Schick-
ſal ſieht;
Wenn der, der einen Olsbach ſchrieb,
Wenn die, die eine Betty ſpielt,
Das Ungemach der Wandrung fühlt —
Doch wär es kalt, wenn ich dein Freund nicht
blieb.

Die Verächter der Proſa.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

In niedrer Proſa ſchreib ich nie!
Spricht Stax, wenn er auf Ikars Schwingen
fliegt!
O leſet ſeine Verſe nie!
Sonſt ſeht ihr, wie der Unverſchämte lügt!

Grabschrift,
(nach einer Idee von Rost.)

Wenn seine Gründe wenig galten,
Gebot Philint den Gegnern stets das Maul zu halten.
Der Tod fand ihn zu gleichem Widerstand nicht faul,
Allein gebiethrisch sprach er auch zu ihm: o halt dein Maul!

Der Rangstreit.

Wie gähnt man nicht, sagt Bav, wenn man Pedrillens Werke liest!
Und dießmal trifft sein Urtheil recht!
Sie dichten beide herzlich schlecht.
Entscheide, Leser, nun, wer wohl der schlechtre Dichter ist.

Gespräch
zwischen Herrn Gleim und dem Herrn von G. bey des erstern Durchreise durch W.

Gleim: Was für ein Tempel voller Pracht,
was zeigt sich mir?
Ist es Apollens Sitz? Regiert Asträa hier?

von G. Aſträa? Ach zu neu ſind die Exempel,
Wie man die Rechte beugt,
Doch ja, mir dünkts, es iſt Aſträens
Tempel;
Denn jede Muſe ſchweigt.

Der Sündenbock.

(Nach dem Engliſchen.)

In einem Sturme ließen ſich
Die Schiffer alle abſolviren.
Der Prieſter hört ſie confitiren:
O nimm die Schuldenlaſt auf dich!

Noch ärger fängt der Sturm jetzt an! —
Nun ſtürzten ſie, trotz Flehn und Bitten,
Der Sündenlaſt ſich zu entſchütten,
Den Prieſter in den Ocean.

Grabſchrift des Regnier.

Ich lebte in den Tag hinein,
Ließ fünfe ſtets gerade ſeyn,
Und mich von meinen Trieben lenken.
Ich ſtaune, wie der Tod jetzt ſich
Erinnern konnte doch an mich!
Ich mochte niemals an ihn denken!

Ueber einen Kunſtrichter,
der ein Auge eingebüßt hatte.

Warum ſollt ich Quintils Geſchick beklagen?
Ein jeder Autor iſt mit Recht darob entzückt!
Das böſe Auge ward ihm ausgeſchlagen,
Das unſre Fehler ſonſt ſo ſcharf erblickt!

Geſpräch eines neuen Ehemannes
mit ſeinem Freunde,
nach Verfluß der Flitterwoche.

A. Die Reize? Hum! Kein Wunderwerk! Ein wenig zänkiſch auch iſt ſie!
Doch, hunderttauſend Thaler, Freund, und — Andre liebte Doris nie!

B. Drum bleibt es ungewiß, wer glücklicher zu nennen,
Du, der jetzt Doris hat, ich, der ſie haben können.

Schmolke.

Die ſchwarze Nacht iſt niemands Freund,
Spricht Schmolke ohne Scheu!
Herr Schmolke, meiner Treu,
Verliebten war ſie niemals feind!

Wunsch eines Dichters.

(Aus dem Engliſchen.)

O hätt ich, Themſe, dich, mein Bild, erreicht!
O ſtrömte mein Gedicht, gleich deinen Wellen!
Zwar tief, doch hell, zwar ſanfte, doch nicht ſeicht,
Stark, ohne Wut, voll, ohne aufzuſchwellen.

Anſelm.

(Nach dem Cailly.)

Ein Sünder war Anſelm das ganze Leben,
Ein Beter, als der Stunden letzte kam.
Er hat Gott ſeine Seele übergeben;
Wer aber weiß, ob Gott ſie übernahm?

An eine Dame, die von einer heftigen Streitigkeit plötzlich abbrechen wollte.

(Nach dem Prior.)

O traue beſſer deiner Augen Macht!
Du willſt dich feig zurückeziehen?
Wie? Hab ich, Tapfre, dich dahin gebracht? —
Du ſiegſt, wie Parther einſt, — im Fliehen!

An die eiferſüchtige Phillis,
(nach demſelben.)

Ach, Phillis, höre auf zu ſchelten! —
In Proſa lieb ich dich,
Wenn Chloen meine Verſe gelten!
Ach, zürne nicht auf mich!
Der Witz, — welch eine Kleinigkeit! —
Iſt Chloen, Dir mein Herz geweiht!

Glückwunſch an eine ältere Schweſter bey Verheirathung der jüngern.

Warum ſo finſter bey der beſten Schweſter Glück?
Du kannſt ja bey dem Hochzeitfeſt der Mutter Amt verwalten:
Die du ſo oft im Traum gefühlt, ruf ſie zurück
Die Mutterfreuden! — Jeder Gaſt wird dich für Mutter halten!

Mittel durch die Welt zu kommen.

(Nach Prior.)

Bejahe, was dein Gönner ſpricht;
Verſchlaf die Zeit, vergiß das Denken;
Verändre nie dein dumm Geſicht;
Laß dich von jedem Narren lenken!
Zu böſen, wie zu guten Werken faul,
Iß deinen Braten, Sklav, und halt dein Maul!

Die Armuth der Dichter.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Was ſind uns wohl die Muſen nütze?
Man wird dabey blind, arm und alt,
Und hat, iſt es auch noch ſo kalt,
Nur einen Lorbeer ſtatt der Mütze!

Die ſchwere Wahl.

Du meinſt, daß hier nicht Mädchen fehlen!
Ich ſoll doch endlich eine wählen?
Ach! die vollkommne dankt für mich;
Und für die unvollkommnen — ich!

Suum cuique,
oder die Wahl zwiſchen zwey Schweſtern.

D. Kannſt du ſo wenig die ältere Phidilis ehren?
Kann dich die jüngere, kann dich Dorinde bethören?
J. Mich hat ſtets Phidilis Alter von Ehrfurcht gerührt!
Ehre, dem Ehre, und Liebe, dem Liebe gebührt!

Triſtans Grabſchrift.
(Nach dem Franzöſiſchen.)

Es mußte Triſtan der Poet erblaßen,
Ob er gleich, wie Elias, ſpeiſt'.
Er ließ dem Quinault ſeinen Geiſt,
Denn einen Mantel konnt' er ihm nicht laſſen.

Troſt für einen bußfertigen Autor.
(Nach dem Piron.)

Pedrill, von ſtrafender Kritik zerknirſcht, einſt ſo vermeſſen,
Beweinet manchen Vers, den er jetzt reuig lieſt.

O möchte unsrer Sünden einst der Höchste so vergessen,
Wie seiner Sünden schon das Publikum vergißt!

Youngs Sinngedicht

an Voltairen, der über Miltons Allegorie von dem Tod und der Sünde spottete.

Mir dünkt, da du so witzig, lasterhaft, und ausgezehrt erscheinst,
Daß du in dir den Milton selbst sammt seiner Sünd und Tod vereinst.

Die Bekehrung.

(Nach dem Dulard.)

Auf seine Seeligkeit sonst nicht im Traum bedacht,
Entschloß Herr Stater sich, zu einem Mönch zu gehen.
„Wer, heilger Vater, kennt nicht eurer Rede Macht?
„O lasset morgen sie der Wuchrerrotte sehen!
„Ihr habt zu Hörern, ich versprechs, den Trufaldin
„Und mich, mich Sünder.„ Brav, erwiederte der Pater,

(Er kannte beide Diebe gut) So, mein Herr Stater;
So laßt ihr endlich doch euch von der Gnade ziehn?
Entsagt auf ewig — Halt! Was denkt ihr, Vater? Ey,
Wir leben ja, sagt er, seitdem wir funfzig schreiben,
Herr Trufaldin und ich, allhier von einerley;
Doch macht mich Gottes Wort vom Nebenbuhler frey,
Dann kann ich ganz allein dieß güldne Handwerk treiben.

An eine bürgerliche Dame,
die ihre Tochter einem Herrn von Adel geben wollte.

O wie verblendet dich der falschen Hoheit Schimmer!
Geehrt? Vielleicht! dein Mädchen! Doch — geachtet nimmer!
Du wirst die Sklavinn seyn, sie frey, du arm, und er bereichert sich;
Du adelst deine Tochter; sieh o Thörinn, du erniedrigst dich!

An die Profeßoren einer deutſchen Univerſität, welche durch ihr Beiſpiel die Studenten verleiteten, mehr auf die Jagd, als in die Collegia zu gehen.

Wollt ihr uns Nimrods ſtatt der Patrioten ziehn?
Ihr jagt den Muſen nach? Kein Wunder, daß ſie fliehn!

Der einzige Freund.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Zu einem alten Weib, das ſich ein Hündchen hält,
Sagt einſt der Prieſter: — denn ſie hatte kaum zu leben —
Schafft euer Hündchen ab! — „Ich ſollt es andern geben?
„Wer liebte mich, mich Arme, dann auf dieſer Welt?

An Glyceren.

(Nach Voltaire.)

Glycere, du biſt ſchön, und deine Schweſter ſchön!
Zu wählen zwiſchen euch, o ſüße Müh!
Den Amor, blind wie du, hat Griechenland geſehn,
Doch liebte er Brunetten, ſo wie ſie.

Der Pfeil.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Ihr ſtolzen Luftbewohner ſeht, ſeht meinen kühnen Flug!
Sagt einſt ein ſchneller Pfeil, der himmelan der Oſtwind trug.
O prahle, ſprach ein Vogel, nicht, du nahmſt unſerm Blick
Durch fremde Hülfe dich, und durch dich ſelbſt fällſt du zurück.

An einen übertriebnen Lobredner.

O ſpar dein Lob; du tödteſt mich damit!
Unſchuldig mag ich nicht des Todes ſterben,
Den einſt die römiſche Verräthrinn litt.
Die Thörinn wähnte, Schätze zu erwerben;

Und Tatius begrub ſie unter Spangen,
Die ſie zum Lohn des Hochverraths begehrt.
Die deines feilen Weihrauchs Stank verlangen,
Die ſind dadurch mit Recht geehrt!

Der Beruf zum Poeten.

Du glaubſt, wenn dich die alt. Chloris küßt,
Die junge Chloe zu umarmen!
O werd' ein Dichter; nie ein Journaliſt:
Sonſt könnte jedes Leichencarmen
Dich, gleich dem Pindar, gleich Horazen rühren!
Wie gern ließ man von dir ſich recenſiren!

An eine ſchöne Dichterinn.

O könnt ein Funken mich von deinem Geiſt entzünden! —
Doch ja er kanns! — Du, Dichtrinn, weiſt,
Im Kuß entfliehet unſer Geiſt
Von unſern Lippen, wie beym Plato *) wir es finden,
In des geküßten Geiſt. Wohlan!
Komm, küße mich, wann du die Muſen liebſt,
Stolz, daß dem Vaterlande dann
In mir du einen neuen Dichter giebſt.

*) S. Platos Sinngedicht auf den Agathen.

Grabschrift eines Dichters, von Pfeffel.

Hier liegt der große Stax, Apolls gekrönter Priester,
Der sechzig Jahre lang gefastet und gereimt,
Bey Kosent, Brod und Salz, und Hübners Reimregister
Hat er auf einem Dorf von Lieb und Wein geträumt.
Er starb poetisch. Einst in einer großen Noth
Will er dem Schutzen Glück auf sein Geburtsfest wünschen —
Zwey Tage suchr' er lang nach einem Reim auf Wünschen;
Den er nicht sucht, der kam, wie sonst — der Tod!

Das Alter und die Jugend, von demselben.

Johannchen sprach zu ihrem alten Manne:
Wie kommt es doch, daß du so kalt und runzlicht bist!
Ach! rief er keichend, meine gute Hanne,
Das macht das Alter, wie du selber siehst.
Doch, fuhr er fort, wie kömmts, — ich hab es selbst gesehen —

Daß du den jungen Seladon geküßt?
Ach, sprach das arme Kind, ich muß es dir gestehen,
Das macht die Jugend, wie du selber siehst.

In den Milton der Lady Dursley.
(Nach dem Prior.)

O hätte Mutter Even Deine Tugend einst geschmückt,
Nie hätte sie der Glanz der Frucht, der Schlange List berückt,
Gewiß, dann wär der schwache Adam fromm geblieben,
Und das verlorne Paradies — noch ungeschrieben!

Ueber die Perspektive.

Kein Perspektiv entdecket deine Reize,
Dorinde, du machst alle Gläser blind;
Das bloße Auge sieht, mit durstgem Geize,
Sie nur, und lehrt dem Herz, wie schön sie sind.
Allein, was hilft es, sie zu sehen?
Man liebt dich! Ist man glücklich? Nein!
Man muß vor Kanaan, wie Moses, ferne stehen;
Er sahs, und kam doch nie hinein!

Grabschrift.

Freund, unter diesen Sand
Liegt Timon eingeschärrt, der wenige gekannt,
Der wenigen gefiel, dem wenige gefallen,
Er sich am wenigsten von allen.

An einen Liebhaber schöner Bände.

Von goldnen Bänden glüht dein buntes Bücherbrett,
Und Epiktet ist hier, gleich süßen Stutzern, nett.
Freund, unter uns! — Du nimmst dein schönes Buch in Acht,
Als ein Verschnittener ein schönes Weib bewacht.

Ende des dritten Theils.

S. 190 Z. 4 nach befruchtet, ist zu setzen: sie glänzen, meine Thränen —

4to lib. part. German. 955.
~~f. 8. e. xiii.~~

Nekrolog

oder

Nachrichten

von dem

Leben und den Schriften

der

vornehmſten verſtorbenen

teutſchen Dichter.

Geſammelt

von

Chriſtian Heinrich Schmid,

Regierungsrath, Doctor der Rechte und Profeſſor der Beredſamkeit und Dichtkunſt.

Erſter Band.

Berlin,

bey Auguſt Mylius 1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn

Herrn

Ludwig, Landgrafen zu Heſſen,

Fürſten zu Hersfeld,

Grafen zu Katzenelnbogen, Dietz, Ziegenhayn, Nidda, Hanau, Schaumburg, Iſenburg, und Büdingen, u. ſ. w. Ihro Ruſſiſch-Kaiſerlichen Majeſtät beſtallten General-Feldmarſchall, und St. Andreas- auch des Königlich Preußiſchen ſchwarzen Adler-Ordens Ritter,

Meinem

gnädigſten Fürſten und Herrn.

Durchlauchtigſter Landgraf,

Gnädigſter Fürſt und Herr,

Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht erhabnen Namen einem von den Werken vorzuſetzen, wodurch ich einen Theil des mir auf Höchſtdero Univerſität

sität anvertrauten Amtes nach Vermögen ein Genüge zu leisten mich bestrebe, wollte ich, seit der Zeit, da ich das Glück genieße, in Ew. Hochfürstl. Durchlaucht Diensten zu stehn, mich schon öfters erkühnen, und vor dem Publikum die Empfindungen der tiefsten Verehrung, und des Dankgefühls ausdrücken, die meine Brust seit dem Augenblicke gehegt hat, da Höchstdieselben

ſelben mich zu dem hieſigen Lehramte zu berufen in Gnaden geruhten. Dennoch ward ich immer von Furchtſamkeit, und von dem Bewuſtſeyn zurückgehalten, daß ich nichts eines ſolchen Namens würdiges hervorbringen könnte. Auch bey gegenwärtigem Werke würde mich die Ueberzeugung von ſeinem geringen Werthe von einem ſolchen Unternehmen gänzlich abge-

ſchreckt haben, wenn nicht eine erſt neuerlich von Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht erhaltne Gnade mein Herz zu ſtark gerührt hätte, als daß ich meine Empfindungen nicht öffentlich an den Tag legen ſollte. Der von den Höchſtdenenſelben am Ende des verwichnen Jahres mir gnädigſt beygelegte Karakter eines Hochfürſtlichen Regierungsrathes iſt mir ein Denkmal

von

von Ew. Hochfürstl. Durchlaucht huldreichen Gesinnungen, das ich nicht blos in der Stille verehren kann. Laut muß ich es sagen, welch ein Glück ich genieße, einem Fürsten zu dienen, der jede auch noch so geringe Bemühung, die obliegende Pflicht zu erfüllen, mit nachsichtsvoller Milde belohnt. Je länger die Vorsehung mich einem solchen Fürsten dienen läßt, und je mehr

ich

ich in den Stand komme, mich der Gnade Deſſelben würdig zu beweiſen, deſto glücklicher werde ich mich ſchätzen, der ich mit der ſubmiſſeſten Devotion die Gnade habe mich zu nennen

Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht

unterthänigſten Knecht,
Chriſtian Heinrich Schmid.

Vorrede.

In den letzten funfzehn Jahren iſt der teutſche Parnaß durch ſo viel Todesfälle entvölkert worden (indem ſeit 1769 neunzehn Dichter geſtorben ſind) daß, als ich dieſen Verluſt bey Gelegenheit von Leſſing's Tod zuſammen ſummirte, mir der Gedanke einfiel, es wäre vielleicht dem Litterator nicht unangenehm, die Nachrichten von ihrem leben und Schriften in einem Bande beiſammen zu haben. Da eine vollſtändige Geſchichte unſrer Dichtkunſt ſo bald noch nicht geſchrieben werden wird, ſo können dergleichen Materialien indeſſen ihre Stelle vertre-

ten. Die Franzoſen geben bekanntlich jährlich einen Necrologue, oder eine Todtenliſte ihrer Gelehrten in allen Fächern heraus; ich führe hier nur bey den Gräbern der Dichter herum und überlaſſe es andern, die Thaten andrer Gelehrten zu beſchreiben. Mehrere Lebensbeſchreibungen, welche neuerlich bey den Ausgaben der Dichter erſchienen ſind, erleichterten mir mein Vorhaben ungemein. Daß ich dieſe zu meinem Zweck ins Enge ziehen, alles lobredneriſche und Geringfügige weglaſſen muſte, verſtand ſich von ſelbſt; hingegen behielt ich öfters die Worte der Biographen bey, wo ſich in der Angabe hiſtoriſcher Umſtände doch nichts als eine rhetoriſche Variation hätte machen laſſen. Meine Quellen habe ich jederzeit dankbar angezeigt. Ich fürchte, keine Vorwürfe darüber zu bekommen, daß ich mich nicht auf Dichter vom erſten Rang eingeſchränkt, ſondern auch Nachrichten von ſolchen gegeben habe, die

in die zweyte, dritte u. s. w. Klasse gehören. Denn auch von Dichtern, die nicht mehr, oder doch nicht allgemein gelesen werden, ist es doch wohl der Mühe werth zu wissen, daß sie da waren, daß sie zu ihrer Zeit eine gewisse Dichtungsart beliebt machen halfen, daß sie als Nachahmer den Ruhm eines grössern Dichters beföderten. Der Litterator gedenkt also noch des Zernitz, Pyra, Drollinger, Sucro u. s. w. ohne deswegen zu verlangen, daß man sie über ihre Verdienste bewundern soll. Nun könnte man aber um der Gleichförmigkeit des Plans willen vielleicht manche Namen vermissen, die doch so gut, als viele der hier vorkommenden, einen Platz verdient haben möchten. Man könnte mich tadeln, daß ich nicht auch Nachrichten von Scultetus, Brockes, Mylius, Werlhof, Dreyer, Gallisch, Kretsch, Ludwig Friedrich Lenz u. s. w. gegeben hätte. Aber dieß zu unterlassen, nöthigte mich

nur der Mangel an Hülfsmitteln, indem ich entweder die dazu nöthigen Bücher nicht hatte, oder wirklich von ihrem Leben noch gar nichts war bekannt gemacht worden. Hätte ich meinen Plan so weit ausdehnen wollen, daß ich auch auf alle diejenigen hätte Rücksicht nehmen wollen, deren natürliche gute Anlage durch die Schicksale ihres Lebens, und durch ihre eigne Schuld eine falsche Richtung bekommen, wie der Fall bey Günther war, so hätte das Werk einen zu großen Umfang bekommen. Einige, die sich in der Prosa hervorgethan haben, machten auch wohl zuweilen einige Verse wie z. E. Sturz, aber diese bleiben besser für einen prosaischen Nekrolog ausgesetzt, wo Sturz, Abbt, Rabener, Liscov, Sulzer, Meinhard, Mosheim, Christ. Ludwig von Hagedorn u. s. w. glänzen mögen. Aus der Lohensteinischen Periode war es wohl genug, den Mann aufzustellen, der ihr den

Na-

Namen gab, und deſſen Schriften uns wirklich in der Folge Dichter erweckten, obgleich Hofmannswaldau in Anſehung der Talente eben ſo gut hier zu ſtehen verdient hätte. Ueber Brand bis zu den Minneſängern hinauf konnte ich nicht gehen, weil hier die Nachrichten gar zu mangelhaft werden. Was die poetiſchen Frauenzimmer betrift, ſo läßt ſich das Leben von Margaretha Klopſtock erſt dann erzählen, wenn Herr Cramer die Biographie ihres Mannes vollendet haben wird. Als ich Herrn Unzer um Nachrichten von ſeiner verſtorbnen Gattin erſuchte, meldete er mir, daß er in kurzem ihr Leben ſelbſt herausgeben würde. Was Nantchen betrift, ſo hätte ich vor allen ſie hier aufzuſtellen gewünſcht, allein Herr Göckingk verſicherte mich, daß ſich ihr Leben für jetzt noch nicht beſchreiben ließe, weil gewiſſe Leute noch lebten, die dabey intereßirt wären. Sollte ich künftig noch Materialien zu ſol-

chen leben erlangen, die man hier vermißt, so will ich sie in einem folgenden Theile, nebst den Berichtigungen zu diesen Bänden, nachhohlen. Die Ordnung, in welcher hier die Dichter aufeinander folgen, bezieht sich auf ihre Sterbejahre. Von sieben hier vorkommenden Dichtern gab ich in den beiden Theilen der Biographie der Dichter, die ich 1769 und 1770 herausgab, Nachricht, hier erscheinen diese Nachrichten zum gegenwärtigen Zweck abgeändert, auch oft berichtigt und vermehrt. Nach Art der Jugend, faßte ich damals zuweilen Entschließungen, die sehr ins Große giengen. So hatte ich damals keinen geringern Vorsatz, als eine allgemeine Dichterbiographie aller Zeiten und Völker zu liefern, wenigstens erinnere ich mich, daß noch 94 Dichter zu den folgenden Theilen auf meiner Liste standen. Sogar über lebende wollte ich mich damals ausbreiten, die sich doch unpartheiisch weder

karakteriſiren, noch biographiſiren laſſen. Ich brauchte das Wort Biographie, ob ſich gleich von den wenigſten Dichtern eine eigentliche Biographie geben läßt, theils aus Mangel von Nachrichten (wie wenig wiſſen wir von Wernicke, Logau u. a. m.) theils weil wirklich ihr Leben ſehr einförmig war. Nur ſelten werden uns von ihnen ſo viel karakteriſtiſche Züge, wie von Hölty, und Hensler, angegeben. Ich bitte daher auch meine jetzigen Nachrichten nicht als förmliche Lebensbeſchreibungen anzuſehn, ſondern nur als Beiträge zu denſelben, die, nach dem Vorrath, den ich dazu vorfand, bald reicher, bald dürftiger ausgefallen ſind. Mein Gedanke in der ehmaligen Biographie war, unter dieſem Titel über jeden Dichter alles zu ſammeln, was ſich über ihn ſagen ließe, kritiſche und litterariſche Nachrichten von ihren Werken, Auszüge, Beurtheilungen, Ueberſetzungen von ihnen zu geben. Meinhard's

Ver-

Verſuche hatten mich auf dieſe Idee gebracht, in der Folge lernte ich, daß ſelbſt Meinhard's Werk wenig Käufer gefunden habe. Das Wichtigſte bey dem Leben eines jeden Dichters iſt die Nachricht von ſeinen Werken, aber ich habe mich hier mehr in Schranken gehalten, und alles ſo kurz, wie möglich, gefaßt. Das Verzeichniß und die Beurtheilung der Werke habe ich, anders als in der Biographie der Dichter, ſo einzurichten geſucht, daß es auch derjenige benutzen kann, der dieſe Werke gar noch nicht kennt. Da Herr Füßli das Leben von Bodmer noch nicht vollendet hat, und Lebensbeſchreibungen von Leſſing, und Götz noch ganz fehlen, ſo hätte ich zur Zeit wohl dieſe Dichter ganz übergehen ſollen; allein ſie waren mir ſo wichtig, daß ich lieber etwas Unvollkommnes, als gar nichts, von ihnen beibringen wollte.

I.

Sebaſtian Brand.

Sebaſtian Brand ward gebohren zu Strasburg im Jahr 1458, genoß von ſeinen Eltern eine gute Erziehung, ſtudierte zu Baſel die Rechte, und ward Doctor und Profeſſor der Rechtsgelehrſamkeit daſelbſt. Seine juriſtiſchen Kenntniſſe, durch die er ſich ungemein hervorthat, und ſeine Schriften breiteten ſeinen Ruhm weit aus. Mehrere Fürſten und Großen ehrten und ſchätzten ihn wegen ſeiner Einſichten; insbeſondere berief ihn Kaiſer Maximilian ſehr oft an ſeinen Hof, und beehrte ihn mit dem Titel eines kaiſerlichen Hofpfalzgrafen und Rathes. Zuletzt bekleidete er die Würde eines Kanzlers oder Stadtſchreibers in ſeiner Vaterſtadt Strasburg. 1520 im zwey und ſechzigſten Jahre ſeines Al-

Alters ſtarb er. Von ſeinen Kindern kennt man den Onuphrius Brand, der der erſten teutſchen Ueberſetzung des Gailerischen Narrenſchiffes ein Paar Verſe vorgeſetzt hat.

Sein vornehmſtes poetiſches Werk iſt eine Reihe von Satiren in Verſen, welcher er den Titel gegeben hat: **Das Narrenſchif, oder, Schif aus Narragonien, alle Stände der Welt betreffend, wie man ſich in allen Händeln zu betragen pflege.** Warum das Gedicht Narrenſchif heißt, hat der Verfaſſer uns ſelbſt in folgenden Verſen erklärt:

Galleen, Fuß, Kragk, Nauen, Park,
Kyl, Weidling, Roßbeeren, Rollwagen,
Ein Schif möcht' die nicht all' getragen,
Die jetzt ſind in der Narren Zahl,
Ein Theil kein Fuhr hant überall,
Die ſtieben zuher, wie die Immen,
Viel unterſtehend, zum Schif zu ſchwimmen,
Ein jeder will der Fuhrmann ſeyn,
Viel Narren, Thorn kommen drein.

Außer dem Einfalle von dem Schiffe, und der Idee, daß jeder Thorheit eine eigne Schelle gewidmet worden, findet man keinen Plan, oder

Fic-

Fiction in dieſem Werke von Brand. Alle Gattungen von Fehlern, Untugenden, und Gebrechen, allerley Narrheiten in der bürgerlichen und häuslichen Geſellſchaft ſind in hundert und dreyzehn Kapiteln in der willkührlichſten Ordnung geſchildert. Eigentlich treten nur hundert und zwölf Narren auf, und zum Kontraſt iſt am Ende das Portrait eines weiſen Mannes beigefügt. In der That kann man Menſchenkenntniß und Witz, der aber freylich nicht durch Geſchmack verfeinert iſt, dem Verfaſſer nicht abſprechen. Moraliſche Bemerkungen, die oft ſehr abgenutzt ſind, und viele aus alten Schriftſtellern entlehnte Sittenſprüche, dehnen das Ganze zu ſehr aus. Der Büchernarr macht unter den ſatiriſchen Karakteren den Anfang. Ueberaus verſchwenderiſch iſt Brand, vermuthlich, um mit Gelehrſamkeit zu prangen, mit den Beiſpielen, die er aus der alten Geſchichte anführt. An langweiligen Allegorien iſt auch kein Mangel. Die Sprache hält das Mittel zwiſchen der Sprache der Minneſinger, und unſerm jetzigen Hochteutſchen. Der Ausdruck erhebt ſich faſt gar nicht über die Proſa, und iſt oft nur gar zu rauh. Ja, was man ſich jetzt in Proſa nicht erlauben

würde, das erlaubt sich der Verfasser z. E. wenn er sagt: Wer mit Kübeln in sich schüttet. Eckelhafte Bilder kommen häufig vor, so wie folgendes: Du fürchst die Räud, und findst den Grind. Elisionen sind alle Augenblicke gemacht, und neugemachte Worte, von der Art, wie Bubiliren, kommen häufig vor. In den vierfüßigen Versen, worinnen das Ganze geschrieben ist, herrscht viel Monotonie.

Das Werk erschien zuerst zu Basel 1494 in Quart, und ward zu Strasburg 1495 in Octav, und eben daselbst 1506 in Quart wieder aufgelegt. Alle Ausgaben sind mit Holzschnitten verziert, die allemal ein Schif mit dieser, oder jener Art von Narren vorstellen. Das Narrenschif ward in seiner Neuheit mit aufferordentlicher Begierde und Beyfall gelesen. Johann Gailer von Kayserberg, Doctor der Theologie und Prediger zu Strasburg, hielt sogar 1498 hundert und zehn öffentliche Predigten über die einzelen darinnen geschilderten Thorheiten, um den Nutzen des Buchs für die Moral zu zeigen. Vermuthlich hatte Brand dies mit dem Prediger verabredet, um sein Zeugniß dem Geistlichen entgegenzustellen, die das Werk als gefährlich verschreien

ſchreien wollten. Denn ſo ſagt ſein Sohn in den obgedachten Verſen:

Mancher das Narrenſchif veracht,
Das zu dem erſten ward gemacht,
Und meint, es wär der Narren Orden;
Der ſeh nun, was draus ſey geworden,
Nachdem erkläret hat dies Werk
Der heilig Mann von Kayſersberg,
Der mehr, dann alle andre Hand,
Des Dichters Meinung hat erkannt.

Dieſe Predigten wurden erſt nach Kayſersberg's Tode von einem ſeiner Schüler, Jacob Otther 1510 zu Strasburg in lateiniſcher Sprache unter dem Titel Nauicula, ſeu, Speculum Fatuorum herausgegeben, 1511 daſelbſt wieder aufgelegt, und 1515 mit einem Leben des Predigers neu gedruckt. Vermuthlich machte man ſie nicht gleich in der teutſchen Sprache, in der ſie waren gehalten worden, bekannt, um des verſtorbnen Kayſersberg's Andenken nicht zu vielen unbilligen Urtheilen auszuſetzen. Allein ſchon 1519 erſchien zu Roſtock eine plattteutſche Ueberſetzung derſelben, und 1520 erfolgte zu Strasburg ſelbſt eine teutſche Ueberſetzung unter dem

Titel: Des hochwürdigen Herrn Doctors Kayſersberg Narrenſchif, die einen gewiſſen Pater Pauli zum Verfaſſer hatte. Im Jahr 1534 gab ein gewiſſer Nikolaus Höniger zu Baſel eine neue teutſche Ueberſetzung davon heraus. Das Narrenſchif von Brand ſelbſt wurde bald nach ſeiner Erſcheinung ins franzöſiſche, Lyon 1499, und ins Engliſche 1509 übergetragen. Ein Schüler von Brand, Namens Jakob Locher, kleidete es ſehr frey in ein Cento von lateiniſchen Verſen ein, das 1497 erſchien, und 1498 und 1506 wieder aufgelegt ward. Jodocus Badius, oder Aſcenſius gab zu Strasburg 1506 ſogar eine lateiniſche Paraphraſe in Verſen mit Anmerkungen heraus. Weil der Ton dieſes Gedichtes ſo allgemein beliebt wurde, ſo erſchienen unzählige Kopien davon, und man verfiel endlich gar darauf, den Eulenſpiegel in Reime zu bringen. Ueber die häufigen Ausgaben und Nachahmungen des Narrenſchiffes ſteht eine Abhandlung in dem Alten und Neuen aus allen Theilen der Geſchichte im erſten Band. Ueber den poetiſchen Werth deſſelben urtheilt Bodmer in der Abhandlung von der Poeſie des ſechzehnten Jahrhunderts in der Sammlung kritiſcher, poetiſcher,

ſcher, und geiſtvoller Schriften im ſechſten Stück.

Sonſt ſchrieb Brand noch eine Ueberſetzung von den Diſtichen des Dionyſius Kato in teutſchen Reimen, eine Elegie auf den Tod Kaiſer Friedrich des dritten 1493, und eine andre auf Kaiſer Maximilians Gefangenſchaft in lateiniſchen Verſen, Lebensbeſchreibungen verſchiedner Heiligen, eine Geſchichte von Jeruſalem, einen richterlichen Klagſpiegel, oder Anweiſung für einen peinlichen Richter. Er beſorgte die opuſcula Felicis Malleoli, oder Hemmerlin's. Er gab die moraliſchen Sprüche eines Dichters aus dem dreizehnten Jahrhunderte, Freydank's, die dieſer von der Bescheidenheit überſchrieben hatte, unter dem Titel von dem rechten Wege des Lebens, und allen Tugenden, Aemtern, und Eigenſchaften, heraus, und machte darinnen viele Veränderungen. Im Jänner des teutſchen Merkur von 1776 findet man ſein Leben nebſt ſeinem Bildniß, und im Hornung eine Abhandlung über ſein Narrenſchif. Im Bürgerfreund, einer Wochenſchrift, die 1778 zu Strasburg geſchrieben ward, ſteht eine Abhandlung über das Narrenſchif.

II.

Hans Sachs.

Hans Sachs ward zu Nürnberg am 5 November 1494 gebohren. Sein Vater, ein Schneider, bestimmte ihn zum Schusterhandwerke, schickte ihn aber doch vom siebenten Jahre an in die lateinische Schule, in der er bis in das funfzehnte Jahr blieb. Im siebzehnten Jahre begab er sich auf die Wanderschaft, auf der er sich fünf Jahre lang viel Kenntniß der Menschen und der Natur erwarb. Im Jahr 1519 verheirathete er sich mit Kunigunde Kreuzerinn, die er so zärtlich liebte, daß er noch im fünf und zwanzigsten Jahre seines Ehestandes mit ihr ein Liebesgedicht auf sie verfertigte. Schon 1522 fieng er an, Luthers Schriften zu lesen, und, weil sie ihm gefielen, sie zu sammeln, andern zu lei-

leihen, und ſie daraus von der Thorheit des Pabſtthums zu belehren. Bald hernach bekannte er ſich öffentlich zu der proteſtantiſchen Religion, die ſich damals in Nürnberg auszubreiten anfieng. Im Jahr 1523 verfertigte er einen Lobgeſang auf die Reformation unter dem Titel: Die Wittenbergiſche Nachtigall. Ein Jeſuit Spee ſchrieb dagegen ein Luſtwäldlein, oder Trotz-Nachtigall, welches Hans Sachſen bewog, 1524 eine Vertheidigung ſeiner Nachtigall herauszugeben. Als Luther ſtarb, verfertigte er ein Epitaphium, oder Klagrede auf ſeinen Tod. Eifer für die Religion, und wahre Frömmigkeit waren Hauptzüge in Hans Sachſens Karakter. — Anfangs lebte Hans Sachs in ziemlichem Wohlſtand, aber nachher ward ſeine Oekonomie zerrüttet, ſo daß er im Alter kümmerlich leben muſte. Als ihm ſeine erſte Frau 1560 ſtarb, verheirathete er ſich noch im ſechs und ſechzigſten Jahr zum zweitenmal mit einer Barbara Harſcherinn. Er erlebte an ſeinen Kindern, zwey Söhnen, und fünf Töchtern, viele Freude, aber er hatte auch das Unglück, ſie alle zu überleben. Von ſeiner älteſten Tochter bekam er vier Enkel.

Schon im zwanzigsten Jahre zeigte sich seine Liebe zur Dichtkunst. Da damals die Liebe der Poesie von den Edeln des Volks zu den Zünften der Handwerker herabgesunken war, und da damals besonders in Nürnberg viele solche poetische, im Jahr 1318 von Kaiser Karl IV privilegirte Zünfte blühten, so konnte es einem jungen Schuster, der dazu Lust hatte, nicht an Gelegenheit fehlen, seine Talente zu entwickeln. Hans Sachsens Lehrmeister in der Poesie war ein gewisser Leinweber, Leonhard Nunnenbeck, der zugleich als Meistersänger in Ansehen stand, und der jenen in der Tablatur, das ist, in den Regeln der Poesie unterrichtete. Meistersänger hießen zuerst die, welche Werke der Meister, das heißt, berühmter Dichter absangen, oder ablasen. Allmählig fiengen sie an, auch etwas von ihrem Eigenen, und zwar aus dem Stegreife hinzuzusetzen. So bestand nun in der Folge die Kunst eines Meistersängers darinnen, extemporirte Einfälle in Reime zu zwingen, ohne an das Wesentliche der Dichtkunst, oder auch nur an Harmonie zu denken. Biblische Historien zu reimen, und nach allerley von ihnen erfundenen Melodien abzusingen, war ihr vornehmstes Geschäf-

schäfte. Durch die Menge von Gedichten, die Hans Sachs verfertigte, und durch den Beifall, den sie erhielten, erwarb er sich ein groſses Ansehen, und, weil andre mit ihm wetteifern wollten, kam die schon in Verfall gerathene Zunft der Meistersänger zu Nürnberg wieder so empor, daß sich ihre Anzahl wieder bis auf 250 vermehrte. Hans Sachs stellte fleiſsig Zusammenkünfte an, und ertheilte andern Unterricht. Einer seiner Schüler war der Adam Puschmann, der 1572 einen gründlichen Bericht des teutschen Meistergesangs herausgegeben. Hans Sachs hatte, ein Feind von schädlichen Lustbarkeiten, auf seiner Wanderschaft alle seine übrige Zeit dazu angewendet, sich die Bekanntschaft berühmter Meistersänger zu erwerben, und ihre Bar, oder Melodien zu erlernen.

Es ist ungegründet, wenn einige behaupten, daß Hans Sachs in seinem späten Alter den Dienst eines Schulmeisters verrichtet habe. Der Irrthum entstand daher, weil man sich durch den Ausdruck, daß er Schule gehalten, verführen lassen. Dies ist aber vom Unterricht im Meistergesang zu verstehn, den er unentgeldlich ertheilte. In seinem hohen Alter ward er sehr

ſtumpf, zuletzt verlohr er das Gehör ganz. Da ſaß er dann immer an ſeinem Tiſche, ſann nach, las viel, beſonders in der Bibel, wenn ihn aber jemand anredete, gab er keine Antwort. Dennoch verließ ihn bis auf den letzten Augenblick ſeines Lebens die glückliche Gelaſſenheit und Heiterkeit nicht, die ihm von jeher eigen war. Er ſtarb 1576 im zwey und achzigſten Jahre ſeines Alters.

Sein erſter poetiſcher Verſuch war 1514 ein Lied, das ſich anfieng: *Gloria Patri* Lob und Ehr, und worinnen er nach damaliger Gewohnheit Latein mit dem Teutſchen vermiſchte. Nachdem er 1516 von Reiſen heimgekommen war, fieng er häufiger an zu dichten, und verdiente ſich mit ſeiner fruchtbaren Feder ſehr viel Geld. Aus dem Zeitpunkte von 1516 bis 1530 ſind nicht über zwölf Gedichte von ihm vorhanden, weil er hier noch zu viel mit Einrichtung ſeines Hausweſens zu thun hatte. Das meiſte verfertigte er in dem Zeitraum von 1530 bis 1558, indem er ſchon 1558 ſagt, daß er mehr, als fünftauſend Gedichte gemacht habe. Aber in demſelben Jahre ſchrieb er auch ſchon ein Klaggeſpräch über das ſchwere Alter. Die Beſchwerden des

Al-

Alters zogen ihn also lange von der Poesie ab, bis eine zu Nürnberg wütende Pest, anstatt, daß sie seinen Muth ganz hätte niederschlagen sollen, seinen poetischen Geist wieder erweckte. Er dichtete nämlich, um bey der allgemeinen Noth sich und andre aufzurichten, und schrieb so viel, daß wieder 350 Gedichte zusammen kamen. Verschiedne einzle Gelegenheiten lockten ihm nachher noch je zuweilen Verse ab. Im Jahr 1567 brachte er seine eigne Lebensgeschichte in Verse. Sein letztes Gedicht war das Valet an einen Mahler, das er noch im ein und achzigsten Jahr an den Mahler gerichtet hatte, der ihn gemahlt hatte. Die Zeitfolge seiner Gedichte ist leicht zu bestimmen, indem er bey jedem selbst das Datum beizufügen pflegt. In der obgedachten Lebensgeschichte rechnet er selbst 6048, größere und kleinere Gedichte, die er geschrieben habe, doch bemerkt er dabey selbst, daß er nicht alle kleine Poesien in Rechnung gebracht, nicht zu gedenken, daß er nach der Lebensgeschichte noch gedichtet hat. Nach seiner Handschrift sollen seine Arbeiten vier und dreißig Folianten betragen haben. Welche Arbeitsamkeit für einen Mann von seinem Stande. Er erfand sechs-

zehn neue Töne, oder Melodien zu Liedern, und dreyzehn neue Bar in den Meistergesängen. Weltliche Lieder verfertigte er drey und siebenzig. Luthers Beispiel ermunterte ihn, verschiedene geistliche Lieder zu dichten, wovon auch eines: Warum betrübst du dich, mein Herz, in die öffentlichen Gesangbücher gekommen ist. Er versifizirte vieles aus der Bibel z. E. die Psalmen, den Jesus Sirach, die Sprüche Salomonis, den Prediger, die meisten Evangelien und Episteln, und ein Stück vom Buche der Weisheit. Nach der Gewohnheit seiner Zeiten entlehnte er auch viele Schauspiele aus der Bibel, die man blos um der Quelle willen, woraus sie geschöpft waren, erbaulich fand, ob man gleich damals nicht in Prosa, geschweige in der Poesie, es verstand, Gegenstände der Religion mit gehöriger Würde zu behandeln. Sechs und zwanzig biblische Komödien, und sieben und zwanzig geistliche Tragödien finden sich unter seinen Werken. Die unterschiedne Benennung von Komödie und Tragödie zielt nur auf die Fröhlichkeit oder Traurigkeit des Ausgangs, denn sonst ist in Behandlung und Sprache kein Unterschied. Die meisten Schauspiele verfertigte er in der Zeit von 1517

bis

bis 1563. Sie sind alle ganz kurz, obgleich manche sogar in sieben Akte abgetheilt sind. Vier und sechzig von seinen Schauspielen hat er Fastnachtsspiele überschrieben, eine uralte Benennung, die uns an den Ursprung des Theaters in Teutschland erinnert. Wie am Bacchusfeste in Griechenland, so bey dem Karneval sorgte man in Teutschland frühzeitig für theatralische Ergötzungen. Unsre ersten Komödianten hießen Fastnachtsspieler, sie extemporirten eben solche rohe Einfälle, als die mit Hefen beschmierten Griechen, sie giengen von einem Privathause zum andern, wo nämlich geschmaust wurde, und wurden für ihre Spasmacherey bewirthet. Endlich kam ein teutscher Thespis oder Andronikus, der ihnen geschriebne Rollen gab, und das war ein Nürnberger, ein Meistersänger, Namens Hanns Schdepper genannt Rosenblut (S. sein Leben in der Herrn Canzler und Meißner Journal für ältere Litteratur.) In dessen Fußstapfen trat Hans Sachs. Seine Fastnachtsspiele wurden vorgestellt, ja, er sagt uns, daß er die meisten selbst habe spielen helfen. Obgleich der Ton zu dergleichen Stücken lustig seyn muß, so streut Hans Sachs doch auch hier Moralen ein. Der

ganze Titel seiner Stücke heißt: Mancherley kurzweilige Fastnachtsspiele, gesammelt, von kurzen Schimpfspielen mancherley Art, darinnen die Wahrheit mit guten Schwänken verdeckt, und eingewickelt ist. Weltliche Tragödien schrieb er acht und zwanzig, und weltliche Komödien zwey und funfzig. Viele giebt er selbst nur für Unterredungen aus, wo die, wahren, oder erdichteten, Personen, die er darinnen reden läßt, irgend einen Satz ausführen. Ist dieser Satz eine sehr streitige Frage, so nennt er diesen Dialog ein Kampfgespräch, weil darinnen die verschiednen Meinungen der redenden Personen über einen Gegenstand vorgetragen werden. Den Beschluß macht alsdann eine Nutzanwendung der abgehandelten Streitfrage. Poetische Erzählungen nennt er Historien (welches Wort hier also nicht in Shakespear's Sinne genommen wird) wo er nach der Erzählung der Begebenheit gleichfalls eine Moral hinzuzusetzen pflegt; z. E.

Aus der Geschicht man klar verstaht,
Daß ein Weib nicht soll weit spatzieren,
Und aus Zürwitz soll umher revieren.

Hun-

Hundert und sechzehn von diesen Erzählungen hat er selbst allegorische genannt. Unter poetischen Fabeln, dergleichen man viele unter seinen Werken findet, versteht er theils äsopische Fabeln, theils Erzählungen aus der Mythologie. Ist die Erzählung komischen Innhalts, so nennt er sie einen Schwank. Einzele moralische Gedanken hat er unter dem Namen Sprüche begriffen. Jedes Gedicht endigt er mit seinem Namen: Das wünscht Hans Sachs, das sagt Hans Sachs u. s. w.

Alle Arten von Gedichten behandelt er in einem Ton, wer also eines gelesen, hat sie alle gelesen. Ein gewisser treuherziger Humor, der in allen herrscht, eine gewisse lebhafte Energie, ein gewisser Fluß der Rede beweisen, daß er in andern Zeiten und bey andrer Bildung etwas besseres würde geleistet haben. Sein beständiges Sylbenmaas sind Knittelverse, das heißt, Verse, wo man auf die Zahl der Sylben, nicht auf ihre Quantität sieht, wo der Dichter auf sechs bis neun Sylben eingeschränkt ist, und wo Zeile auf Zeile reimt. Die leiernde Einförmigkeit solcher Verse beleidigt neuere Ohren, und ist der Würde der Gegenstände gar oft zuwider. Einige z. E. Rost und Göthe haben es in neuern

Zei-

Zeiten versucht, diesen Knittelton zum humoristischen Vortrage anzuwenden, aber auch hier kann er nur zuweilen, und nur in einem kleinen Gedichte vergnügen. Der ganze Hudibras, auf die Art übersetzt, wie einige angerathen haben, würde keine gute Wirkung thun, und Hans Sachs möchte also wohl nicht zu der Ehre gelangen, unser Marot, oder Spenser zu werden. Das viele müßige Geschwätz, die platten Einfälle, die hinschreibende Eilfertigkeit, der niedrige Ausdruck, die Flickwörter, und Provinzialredensarten in seinen Gedichten schrecken neuere Leser zu sehr ab. In seinen Schauspielen ist oft gar kein Zusammenhang, viel weniger ein überdachter Plan. Der Herr redet darinnen, wie der Knecht, und die unanständigsten Handlungen geschehen vor den Augen der Zuschauer. Wie wenig es ihm um Wahrscheinlichkeit zu thun sey, kann z. E. folgendes beweisen, daß er im andern Theil seiner Werke S. 12 die Semiramis und die Kleopatra, die Agrippine und die Klytemnestra in einem Schauspiele auftreten läßt. Bey der vielen Bekanntschaft mit der Geschichte des Alterthums, die der Innhalt mancher seiner Werke vorauszusetzen scheint, haben ihn einige

sogar

ſogar zu einem Gelehrten erheben, und ihn deſto mehr bewundern wollen, je weniger Gelegenheit, Gelehrſamkeit zu erlangen, er ſowohl auf Schulen, die damals ſehr ſchlecht waren, als auch nachher gehabt habe. Allein man kann dieſes Räzel am beſten, ſo wie bey dem Shakespear, dadurch löſen, wenn man ſagt, daß er alles, was den Schein von Gelehrſamkeit hat, aus Ueberſetzungen alter Schriftſteller, die damals ſchon vorhanden waren, geſchöpft habe. Er ſagt ja von ſich ſelbſt:

Gott ſey Lob, der mir ſandt herab
So mildiglich die Gottes Gab,
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein, noch Griechiſch kann!

Die Fehler, die er bey Worten aus dieſen Sprachen begangen, beweiſen ſeine Unkunde derſelben zur Gnüge. Viel geleſen hat er immer, wenn gleich nicht in den Urſprachen, und bey einem Mann von ſeinem Stande war eine ausgebreitete Beleſenheit immer ein Verdienſt.

Viele von ſeinen poetiſchen Werken liegen noch ungedruckt in öffentlichen Bibliotheken. Bey zweihundert ſeiner Gedichte ließ er erſt nach

und

und nach einzeln drucken, ehe er an eine Sammlung derſelben dachte. Wie viel Beifall ſie bey den damaligen Leſern fanden, ſieht man daraus, daß ſie öfters nachgedruckt worden. Nicht alle von dieſen einzelen Gedichten ſind nachher in ſeine Werke gekommen, einige ſind in die Schriften andrer eingerückt worden. Nur eine Sammlung erlebte Hans Sachs ganz, nämlich diejenige, ſo der Augſpurgiſche Buchhändler Wille zu Nürnberg in Heußlers Druckerey in den Jahren 1558, 1560, 1561 in drey Folianten machen ließ, und die öfters aufgelegt wurde. Da er aber nachher noch viele neue Gedichte verfertigte, ſo fieng der Buchhändler Lochner zu Nürnberg 1570 eine neue Sammlung gleichfalls in Folio an. 1570 erſchien der erſte und zweite Theil, und, weil Hans Sachs zu ſchwächlich ward, ſeine Papiere zu ordnen, die andern Theile erſt nach ſeinem Tode, nämlich 1577 der dritte, 1578 der vierte, und 1579 der fünfte Theil. Der allgemeine Titel dieſer Ausgabe iſt: Mancherley artliche neue Stück ſchöner gebundener Reime. Der erſte Theil ward 1590, der andre 1591, der dritte 1589 wieder aufgelegt. Der Buchhändler Krüger zu Augsburg ließ dieſe

Wer-

Werke aufs neue zu Kempten 1612 — 1616 abdrucken. Die Eintheilung ist hier in fünf Bücher gemacht, und jedes Buch hat drey Theile. Ausserdem soll es noch eine Nürnberger Ausgabe von 1628 geben. Alle Ausgaben, besonders die vollständigern, von seinen Schriften gehören zu den litterarischen Seltenheiten, da man in unserm Jahrhundert, theils wegen der voluminösen Dicke derselben, theils wegen des gar zu veränderten Geschmacks, Bedenken getragen hat, sie wieder aufzulegen. Ja selbst zu einer Zeit, da man das Andenken so vieler alter Dichter erneuerte, im Jahr 1776 scheiterte das patriotische Unternehmen des Herrn **Bertuch**, der die sämtlichen Werke dieses Dichters mit einem Gloßarium herauszugeben dachte. Die nachdrücklichste Empfehlung, und eine abgedruckte Probe konnten das Publikum nicht in dem Grade erwärmen, daß eine hinreichende Anzahl von Subscribenten zusammen gekommen wäre. Eine neue Ausgabe des ganzen Hans Sachs ward also unmöglich; allein ein andrer gelehrter Forscher unsrer Sprachalterthümer errichtete dem poetischen Schuster ein Denkmal durch einen Auszug aus seinen Werken, den er 1781 zu Nürnberg ver-

anſtaltete, und mit gelehrten Anmerkungen begleitete. Herr Häslein konnte als ein Nürnberger manche Idiotismen des Poeten beſſer, als irgend ein andrer, erläutern.

Ein ehmaliger Profeſſor zu Altenburg, Rapiſch, gab 1766 eine hiſtoriſchkritiſche Lebensbeſchreibung von Hans Sachs heraus, die alle Nachrichten ſorgfältig ſammelt, aber dabey ſehr viel Geringfügiges enthält, und durch ſchlechtes Raiſonnement ermüdet. Eine vortrefliche Karakteriſtick des Dichters hat Herr Wieland im teutſchen Merkur 1776 gegeben, wo man auch folgendes Gedicht von Herrn Göthe findet: Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung.

III.

Burkard Waldis.

Von Burkard Waldis, oder Wallis Lebensumſtänden läßt ſich ſehr wenig mit Gewißheit

wißheit angeben. Unter der Vorrede zu seinen Fabeln nennt er sich am 12 Februar 1548 einen Doctor der Arzeneigelehrsamkeit, und giebt als seinen damaligen Aufenthalt Allendorf an der Werra im Hessischen an. Ob Hessen sein Vaterland gewesen sey, läßt sich daraus nicht bestimmen. Unter der Dedikation von der Uebersetzung eines nachher anzuführenden theologischen Buches nennt er sich 1554 einen Geistlichen. Den dadurch entstehenden Zweifel, wie aus einem Arzt plötzlich ein Geistlicher geworden sey, könnte man auf verschiedne Art heben. Man könnte z. E. sagen, daß er sich bey seinen Fabeln für einen Arzt ausgegeben hätte, weil sie für einen Geistlichen zu freimüthig geschrieben waren. Allein so skrupulös dachte man damals in dem Stücke nicht, und Waldis glaubte so wenig, mit seinem Werke jemanden zu ärgern, daß er es vielmehr mit dem frommen Wunsche beschloß:

Gott woll' sein Gnad' dazu verleihen,
Daß zu allem Guten mög' gedeihen!

Daß er erst nach seiner Religionsveränderung den geistlichen Stand erwählt habe, ist nicht wahrscheinlich. Es bleibt daher immer die Muth-

Muthmaßung, die der Rezenſent von Lengnich's Nachrichten zur Bücher- und Münzkunde in Herrn Hofrath Meuſel's hiſtoriſcher Litteratur (im Februar 1783) geäuſſert hat, die beſte Auskunft, daß der Ueberſetzer des theologiſchen Buchs von unſerm Doctor der Medizin zu unterſcheiden ſey. Der Ueberſetzer datirt ſeine Vorrede auch aus Heſſen (er giebt ſich als Kaplan zu Abterode bey der Gemahlinn Landgraf Philipps zu Heſſen an) und ſo ließe ſich vielleicht daraus ſchließen, daß die Familie der Waldis ihren Sitz in Heſſen hatte, und der Ueberſetzer ein Seitenverwandter des Waldis geweſen ſey. In alten Liederverzeichniſſen wird ein Burkard Waldis angeführt, der ein katholiſcher Geiſtlicher geweſen ſey, und die proteſtantiſche Religion angenommen habe, aber vielleicht war der geiſtliche Liederdichter und Proſelyt einerley Perſon mit jenem Ueberſetzer. Genug, über die Lebensumſtände des Fabeldichters ſind wir in Ungewißheit, und müſſen uns blos an das wenige halten, was er auſſer der Vorrede zu ſeinen Fabeln, gelegentlich in den Gedichten ſelbſt von ſich geſagt hat. Wenn man indeſſen aus den Stellen ſeiner Fabeln, wo er ſich rühmt, Orte und Sachen in

Ita-

Italien, Portugall, und Holland gesehn zu haben, folgern will, daß er wirklich alle diese Lande bereist habe, so ist der Schluß wohl zu unsicher. So wie Bokkaz und andre Erzähler um der gröfsern Täuschung willen bey ihren meisten Geschichtchen vorgeben, daß sie Augenzeugen davon gewesen wären, so hat auch wohl Waldis, wenn er einmal sich über die Wallfahrten nach Rom lustig machen wollte, sich selbst ins Spiel mischen können, um desto freier zu satirisiren. Doch einige seiner Gefährten, die er dabey namentlich nennt, die Angabe der Stunde, in der er angekommen, scheinen auf der andern Seite die Zweifel gegen die Wahrheit seiner Erzählung zu benehmen. Nach Rom zu wallfahrten war nichts ungewöhnliches, und er brauchte deswegen kein Geistlicher zu seyn. Denn er that es, wie er sagt, um fromm zu werden. Ein Mann von Welt- und Menschenkenntniß leuchtet immer aus seinen Schriften hervor, und besonders muß er wohl Teutschland ziemlich durchreist haben. Daß er einige Zeit in Riga gelebt habe, wissen wir aus der Zuschrift seiner Fabeln mit Zuverläßigkeit, die an den damaligen Bürgermeister dieser Stadt, an einen Johann Butten gerichtet ist.

Eben diese Dedikation ist voller Klagen über sein Schicksal. Unglücksfälle, sagt er, Leibesgebrechen, und die unangenehmsten Hindernisse hätten die Vollendung seines Werks verzögert. Ueber Noth und falsche Freunde klagt er hin und wieder in seinen Gedichten. Daß er zu Nürnberg bey einer von den Religionsunterhandlungen zugegen gewesen, die mit dem Kardinal Campeggi gepflogen worden, sagt er ausdrücklich in der siebzehnten Fabel des vierten Buchs. Doch läßt sich wohl nicht daraus folgern, daß er selbst eine Hauptrolle dabey gespielt habe. Er sagt blos:

Zu Nürnberg ich einst vor ihm stund
Samt andern, da man handeln gundt
Von einer Reformation
Der Kirchen und der Religion.

Höchstens ließe sich aus dieser Stelle nur so viel beweisen, daß er damals zu der Parthey der Protestanten gehört habe. Und als ein Protestant zeigt er sich in vielen Stellen seiner Fabeln, wo er der Reformation auf eine rühmliche Art gedenkt. So sagt z. E. ein Mönch zum Petrus, der ihn einlassen soll:

Sonſt hab ich auch gar viel gelitten,
Gar heftig wider d' Ketzer ſtritten,
Wider den Luther, der dieſe Zeit
Verführt die einfältigen Leut'
Und ſagt, man ſoll 'allein Gott trauen,
Auf keine Werk, noch Frumkeit bauen!
Welches ich mit Fluchen, Schelten, Schänden
Stets widerfocht an allen Enden.
Hab' aber nit wider ihn geſchrieben,
Nur ein Ding mich zurück hat trieben,
Er war mir in der Schrift zu g'lehrt,
Damit er all ſein Thun bewährt.
Wenn Scotus bey ihm etwas golten,
So wollt' ich ihn ha'n baß geſcholten!

Und an einem andern Ort heißt es ausdrücklich:

Gott ſey gelobet, daß wir ha'n
Die Augen jetzt recht aufgethan,
Allein auf Chriſtum uns verlaſſen,
Den Pabſt und Biſchof fahren laſſen.

Im Jahr 1548 gab, wie oben gedacht worden, Burkard Waldis Fabeln heraus, und zwar unter folgendem Titel: Eſopus ganz neu gemacht, und in Reime gefaßt, mit ſamt hun-

derr neuen Fabeln, vormals in Druck nicht gesehen, noch ausgegangen, Frankfurth am Mayn, in Octav. Es sind vier Bücher, wovon jedes aus hundert Fabeln besteht. Im Jahr 1553 besorgte Waldis zu Frankfurth eine neue Ausgabe von dem Gedichte, das Melchior Pfinzing nach Kaiser Maximilians Entwurfe ausführte, vom Theuerdank. Er wagte dabey sehr viele eigenmächtige Veränderungen, strich aus, und setzte von den Seinigen hinzu, vermuthlich, um das Werk zu modernisiren, und seinen Zeitgenossen angenehmer zu machen. In der Folge ward, wie es scheint, diese freie Art, mit fremden Werken umzugehn, immer mehr Mode. Denn man findet seit der Zeit mehrere solche veränderte Ausgaben älterer Dichter, z. E. von der Historia von Engelhard aus Burgund, vom Renner u. s. w. Doch gehen wohl die Kunstrichter zu weit, wenn sie alle solche Umformungen dem Burkard Waldis zur Last legen wollen. Die obgedachte Uebersetzung, die einige auch dem Fabeldichter zuschreiben, ist die von Thomá Naogeorgi päbstischen Reich, und erschien im Jahre 1554. Gottsched gedenkt in seiner Dichtkunst S. 574 eines dogmatischen Gedichts von Burkard

kard Waldis über das Pabſtthum, das ich aber nie geſehen habe.

Die Fabeln, als das vorzüglichſte Werk des Dichters, ſind ein Beweis von ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit, nicht nur in Anſehung der Ueberſetzer und Nachahmer des Aeſop z. E. Poggius, Abſtemius, Bebelius, die er benutzte, ſondern auch wegen der vielen Anſpielungen auf alte Schriftſteller, die darinnen vorkommen. Aeſop iſt ſein vornehmſtes Muſter, indem deſſen Name damals nothwendig als ein Schild ausgehängt werden muſte. Aber einige Fabeln, insbeſondre im vierten Buch, ſcheinen doch von Waldis ſelbſt erfunden zu ſeyn. Es müſten dann die, die ihm dieſen Ruhm nicht gönnen wollen, einwenden, daß er hier vielleicht aus unbekannten Quellen geſchöpft habe. Ein Paar ſeiner Fabeln haben einen ähnlichen Innhalt mit Fabeln des Lafontaine. Wollte man aber daraus ſogleich allzu patriotiſch ſchließen, daß der Franzoſe den teutſchen vor Augen gehabt habe, wie wirklich einige behaupten, ſo wäre dies zu übereilt, indem zu Lafontainens Zeiten es noch viel unwahrſcheinlicher, als jezt, iſt, daß man in Frankreich nur das Daſeyn eines altteutſchen

Dichters gekannt haben sollte. In Schauspielen und in Fabeln finden sich oft Aehnlichkeiten, weil zwey Verfasser aus einem dritten als aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben. Diese Quelle kann in gegenwärtigem Fall entweder Tradition, die ja täglich noch Mährchen fortpflanzt, oder auch irgend einer von den vielen Novellenschreibern seyn, die seit den Zeiten des Bokkaz die Welt mit Erzählungen belustigten. Wenn nun also gleich Waldis andern nacherzählt hat, so bleibt ihm doch immer das Verdienst der Einkleidung. Seine fließende, lebhafte, energische Erzählung ist ein Beweis seiner poetischen Talente. Seine Manier ist komisch, und er besitzt alle die humoristische Laune, die dazu erfodert wird. Alles ist bey ihm mit Satire gewürzt, wovon ein großer Theil nach der Gewohnheit jener Zeiten die verderbten Sitten der Klerisey trift. Getreue und freymüthige Sittengemälde müssen das Werk für seine Zeitgenossen doppelt anziehend gemacht haben. Die Knittelverse, in denen Waldis erzählt, kommen bey aller ihrer Einförmigkeit mit dem komischen Tone des Dichters recht gut überein. Als eine Fundgrube alter körnichter Ausdrücke läßt sich die-

dieſes Fabelbuch vortreflich benutzen. Folgende Fehler aber fallen bey dieſem Dichter zu ſehr in die Augen, als daß ſie ſich entſchuldigen ließen. Eine plauderhafte Geſchwätzigkeit macht, daß der Verfaſſer nicht aufzuhören weiß, und ſich aus einer Digreſſion in die andre verliert. Ob man nun gleich bey launichten Schriftſtellern etwas Geſchwätz überſieht, ja, wenn es nicht allzumüßig iſt, gern hört: ſo muß man ſich doch, wenn man über Waldis nicht böſe werden will, ganz in die Zeiten verſetzen, wo die Feile, durch die der unnütze Ueberfluß weggenommen wird, eine unbekannte Sache war. Die Sucht, Gelehrſamkeit und Beleſenheit an den Tag zu legen, verleitete den Dichter, ſo wie alle ſeine Zeitgenoſſen, ſehr oft zu unangenehmen Auswüchſen. Da die Menſchen damals pedantiſch ſprachen, ſo müſſen es ihre Repräſentanten, die Thiere hier auch thun, und ganze lange gelehrte Sermonen halten. Am geſchwätzigſten iſt immer die Moral bey Waldis Fabeln, wo er alles, was ihm nur während der Erzählung eingefallen war, ausſchüttet. Er glaubte, des Guten nicht zu viel thun zu können, trug alſo ſeine Ermahnungen ſehr wortreich vor, und leitete oft aus einer Fa-

bel eine zehnfache Moral her. Kein Wunder, wenn dies zuweilen etwas gezwungen ausfiel. Oft ist in die Moral wieder eine neue Fabel eingeschaltet. Unedle, niedrige, und ungesittete Ausdrücke kann man ihm wohl am ersten übersehen, weil hierinnen die Verschiedenheit der Zeiten allzu groß ist, viele Worte gemein geworden sind, die es damals nicht waren, vieles den damaligen rohen Geschmack nicht beleidigte, worüber wir jetzt die Nase rümpfen, und die Begriffe von Wohlstand sich so sehr umgeändert haben. Ja im lebhaften Vortrag hielt man damals manches für Kernausdrücke, was wir jetzt platt und pöbelhaft finden. Burkard Waldis selbst glaubte, keusch geschrieben zu haben. Denn er sagt: Ich habe dies Werk nit den Gelehrten, und die es besser können, sondern der lieben Jugend, Knaben, und Jungfrauen zu Dienste und Foderung lassen ausgehen, und fast an allen Enden dermaßen zugesehn, daß ich ihnen hiermit zur Besserung dienen möchte, und die zarten keuschen Ohren der lieben Jugend sich an meinem Schreiben nit zu ärgern hätten.

Nach zwey neuen Auflagen, die man von den Fabeln des Burkard Waldis 1565 und 1584 mach-

machte, sieht man sie bald in unverdiente Vergessenheit gerathen. Schon Rollenhagen, der ihn doch im Froschmäusler scheint benutzt zu haben, gedenkt seiner mit keinem Worte, und Morhof übergeht in seiner Geschichte der teutschen Sprache und Poesie seine Fabeln mit Stillschweigen. Gellert, der einige Erfindungen aus ihm entlehnte, sagte doch wenigstens wieder so viel von ihm, daß er sich vor Hans Sachsen rühmlich auszeichne. Nachdrücklicher nahm sich seiner Ehre der Herr von Gemmingen an, der 1753 in seinen Briefen nebst andern poetischen und prosaischen Stücken, die 1769 unter dem Titel Poetische und prosaische Schriften von dem Freyherrn von G. neu aufgelegt wurden, ein Schreiben über Burkard Waldis lieferte, worinnen er die Vorwürfe des beleidigten Wohlstandes von ihm abzulehnen, und seine Uebereinstimmung mit Lafontainen darzuthun suchte. Um beides zu beweisen, legte er einige seiner Erzählungen ganz, andre im Auszuge vor. Doch das Versprechen, das er bey der Gelegenheit that, eine Auswahl der besten Stücke neu herauszugeben, blieb unerfüllt. Einen neuen Versuch, den Ruhm dieses Dichters wiederherzustellen,

len, machte Herr Eſchenburg in einer Abhandlung über Burkard Waldis, die 1767 im vierten Bande der Hamburgiſchen Unterhaltungen erſchien, und worinnen er ihn in Anſehung des Runden und Nachdrücklichen ſeiner Sprache, in Anſehung ſeiner Schwatzhaftigkeit und Digreſſionen mit dem alten engliſchen Dichter Chaucer vergleicht. Allgemein bekannt ward der Name unſres alten Dichters wieder, als Zachariä zeigte, daß, wenn man der Fabel einen komiſchen Ton geben wolle, Burkard Waldis ein lehrreiches Muſter ſeyn könne. Zu Frankfurth und Leipzig (Braunſchweig) erſchienen 1771 Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier, die Zachariä zum Verfaſſer hatten. Voran ſtehen nützliche Anmerkungen über Burkard Waldis, und ſeine Art zu erzählen. Als Herr Eſchenburg nach Zachariä's Tode eine neue Ausgabe von deſſen Fabeln beſorgte, fügte er fünf und dreyßig Fabeln von Waldis bey, und erläuterte die altenunverſtändlichen Ausdrücke darinnen mit kurzen Anmerkungen. Sie wurden auch einzeln unter dem Titel verkauft: Auswahl einiger Fabeln und Erzählungen von Burkard Waldis 1777.

IV.

IV.

Georg Rudolf Weckherlin.

Georg Rudolf Weckherlin war aus Stuttgardt gebürtig, aber sein Geburtsjahr kann man nur muthmaßlich angeben. In einer vom Jahr 1647 datirten Vorrede erzählt er, er habe schon mehr als vierzig Jahre in großer Herrn Diensten, Geschäften, und Reisen als Sekretair zugebracht. Wenn er nun 1607, wo er zuerst in Dienste kam, zwanzig Jahre alt gewesen wäre, so müste er ohngefähr um das Jahr 1587 gebohren gewesen seyn. Einen großen Theil seines Lebens brachte er in London als Sekretair bey der teutschen Kanzley des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz Friedrich V., der dahin geflüchtet war, zu. Dadurch erlangte er eine große Bekanntschaft mit der Poesie der Britten, nach deren ältern Liedern er sich nicht allein gebildet, sondern von denen er auch einiges übersetzt hat.

Die

Die vielen Reiſen, die er in ſeinem Berufe thun muſte, erwarben ihm eine ausgebreitete Bekanntſchaft unter den Perſonen von Stande ſowohl, als unter den damals lebenden Dichtern in England, Frankreich, Italien, und Spanien. Beſonders unterhielt er auch mit Opitzen Freundſchaft, wie man aus einigen an denſelben gerichteten Gedichten ſieht. Im Jahre 1616 verheirathete er ſich, und in ſeinen Gedichten kommt ein Sohn Rudolf, und eine Tochter Eliſabeth vor, die er Frau Trumbull nennt. Dem Namen ihres Mannes nach zu urtheilen, ward ſie in England verheirathet. Bereits im Jahre 1618, zu einer Zeit, da Opitz noch nichts, als zwey Hochzeitgedichte gemacht hatte, gab Weckherlin ſchon eine Sammlung von Gedichten zu Stuttgardt heraus, durch die er ſich den Ruhm erwarb, Opitzens Vorläufer geworden zu ſeyn, eine Sammlung von Oden und Geſängen. Dieſe ſind nachher verbeſſert einer gröſsern Sammlung einverleibt worden, die von ihm unter dem Titel: Geiſtliche und weltliche Gedichte zu Amſterdam 1641 erſchien, und 1648 vermehrt wieder aufgelegt wurden. Als er durch die Wut des dreiſsigjährigen Krieges ſeine Güter, und

ſeinen

ſeinen Bruder verlor, giengen auch, wie er erzählt, viele ſeiner Gedichte unter, die er bey ſeiner Abreiſe aus Teutſchland ſeinem Bruder im Manuſkript zurückgelaſſen hatte. Beſonders beklagt er den Untergang vieler Sonnette, und Stände (das iſt, Stanzen) auf die Schöne, die auch in ſeinen gedruckten Gedichten ſo oft vorkömmt, und die er Myrtha nennt. In ſeinen gedruckten Werken findet man folgende Arten von Gedichten: Ueberſetzungen von Pſalmen, die einige gute Stellen haben, vier Bücher Oden und Geſänge, Klag- und Trauergedichte, worunter das längſte und ausgearbeiteſte dem Tode Guſtav Adolfs gewidmet iſt, heroiſche (das heißt, auf berühmte Männer verfertigte) und andre Sonnette, Buhlereien oder Liebesgedichte auch meiſtens in Sonnetten abgefaßt, die unſtreitig die erheblichſten in der ganzen Sammlung ſind, ein langes Gedicht über das Urtheil des Paris, Eklogen, Epigrammen, Erfindungen zu Aufzügen, Balletten, Maskeraden, Kartellen beim Ringrennen, und andern Feierlichkeiten des Würtenbergiſchen Hofes. Die Sprache in dieſen Gedichten iſt nicht allein gedankenreich und gedrungen, ſondern man findet auch in den Liebesgedichten insbeſondre, nied-

lichere und feinere Ideen, als man von dem Zeitalter des Dichters erwarten sollte. Seine Versifikation muß man freilich nicht mit der Opitzischen vergleichen, sie ist noch unvollkommen, und unbestimmt. Vergebens sucht man hier Abwechslung der hohen und tiefen Sylben, und die Beobachtung ihrer Quantität. Der Verfasser deklamirte sich vermuthlich seine Jamben, Trochäen, und Daktylen mehr nach dem Sinn, als nach einer regelmäßigen Skansion vor. Doch fühlte er diese Mängel selbst, und er muste schon damals deswegen getadelt worden seyn, da er in der Vorrede zu seinen weltlichen Gedichten sagt: er habe bey der Einrichtung seiner Verse auf die Erleichterung unsrer Sprache für Ausländer gesehen, und viele seiner poetischen Stücke verfertigt, ehe die vermeinte größere Wissenschaft und Kunst seiner Tadler bekannt geworden. Nachdem Bodmer ehedem in der Sammlung kritischer, poetischer, und geistvoller Schriften kurz und im Vorbeigehn die Verdienste dieses Dichters gepriesen hatte, machte Herr Eschenburg das Publikum von neuem auf ihn aufmerksam, als er im dritten Bande der von ihm nach Zachariä's Tode fortgesetzten auserlesenen Stük-

ke der beſten teutſchen Dichter einige der beſten Gedichte von Weckherlin wieder abdrucken ließ, und litterariſche Nachrichten von ihm beifügte. Daß er aber bey ſeiner Auswahl doch noch einige ſchöne Stücke übergangen habe, bewieß der ungenannte Verfaſſer einer Abhandlung: Andenken an einige ältere teutſche Dichter im teutſchen Muſeum im Oktober 1779. Zwey Gedichte von Weckherlin nahm Herr Voß in ſeinen Muſenalmanach für 1778 auf.

V.

Martin Opitz.

Martin Opitz ward zu Bunzlau in Schleſien den 23. December 1597 gebohren. Sein Vater Sebaſtian Opitz war Rathsherr zu Bunzlau, ſeine Mutter Martha Rothmannium eine Tochter eines dortigen Rathsherrn. Er zeigte ſehr früh-

zeitig vorzügliche Fähigkeiten, und eine brennende Liebe zu den Wiſſenſchaften. Seine erſten Studien machte er auf der Schule ſeiner Vaterſtadt, die damals in ſehr gutem Zuſtande, und wo unter andern ſein Onkel Chriſtoph Opitz Rektor war. Die Jahre 1614 bis 1616 brachte er auf dem Gymnaſium zu Breslau zu. Der daſige Rektor Höckelshofen ſchätzte ihn wegen ſeiner Fähigkeiten ungemein hoch, und machte ihn mit zwey Aerzten Bucretius und Cunrad bekannt, die beide eine Stärke in der lateiniſchen Poeſie beſaßen. Cunrad gewann ihn bald ſo lieb, daß er ihn zum Hofmeiſter ſeiner Söhne machte. Cunrads Beiſpiel, und die vortrefliche Bibliothek deſſelben, die Opitz benutzen konnte, gaben bey dieſem ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften keine geringe Nahrung. Durch ein Gedicht, das er ſchon hier verfertigte, gewann er die Gunſt des berühmten Breslauer Gelehrten Henel, und durch den Umgang mit ſolchen Männern ward Breslau der eigentliche Ort ſeiner Ausbildung. Dieſe Männer fragte er über die Gattung von Wiſſenſchaften um Rath, der er ſich widmen ſollte, und ſie waren es, die ihn ermunterten, die Rechtsgelehrſamkeit mit den

ſchönen Wiſſenſchaften zu verbinden. Daher er ſich unter einem lateiniſchen Gedichte, das er damals machte, alſo unterſchrieb: Candidatus Poeſeos, Legum et Philoſophiae Studioſus. Wie ſehr er der römiſchen Sprache ſchon mächtig war, bewies ſogleich ſein erſter Verſuch in der lateiniſchen Poeſie, ein Bogen Verſe, den er 1616 zu Görlitz unter dem Titel Strenarum libellus drucken ließ, und der Lobgedichte auf verſchiedne Bunzlauer enthielt. Im Jahr 1617 vertauſchte er die Breslauer Schule mit der zu Beuthen, weil er, ſelbſt Jüngling, auch hier wieder einen jungen Menſchen zu führen hatte. Ob er gleich nämlich ſelbſt noch lernte, ſo war er doch zugleich Hofmeiſter von einem Sohne des Kammerfiſkal Tobias Scultetus. Hier ſchrieb er ſchon eine Schrift, die ſeinen Patriotismus für die teutſche Litteratur bewies: Ariſtarchus, ſeu de contemtu linguae Germanicae. Auf allen Schulen, die Opitz beſuchte, bewies er einen ſolchen Eifer, daß er vor Schaam weinte, wenn er von einem ſeiner Mitſchüler übertroffen wurde.

Als nun die Zeit herankam, eine Univerſität zu beziehen, wählte Opitz im Jahr 1618 Frankfurth an der Oder, weil ſein Freund Nüſſler,

ler, den er ſchon auf Schulen als ſein andres Ich liebte, dahin gieng. Als aber dieſer zu Ende dieſes Jahres ſchon eine Verſorgung zu Liegnitz erhielt, gieng Opitz zu den Seinigen zurück, um ſich zu einer Reiſe auf eine entferntere Akademie anzuſchicken. Er zog nun Heidelberg vor, weil dies damals vorzüglich berühmte Lehrer hatte. Auch hier ſtudierte er nicht allein für ſich mit dem größten Eifer, ſondern führte auch die Söhne eines Geheimderath Lingelsheim zu den Wiſſenſchaften an. Während ſeines Heidelberger Aufenthalts machte er viele Verſuche in der teutſchen Dichtkunſt, und als Jüngling weihete er noch ſeine meiſten Lieder der Liebe und der Freude. In der alten Philologie und Litteratur bereicherte er hier ſeine Kenntniſſe ungemein durch die Unterſtützung eines Gruter, der als Bibliothekar ihm die öffentliche Bibliotheck öfnen konnte, und der ſelbſt eine anſehnliche Büchersammlung beſaß. Mit Kaſpar Barth wohnte Opitz auf einer Stube, und konnte mit ihm in dem Studium des Alterthums wetteifern. Mehrere junge Gelehrte waren damals in Heidelberg, die mit Opitz in der Liebe der Gelehrſamkeit, und insbeſondere auch in der Neigung zur teutſchen

Dicht-

Dichtkunſt ſympathiſirten, und alſo gar bald eine innige Freundſchaft mit ihm errichteten, Heinrich Albert Hamilton, aus Dännemark gebürtig, Zinkgref, und Venator. In Heidelberg hielt Opitz eine lateiniſche Rede, die 1619 unter dem Titel Oratio ad Fridericum regem Bohemiae gedruckt ward. Von Heidelberg aus machte er verſchiedne Exkurſionen, theils nach Straßburg, um den Profeſſor Bernegger kennen zu lernen, der ihn ſehr lieb gewann, und ihn durch Briefe einem Grotius, Salmaſius u. ſ. w. empfahl, theils nach Tübingen, um Beſolden zu hören. Gern hätte er ſich länger zu Heidelberg aufgehalten, als ſich aber 1620 Krieg und Peſt der Pfalz näherten, entfernte er ſich, und unternahm litterariſche Reiſen. Hier fand er reichliche Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe der Wiſſenſchaften und der Menſchen zugleich zu erweitern, und ſich insbeſondre die Bekanntſchaft und Freundſchaft mit vielen großen und berühmten Männern zu erwerben. Gegen Ende des Jahres 1620 reiſte er, von Hamilton begleitet, nach den Niederlanden, wo er zu Leiden mit Scriver, Voß, und Kurgers, vornemlich aber mit Daniel Heinſius Freundſchaft errichtete. Als ſein Gefährte Hamilton

1621 in sein Vaterland zurückkehren muste, ließ er sich von ihm bereden, ihn bis nach Holstein zu begleiten, wo er sich sieben Monate verweilte. In Holstein gefiel es ihm nicht, wie man aus seinem Gedichte de reditu ex Chersoneso limbrica sieht. Auch ward ihm der Aufenthalt daselbst durch wehmüthige Erinnerungen an sein Vaterland verbittert, in welchem indeß die Kriegsflamme tobte. Dies veranlaßte ihn, ein Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs zu schreiben, das er aber eher nicht, als 1633 herauszugeben wagte.

Doch noch 1621 ward die Ruhe in Schlesien wiederhergestellt, und nun säumte Opitz keinen Augenblick, in sein Vaterland zurückzukehren. Durch Nüßlers und Kirchners Empfehlung fand er auch nun bald eine Versorgung bey dem Herzog von Liegnitz, der damals Oberlandshauptmann von Schlesien geworden war, und der ihn noch von seiner Jugend her kannte. In Diensten dieses Herzogs hatte nun Opitz Gelegenheit genug, das Hofleben kennen zu lernen. Im Jahr 1621 trug er seines Freundes Heinsius Hymnen auf Christus und auf Bacchus in teutsche Verse über.

In seinem fünf und zwanzigsten Jahre 1622 erhielt Opitz durch Empfehlung des Arztes Con-

rad

rad einen Ruf als Lehrer der Dichtkunſt auf die neuangelegte Schule zu Weiſſenburg in Siebenbürgen, für welche man damals gelehrte Männer aus Schleſien zu erhalten ſuchte. Er nahm dieſen Ruf mit großer Freude an, theils, weil er hier ganz für die Wiſſenſchaften leben konnte, theils weil ſein Vaterland immer mit Kriegsunruhen bedrohet ward. Zu Weiſſenburg hielt er insbeſondre Vorleſungen über die Werke des Horaz und des Seneka. Denn er war ein groſſer Kenner des Alterthums, wie die Anmerkungen zu ſeinen Gedichten, ſeine ächt römiſchen Verſe, und ſeine ſchönen Aufſätze in lateiniſcher Proſa beweiſen. Ein an Alterthümern ſo reiches Land, wie Siebenbürgen, gab ihm Gelegenheit genug, ſich mit ſeinem Lieblingsſtudium zu beſchäftigen. Er durchſpürte alle Bibliotheken, er ſuchte Denkmäler und Innſchriften auf, und ſchickte ſie an Männer, wie Grotius, Gruter, Bernegger, er ſammelte ſelbſt an Antiquitatibus Daciae, und nichts iſt mehr zu beklagen, als daß die Handſchrift von dieſem Werke ganz verloren gegangen iſt. So viel aber auch ſeine litterariſche Begierde hier Nahrung fand, ſo ſehr er auch hier vom Fürſt Gabriel Bethlen, und von jeder-

mann aechet wurde, so gefiel ihm doch der dortige Aufenthalt nicht, theils wegen der allzugrossen Entfernung von seinen Freunden, theils wegen seiner Gesundheit, indem er das dortige Klima nicht vertragen konnte, und ein Fieber bekam. Es schien ihm, sagt er in der Vorrede zu einem seiner Gedichte, Luft und Wasser daselbst zuwider, ja auch des dortigen Volkes Sitten, Sprachen, Reden und Gedanken waren seiner Natur ganz entgegen. Er legte also seine Lehrstelle zu Weissenburg schon 1623 wieder nieder, und kehrte nach Schlesien zurück. Im Jahr 1623 verfertigte er das Lied: Auf, auf, mein Herz, und du mein ganzer Sinn auf Verlangen eines Ritters von Bibran, der ihm hundert Thaler dafür bezahlte.

Im Jahr 1624 gieng er aufs neue in die Dienste des Herzogs von Liegnitz. Er übersetzte die Sonn- und Festtagsepisteln nach den französischen Melodien eines gewissen Gandimel in teutsche Verse. Als er dies Werk gedruckt bey Hofe überreichte, ward es so gnädig aufgenommen, daß die beiden Brüder Rudolf und Christian, Herzoge von Liegnitz, ihn dafür nicht allein ansehnlich beschenkten, sondern auch mit dem Ti-

tel

tel ihres Rathes beehrten. Unerachtet seines Dienstes zu Liegnitz reiste er doch auch oft zu seinen Freunden nach Bunzlau. Ja in diesem Jahre besuchte er sogar seinen Freund Buchner in Wittenberg. Da er bey diesem nichts, als alte Litteratur sah und hörte, so ward er dadurch veranlaßt, die Trojanerinnen des Seneka zu übersetzen. Von Wittenberg aus besuchte er auch den Anhaltischen Hof, der durch seine Liebe für die Dichtkunst sich auszeichnete. Von diesem Jahre hat man ein lateinisch geschriebnes Leben eines Baron von Promnitz von ihm.

Als im Jahr 1625 der Rath Kirchner als Gesandter der Herzoge von Liegnitz nach Wien geschickt ward, erbat sich dieser seinen Freund Opitz zum Beistande, und durch den Rath von Nostitz ward Opitz noch besonders dem Kaiser Ferdinand empfohlen. Während seines Wiener Aufenthaltes machte er ein Gedicht auf das Absterben des Erzherzogs Karl, das er dem Kaiser selbst überreichte. Dies erwarb ihm den poetischen Lorbeerkranz, den man damals noch aus den Händen des Kaisers selbst empfangen muste, und den Opitze sich nicht schämen durften anzuneh-

nehmen, da er noch als eine Belohnung des Verdienstes angesehen wurde.

Nach seiner Zurückkunft von Wien im Jahr 1626 hielt sich Opitz abwechselnd in Liegnitz, Brieg, und Breslau auf, verrichtete bald öffentliche Geschäfte, bald that er Reisen, um Bibliotheken zu benutzen. Seines bisherigen Postens überdrüßig, konnte er lange nicht mit sich einig werden, was er ergreifen sollte. Endlich erhielt er durch Kirchners Empfehlung die Stelle eines geheimen Sekretairs bey dem Burggrafen Karl Hannibal von Dohna, einem feurigen thätigen Herrn, der die Gelehrsamkeit liebte. Doch bedung sich Opitz, ehe er in seine Dienste gieng, zweierley, erstlich, weil der Burggraf katholisch war, die Religionsfreiheit, und dann, daß er bey seinem Amte auch für sich studieren dürfe, und beides ward ihm bewilligt. Er hatte den wichtigen Briefwechsel des Burggrafen zu führen, und hier empfahl er sich ihm sowohl durch Fertigkeit, als Verschwiegenheit. Ausserdem konnte ihn sein Herr auch vortreflich brauchen, um ihn an kleine Höfe zu verschicken. Kurz er besaß bald seine ganze Gnade. Auf Anrathen dieses seines Herrn wagte er einst einen klei-

kleinen Feldzug unter dem Korps eines Obriſten Pechmann, aber, wie Horaz, ſpottete er ſelbſt dieſes Feldzuges, und gelobte bey dem erſten harten Stand, den ſein Korps erfuhr, nie wieder einen Beruf zu ergreifen, zu dem er nicht gebohren war.

Bey einer Reiſe, die er 1627 nach Prag that, erhielt er vom Kaiſer Ferdinand einen Adelsbrief, und nun hieß Opitz ein Herr von Boberfeld von dem Fluſſe Bober, der bey ſeiner Geburtsſtadt ſtrömt. Von eben dieſem Strome nennten ihn ſeine Zeitgenoſſen in Gedichten nach damaliger Gewohnheit den Boberſchwan, ein Name, wozu es keines Patentes bedurfte.

Im Jahr 1629 ward er unter dem Namen des Gekrönten ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, wie einige meinen, auf Empfehlung des Fürſten von Anhalt, aber einer Geſellſchaft, deren erſter Zweck die Aufnahme der teutſchen Litteratur war, brauchte ein Mann von Opitzens Ruhm und Verdienſten nicht empfohlen zu werden. In dieſem Jahre ſchrieb er die Schäferey von der Nymphe Hercynia, worinnen er vom ſchleſiſchen Rieſengebirge, von dem

dem Geſchlechte derer von Schafgotſch, und von den Reiſen redet. Einige vermuthen, daß auch folgendes Werk von Opitz herrühre: Arkadia der Gräfinn von Pembrock, weiland von dem Herrn Grafen und Ritter Philipp von Sidney in engliſcher Sprache geſchrieben, aus derſelben franzöſiſch, und aus beiden erſtlich teutſch gegeben durch *Valentinum Theocritum* von Hirſchberg, Frankfurt am Mayn, 1629. Wenigſtens ſteht auf dem Titel von einer neuen Auflage dieſes Buchs, die 1638 erſchien, durch Martin Opitz verbeſſert.

Im Jahr 1630 erforderten es die Angelegenheiten des Burggrafen, daß Opitz eine Reiſe nach Frankreich thun muſte. Lange war er unentſchloſſen, ob er dieſe Reiſe unternehmen ſollte. Der Umgang mit ſeinen Büchern, der ihm über alles gieng, das hohe Alter ſeines Vaters, ſo viele vertraute Freunde, von denen er ſich trennen ſollte, ſchreckten ihn davon ab. Allein das Zureden des Burggrafen, das allgemeine Beſte, die Begierde, das angenehme Frankreich, und die vielen großen Männer, die dieſes Land enthielt, näher kennen zu lernen, beſtimmten ihn zuletzt doch, die Reiſe anzutreten. Und wie

viel

viel Reitze hatte diese Reise für ihn durch die Gelehrten, die er auf dem ganzen Wege vorfand. Zu Leipzig ergötzte er sich an Kaspar Barth, der sich damals daselbst aufhielt, zu Hanau an Pareus, zu Frankfurt am Mayn an Hortleder und Goldast, zu Strasburg an seinem ehmaligen Eleven Lingelsheim, und an Bernegger. In Paris benutzte er vornemlich den Grotius, dessen Haus ein Zusammenfluß von Staatsmännern war, und von dem er sich in der Statistick unterrichten ließ, ausserdem auch den Salmasius, Rigaltius, Hottomann, und Thuan. Zu Paris schrieb er ein lateinisches Lobgedicht auf den Sohn des Grotius, worinnen er ihn ermahnte, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Hier übersetzte er die Schrift des Grotius de veritate religionis in teutsche Verse, welche Uebersetzung 1631 zu Brieg in Druck erschien.

1631 kam er von dieser Reise nach Hause, bereichert mit vielen Staatskenntnissen, ausländischen Büchern, seltnen Münzen, geschnittenen Steinen u. s. w. Der Tod einer Herzoginn von Liegnitz bewog ihn, eine orationem funebrem auf sie zu halten, die auch gedruckt wurde. So hat man vom Jahr 1632 eine andre lateinische

Cele-

Gelegenheitsrede von ihm: Inauguratio Nicolai Baronis a Burghaus, Monsterbergensis Ducatus Praefecti. Kenner hatten schon lang gewünscht, die zierlichen lateinischen Gedichte von Opitz gesammelt zu sehn, er aber weigerte sich immer, selbst eine solche Sammlung zu machen, weil er das Meiste davon in seiner frühen Jugend, und gleichsam aus dem Stegreife gemacht habe. Endlich that es statt seiner sein Freund Nüßler, und so erschien: Opitii Syluarum libri tres, epigrammatum vnus ex Museo B. G. Nuessleri, Franc. ad M. 1631.

Das Jahr 1633 entriß ihm durch den Tod seinen geliebten Burggraf von Dohna. Aeusserst darüber betrübt, wollte er anfangs ein einsames Privatleben erwählen, da er bald einsah, daß er bey den damaligen Unruhen des Schutzes eines großen Herrn bedurfte, so gieng er aufs neue in liegnitzische Dienste. Als nun der Herzog von Liegnitz, um den Kriegsunruhen auszuweichen, sich 1634 nach Thorn begab, folgte ihm Opitz dahin. Weil er aber befürchtete, daß der Krieg in Teutschland noch lange dauren möchte, und der Herzog also zu viel hin und her irren müste, wirkte sich Opitz 1635 die Erlaubniß aus,

sich

ſich von dem Gefolge des Herzogs zu entfernen, und für ſich den Wiſſenſchaften zu leben. Zu dem Ort, wo er zu privatiſiren gedachte, wählte er Danzig, und zwar aus einer doppelten Urſache. Erſtlich kannte er die Vorzüge dieſer Stadt ſchon, indem er mit dem Burggrafen von Dohna ſchon einmal daſelbſt geweſen war. Der Burggraf, der ſich dort niederzulaſſen gedachte, bemühte ſich, das Indigenat in Danzig zu erlangen, und, als man deswegen Schwierigkeiten machte, ſchrieb Opitz in ſeinem Namen de iure ciuitatis Polonae impetrando. Zweitens fand Opitz die Stadt Danzig inſofern bequem, weil er in ihr als in einer Seeſtadt am geſchwindeſten Nachrichten aus Teutſchland erhalten konnte. Hier zog er in das Haus eines berühmten reformirten Theologen Nigrinus, der in großem Anſehn ſtand, und den der König von Pohlen oft zu Staatsgeſchäften gebrauchte. Nigrin gewann Opitzen bald ſo lieb, daß er alles ſein Anſehn anwendete, um Opitzen ganz an Danzig zu feſſeln. Er empfahl ihn beſtmöglichſt dem Grafen Dönhof, der als Hofmarſchall und Feldherr bey dem König in großer Gnade ſtand. Als Opitz daher 1636 die Antigone des Sophokles über-

ſezte, widmete er dieſes Werk dem Grafen. Noch mehr, er verfertigte ein Lobgedicht auf den Sieg des Königs von Pohlen über die Rußen, ingleichen einen lateiniſchen Panegyrikus bey der Vermählung deſſelben mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſinn, welches beides bey Hofe ſehr wohl aufgenommen wurde. Da er nun dem Könige war bekannt geworden, ſo übertrug man ihm verſchiedne Staatsunterhandlungen, und, als er dieſe glücklich ausgeführt hatte, bekam er den Karakter eines Hiſtoriographen und Sekretairs mit einem Gehalt von tauſend Thalern. Auch hatte er die Gnade, ſich mit König Uladislaus IV ſelbſt zu unterreden. Sonſt hat man von dem Jahr 1636 noch von ihm eine laudationem funebrem Baronis a Zema, die zu Thorn in Folio gedruckt ward.

Opiz hielt es nun für ſeine Pflicht, Unterſuchungen anzuſtellen, die ſein Amt erfoderte, und ſeinem unverdroßnen Fleiße und Scharfſinn fiel es nicht ſchwer, auch in der polniſchen Geſchichte, die nun ſein Beruf geworden war, ſich bald als Kenner zu zeigen. Dies geſchah ſchon 1637 in folgendem Werke: Variae lectiones, in quibus praecipue Sarmatica illuſtrantur. Von dem

dem Kronkanzler Zamoski, dem er dieſes Werk zuſchrieb, erhielt er dafür eine goldne Medaille. Ueberhaupt war er in dieſem Jahre 1637 auſſerordentlich fleißig. Er verfertigte Gedächtnißreden auf die ſchwediſche Königinn Anna, auf den Woywoden Lescinzky, und auf verſchiedne polniſche Senatoren. Er gab einen Ueberreſt unſrer älteſten Poeſie den Rhythmum veteris poetae de S. Annone teutonicum mit Anmerkungen, und zwey Bücher ſeiner eignen Sinngedichte heraus. Er überſetzte die Pſalmen, welche unter folgendem Titel erſchienen: Pſalmen Davids nach franzöſiſchen Weiſen durch M. Opitz, Danzig, 1637, die hernach oft wieder aufgelegt worden. Auch ſoll er das Werk des Auguſtin de ciuitate Dei, und den Roman Ariane überſetzt haben. Von dieſem Jahr 1637 an ward ſeine Geſundheit je zuweilen durch heftige Gichtſchmerzen unterbrochen.

Mitten in ſeinem thätigen Leben rafte ihn aber ein plötzlicher Tod dahin. Die Peſt brach 1639 in Danzig aus. Am 17ten Auguſt begegnete Opitzen ein Bettler, der die Peſt hatte, und der ihn um ein Allmoſen anſprach. Opitz gab ihm, entſetzte ſich vor dem Anblick, bekam die Peſt, und ſtarb den 20 Auguſt 1639 im 42ſten

Jahre seines Lebens. Ein so trauriger Zufall zernichtete auf einmal alles, was Gelehrsamkeit und Geschmack noch von ihm erwarten konnten. Er entfloh dem Kriegsgetümmel, um ein Raub der Pest zu werden! Sein Busenfreund war von Schulen an durch sein ganzes Leben Bernhard Wilhelm Nüßler, Rath zu Brieg, den er mit der Zärtlichkeit eines Bruders liebte, und den er am häufigsten in seinen Gedichten verewigte. Ausserdem unterhielt er eine vertraute Freundschaft mit August Buchner, dem bekannten Philologen zu Wittenberg, der aber auch eine teutsche Grammatick schrieb, mit dem Doctor Zinkgref zu Strasburg, der sich durch seine Sammlung teutscher Sprichwörter verewigt, mit dem Liegnitzischen Rath Kaspar Kirchner, den er schon auf der Schule liebte, und mit dem er auch verwandt war, mit dem Anhaltischen Rath Tobias Hübner. der ein Gedicht aus dem Französischen übersetzte, mit Christoph Coler, der lateinische und teutsche Verse machte, und mit dem kurpfälzischen Rath Balthasar Venator, von dem, so wie von Kirchner, noch einzle poetische Versuche vorhanden sind, kurz mit lauter Männern, mit denen ihn ausser der Sympathie

thie der Herzen Liebe der Dichtkunst und der Gelehrsamkeit vereinigte.

Opitz machte eine merkwürdige Epoche in der Geschichte unsrer Dichtkunst, und verdient, der Vater derselben zu heißen, da er eine glückliche Veränderung in Ansehung ihrer veranlaßte. Auch selbst die Meistersänger, unter deren Händen doch unsre Poesie eine noch sehr rohe Gestalt hatte, waren immer tiefer gefallen. Zu Sprachfehlern und Mangel an Wohllaut hatte sich auch Gedankenlosigkeit gesellt. Opitzen, als einem Kenner des Alterthums, konnte dies unmöglich gefallen, er machte die Verskunst wieder schwerer und nützlicher, und, weil sein Beispiel auch andre gute Köpfe in seinem Vaterlande ermunterte, so verehrt man in ihm den Stifter einer schlesischen Schule. Regelmäßige und bestimmte Sylbenmaase, beßre Harmonie, reinere Sprache, edlere Bilder, körnichter Ausdruck waren die Vorzüge, die er unsrer Poesie gab. Ernste Moral, sanfte Empfindungen, und eine angenehme poetische Redseeligkeit empfehlen seine poetischen Werke, und unter ihnen vorzüglich die didactischen Gedichte, z. E. das Gedicht Zlatna, oder über die Gemüthsruhe. Anspielungen auf

Mythologie und alte Schriftſteller ſind bey ihm häufig, daher er ſich genöthigt geſehn, ſelbſt erläuternde Anmerkungen für unkundige Leſer beizufügen. Man muß bey ihm mehr auf die Vorzüge des poetiſchen Stils, als auf höhere Verdienſte ſehen, ob ihm gleich auch dieſe nicht ganz mangeln. Bey den Flecken aber, die ſeine Schreibart hin und wieder hat, muß man nicht vergeſſen, daß man damals ſelbſt in Proſa noch nicht zu ſchreiben wuſte, und daß damals manches noch ſehr dichteriſch klang, das ſeit der Zeit gemein und niedrig geworden iſt. Der damalige Leſer ſtieß ſich unſtreitig nicht daran, wenn er fand, daß von der grauen Treue geſagt war, ſie ſey verreckt.

Die Sprachregeln für den Dichter, beſonders die proſodiſchen, die damals noch ſo wenig beobachtet wurden, lehrte Opitz auch in folgendem kleinem theoretiſchen Buche: *Proſodia*, oder Buch von der teutſchen Poeterey, in welchem alle ihre Eigenſchaften und Zubehör gründlich erzählt, und mit Exempeln ausgeführt worden, Brieg, 1624, 4° neue Ausgabe Wittenberg 1634, 8° 1635, 1638, 1641, 1647. Merkwürdig iſt folgendes Geſtändniß dieſes unſres älteſten

Theo-

riſten im Eingange: „Ich bin ſolcher Gedanken „keineswegs, daß ich vermeinte, man könne jemanden durch gewiſſe Regeln und Geſetze zu einem Poeten machen.“ Uebrigens ſagt der Verfaſſer ſelbſt, daß er die kleine Schrift binnen fünf Tagen flüchtig hingeſchrieben habe. Weil es indeſſen die erſte Schrift in ihrer Art war, und, weil ſie von einem Manne, wie Opitz, herrührte, ſo fand ſie Beifall, und ward öfters aufgelegt. Bey einer Ausgabe, die zu Frankfurth am Mayn 1645 davon erſchien, vermehrte ein gewiſſer Enoch Hammann das Buch mit einem Anhange. So ward es 1658 und 1668 wieder gedruckt, und ſo ſteht es auch in der Breslauer Ausgabe der Opitziſchen Werke von 1690.

Die Aufſchriften, womit Opitz ſelbſt ſeine verſchiednen Gedichte bezeichnet hat, ſind folgende: 1) Lobgedicht an den König von Pohlen Uladislaus IV 1634. 2) Lobgedicht an den däniſchen Prinzen Ulrich, der unter den Sachſen diente, der oft in Breslau war, mit dem Opitz Briefe wechſelte, und auf deſſen Ermordung Opitz in der Folge eine lateiniſche Rede heraus gab: Oratio funebris Vdalrici Daniae Regis filii, die man

auch in des Bateii vitis selectorum aliquot virorum findet. 3) Vesuv, ein Gedicht vom Jahre 1633 über die physikalische Ursache der feuerspeienden Berge überhaupt mit eingemischten moralischen Betrachtungen: z. E. am Ende über das Elend des dreißigjährigen Krieges. 4) Vielgut, oder Beschreibung von einem Gute des Herzogs von Münsterberg, das diesen Namen führte, nebst einem Eingange über die verschiednen Arten der Scheingüter. 5) Daphne, ein Singspiel zu dem Beilager des Landgrafen zu Hessen Georg II. mit der Schwester des Kurfürsten von Sachsen Georg I. verfertigt, und nach der musikalischen Komposition eines gewissen Heinrich Schütz aufgeführt. Dies war das erste Beispiel, daß bey einer solchen Gelegenheit ein Schauspiel in Teutschland an die Stelle der Turniere, Ringelrennen, und Mummereien trat. Das Stück ist gröstentheils aus einem italienischen Original entlehnt, und, wie sich Opitz selbst ausdrückt, von der Hand weg geschrieben; die bekannte Erzählung von Daphnens Verwandlung in einen Lorbeerbaum liegt zum Grund, und Ovid tritt daher als Vorredner auf. 6) Lob des Kriegesgottes 1628, ein Gedicht, das viele ächte dichterische Züge hat.

hat. 7) Zlatna, oder, von der Gemüthsruhe 1623. Zlatna ist ein kleiner Ort in Siebenbürgen, wo Opitz damals lebte, ein Ort, wo ein schöner Fluß Fische, die Berge Gold, die Büsche Wild, die Bäume mit ihrem anmuthigen Schatten, und Rauschen der Blätter Anlaß zum Studieren vollauf geben, wie er sich in der Vorrede ausdrückt. Je unangenehmer ihm der Aufenthalt in Siebenbürgen war, desto mehr Vergnügen fand er an dieser ländlichen schönen Gegend, besonders, da der Verwalter daselbst, Heinrich Lisabon, ein vornehmer aufrichtiger Mann, wie er ihn nennt, ihn sehr freundschaftlich aufnahm. Der natürliche Gedanke, daß man an jedem Ort vergnügt seyn könne, wenn man nur Gemüthsruhe mitbringt, veranlaßt die moralischen Reflexionen, die die Beschreibung der Gegend begleiten. 8) Lob des Feldlebens, ein jugendliches Gedicht, das er noch auf Universitäten schrieb, und hier nur einschaltete, um zu zeigen, wie man über einen Gegenstand zu verschiednen Zeiten andre Ideen haben könne. 9) Uebersetzung von Sophokles Trauerspiel Antigone 1635. Die Sprache des Trauerspiels und der Ausdruck eines Sophokles waren damals

für die teutſche Poeſie noch zu hoch. 10) Ueberſetzung von den Trojanerinnen des Seneka in ſechsfüßigen Jamben 1625. Opitz ſagt ſelbſt, er habe es unmöglich gefunden, ſich an die Zahl der Verſe zu binden, und jegliches Wort auszudrücken. 11) Ueberſetzung von den moraliſchen Diſtichen des Kato 1629. 12) Ueberſetzung von den Vierverſen (Quatrains) des franzöſiſchen Dichters Pibrac 1634. 13) Ueberſetzung eines franzöſiſchen Gedichts von der Eitelkeit der Welt. 14) Ueberſetzung des holländiſchen Gedichts von Daniel Heinſius, eines Lobgeſangs auf Bacchus. Folgende dem Bacchus beygelegte und gehäufte Beiworte ſind zum Theil durch die Art des Ausdrucks lächerlich:

Nachtläufer, Hüftesohn, Hochſchreier, Lüftespringer,
Gutgeber, Liebesfreund, Hauptbrecher, Löwenzwinger,
Herzfänger, Herzendieb, Mundbinder, Sinnetoll,
Geiſtrührer, Wackelfuß, Stadtkreiſcher, Allzeitvoll.

15) Geiſtliche Poemata, geſammelt 1637, beſtehen aus Paraphraſen des hohen Liedes, der Klaglieder Jeremiä 1626, des Propheten Jonas 1628, der Sonn- und Feſttagsepiſteln, vieler Pſalmen 1634, aus einem Lobgedichte auf die

Geburt

Geburt Christi 1634, aus der Uebersetzung des Heinsius Lobgedichte auf Christum, aus geistlichen Liedern u. s. w. Auch kommt ein Singspiel Judith darunter vor, das im Jahr 1635 geschrieben ist, und in dessen Vorrede gesagt wird, es sey in der teutschen Sprache noch wenig tüchtiges im Drama an den Tag gebracht worden. 16) Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs in vier Büchern, wovon die zweyte Ausgabe 1633 erschien. 17) Vier Bücher vermischter Gedichte, zuerst gesammelt 1637 unter dem vom Statius entlehnten Titel poetische Wälder. Das erste Buch enthält Lobgedichte auf Gönner und Freunde, das zweite Hochzeitgedichte, das dritte Leichengedichte, das vierte die jugendlichen Liebesgedichte des Verfassers. Opitz scheint hier nicht immer streng genug das verworfen zu haben, was nur bey der Gelegenheit interessirte, bey der es verfertigt war. 18) Oden oder Gesänge. 19) Sonnete. 20) Epigramme, wovon die besten in der Sammlung der besten Sinngedichte der teutschen Poeten Riga 1766, und in Herrn Ramlers Ausgabe des Wernicke stehen. 21) Schäferey, oder Hirtenroman von der Nymphe Hercynia 1622 in Prosa

mit

mit untermiſchten Verſen. Die Idee dieſes Gedichts iſt folgende: Opitz befindet ſich nebſt ſeinen drey poetiſchen Freunden Nüßler, Venator, und Buchner in einem ſchönen Thal am Rieſengebirge beim Anbruch der Morgenröthe. Sie hören die Hirten ſich von Tugend, vom Reiſen, und dergleichen unterreden, bis ihnen die Nymphe Hercynia begegnet, die ihnen in den Klüften der Erde den Urſprung der dortigen Flüſſe, ihre, und ihrer Schweſtern Grotten zeigt. Sie ſehen ſich dann weiter um, und betrachten beſonders einen warmen Brunnen in der Gegend. Der Untergang der Sonne macht ihrem Geſpräch ein Ende. 22) Florilegium epigrammatum, oder teutſche Ueberſetzung von Sinngedichten alter Poeten 1638.

Der erſte Verſuch in teutſcher Poeſie, der von Opitzen im Druck erſchien, waren folgende zwey Hochzeitgedichte: Herrn Matthias Kutzarti und Jungfer Anna Namslerinn Hochzeitlieder von zwey guten Freunden geſungen, Görlitz, 1618. Hier war die Verſifikation noch ſchlecht. Die erſte größere Sammlung von Gedichten von ihm gab ſein Freund Zinkgref zu Strasburg 1624 in Quart heraus, und fügte

als einen Anhang Gedichte theils von Vorgängern, theils von Zeitgenossen Opitzens hinzu. Diese Ausgabe hat den Titel: Martin Opitzens teutsche *Poemata* und Aristarchus wider die Verachtung der teutschen Sprache *item* Verteutschung Daniel Heinsii Lobgesang Jesu Christi und Hymni *in Bacchum*, samt einem Anhang mehr auserlesener Gedichte andrer teutscher Poeten. Ob diese Ausgabe gleich mit Opitzens Bewilligung, und selbst mit einer Vorrede von ihm erschien, so fühlte er doch bald die Mängel, die noch viele Gedichte darinnen hatten, und sowohl deswegen, als wegen einiger schlüpfrigen Stellen in Hochzeitgedichten beschloß Opitz schon nach einem Jahre, jene jugendlichen Versuche durch eine korrektere und strenger ausgewählte Sammlung seiner Gedichte zu verdrängen. Unter seinen Augen erschien also die Breslauer Ausgabe 1625 4°. Die hier von ihm verworfnen Gedichte der vorigen Ausgabe findet man in Bodmer's Sammlung kritischer, poetischer, und andrer geistvollen Schriften, die unter dem Titel Sammlung der zürcherischen Streitschriften 1760 neu gedruckt ward. Einge auſſer der Sammlung der Werke zerstreuten Gedichte von

Opitz

Opitz hat Herr Herder unter seine Volkslieder aufgenommen. Der Titel der Ausgabe von 1625 ist folgender: *Mart. Opitii* acht Bücher teutscher *Poematum*, von ihm selber herausgegeben, auch also vermehrt und übersehen, daß die vorigen damit nicht zu vergleichen sind. Diese Ausgabe ward zu Frankfurth am Mayn 1628 nachgedruckt, und zu Breslau 1629 wieder aufgelegt. Bey der neuen Auflage, die zu Breslau 1637 erschien, lautete nun der Titel so: *Mart. Opitii* teutscher *Poematum* erster und andrer Theil. Im Jahr 1638 gab Opitz seine geistlichen Gedichte zu Breslau besonders unter dem Titel heraus: *Mart. Opitii*, geistliche *Poemata* von ihm selbst zusammengelesen. — Ein Ungenannter gab seine poetischen Werke nach seinem Tode 1641 zu Danzig unter dem Titel heraus: *Mart. Opitii Poemata* aufs neue übersehen; man findet hier mehrere Gedichte, als in den vorhergehenden Ausgaben. Diese Danziger Edition ward zu Frankfurth am Mayn unter dem Titel wiederhohlt: *Mart. Opitii* weltliche *Poemata* zum viertenmal vermehrt und übersehen. Noch immer verdient die zu Amsterdam bey Janson 1646 in drey Duodezbänden erschienene Ausgabe von Opitzens Gedichten wegen

gen ihrer Genauigkeit und Sauberkeit gerühmt zu werden. Die obgedachte Frankfurter ward 1648 wiederhohlt. Sehr ſtark iſt die Breslauer Ausgabe, die 1690 unter folgendem Titel erſchien: Des berühmten Schleſiers *Mart. Opitii* von Boberfeld *Opera*, Geiſt- und weltliche Gedichte, nebſt beygefügten vielen andern Tractaten ſowohl teutſchen, als lateiniſchen. Beigefügt ſind: Coler's Lobrede auf Opitz, Opitzens Proſodie, die Lobſchrift auf König Uladislaus verteuſcht durch Coler, Syluarum libri tres et Epigrammatum liber vnus, die Pſalmen Davids, und Grotii Buch von der Wahrheit der chriſtlichen Religion. Zu bedauren iſt, daß ſich in dieſer Ausgabe viele Druckfehler befinden, und daß manche Gedichte in derſelben ganz mangelhaft abgedruckt ſind. Es gereicht unſerm Jahrhundert zu keiner Ehre, daß man in demſelben keine neue Ausgabe von Opitzens Werken veranſtaltet hat, die ſeiner würdig wäre. Gottſched und Gebauer faßten die Idee einer neuen Ausgabe, führten ſie aber nicht aus. Zwar fieng Bodmer 1745 an, eine ſorgfältige, kritiſche, und mit gelehrten Anmerkungen begleitete Ausgabe zu beſorgen, aber er muſte mit dem erſten

ersten Theile abbrechen, weil der Absatz davon nicht so war, wie sie es verdiente. Der Verkauf ward nämlich durch folgende Ausgabe verhindert: Mart. Opitzens von Boberfeld teutsche Gedichte in vier Bände abgetheilt, von neuem sorgfältig übersehen, allenthalben ausgebessert, und mit nöthigen Anmerkungen erläutert von Daniel Wilhelm Triller, und mit Kupfern gezierd durch Martin Tyrof, Frankfurth am Mayn, 1746, 8°. Der erste und zweyte Band enthält weltliche, der dritte und vierte Band geistliche Gedichte. Alle lateinische Aufsätze und Vorreden von Opitz blieben hier weg, hingegen versprach Triller alle lateinische Gedichte und Schriften desselben besonders herauszugeben, welches aber niemals geschehen ist. Der Tractat aber von der teutschen Poeterey, und die Schrift des Grotius befinden sich in dieser Ausgabe. Eine Lebensbeschreibung des Dichters hat sie nicht, sondern nur ein Lobgedicht von Triller auf denselben. Diese Ausgabe hat durch die eigenmächtigen Aenderungen, die sich Triller im Text erlaubte, einen üblen Ruf erhalten, und seine Anmerkungen sind von gar keinem Werthe. Zachariä hob die besten Gedichte von Opitz aus,

aus, begleitete ſie mit einem Leben des Dichters, und mit kurzen Anmerkungen, und erfüllte damit den ganzen erſten Theil ſeiner auserleſenen Stükke der beſten teutſchen Dichter 1766.

Müßler hatte einſt vor, Opitzens Leben zu ſchreiben, aber er vollendete es nicht. Die Quelle aller nachfolgenden Nachrichten von Opitz iſt die laudatio Opitii, eine Rede, die ſein Freund Chriſtoph Coler, Rektor zu Breslau 1665 hielt, die man bey der Breslauer Ausgabe von Opitzens Werken 1690 findet, und die Weiſe Leipzig 1693 beſonders abdrucken ließ. Theils als ein Mann, der Opitzen ſelbſt ſo genau gekannt hatte, theils, weil er ſie hielt, wie Opitzens Verdienſte noch im friſchen Andenken waren, hat Coler uns ein getreues Bild von ihm geben können. Beiträge zu Opitzens Leben enthalten die Epiſtolae magnorum quorundam et eruditorum virorum ad Opitium, die Andreas Jasky zu Danzig 1670 herausgab. Opitz hatte eine ſehr ausgebreitete Korreſpondenz, allein, als er ſein Ende nahe fahl, verbrannte er ſeine meiſten Briefe. Nur ſiebzig fand man noch unter ſeinem Kopfküſſen, und die gab Jasky heraus. Sehr ſummariſch und unzulänglich iſt dasjenige, was man in

Gottscheds Lob- und Gedächtnißschrift auf den Vater der teutschen Dichtkunst Martin Opitz 1739 findet. Im 25sten Stücke von Gottscheds Beiträgen zur kritischen Historie der teutschen Sprache steht ein Schreiben von einem Pfarrer Ezechiel aus Schlesien, das einige Beiträge zu Opitzens Leben liefert. Von Gottsched ermuntert, schrieb Doctor Kaspar Gottlieb Lindner, ein Arzt zu Liegnitz, eine Lebensbeschreibung des Dichters, oder schleppte eigentlich, ohne allen Geschmack und Beurtheilungskraft Materialien dazu zusammen, unter dem Titel: Umständliche Nachricht von des weltberühmten Schlesiers Martin Opitz von Boberfeld Leben, Tode, und Schriften, nebst einigen alten und neuern Lobgedichten auf ihn. Man findet hier folgendes. Abhandlung von den Schriften, die Opitzens erwähnen, Coler's Lobrede im Original, dieselbe übersetzt mit Anmerkungen, Notiz von Opitzens Schriften, Nachricht von seiner Dacia antiqua, von seiner Krankheit und Tode, Lobgedichte auf ihn von seinen Zeitgenossen, neuere Lobgedichte, ein Lobgedicht aus Lindners Feder.

VI.

VI.

Paul Flemming.

Paul Flemming war der Sohn eines Geiſtlichen, der erſt zu Hartenſtein, dann zu Wechſelburg in der Grafſchaft Schönburg ſtand. Zu Hartenſtein im Voigtlande ward er am 17ten Jänner 1609 gebohren. Seine Eltern waren wohlhabend, und konnten alſo alles an ſeine Erziehung wenden. Er kam auf die Fürſtenſchule zu Meißen, wo er ſich frühzeitig gelehrte Kenntniſſe, und eine vertraute Bekanntſchaft mit den Alten erwarb, wovon ſeine lateiniſchen Gedichte zeugen, deren er einige ſchon 1631 herausgab. Er ſtudierte zu Leipzig die Arzneikunſt, verfertigte aber dabey öfters teutſche Gedichte, die ihm, wie es ſcheint, frühzeitig den poetiſchen Lorbeerkranz erworben. Aus der Magiſterwürde, die er zu Leipzig annahm, läßt ſich ſchließen, daß er eine Stelle in der mediziniſchen Fakultät und ein akademiſches Lehramt in Sinne hatte, aber die Kriegsunru-

hen, wovon Sachsen nach der Schlacht bey Lützen ein Hauptschauplatz war, nöthigten ihn, sich wegzubegeben. Er wandte sich im Jahre 1633 nach Holstein. Hier kam er gerade zu der Zeit an, als der damalige Herzog von Holstein Friedrich im Begrif war, eine feierliche Gesandschaft an seinen Schwager den russischen Zaar Michael Fedeorowitz zu schicken. Bey der geringen Aussicht, sein Glück in Teutschland zu machen, muste Flemming, als er dies hörte, natürlich Lust bekommen, sich von seinem Vaterlande, so lang es noch nicht beruhigt war, so weit als möglich zu entfernen. Einem jungen Mann von seiner Wißbegierde muste auch die Gelegenheit erwünscht seyn, fremde Länder zu sehen. Er bewarb sich daher um eine Stelle unter dem Gefolge der Gesandten, und erhielt sie, vielleicht durch die Empfehlung des Leibmedikus Grohmann, der diese Reise mitmachte. Von dieser Reise aus Rußland kam er 1634 glücklich nach Holstein zurück. Jetzt beschloß der Herzog von Holstein, eine noch glänzendere Gesandschaft von mehr als hundert Personen an den Schach Sefi in Persien zu schicken, um sich gewisse Handlungsvortheile zu erwerben. Dies war Flemmin-

gen,

gen, der an Reisen Geschmack gefunden hatte, sehr angenehm, und er machte sich auch bey dieser zweiten Gesandschaft anheischig. In dem Verzeichnisse von dem Gefolge derselben kommt Flemming als Truchseß vor. Diese Gesandschaft gieng den 27 October 1635 zu Travemünde unter Seegel. Ihre Schicksale wissen wir sehr umständlich aus des, auch als Dichter nicht unbekannten, holsteinischen Rathes Adam Olearius Beschreibung der Reise nach Moskau und Persien, so durch Gelegenheit einer Holstein-Gottorpischen Gesandschaft geschehen, Schleswig, 1663, eine Reisebeschreibung, die man immer zu Hülfe nehmen muß, um Flemmingens Gedichte zu verstehen, der die wichtigsten Vorfälle seiner Reise nicht unbesungen gelassen hat, oder doch im Vorbeigehn darauf anspielt. So strandeten sie z. E. schon am 9. November vor der Insel Hochland, und musten auf Booten nach Liefland übergesetzt werden. Der Weg gieng wieder durch Rußland, wo sie sich drey Monate in Moskau verweilten. In der Kaspischen See, wohin sie im November des Jahres 1636 gelangten, hatten sie nicht allein mit räuberischen Kosacken, sondern auch mit dem Wasser selbst viel

zu kämpfen, das jetzo von öftern heftigen Stürmen beunruhigt ward. Dieſes nahm ſo zu, daß die Geſandten für ihre Perſon auf perſiſchen Booten an das Land eilten. Ja der Sturm ward ſo arg, daß es unmöglich ward, ihr Gefolge nachzuhohlen, das nun drey Tage lang durch das heftigſte Ungewitter ſeinem Untergang nahe gebracht wurde. Der Maſt brach, das Schif wurde leck, und man ſah den Tod vor Augen. Flemming und Olearius flüchteten ſich ganz in die Höhe, und banden ſich leere Brandteweinfäſſer an den Hals, um beſſer ſchwimmen zu können. Doch wurden alle noch durch den glücklichen Entſchluß gerettet, das Ankerthau abhauen, und das Schif nach dem Strande treiben zu laſſen. Ihr Einzug in der Reſidenzſtadt Iſpahan erfolgte nach mancher beſchwerlichen Landreiſe erſt am 3 Auguſt 1637, wo ſie ſich bis in den Dezember aufhielten. Die vielen fremden Szenen und Gegenſtände muſten allerdings Flemming's Phantaſie befeuern und nähren, und, da er auf dieſer Reiſe viele Gedichte verfertigte, ſo iſt es für die Leſer ſeiner Werke ſehr unterhaltend, ſo manche ſonderbare Objekte und Vorfälle vor Augen geſtellt zu ſehen. Die Rückreiſe geſchah

ſchah durch einen andern, und zwar den fruchtbarſten Theil von Perſien, der den Reiſenden die Haiden und Steppen auf ruſſiſchem Grund und Boden deſto unangenehmer machte, wo ſie im Junius 1638 faſt vor Durſt geſtorben wären. Erſt am 2 Jänner 1639 erreichten ſie Moskau wieder, das ſie im März verließen. Sie raſteten einige Monate zu Reval, wo Flemming ſich in die Tochter eines angeſehenen Kaufmanns Niehuſen verliebte, und ſich mit ihr verſprach. Erſt im Auguſt war die Geſandſchaft wieder zu Hauſe. Dieſe Reiſe gab Flemmingen Gelegenheit, mit vielen Perſonen eine vertraute Freundſchaft zu errichten; z. E. mit denen von Uchteritz, von Mandelsloh, von Noſtitz, und einem Nürnberger Patrizier Imhof, (welche alle bey der Geſandſchaft waren) mit dem einen Geſandten dem Rath Kruſe, mit dem Leibmedikus Grohmann, mit dem obgedachten Olearius u. ſ. w. Sein Plan gieng nun dahin, ſich zu Hamburg als praktiſcher Arzt niederzulaſſen. Er reiſte daher mit dem Anfange des Jahres 1640 nach Leiden, und erwarb ſich daſelbſt die mediziniſche Doktorwürde. Kaum war er aber nach Hamburg zurückgekommen, als ihn plötzlich eine

Krankheit überfiel, die ihn am 2 April 1640 im 31ſten Jahr ſeines Alters dahinriß. Noch am 28 März, als er keine Hofnung des Lebens mehr vor ſich ſah, verfertigte er ſich ſelbſt auf dem Todbette folgende Grabſchrift:

Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frey, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall flog überweit, kein Landsmann ſang mir gleich.
Von Reiſen hoch gepreiſt, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird verſtören.
Dies, teutſche Klarien, dies Ganze dank' ich euch!
Verzeiht mir's, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebſte, Freunde!
Ich ſag' euch gute Nacht, und trete willig ab.
Sonſt alles iſt gethan bis an das ſchwarze Grab.
Was frey dem Tode ſteht, das thu' er ſeinem Feinde!
Was bin ich viel beſorgt, den Othem aufzugeben?

An

An mir iſt minder nichts, das lebet, als mein Leben!

Zu einem ſo frühen Tode trug wohl die auf einer ſo langen Reiſe geſchwächte Leibesbeſchaffenheit des Dichters ſehr viel bey. So vielerley Beſchwerden, ſo mancherley verſchiednes Klima und Nahrung, vielleicht auch ein übermäßiger Genuß ſtarker Getränke hatten ſeine Geſundheit untergraben. Ueberhaupt waren, wie Olearius klagt, vier Jahre nach jener Geſandſchaft von allen ſeinen Freunden, die dabey geweſen waren, nur noch zwey am Leben.

Flemming war nicht allein der Zeit nach einer der erſten, der in Opitzens Fußſtapfen trat, ſondern er hat ſich auch den nächſten Rang nach ihm erworben. In Reinigkeit der Sprache, und Kraft des Ausdrucks wetteifert er mit Opitz. Er war Nachahmer, inſofern er ſich nach Opitz bildete, und in ſeiner Manier dichtete, aber er hat dennoch viel Eigenes. Es fehlt ihm nicht an eignen Bildern, und ſeine häufigen Anſpielungen auf Mythologie und alte Geſchichte ſind ſchicklich angebracht. Mahleriſche Beſchreibungen gelingen ihm vorzüglich. Unter ſeinen Gedichten ſind diejenigen die beſten, die er auf ſeinen Reiſen,

und die er in Alexandrinern geschrieben hat. Mehr Feinheit und Präzision würden einzle Stellen wohl erhalten haben, wenn er das, was er auf den Reisen eilfertig hinwarf, hätte befeilen können, Gedichte von größerm Umfang, die einen ausgearbeiteten Plan erfordern, unternahm er nie. Nur einmal hat er in einer Art von poetischem Tagebuche seine ganze Reise beschrieben. Viele seiner sogenannten Oden, die man sonst so sehr bewunderte, und die noch Gottsched als Muster empfahl, sind Gelegenheitsgedichte ohne Plan, in denen gute und schlechte Stellen abwechseln, und wo man, auch bey ernsthaften Gegenständen, unwürdige Spielereien, gehäufte und gesuchte Antitheſen findet, die man bereits damals für schön zu halten anfieng.

Er hinterließ ein völlig geordnetes Manuskript seiner teutschen Gedichte, die er unter folgende Rubricken gebracht hatte: 1) Poetische Wälder, ein dem Opitz nachgeahmter Titel. Sie sind in fünf Bücher abgetheilt. Das erste begreift geistliche Gedichte z. E. ein Klaggedicht vom unschuldigen Leiden Christi, und einige Psalmen. Das zweite besteht aus Glückwünschungen. Das dritte enthält Leichengedichte, worunter das

auf

auf Gustav Adolfs Tod das merkwürdigste ist. Im vierten stehen Hochzeitgedichte, worunter das, so die liefländische Schneegräfinn überschrieben ist, den Ton einer komischen Erzählung hat. Im fünften Buch findet man Liebes- und Scherzgedichte. Zachariä folgert aus seinen Liebesgedichten, daß sich Flemming bey Russinnen, Zirkassierinnen, Persianerinnen, und teutschen Schönen auf gleiche Art habe beliebt machen können. Denn, wenn man gleich wisse, was man von den Phillissen der Dichter zu halten habe, so herrsche doch in diesen Gedichten eine gewisse Sprache der Empfindung, und eine gewisse Wahrheit des Ausdruckes, die man nie in Gedichten antreffe, deren Verfasser die Liebe nicht wirklich fühlten. 2) Neues Buch der Wälder, sehr vermischten Innhalts, unter andern steht hier die obgedachte poetische Reisebeschreibung. 3) Absonderliches Buch der poetischen Wälder, worinnen seiner Freunde Ehrengedichte an ihn zu finden. 4) Ein Buch Ueberschriften, deren nur sechs und vierzig sind, die ersten eilf sind aus dem Lateinischen eines gewissen Veresius übersetzt. 5) Fünf Bücher Oden. Im ersten Buche stehn geistliche Lieder, davon einige

einige in die öffentlichen Gesangbücher aufgenommen worden. Das zweite Buch enthält Leichengesänge, das dritte Hochzeitlieder, das vierte Glückwünschungen, und das fünfte Liebesgesänge. 6) Vier Bücher Sonnette, wovon das erste geistlichen Sachen, das zweite allerhand Glückwünschungen, das dritte Gegenständen der Liebe, und das vierte Begräbnissen gewidmet ist.

Das Manuskript kam in die Hände seines zukünftigen Schwiegervaters Niehusen, der unter dem Titel: Geist und weltliche *Poemata* Paul Flemming's 1642 eine Ausgabe in Octav davon besorgte. Der Verleger war zu Naumburg, und der Druckort Jena, daher man die Ausgabe bald nach jenem, bald nach diesem Orte benennet. Niehusen war zu entfernt, um die Aufsicht beim Druck selbst zu führen, und so schlichen sich viele Druckfehler ein. Ob man gleich in den neuen Auflagen von 1651, 1660, 1666, 1685 einige davon verbesserte, so sind ihrer doch genug zurückgeblieben. Gleich bey der ersten Edition hängte man am Ende ein Verzeichniß von Gedichten an, die dem Verfasser, theils auf der Reise weggekommen, theils in seiner Freunde Hände geblieben wären,

und

und bat, ſolche dem Verleger mitzutheilen, aber die Bitte ward auch bey den nachfolgenden Ausgaben vergebens wiederhohlt, und dieſem Verzeichniß nach ſind viele und intereſſante Gedichte vom Flemming ganz verloren gegangen. Das in der Vorrede geſchehene Verſprechen, auch Flemming's lateiniſche Poeſien zu ſammeln, iſt unerfüllt geblieben.

Schon zu Leipzig 1631; wie ich oben gedacht, gab Flemming lateiniſche Gedichte heraus, die ſich durch Zierlichkeit des Ausdrucks, und fließende Verſifikation empfahlen. Im Jahr 1637 erſchienen von ihm lateiniſche Liebesgedichte unter dem Titel: Rubella, ſeu ſuauiorum liber. In eben dem Jahre ward von ihm ein langes Gedicht auf die Geburt des Erlöſers gedruckt, das er bey ſeiner Magiſterpromotion abgeleſen hatte. Auſſer einigen Gelegenheitsgedichten wurde ſonſt von ſeiner lateiniſchen Poeſie nichts gedruckt, aber in der Wolfenbüttler Bibliothek iſt von Flemming's eigner Hand ein ſtarker Quartband lateiniſcher Gedichte, wobey ſich auch eine ziemliche Anzahl von lateiniſchen Briefen befindet, die er geſchrieben, und empfangen hat.

Einen

Einen groſsen Theil von dem zweiten Theile der auserleſenen Stücke der beſten teutſchen Dichter von Zacharia nimmt das Vorzüglichſte aus Flemming's Werken ein, wo dann auch eine ausführliche Lebensbeſchreibung von ihm vorangeſchickt iſt.

VII.

Andreas Tſcherning.

Andreas Tſcherning war ein doppelter Landsmann von Opitz, nicht blos ein Schleſier, ſondern auch aus Opitzens Vaterſtadt gebürtig. Er ward gebohren zu Bunzlau den 18. November 1611. Sein Vater war ein angeſehener Bürger dieſer Stadt, der ihm eine gute Erziehung gab, und ihn in der Schule des Orts unterrichten lieſs. Aber die Unruhen des dreiſsigjährigen Krieges, und die Verfolgungen der Katholicken nöthigten ihn, ſchon im neunzehnten Jahre ſeines Alters ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen,

ſen, und ſich von ſeinen Eltern zu entfernen. Zwar wurden dadurch ſeine Schulſtudien unterbrochen, und ſeine Eltern waren nicht reich genug, ihn in der Fremde zu unterhalten, aber er wollte lieber alles ertragen, als ſich mit Gewalt zum Katholicken machen laſſen. Er kam im Jahr 1630 zuerſt nach Görlitz, und, da er hier zu ſeinem Unterhalt informiren muſte, ſo fand er eine gute Kondition bey dem dortigen Stadtrichter, der ihm die Erziehung ſeiner Kinder anvertraute. Einen ſehr nützlichen Freund erwarb er ſich an dem Rektor der Görlitzer Schule, Küchler, der ihn zu weiterer Ausbildung ſeiner Fähigkeiten ermunterte, und ihm dazu behülflich war. Ob ihn nun gleich ſeine Eltern nach entfernter Gefahr bald wieder nach Hauſe kommen ließen, ſo ſahen ſie doch ein, daß er in Bunzlau keine Gelegenheit habe, ſo viel zu erlernen, als ſeine Wißbegierde wünſchte. Sie erlaubten ihm alſo, ſich nach der Hauptſtadt Schleſiens, nach Breslau zu begeben, wo er bald in allen Arten von humaniſtiſchen Kenntniſſen die gröſten Fortſchritte machte, und dabey ſo viel wohlthätige Gönner fand, daß er Urſache hatte, Breslau ſeine zweite Vaterſtadt zu nennen. Im Jahr 1635 ſah er ſich

im Stande, eine Universität zu besuchen. Er wählte Rostock, theils wegen des Rufes, in welchem damals diese Akademie stand, theils, weil sie gerade in jenem Jahre von dem Getümmel des Krieges am entferntesten war. Auch erhielt er dahin eine wichtige Empfehlung von Opitz, der seine ersten poetischen Versuche gelesen hatte, und patriotisch sich seines aufkeimenden Genies annahm. Dieser empfahl den jungen Tscherning an den dortigen Lehrer der Dichtkunst Laurenberg, der sich durch lateinische und plattteutsche Gedichte einen Namen erworben hatte, und auf jene Empfehlung alles anwendete, Tscherningen zu unterstützen, und auszubilden. Der Unterricht, und der Umgang solcher Männer trug viel dazu bey, sein poetisches Genie ganz zu entwickeln. Er verabsäumte auch nichts, um seinen dortigen Aufenthalt recht zu benutzen, und er erlernte sogar von einem dortigen Professor Fabrizius die arabische Sprache. Doch zu Rostock konnte er nicht so lange bleiben, als er gewünscht hätte, weil ihn seine geringen Vermögensumstände davon abhielten, und schon zu Anfang des Jahres 1637 muste er Bunzlau noch in eben diesem Jahre wieder verlassen,

weil

weil die vorigen Religionsbedrückungen wieder ihren Anfang nehmen. Er nahm also seine Zuflucht abermals nach Breslau, wo er ehedem so viel Gutes genossen hatte, und wo es ihm auch jetzo wieder nach Wunsch ergieng, da ihm die angesehensten Personen den Unterricht ihrer Kinder übertrugen. Sein vornehmster Gönner daselbst war der kaiserliche Rath von Löwenstern der als Verfasser einiger geistlicher Lieder, so unter dem Titel der Frühlings-Mayen gedruckt wurden, unter die Dichter jener Zeiten gehörte, und den der dankbare Tscherning in seinen Gedichten sehr oft besungen hat. So viel Unterstützung indessen Tscherning zu Breslau fand, so lag es ihm doch immer in dem Sinn, daß er nicht hatte ausstudieren können, und er suchte daher, seine Breslauer Gönner dazu zu benutzen, daß sie ihm zur Rückkehr nach Rostock behülflich wären. Er wagte es sogar, bey der Stadt selbst um ein Stipendium anzusuchen; allein, so sehr der Rath seine Verdienste erkannte, so muste er ihm dennoch seine Bitte abschlagen, weil kein Fond zu Stipendien da war. Doch jener Rath Löwenstern, und andre Gönner, z. E. ein Stadtvoigt Neander, ein Rathsherr Götze, schossen so viel

aus ihrem Privatvermögen zusammen, daß er zum zweitenmale nach Rostock gehen, und seine Studien fortsetzen konnte. Dieser zweyte Aufenthalt in Rostock ward auch der Grund seines Glückes. Er beschloß, sich dem akademischen Leben zu widmen, und ward zu dem Ende Magister. Schon 1644 starb der Professor Laurenberg, und Tscherning ward zu seinem Nachfolger ernannt. Nun war er auf einmal versorgt, und so, daß sein Lieblingsstudium, die Dichtkunst, auch sein Beruf ward. In eben dem Jahre verheirathete er sich mit der Wittwe eines Lübekker Advokaten Hinze, deren Vater Marsilius Kanonikus zu Lübeck gewesen war. In seinem Lehramte, das er funfzehn Jahr bekleidete, war er unermüdet, und allgemein geehrt. Sein liebenswürdiger Karakter erwarb ihm täglich mehr Freunde. Schon im Jahre 1655 ward seine Gesundheit durch Engbrüstigkeit, und eine gänzliche Verderbniß der Säfte unterbrochen. Dies Uebel nahm mit jedem Jahre zu, und Geschwulst machte überdies den Körper aller Bewegung unfähig, bis er ganz entkräftet den 27 September 1659 im acht und vierzigsten Jahre seines Alters starb.

Wie fähig er zu seinem Amte gewesen, bezeugt die Promulsis programmatum academicorum poeticorum, ingleichen die zierlichen lateinischen Abhandlungen, die er gelegentlich drucken ließ, und die unter dem Titel Semi-Centuria Schediasmatum Rostock 1643 gesammelt wurden. Auch hat man von ihm eine Uebersetzung des Anakreon in lateinischer Sprache.

Der studierenden Jugend die Poetick zu erleichtern, schrieb er folgendes theoretische Werk: Unvorgreifliches Bedenken über etliche Misbräuche in der teutschen Schreib- und Sprachkunst, insonderheit der edlen Poeterey, wie auch kurzer Entwurf, oder Abriß einer teutschen Schatzkammer, das noch kurz vor seinem Tode zu Lübeck 1659 herauskam. Die Schatzkammer enthält poetische Redensarten, Beschreibungen, und Umschreibungen unter gewissen Rubriken. Die Beispiele sind aus Opitzens, Flemmingens, und Tschernings eigenen Gedichten genommen.

Seine ersten Versuche in der Dichtkunst waren Gelegenheitsgedichte, und wurden also einzeln bey diesen Gelegenheiten gedruckt. Während seines zweiten Aufenthalts in Breslau im Jahre 1642 unternahm er daselbst die erste

Sammlung ſeiner Gedichte unter dem Titel: Teutſcher Gedichte Frühling, die 1649 neu aufgelegt ward. Er erklärte den Titel in der Zuſchrift an den Rath Löwenſtern dahin, daß dies nur die erſten Blüthen ſeines Genies wären, und daß er im Sommer ſeiner Jahre etwas reiferes zu liefern gedenke. Ein Sommer ſelbſt iſt nicht darauf gefolgt, ſondern nur ein Vorrath des Sommers, ſo nannte er die zweite Sammlung, die er zu Roſtock 1655 herausgab. Sie enthält Poeſien, die jenen am Werthe nicht gleich kommen, weil er ſie meiſtens ſchon bey kränklichen Leibesumſtänden verfertigt hatte. Auch klagt er hier, er habe öfters dichten müſſen, nicht wozu ihn eigne Luſt getrieben, ſondern, was ihm ſey vorgeſchrieben worden. Auſſer den Gelegenheitsgedichten findet man in beiden Sammlungen Lieder, didactiſche Stücke, Sonnette, Sinngedichte, Rachel's Klage über den Kindermord Herodis, ein Lob der Buchdruckerey, und ein Lob des Weingottes. Im Jahr 1642 gab Tſcherning diejenigen hundert Sprichwörter des Araber Ali, die Golius 1629 arabiſch bekannt gemacht hatte, in einer doppelten, proſaiſchen und poetiſchen Ueberſetzung heraus. Dieſe

Speich-

Sprichwörter ſind auch nebſt dem arabiſchen Original der zweiten Auflage des Frühlings 1649 als ein Anhang beigefügt. Das Programm, das die Univerſität Roſtock auf ſeinen Tod ſchreiben ließ, gedenkt auch eines Schauſpiels Judith, und einer Rede für Teutſchland.

Tſcherning verdient den dritten Platz nach Opitz, den er in Gedanken, Bildern, Wendungen, und Ausdrücken ſichtlich nachahmt, ja von dem er zuweilen ganze Verſe entlehnt. Doch hat er auch hier und da eigne Bilder, und überhaupt eine körnichte Sprache. Das Beſte aus ſeinen Werken hat Herr Eſchenburg in dem dritten Bande zu des Zachariä auserleſenen Stücken der beſten teutſchen Dichter ausgezeichnet.

VIII.

Friedrich von Logau.

Friedrich von Logau, aus einem ſehr alten ſchleſiſchen Geſchlechte, das mehrere merkwürdige

und angeſehene Männer hervorgebracht] hat, wurde im Monat Junius des Jahres 1604 gebohren. Er war in Dienſten des Herzogs von Liegnitz und Brieg, Ludwig des Vierten, der anfangs das Herzogthum Brieg mit ſeinen Brüdern gemeinſchaftlich regierte, doch ſo, daß jeder von ihnen ſeine eigne Räthe hatte. Als ſich nachgehends die Brüder abtheilten, bekam Herzog Ludwig Liegnitz, wohin er nun ſeine Reſidenz verlegte, und den von Logau als Kanzleirath mit ſich nahm. Logau beſaß ein Landgut, das in der Liſte der fruchtbringenden Geſellſchaft Brockgut heißt. In ſeiner Jugend ſchrieb er mehrere verliebte Gedichte, die ihm in dem damaligen Kriegsgetümmel von Händen kamen. Denn ſo ſagt er ſelbſt in ſeinen Sinngedichten:

Was in meiner Jugend Mayen
Von der Venus Kindereien
Ich gezeichnet aufs Papier,
Dieſes auch entführt er (Mars) mir.

Er nennt dieſe Verſuche in der Folge ſelbſt Lappereien, und bedauert ihren Verluſt ſo ſehr eben nicht:

Hat dir Mars nun was geweiß,
Venus, wie ich dich gepreiß,
So behalt's, kann dich's vergnügen,
Aber mir will's nimmer tügen.

Vermuthlich waren dieſe jugendlichen Verſuche ſehr frey, da man auch noch in ſeinen Sinngedichten viel katulliſche luſciuiam findet. Größere und längere Gedichte zu verfertigen, erlaubten ihm in der Folge, wie es ſcheint, ſeine Geſchäfte nicht, und er muſte ſich daher auf Epigramme einſchränken. Dennoch gab es Leute, die es ihm verargten, daß er bey ſeinem Amte ſich überhaupt mit Poeſie abgab. Denn ſo ſagt er:

Man hält mir nicht für gut, die Poeſie zu üben,
Das Buch, das groſe Buch, darinnen aufgeſchrieben
Der Römer langes Recht, ſollt' eher meine Hand
Durchſuchen, daß darauf ſich gründe mein Verſtand.

Die erſte Sammlung von Sinngedichten, die er, man weiß nicht, in welchem Jahre, herausgab, begrif nur zweihundert Epigramme, und ward, wie er ſelbſt ſagt, wohl aufgenommen. Hierauf folgte eine ſtärkere Sammlung unter

dem Titel: Salomons von Golau teutſcher Sinngedichte drey Tauſend, Breslau, zwey Alphabet ſechszehn Bogen in Octav. Daß er ſich hier einen falſchen Namen gegeben, geſchahe wohl, theils, weil die ſatiriſchen Epigramme mancher perſöhnlichen Deutung unterworfen waren, theils, weil man ihm, wie ich ſchon oben gedacht, das Versmachen verargte; daher er auch dem zweiten Tauſend allerley Mottos vom Nutzen der Poeſie, unter andern folgendes vorgeſetzt: „Die Poeſie hat eine große Verwand„ſchaft mit andern Wiſſenſchaften und Künſten, „auch mit der Rechtslehre.“ Jedes Tauſend Sinngedichte iſt in ſeine Hunderte abgetheilt; jedes Tauſend hat aber auch noch eine Zugabe, ja am Ende ſtehen noch Sinngedichte, die während dem Druck eingelaufen waren, und alle dieſe Nachträge zuſammen enthalten noch 553 Epigramme. In den Vorreden zu den beiden erſten Tauſenden trägt der Verfaſſer einige Bemerkungen über die Verſifikation, in der Vorrede zum dritten Tauſend einige Gedanken von der Orthographie vor. Das Jahr des Druks iſt nirgends angezeigt, doch läßt ſich aus verſchiednen Sinngedichten muthmaßen, daß es

das

das Jahr 1654 gewesen seyn möge, und so giebt auch König in den Anmerkungen zu Kanitzens Gedichten S. 267 das Jahr an. Da indessen Johann Sinapius (in der ersten Vorstellung schlesischer Kuriositäten, oder von den ansehnlichen Geschlechtern des schlesischen Adels, Leipzig, 1720) versichert, Logau habe seine Sinngedichte im Jahr 1638 herausgegeben, so ist dieses vermuthlich von der ersten kleinen Sammlung derselben zu verstehen. Das älteste Sinngedicht unter denen, bey denen das Jahr angegeben steht, ist von 1637. Im Jahr 1648 ward Logau unter dem Namen des Verkleinernden in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Er war zweimal verheirathet, und hinterließ aus der zweiten Ehe einen Sohn Balthasar Friedrich von Logau, dessen Gunst und Freundschaft Lohenstein und der jüngere Gryph in ihren Gedichten rühmen. Er starb zu Liegnitz den 5 Junius 1655.

Unter den Dichtern, die in Opitzens Fußstapfen traten, ist Logau keiner der geringsten, und man findet öfters Opitzens Energie und körnichten Ausdruck. Wer, gleich dem Martial, ein ganzes Buch Epigramme schreibt, muß gleich ihm, auch gestehen, daß nicht alles darinnen gleich scharfsin-

nig und witzig seyn könne. Wer sie gar zu Tausenden schreibt, wie Logau, bey dem muß manches Mittelmäßige mit unter laufen. Aber wirklich sind der ganz schlechten bey Logau so viele, daß man alle Beispiele des Fehlerhaften aus ihm entlehnen könnte. Stumpfer Witz, platte Einfälle, matte Gedanken, schmutzige Bilder, Wortspiele, versetzte Namen, und andre Albernheiten, die schon damals Mode zu werden anfiengen, kann man bey ihm in Menge finden. Es muste ihm an Muße, oder an einem kritischen Freunde fehlen, daß er solche Sachen stehen ließ:

Teutschland soll jetzund purgieren,
Und des Krieges Wut abführen u. s. w.

Uebrigens weiß man wohl, daß auch Opitz manches ein Sinngedicht nannte, was nur ein gut gesagter moralischer Gedanke war. Und so muß man auch im Logau nicht immer scharfe Pointen, und eigentliche epigrammatische Wendungen erwarten. Eine nachdrücklich und rund vorgetragene Sentenz, ein neues Bild ist hinreichend, um manchen Versen eine Stelle in dieser Sammlung zu verschaffen. Viele Epigramme haben neue, originelle, und sehr glückliche Erfindun-

findungen und Wendungen, und ſind eben ſo ſchön geſagt, als gedacht. Etwa drei und zwanzig größere Gedichte habe ich mitten unter den Sinngedichten gefunden, die mit einem Epigramm gar nichts gemein haben, ſondern moraliſche, oder Gelegenheits-Gedichte ſind. Zur Probe diene folgendes Lob eines guten Gewiſſens:

Ohne Leben lebt der Welt,
Wer nicht gut Gewiſſen hält.
Gut Gewiſſen in der Zeit
Hält ſchon an die Ewigkeit.

Gut Gewiſſen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Noth,
Iſt verſchildwacht allezeit
Mit der freien Freudigkeit.

Gut Gewiſſen wird nicht blaß
Vor Verhöhnung, Schmach, und Haß,
Steht in Bündniß allezeit
Mit der weißen Redlichkeit.

Gut Gewiſſen achtet nicht,
Was Verläumdung ſpricht und dicht,
Wahrheit ſieht ihm an der Hand,
Macht ſein Unſchuld noch bekannt.

Gut Gewiſſen wanket nie,
Beuget auch kein knechtiſch Knie
Vor der runden Menſchengunſt,
Die man kauft durch Schmeichelgunſt.

Gut Gewiſſen ſeegelt fort
Immer auf den rechten Port,
Ob ihm gleich partheiiſch ſind
Welle, Klippen, Strudel, Wind.

Drum, wer ſtets vergnügt will ſeyn,
Lad' ihm gut Gewiſſen ein!
Welt hat keine beſre Luſt,
Als den reinen Wohlbewuſt.

Einige der längern Gedichte ſind ſatiriſchen Innhalts, und da hat Logau ſelbſt einmal (in des zweiten Tauſends zweitem Hundert N. 59) in einer Note die Urſache, warum ſie unter den Sinngedichten ſtehen, alſo angegeben: Epigramma eſt breuis ſatira, ſatira eſt longum epigramma Uebrigens ſind dieſe Stücke in der Geſchichte unſrer nur ſparſam bearbeiteten ſatiriſchen Poeſie ſehr merkwürdig.

Vielleicht war die Menge des Schlechten, wodurch das Gute verdunkelt ward, Urſache, daß

daß Logau's Gedichte bald in unverdiente Vergessenheit geriethen. Schon Neumark in seinem neusprossenden Palmbaum, oder seiner Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft 1663, wo er doch diejenigen Mitglieder derselben auszeichnet, die sich durch Schriften hervorgethan, führt vom Logau nichts, als den Namen, an. Morhof in seiner Geschichte der deutschen Sprache und Poesie, wenn er beweisen will, daß es schwer sey, ganze Bücher Epigramme zu machen, führt ihn so an, daß es scheint, er habe seinen wahren Namen nicht gekannt. Denn er sagt S. 691: „Salomo von Golau, ein Schlesier, „hat drei tausend teutsche Epigrammata geschrie„ben, denen an Scharfsinnigkeit nichts fehlt, nur ist „der Numerus bisweilen hart.“ (Doch widerlegt diese Stelle das, was Kamler und Lessing behauptet, daß Morhof des Logau gar nicht gedacht habe.) Wernicke weiß keinen zu nennen, der es vor ihm gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben. Ein Ungenannter gab zu Frankfurth 1702 S. v. G. (Salomons von Golau) auferweckte Gedichte, ein Alphabet, ein Bogen heraus, welcher Titel voraussetzt, daß

sie

sie bisher gleichsam begraben lagen. Allein auch diese Erweckung konnte nichts dazu beitragen, Logau's Ruhm zu erneuern. Der Ungenannte hatte zwar nicht alle seine Gedichte, aber doch immer noch viel schlechte hervorgesucht, er mischte elende Stücke von andern Verfassern ein, ja er ging mit Logau's Poesien so unverschämt um, verlängerte, verkürzte, und veränderte sie so, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, Sprachrichtigkeit, ja oft der gesunde Menschenverstand verloren giengen. Logau's Name blieb also unbekannt, bis im Jahre 1759 die Herrn Kamler und Lessing sich seiner Ehre annahmen. Denn in diesem Jahre erschien sehr nett gedruckt: **Friedrichs von Logau Sinngedichte zwölf Bücher mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von Kamler und Lessing**, Leipzig, 1759, 8°. Die Herausgeber musterten alles Elende aus, und behielten von 3553 Sinngedichten nur 1284, also fast nur den dritten Theil bey. Sie behaupteten deswegen nicht, daß alles, was sie beibehalten, Meisterstücke seyen, aber man findet doch hier auch in dem unbeträchtlichsten Epigramm noch etwas, warum es die Erhaltung verdiente. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch

ein guter und groſser Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive Wendung, und dergleichen. Vielleicht lieſse ſich aus denen, die jene Herausgeber verworfen haben, noch eines und das andre auszeichnen, das ſo gut, als die aufgenommenen, dem Dichter Ehre macht; z. E. im zweiten Tauſend S. 18:

Gute und Böſe.

Die Böſen haben Himmel, die Guten hier die Hölle,
Gut, warte bis dort oben, dort wechſelt man die Stelle!

und S. 25:

Schädliche Ehe.

Wenn ſich mit Gewalt Unverſtand verfreit,
Wird gebohren draus tolle Wütigkeit.

Die Herausgeber hatten ein Exemplar, das ſich aus der Strolliſchen Bibliotheck herſchrieb, und in welchem hin und wieder eine unnatürliche harte Wortfügung mit der Feder geändert war. Der Zug der Hand ſchien ihnen alt genug, um es für die eigne Hand des Dichters zu halten.

Ob

Ob sie nun gleich dies ohne weitre Beweise zu behaupten Bedenken trugen, so nahmen sie doch einige von jenen Aenderungen auf, und wagten nach Analogie derselben selbst einige, weil sie glaubten, daß der Leser in einem so kleinen Gedichte, wie das Epigramm ist, sich auch an Kleinigkeiten ärgere. Doch hüteten sie sich wohl, den Dichter zu moderniſiren, sie kamen ihm nur ein wenig zu Hülfe, wo sie fanden, daß er von seiner eignen reinen Leichtigkeit abgewichen war, und dann thaten sie es in dem Geist seiner eignen Sprache. Ein großer Vorzug ihrer Ausgabe ist das angehängte Wörterbuch über einige veraltete, und dem Dichter, oder doch der Opitzischen Schule eigne Ausdrücke, ein vortreflicher Beitrag zur Geschichte unsrer Sprache! Sie geben in dem Vorberichte zu demselben dem Dichter folgendes Zeugniß: „Das Sinngedicht „konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die „Schicklichkeit zu zeigen, welche die teutsche „Sprache zu allen Gattungen von Materie un„ter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der „sich selbst in alle Gattungen von Materie zu fin„den weiß. Seine Worte sind überall der Spra„che angemessen, nachdrücklich, und körnicht,

„wenn er lehrt, pathetiſch und vollklingend, „wenn er ſtraft, ſanft, einſchmeichelnd, ange„nehm tändelnd, wenn er von Liebe ſpricht, ko„miſch und naiv, wenn er ſpottet, poßierlich und „launiſch, wenn er blos Lachen zu erregen ſucht.“

IX.

Andreas Gryph.

Andreas Gryph ward gebohren zu Großglogau den 11 October 1616. Sein Vater Paul Gryph war ein angeſehener Geiſtlicher daſelbſt, der aber ſchon 1621 ſtarb, da unſer Gryph erſt fünf Jahre alt war. Auch ſeine Mutter Anna Eberhardina ſtarb ſchon 1628. Der Bruder unſres Dichters hieß auch Paul, war Superintendent zu Croßen, und ſtarb noch jung. Nach vollendeten akademiſchen Jahren, in denen ſich Andreas eine gründliche Gelehrſamkeit erwarb, hielt er eine Diſputation de igne non elemento. Ueber ein Gedicht, worinnen er das damalige Elend ſeines

Vaterlands schilderte, kam er in große Gefahr, und dies bewog ihn, sich zu entfernen. Wegen der Unruhen des dreißigjährigen Krieges unternahm er fast zehn Jahr lang Reisen in fremde Länder; z. E. 1638 nach Italien und Holland, in welchem letztern Lande er mit Heinsius Freundschaft errichtete, 1646 durch Teutschland und Frankreich, wo er sich auch wieder die Bekanntschaft der berühmtesten Gelehrten, z. E. eines Salmasius erwarb. Der Briefwechsel, den er mit den ärdsten Gelehrten seiner Zeit unterhielt, verschafte ihm mehrere Anträge von akademischen Lehrstellen, die er aber ablehnte, theils, weil er keine Neigung zu diesem Berufe hatte, theils, weil er am liebsten seinem Vaterlande zu dienen wünschte. Hier ward er auch wirklich Syndikus des Fürstenthums Glogau. Er verheirathete sich im Jahr 1649, und zeugte vier Söhne, und zwey Töchter. *) Christian Gryph, sein älte-

ster

*) Christian Gryph ward zu Fraustadt in Pohlen, wo sich seine Eltern damals aufhielten, gebohren, von seinem Vater selbst unterrichtet, und starb als Rektor, Professor, und Bibliothekar am Magdalenen Gymnasium zu Breslau 1706.

Er

ſter Sohn, that ſich in der Folge auch als Dichter hervor. Er war ein Mitglied der fruchtbrin-

Er gab Frankfurt 1656, 1698 poetiſche Wälder (neue Ausgabe 1707, 1717, Th. II.) heraus, die meiſtens ſehr mittelmäßige Gedichte enthalten. Es ſind vier Bücher, wovon das erſte geiſtliche, das zweite Leichengedichte, das dritte vermiſchte Gedichte, und das vierte Sonnette enthält, eine Zugabe, die dabey iſt, beſteht in Sprichwörtern aus italieniſchen Schauſpielen. Einige Epigramme von ihm ſtehn in Ramlers Sammlung von Sinngedichten der beſten teutſchen Dichter, 1766. Man hat ſonſt viele gelehrte litterariſche Werke von ihm, z. E. Gedächtnißſchriften, das iſt, Lebensbeſchreibungen, Leipzig, 1701, Vitae ſelectorum quorundam illuſtrium virorum, Breslau, 1703, Apparatus, ſeu, Diſſertatio iſagogica de ſcriptoribus hiſtoriam ſaeculi XVII illuſtrantibus, die erſt nach ſeinem Tode 1710 erſchien, Luſuum ingenii expræſtantiſſimorum poetarum recentiorum rarioribus ſcriptis excerptorum faſciculi duo, Breslau 1699. Am berühmteſten iſt folgendes Werk von ihm: Kurzer Entwurf der geiſtlichen und weltlichen Ritterorden, Leipzig, 1697, welches Stief 1709 vermehrt herausgab.

bringenden Gesellschaft, bey der er der Unsterbliche hieß. Ein kaiserlicher Pfalzgraf ertheilte ihm einst auf seinen Reisen den Adelsbrief, von dem aber weder er, noch seine Familie jemals Gebrauch gemacht hat. Er starb 1664 mitten in einer Versammlung der Landstände am Schlagfluß.

Ausser seiner Disputation kenne ich nur noch eine gelehrte Schrift von ihm, nämlich die Beschreibung von den Mumiis Vratislaviensibus, die er 1662 auf fünf Bogen mit Kupfern herausgab. Doch hier kömmt es auf seine Gedichte an, unter denen keines vor dem Jahre 1636 datirt ist. (Wenn über dem Sonnet B. I. N. 28 1627 steht, so ist dies wohl ein Druckfehler, indem er da erst eilf Jahre alt gewesen wäre.) Nachdem er mehrere davon hatte einzeln drucken lassen, so gab er zuerst eine Sammlung davon 1639 zu Leiden bey den Elzeviren heraus. Als er 1646 zu Strasburg war, ward er mit einem dortigen Buchhändler Diezel über eine neue vermehrte Auflage seiner Gedichte einig, und hinterließ ihm das dazu nöthige Manuscript. Da aber Diezel durch allerhand Unfälle und Prozesse verhindert wurde, den Druck zu vollenden, so fielen die gedruckten

ten Bogen einem Frankfurter Buchhändler Hüttner in die Hände, der, ohne Gryphen darum zu fragen, noch einige Sonnete von einer andern Feder hinzu that, und den Titel vorsetzte: Trauerspiele, Oden, und Sonnette. Diese unächte Ausgabe erschien 1650. Diese zu verdrängen, besorgte Gryph nun selbst zu Breslau 1663 eine ächte und vollständige unter dem Titel: Freuden- und Trauerspiele, auch Oden, und Sonnette, der Breslauer Verleger heißt Treſcher, und der Leipziger Drucker Hahn. In eben dem Jahre ließ Treſcher bey einem Jenaer Buchdrucker von ihm abdrucken: *Epigrammata*, oder Beischriften. Endlich sammelte man alles nach seinem Tode 1698 zu Breslau unter dem Titel: Vermehrte teutsche Gedichte.

Man findet in seinen Werken folgendes: 1) Leo Armenius, oder, Fürstenmord, sein bestes Trauerspiel, verfertigt 1646, umgearbeitet 1651, und aus der byzantinischen Geschichte entlehnt. Kaiser Leo wird von dem General Balbus, dem er das Leben gefristet, ermordet. In der Vorrede sagt Gryph: „Diejenigen, welche in die Ketzerey gerathen, als könnte kein Trauerspiel sonder Liebe und Buhlerey vollkommen seyn, wer-

„den erinnert, daß wir dieſe den Alten unbe„kannte Meinung noch nicht zu glauben geſon„nen ſind.“ Ein Geſpenſt, und ein hölliſcher Geiſt erſcheinen in dieſem Stücke. Die Acte heiſſen Abhandlungen, die Szenen Eingänge, und die Chöre, die hier, wie in Gryph's übrigen Trauerſpielen angebracht ſind, Reihen. Uebrigens bemerkt Gryph, die Eintheilung in Szenen ſey den Alten unbekannt geweſen, und er habe ſie nur dem Leſer zu Gefallen beibehalten. 2) Katharina von Georgien, oder, bewährte Beſtändigkeit, ein Trauerſpiel, das er lang im Pulte gehabt hatte. Denn er ſagt 1657, daß es ſchon oft von ihm ſey begehrt worden. Katharina, Königinn von Georgien in Armenien, wird von den Perſern gefangen, der König der Perſer verliebt ſich in ſie, aber als Chriſtinn widerſetzt ſie ſich der Liebe eines Ungläubigen, und kömmt dadurch auf den Scheiterhaufen, doch wird ihr Tod nicht auf der Bühne vollzogen. Dieſes Stück hat viele, und ſchnelle Veränderungen des Schauplatzes. Die Ewigkeit, und die Eitelkeit ſpielen als Perſonen mit, und die Tugenden machen den Chor. 3) Die beſtändige Mutter, oder, die heilige Felicitas, ein Trauerſpiel, aus dem Latei-

niſchen des Nic. Cauſinus (des gelehrten Franzoſen, der durch ſeine eloquentiam ſacram et profanam bekannt iſt) überſetzt. Felicitas, die im Jahr 175 geſtorben ſeyn ſoll, ſieht ſtandhaft ihre ſieben Söhne den Märtyrertod ſterben. 4) **Kardenio und Zelinde, oder, unglücklich Verliebte,** ein Trauerſpiel, nach ſeiner Rückkunft aus Holland verfertigt. Kardenio, in Olympien verliebt, nimmt ſich vor, Lyſandern, der durch Liſt die Verheirathung mit ihr erlangt hat, zu ermorden, Bononien zu verlaſſen, und ſich nach Toledo in ſein Vaterland zu begeben. Zelinde, vom Kardenio verlaſſen, und von ſeiner vorhabenden Abreiſe benachrichtigt, ſucht allerhand Mittel, ſogar Zaubereien, hervor, um ihn feſt zu halten. Beide aber werden durch ein fürchterliches Geſicht von ihrem Vorhaben abgeſchreckt, und bekehrt. Dem Dichter war dies in Italien als eine wahre Geſchichte erzählt worden. Einigen Freunden, denen er ſie auf ſeinen Reiſen erzählte, gefiel ſie ſo, daß ſie ſie von ihm niedergeſchrieben zu ſehen wünſchten. An deſſen Statt machte er ein Trauerſpiel daraus, doch ſo, daß er, wie er ſagt, der Geſchichte völlig treu blieb. Da die Perſonen in dieſem Trauerſpiel nur bürgerlichen

Standes ſind, ſo entſchuldigt er ſich deswegen in der Vorrede. Es erſcheinen hier wieder zwey Geiſter. Das Trauerſpiel beginnt kurz vor Abends, währt durch die ganze Nacht, und endet ſich mit dem Anfang des folgenden Tages. 5) Ermordete Majeſtät, oder, Karl Stuart von Großbritannien, ein Trauerſpiel, vollendet 1663. Das Stück hat eine Menge von Perſonen, unter den ſtummen auch Krieg, Ketzerey, Peſt, Tod, Hunger, Zwietracht, Furcht, Selbſtmord, und Rache. Der König wird auf der Bühne hingerichtet. 6) Piaſtus, ein Trauerſpiel, erſchien erſt nach ſeinen Tode 1665. 7) Der großmüthige Rechtsgelehrte, oder, ſterbender Aemilius Paulus Papinianus, ein Trauerſpiel, verfertigt 1659. 8) Die ſieben Brüder, oder, die Gibeoniter, ein Trauerſpiel, erſchien erſt nach dem Tode des Dichters 1665. 9) Majuma, ein Freudenſpiel, denn ſo nannte man damals die Komödie nach Jeſens Verteutſchung. Dies iſt das einzige Stück von Gryph, das wirklich auf die Bühne kam. Denn er ſagt uns, es ſey im May 1653 vorgeſtellt worden, zu Ehren Ferdinand IV. der damals römiſcher König ward. Es iſt eigentlich ein Singſpiel,

ſpiel, oder, wie Gryph ſich ausdrückt, es ward Geſangsweiſe vorgeſtellt. Wirklich fiengen Singſpiele an, damals Mode zu werden. Unter Majuma iſt das bekannte römiſche Blumenfeſt zu verſtehn. Die Haupthandlung des Stücks beſteht darinne, daß Mars auf Verlangen der Chloris entwafnet wird. 10) Das verliebte Geſpenſt, ein Geſangſpiel. 11) Die verliebte Donroſe, ein Scherzſpiel mit Geſängen, worinnen Bauern auftreten. 12) Die Säugamme, oder, untreues Hausgeſinde, ein Luſtſpiel, das Gryph in ſeiner Jugend aus dem Italieniſchen des Hieronymus Razzi überſetzte. 13) Der ſchwärmende Schäfer, ein ſatiriſches Luſtſpiel in Verſen aus des jüngern Korneille Berges extravagant auf Verlangen einer fürſtlichen Perſon überſetzt. Da Gryph ſagt, ſeine Ueberſetzung wäre ſchon einmal zu Brieg, aber nicht vollſtändig gedruckt geweſen, ſo iſt dieſe erſte Ausgabe wohl bald nach Erſcheinung des Originals gemacht worden, das 1653 herauskam. Gryph verſichert, daß er ungern überſetze, indem ihm dergleichen Ueberſetzungen nicht minder Zeit und Mühe koſteten, als wenn er etwas eignes aufſetzte. Die Satire dieſes Stücks betrift übrigens

diejenigen, welchen die Ideen von einer Schäferwelt den Kopf verrückt haben. 14) Horribilicribrifax, ein Scherzspiel in der Manier des Plautus. Es hat seinen Namen von der Hauptperson, einem großsprecherischen Pedanten, dessen Karakter freilich hier bis zum Possenhaften übertrieben worden. Neben ihm figuriren ein alter verdorbner Dorfschulmeister, ein Jude, eine alte Kupplerinn, und ein hochmüthiges, und doch dabey armes Fräulein. 15) *Absurda comica*, oder, Herr Peter Squenz, ein Schimpf- (oder Scherz-) Spiel, eigentlich nur eine Umarbeitung eines ursprünglich von dem Nürnberger Mathematicker Daniel Schwenter, der 1628 starb, verfertigten Possenspiels. Die Erfindung ist aus Shakespear's Johannisnachtstraum, oder vielmehr aus einer aus dem Französischen übersetzten Novelle von Pyramus und Thisbe. Peter Squenz ist ein Schulmeister, seine Mitspieler sind ein Schmied, ein Blasebalgmacher, ein Tischler, ein Leinweber, und ein Spulenmacher. Der lustige Rath des Königs heißt Pickelhäring. 16) Kirchhofsgedanken, oder Todesbetrachtungen, aufgesetzt 1656, sie bestehen aus einem Liede von funfzig Strophen,

phen, dem zwey Oden aus dem lateiniſchen des Balde beigefügt ſind. 17) Begräbnißgedichte. 18) Hochzeitgedichte, worunter auch ein Hirtengeſpräch, wo jeder Hirte nur einen Vers ſagt, überhaupt ſind viele Spielereien darunter. 19) Vermiſchte Gedichte, Das Merkwürdigſte darunter ſind zwey Strafgedichte, oder poetiſche Satiren, die viele gute Züge haben, und die es wohl verdienten in irgend, einer Blumenleſe wieder ins Publikum gebracht zu werden. Mannigfaltigkeit der Wendungen, und Energie der Sprache erregen den Wunſch, daß Gryph dieſe Gattung noch mehr möchte bearbeitet haben. Als eine dritte Satire kann man den Heldenbrief betrachten, den der Dichter einen großſprecheriſchen Hauptmann an ſeine Geliebte ſchreiben läßt. 20) Oden, drey Bücher, gröſtentheils geiſtlichen Innhalts. Viele haben Satz, Gegenſatz, und Zuſatz gleich den pindariſchen. Das erſte Buch ward 1643, das zweite 1646, das dritte 1655 geſammelt. 21) Thränen über die Leiden Chriſti, oder, der Oden viertes Buch, herausgegeben 1652. Die einzeln Szenen der Paßionsgeſchichte werden durchgegangen, und, ſo viel möglich, mit den Worten der

Bibel

Bibel selbst erzählt. Dabey wählte der Verfaſ-ſer immer bekannte Melodien. 22) Ueberſetzte Lobgeſänge, oder Kirchenlieder 1660. 23) Geiſt-liche Lieder, die viele gute Stellen enthalten. 24) Sonnette, fünf Bücher, das erſte Buch ward 1643, das zweite 1646, das dritte und vierte 1649 geſammelt. Ein Paar Hochzeitgedichte ausgenommen, enthalten die zwei erſten Bücher lauter ernſthafte Gedichte, das dritte Buch iſt vermiſchten Innhalts, das vierte iſt auf die Sonntage im Jahre, und das fünfte auf die Feſttage gemacht. Am Ende ſteht ein Sonnett, woraus man ſieht, daß er ſeine Sonnette ſelbſt nur als eine Jugendarbeit betrachtete, und ei-gentlich aus ſeinen Trauerſpielen beurtheilt ſeyn wollte. Man wird daraus zugleich die Urſache ſehen, warum ſie mehr ernſte, als frölige Ge-genſtände betreffen:

In meiner erſten Blüth', ach unter grimmen Schmerzen,
Beſtürzt durchs ſcharfe Schwerd, und ungeheu-ren Brand,
Durch liebſter Freunde Tod und Elend, als das Land,
In dem ich aufzieng, fiel, als teller Feinde Scherzen,

Als Läſterzungen Spott mir raſend drang zu Herzen,
Schrieb ich das, was du ſiehſt, mit noch zu zarter Hand,
Zwar Kindern als ein Kind, doch reiner Andacht Pfand.
Tritt, Leſer, nicht zu hart auf Blumen erſtes Märzen!
Hier donnert, ich bekenn, mein rauher Aboe nicht,
Nicht Leo, der die Seel' auf dem Altar ausbricht,
Der Märt'rer Heldenmuth iſt anders wo zu leſen.
Ihr, die ihr nichts mit Luſt, als fremde Fehler, zählt,
Bemüht euch ferner nicht! Ich ſag es, was mir fehlt,
Daß meine Kindheit nicht gelehrt, doch fromm geweſen.

25) *Epigrammata*, oder Beiſchriften, drey Bücher, wovon jedes hundert Epigramme enthält, und das erſte faſt ganz geiſtlichen Inhalts iſt.
26) Der Weicherſtein, eine Zugabe der Epigrammen, man findet hier ein Gedicht von Gryph.

Gryph, und zwei von zweien seiner Freunde, zum Andenken eines Steines auf einer Wiese, worauf sie zusammen gespielt hatten.

Das Vornehmste und Wichtigste unter seinen poetischen Werken sind unstreitig seine Schauspiele, deren er unter den schlesischen Dichtern vor Lohensteinen die meisten geschrieben hat, und durch die er der Urvater unsrer dramatischen Dichter geworden ist. Nachdem die Fastnachtsspiele und die Stücke der Meistersänger aus der Mode gekommen waren, bestand, ausser Opitzens Versuchen, alles, was bey uns im edlern und regelmäßigen Schauspiel war geleistet worden in Johann Klaj geistlichen Trauerspielen (zu deren einem Harsdörfer eine Vorrede machte, worinnen er sagte, hiermit habe das Trauerspiel in unsrer Sprache einen Anfang erlangt) und in der Dido eines Ungenannten. Gryph muste sich also die Bahn hierinnen so gut als selbst brechen. Wenn man bey der Sprache seiner Trauerspiele vergißt, daß es Dialog seyn soll, so findet man darinnen einige starke Stellen, aber eben so viel schwülstige, schwache, und niedrige. Wir lachen freilich jetzt über solche Ausdrücke, wie der Seufzer Wind, und das Leben in die

Kap-

Kappuſe geben. Doch eine Probe von Gryphens tragiſcher Sprache mag folgende Rede des Kaiſer Michael bey ſeinem Scheiterhaufen ſeyn:

Ihr Geiſter, die die Nach' ihr hat zum Dienſt erkieſt,
Wofern durch letzten Wunſch was zu erhalten iſt,
Wo einer, der jetzt ſtirbt, ſo fern euch kann bewegen,
Wofern ihr mächtig, Angſt und Schrecken zu erregen,
So tag' ich euch hervor aus eurer Marterhöhl',
Wo nichts, dann Brand! Und, ach, gönnt der betrübten Seel',
Was nicht zu weigern iſt. Es muſte meine Schmerzen
Betrauren, der ſie ſchaft, und mit erſchreckten Herzen
Den ſuchen, den er brennt! Es muſte meine Glut
Entzünden ſeine Burg. (Es muß) aus meinem Blut,
Aus dieſer Glieder Aſch', aus den verbrannten Beinen

Ein

Ein Rächer auferstehn, und eine Seel' erscheinen,
Die voll von meinem Muth, bewehrt mit meiner Hand,
Gestärkt mit meiner Kraft, in den noch lichten Brand,
Der mich verzehren muß, mit steifen Backen blase,
Die mit der Flamme tob', und mit den Funken rase,
Nicht anders, als dafern die schwefelichte Macht
Durch Wölk, und Schlösser bricht, der schweren Donner Kraft,
Die mir mit Fürstenblut so eine Grabschrift setze,
Die auch die Ewigkeit instünftge nicht verletze!

Die Versifikation Gryph's ist oft rauh und unharmonisch. In den Planen sieht man nichts, als den guten Willen, Situationen anzulegen, übrigens ist der Zusammenhang der Szenen schlecht, und das Interesse schwach. Man wundert sich daher heutzutage, wie Joh. Elias Schlegel (S. Werke Th. III.) auf die Gedanken kommen können, eine Vergleichung Shakespears und Gryph's zu schreiben, und jenes Cäsar gegen dieses Leo zu halten. Aber man muß bedenken

denken, daß dies zu einer Zeit geschah, wo Gottsched unsre poetischen Alterthümer nicht anders zu loben verstand, als wenn er damit den Ausländern Hohn sprach. Damals, sagt Schlegel's Bruder, würden die meisten Liebhaber der teutschen Poesie Gryphen nicht sonderlich geehrt gefunden haben, wenn man ihn nicht über einen so unregelmäßigen und seltsamen Schriftsteller erhöht hätte, als ihnen Shakespear von Gottscheden abgemahlt ward. Der prosaische Dialog in Gryph's Komödien, die eine rohe Anlage zum Niedrigkomischen verrathen, ist sehr ungeschmeidig, und dem Witze fehlt die nöthige Politur. In seinen lyrischen Gedichten sind einige Opitzische Stellen, und unter seinen Epigrammen findet man einige gute Einfälle, die auch in der Sammlung der besten Sinngedichte der teutschen Poeten, Riga. 1766, ausgehoben worden sind.

X.

Joachim Rachel.

Joachim Rachel ward im Jahre 1618 zu Lund in Dithmarſen gebohren. Er ſtudierte zu Roſtock, wo er Laurenberg's Schüler war, und durch ihn vermuthlich zur Dichtkunſt ermuntert wurde. Nachdem er auf verſchiedenen Schulen in Niederſachſen, z. E. zu Norden in Oſtfriesland, zu Schleswig Rektor geweſen war, ſtarb er als Paſtor zu Weſſelberg in Dithmarſen 1669 im ein und funfzigſten Jahre ſeines Alters. Seine gelehrten Kenntniſſe beweiſen ſeine lateiniſchen Gedichte, nämlich: Panegyris Menippea ad rationes Apophoretorum Martialis inſtituta, Centuria epigrammatum, Epigrammata, euangelica. Auch hat er aus dem Lateiniſchen des Georius einen chriſtlichen Glaubensunterricht, oder ein Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn überſetzt.

Bey Gelegenheit einiger Hochzeiten verfertigte er drey ſatiriſche Gedichte, und, als er

ſah,

ſah', daß dieſe Beifall fanden, widmete er ſich dieſer Gattung ganz. Im Jahr 1664 gab er zuerſt folgende Sammlung davon heraus: *Joach. Rachelii, Londinenſis*, teutſche ſatiriſche Gedichte, Frankfurt, bey Vogel, klein Octav. Dieſe Sammlung enthält nur ſechs Satiren. Sie iſt dem königlich däniſchen Kriegsrath und Generalauditeur Paul Tſcherning gewidmet, den Rachel nicht nur als ſeinen Mäzen, ſondern auch ſelbſt als einen guten Dichter rühmt. Worinnen die Gedichte deſſelben beſtanden, und ob er ein Sohn, oder ſonſt ein Verwandter des bekannten Dichters Tſcherning geweſen, kann ich nicht beſtimmen. Rachel ſetzte kurz vor ſeinem Tode noch vier Satiren hinzu, und gab ſie unter folgendem Titel heraus: *Rachelii* neue verbeſſerte teutſche ſatiriſche Gedichte 1668. Wie gern' ſie geleſen wurden, beweiſen die wiederhohlten Auflagen derſelben, die nach ſeinem Tode herauskamen, und wovon mir folgende bekannt ſind: Frankfurt 1677, 1686, Bremen 1700 (hier wurden das erſtemal Laurenberg's vier plattteutſche Gedichte angehängt, die man bey allen folgenden Ausgaben findet) Hamburg 1742, Frenburg (das iſt, Berlin) ohne Anzeige des Jahres (es

war 1743) von Wippel herausgegeben, der seine Ausgabe die fünfte nennt, womit er wohl auf die Zahl der Ausgaben nach des Dichters Tode zielen mag.

Die Gegenstände dieser zehn Satiren sind folgende: 1) Das poetische Frauenzimmer, oder böse Sieben. Es werden sieben böse Karaktere von Frauenzimmern gezeichnet, deren Ursprung aus der Art, wie sie Jupiter geschaffen, hergeleitet wird. Die erste sey aus Koth geschaffen worden, die andre sey von der Sau, die dritte vom Fuchs, die vierte vom Hunde, die fünfte aus dem Meere, die sechste von der Gans, die siebente vom Pfau entsprossen, und wegen dieser poetischen Ableitung ihrer Entstehung nennt der Verfasser das Frauenzimmer, von dem er redet, das poetische. Nach den bösen Sieben wird zum Gegenbild am Ende das Gemälde einer vollkommnen Hausfrau aufgestellt, und ihre Abstammung von der Biene abgeleitet. Der Dichter giebt denen, die freien wollen, den Rath, behutsam in ihrer Wahl zu seyn, weil der äußre Schein sehr betrüge, sey man aber einmal getäuscht, so solle man sein Leid niemanden klagen:

Schweig lieber, biſt du klug, und glaube feſt dabey,
Daß deine Gans ein Schwan, die Gau ein Bienlein ſey!

2) Der vortheilige Mangel. Gleich wie kein Unglück ſo groß ſey, das nicht auch etwas Gutes ſtifte, ſo ſey kein Fehler einer Perſon ſo groß, der nicht auch ſeine gute Seite habe. Dieſer Satz wird wieder mit lauter Beiſpielen erläutert, die vom weiblichen Geſchlechte entlehnt ſind. Iſt die Frau nicht ſchön, ſo läuft man auch nicht Gefahr, daß ſie entführt wird. Iſt ſie arm, ſo iſt ſie deſto demüthiger und beſcheidener. Iſt ſie nicht ängſtlich gewiſſenhaft, ſo wird ſie auch nicht zu ſtrenge gegen den Mann ſeyn. Sieht man ihr kleine Scherze nach, ſo wird ſie auch nicht die Eiferſucht mit Hörnern vergelten. Iſt ſie nicht gar zu reinlich, ſo iſt ſie doch keine Putznärrinn. So philoſophiſch ſollen ſich die Ehemänner tröſten:

Wie ſeelig iſt der Mann, der ſeinen Sinn kann lenken,
Wie es die Noth begehrt; kein Unfall kann ihn kränken!

Ueberhaupt ſollte man die beiderſeitigen Fehler gegen einander aufheben, ſo würde es lauter zufriedne Ehen geben:

O, wie du dir verzeihſt, verzeih auch deinem Weibe!

3) Die gewünſchte Hausmutter, ein Ideal einer vollkommnen Frau, deren Eigenſchaften einzeln durchgegangen werden, ſo daß die ganze Satire faſt nur ein Periode iſt. Der Eingang handelt von der Nothwendigkeit, im acht und zwanzigſten Jahre zu heirathen. Bey den Vollkommenheiten, die eine Frau beſitzen ſoll, ſind immer auch die Untugenden ſatiriſch geſchildert, von denen ſie frey ſeyn muß, und dann iſt der Schluß ganz Satire:

Glückſelig iſt der Menſch, dem ſolcher Schatz beſcheeret,
Und wo dir, o mein Freund, dies Muſter iſt gewähret,
Das eben auf ein Haar in allem hält den Stich,
So haſt du beſſer Glück, als Peter Filz, und — ich!

4) Die Kinderzucht, eine der beſten Satiren des Verfaſſers, aus der vierzehnten Satire des Juve-

Juvenal frey nachgeahmt, mit solcher Freiheit nachgeahmt, sagt Rachel, daß ich sie wohl zum Theil kann meine nennen. Daß bey der Kinderzucht alles auf das Beispiel ankomme, womit man ihnen vorgehe, ist der Hauptsatz des Gedichts. Besonders wird es gerügt, daß man den Keim des Geitzes in die jugendlichen Herzen lege. 5) Vom Gebet, eine Nachahmung von der vierten Satire des Persius über den Misbrauch, der von dem Gebete gemacht wird, indem man der Gottheit zumuthet, unsre thörichte, oder gar strafbare Wünsche zu befriedigen. 6) Gut und Böse, hier ist die zehnte Satire des Juvenal zum Grund gelegt. Es werden die falschen Vorstellungen gerügt, die sich die Menschen von dem Guten und Bösen zu machen pflegen. Die einen suchen das Gute in Ueppigkeit, die andern in Geitz, andre in der Gunst der Fürsten, andre in eitler Wissenschaft:

Dafern du Rath begehrst, so bitte das allein,
Was er, der höchste Gott, vermeinet gut zu seyn.

7) Der Freund, oder über die Seltenheit eines ächten Freundes. Besonders eifert der Verfasser gegen die Freundschaft, die beim Trunk er-

richtet wird. So nimmt auch, wie er zeigt, die Freundschaft der Verliebten nicht das beste Ende. 8) Der Poet. Der Verfasser beweist, daß mehr zu einem Dichter gehöre, als diejenigen glauben, die diese Kunst verachten. Reimer gebe es genug, aber wahre Dichter seyen selten. Von Dichterinnen hält Rachel nicht viel:

Noch sag' ich, ein Poet muß seyn von solchen Gaben,
Die nicht ein jeder Mann, geschweig' ein Weib,
kann haben.

Gegen die Vermengung des Teutschen mit ausländischen Sprachen eifert er sehr, und macht sie durch Parodie lächerlich. 9) Jungfern-Anatomie, die einzeln Kleidungsstücke der damaligen Modetrachten, die Schminke, der Gebrauch des Spiegels, der Gang, die Blicke, die Reden, Raisonnements, die Prätensionen der Jungfern werden zergliedert. Da Feinheit des Verfassers Sache nicht ist, so hat hier die Satire die Delikatesse nicht, die man jetzt bey einem solchen Gegenstande erwartet, und der Unterschied der Moden macht auch, daß diese Satire bey einem jetzigen Leser sehr viel verlieren muß. 10) Jungfernlob, ein ironischer Wiederruf der vor-

vorhergehenden Satire, auch hier wird der Spaas oft zu grob. Als einen Anhang findet man zwey größere, und zwey kleinere Gedichte unter folgenden Aufschriften: Probe einer bösen Sieben, woran weder Schroot, noch Korn, das ist, weder Gemüthe, noch Geblüte gut; eine Frau ein nothwendig Uebel; Weiberzank; Weiberzorn.

Rachel ist unser Lucil, oder Regnier, der zuerst den Willen hatte, die Alten in der poetischen Satire nachzuahmen. Einzle Wendungen, und Einkleidungen, Dialogismus, und Lebhaftigkeit hatte er ihnen abgelernt. Da Juvenal insbesondre sein Muster war, so eiferte er mehr, als daß er lächelte, wollte mehr verwunden, als durch Witz necken. Von seiner Plumpheit muß man viel auf Rechnung der damaligen Sitten schreiben. Unverfeinerter Geschmack, und rauhe Sprache, viele niedrige, und prosaische Stellen schrecken heutige Leser zu sehr ab. Wer kann jetzt solche Ausdrücke ausstehn, wie folgende: Er strecket alle Vier hin auf die Luderbank; Anstatt des Kompliments läßt man wohl einen streichen, der nicht nach Biesam reucht; daß

dieſer Ruhm nur ſtinkt, als wie ein Schneiders braten u. ſ. w.

XI.

Daniel Kaſpar von Lohenſtein.

Daniel Kaſpar von Lohenſtein ward zu Nimptſch in Schleſien gebohren 1635. Er ſtudierte die Rechte zu Leipzig und zu Tübingen, und, da ſeine Eltern ſehr reich waren, konnte er große Reiſen durch Teutſchland, Holland, die Schweitz, und Ungern unternehmen, wobey ihm ſeine Kenntniß von mancherley ausländiſchen Sprachen ſehr zu ſtatten kam. Nach ſeiner Zurückkunft ward er Stadtſyndikus in Breslau, und hatte als ſolcher den Titel eines kaiſerlichen Rathes. Auſſer dieſem einträglichen Amte beſaß er noch drey Rittergüter Namens Kirlau, Keiſau, und Raſchkowitz. Er ſtarb an einem Schlagfluſſe 1683 im funfzigſten Jahre ſeines Alters.

Die

Die Trauerſpiele ſind unter ſeinen poetiſchen Schriften das erheblichſte. Zwey davon, Agrippine und Epicharis, ſchrieb er ſchon im funfzehnten Jahre, ob ſie gleich ſpäter gedruckt worden, noch auf der Schule. Ueberhaupt hat man von ihm folgende fünf Stücke: 1) Epicharis, im Grunde die Geſchichte von der Verſchwörung des Piſo gegen den Kaiſer Nero, und von Seneka's Tode. Epicharis, eine Freigelaſſene, und eine Haupttriebfeder der Verſchwörung bekennt auch auf der Folter auf niemand, ſondern erwürgt ſich mit einer Binde. 2) Agrippine, oder der Tod der berühmten Mutter des Kaiſers Nero. Der Dichter läßt Agrippinen ſogar auf dem Theater ihren Sohn zur Wolluſt reitzen, und da findet man ſolche empörende Reden der Mutter, wie folgende:

Mein Kind, mein ſüßes Licht, was hältſt du länger mir
Der halb geſchmeckten Luſt mehr reife Früchte für?
Die Liebe, die ſich noch läßt in den Augen wiegen,
Läßt ſich mit lauter Milch der Küſſe zwar vergnügen:
Wenn aber ſchon dies Kind bis zu der Seele wächſt,

So ſieht man, daß ſein Durſt nach ſtärkern Nektar lechzt.
Mein Schatz, es ſättigt nicht des Küſſens reizend Koſen.
Die Purpurlippen ſind die rechten Zuckerroſen,
Darunter ſtets die Zung, als eine Natter wacht,
Bis uns ihr zungelnd Stich hat Brand und Gift beibracht,
Den nur der glatte Schnee der Schoos weiß abzukühlen.
Warum denn lieſſeſt du mich deinen Liebreiz fühlen,
Wenn du dein Labſal mir ziehſt vor dem Munde weg?
Ach, ſo erquick' uns doch der Liebe letzter Zweck!
Die Anmuth ladet uns ſelbſt auf dies Purpurbette.

4) Ibrahim Sultan, ein Trauerſpiel von mehr als dreißig Perſonen. Es iſt aus der türkiſchen Geſchichte entlehnt, und enthält die Liebe des Sultan zur Tochter des Mufti, die ihm aber widerſtrebt, theils, weil ſie einen andern liebt, theils, weil er ein wollüſtiger Tyrann iſt, der ſchon ſeines Bruders Wittwe nothzüchtigen wollen. Auch der Tochter des Mufti wird von ihm Gewalt angethan, worauf ſie ſich erſticht. Dieſe That erregt

erregt einen Aufruhr, in welchem Ibrahim abgesetzt, und ins Gefängniß geworfen wird, wo er sich aus Verzweiflung den Kopf zerstößt. Dies Stück ward 1673 bey der Vermählung des Kaiser Leopold mit der Erzherzoginn Felicitas verfertigt. Daher tritt im Prolog der thrazische Bosporus auf, und weissagt den Türken den Untergang, und Oesterreich Heil. 4) Sophonisbe. Da dieses Trauerspiel ein so berühmtes Sujet betrift, das die tragischen Dichter aller Nationen bearbeitet haben, so will ich hier die richtige Beurtheilung einschalten, die man von dem Lohensteinischen Stücke in der Abhandlung über die mancherley Schauspiele, die den Titel Sophonisbe führen, findet, die Johann Heinrich Schlegel seiner Uebersetzung von Thomson's Sophonisbe beigefügt hat. — Anstatt einer livianischen Sophonisbe sieht man hier die wollüstigste, und die grausamste, die albernste, ja die niedrigste Person aus dem menschlichen Geschlechte, oder vielmehr ein solches Gemisch von Thorheiten und Lastern, dergleichen niemals in einem menschlichen Herzen gewesen seyn kann, und doch wird unaufhörlich mit ihrem felsenharten Herz geprahlt, das des Glückes Schläge kaum als ein

Ambos

Ambos fühlt. Im Anfange z. E. will Sophonisbe durchaus, daß man den Römern gutwillig die Thore öfnen soll. Ihre Ursache ist die Furcht, wie es sonst dem gefangnen Syphax gehen möchte: Soll'n wir durch Trotz das Beil selbst auf den Ehschatz wetzen? Sobald sie aber hört, daß Syphax nichts darnach fragt, seinen blutigen Kopf auf den Pfahl gedeihen zu lassen, so fällt sie auf einen andern Entschluß:

Weil Athem meine Brust, und Blut die Adern schwellet,
Woll'n wir den Degen führ'n, wenn Syphax zwölfmal fället!

Sie läßt sich das Schwerd und den Harnisch anlegen, sie will, daß man ihr das Haar abschneiden solle, um es in Bogensehnen zu verwandeln, und, um ihre Leute recht zu überzeugen,

Mit was für Liebesmilch sie ihre Länder säuge,

so gebietet sie, ihre Kinder herbeizubringen, deren sie eine gute Anzahl hat, weil sie bey dieser Gefahr eines davon mit eigner Hand dem Monde opfern will. Es geschehen alle Zubereitungs

lungen zum Opfer, als jählings Syphax hereintritt, der sich durch Bestechung aus der römischen Gefangenschaft losgemacht hat. Er verändert das Schlachtopfer, und auf seinen Befehl zergliedern sie auf der Bühne anstatt des Rindes einen gefangenen Römer. Alles dies nützt dem Syphax nichts. Cirta wird bald hernach durch Verrätherey überrumpelt, und, sobald Sophonisbe den Masiniſſa sieht, legt sie sich aufs Bitten. Unter andern sagt sie:

Wo ein gefangen Weib darf Sieger etwas bitten,
Ich Mohrinn auf dein Knie darf reine Thränen
schütten,

imgleichen:

Mich stinkt die Aloe des sauren Lebens an,
Das das Verhängniß selbst mir nicht verzuckern kann,
Weil ja kein Kürb'skern mag Granatenäpfel zeugen.

Diese Worte zielen darauf, daß sie gern von der Hand des Masiniſſa sterben will. Er aber, der mit den grimmigen Worten hereingetreten war:

Sucht, nebst Verminen, auf die stolze Königinn,
Die diesen Brand gebohr'n! Die schleppt in Ker-
ker hin!

wird

wird durch dieſe Rede ſo erweicht, daß er dar-
auf verſetzt:

Durchlauch'ſte Sophonisb', ich fühle deine
Schmerzen,
Das Gift fleußt dir im Mund, und wirkt in
meinem Herzen.
Jedoch ſie ſchöpfe Luft, und gebe ſich zur Ruh!
Oft wirft der Sturm in Port! Mein Licht,
ich ſag ihr zu,
Hier hat ſie Treu und Hand, ihr billiges Be-
gehren.

Den Syphax hingegen läßt er in einen fin-
ſtern Kerker werfen. Aber Sophonisbe ſchleicht
ſich zu ihrem Gemahl, hilft ihm heraus, und
legt ſich die Ketten an. Sobald Syphax weg iſt,
kommt Maſiniſſa in den Kerker, weil er vorhat,
ihn darinn mit eigner Hand zu tödten. Als er
an ſeiner Statt Sophonisben ſieht, gewinnt er
ſie deſto lieber, weil ſie dem, auf den ſie ſo er-
bittert war, durchgeholfen hat, und ſie werden
bald gute Freunde. Sophonisbe, nachdem ſie
ſich ein wenig ſpröde geſtellt, und gegen den
Vorſchlag des Maſiniſſa zur Vermählung einge-
wendet:

Ich ſorge, daß mir dies den Sterbekittel webt, bittet ihn hernach ſelbſt:

Laß Labſal ſaugen mich aus deinen Mundkorallen!

Sie gehen mit einander heraus, und nun folgen Zubereitungen zur Hochzeit unter einer Menge heidniſcher Ceremonien und Gebeter. Aber zum Unglück kömmt Lälius dazu, der ſich erſchrecklich mit dem Maſiniſſa zankt:

Lälius: Reißt Sophonisben ſtracks ihm von der Seiten hin!

Maſ. Der erſte, der ſie rührt, ſoll Tod und Säbel küſſen!

Läl. Vollſtrecket den Befehl an ihr, trotz Maſiniſſen!

Unverſehens erſcheint auch Syphax wieder, den man anfangs für einen gemeinen Numidier gehalten, und auf ſeiner Flucht aufgefangen hatte. Sophonisbe iſt eben im Begrif, ihn zu ſchlachten, welches ſie ſich vom Lälius als eine beſondre Gnade ausbittet, der durchaus ein Schlachtopfer haben will, um ſich wegen der vorhin geopferten Römer zu rächen, als ſie den Syphax erkennt. Dieſer hat aber ſo wenig Luſt, ſich ſchlachten zu laſſen, daß er vielmehr mit aller Ge-

walt Sophonisben ſelbſt das Meſſer in Leib ſtoſſen will. Der Grund dieſer Wut wird ſo angegeben:

Es iſt beſſer,

Daß dieſes Meſſer ihr der Adern Brunn durchgräbt,
Als geiler Wolluſt Koth auf Li'yp und Brüſten klebt!

Sie aber ſucht ihre Sache auf folgende Art gut zu machen:

Was bringt dir's für Vergnügen,
Wenn dieſe, die du liebſt, und nicht kannſt wieder kriegen,
Nebſt dir durch Sturm verdirbt, und nicht entſchwimmen darf,
Da ihr das Glücke gleich ein Stückchen Bret zuwarf.

In ſolchen ſeltſamen Abwechſelungen geht' die Tragödie bis ans Ende fort. Einige Zeilen ſind zuweilen Lohenſteinen geglückt, z. E.:

Willkommen, ſüßer Trank, ich nehm ihn freudig an,
Weil Maſiniſſa mir nichts beſſers ſchenken kann!
Erwünſchter Freiheitsſaft! Verlangte Morgengabe!

5) Kleopatra, die Art, wie Anton und Kleopatra mit einander ſprechen, iſt ungefehr folgende:

Kl. Mein Fürſt, mein Haupt, mein Herz!
Ant. Mein Schatz, mein ſüßes Licht!

Wie

Wie daß das Thränensalz ihr aus den Augen bricht!

Daß sich ihr Herzo muß mit hohlen Seufzern kühlen?
Wie, daß die Brüste so mit kurzem Athem spielen?
Was wird durch diese Wolk, uns für ein Blitz gebracht?

Wenn Kleoparrens und Octaviens Reitze verglichen werden, so geschieht es mit folgenden, damals Mode werdenden, Bildern:

Ant. Rubin deckt ihren Mund. Proc. Octaviens Korallen.

Ant. Die Glieder sind aus Schnee. Proc. Dort gar aus Helfenbein.

Ant. Die Brüst' aus Alabast. Proc. Und dort aus Marmelstein.

Ant. Ihr Sternen des Gesichts! Proc. Dort sind die Augen Sonnen!

Ant. Hier hat die Hold den Sitz. Proc. Und dort den Thron gewonnen.

Dem Anton erscheinen Geister von Königen, die er ermordet hat. Kleopatra trägt dem August ihre Liebe auf eine ziemlich plumpe Art an, indem sie, sagt:

Weil so viel Thränensalz ist durch dies Quell geronnen.

Sehn jetzt was wäßricht aus der Augen schwarze Sonnen,
Doch sind noch unversehrt die Brunnen ihres Lichts.
Die Angst hat uns versengt die Rosen des Gesichts.
Der Seufzer dürrer Wind hat unsre Mundkorallen
Entfärbt, und blaß gemacht. Die Brüste sind verfallen,
Weil das ohnmächtge Herz die Bälge nicht bewegt,
Nicht ihre Milch beseelt, nicht an ihr Marmel schlägt.
Doch läßt uns nur August ein Anmuthszeichen fühlen,
Schau, mit was Blitzen nicht der Augen Nacht wird spielen!
Schau, wie die Lippen sich bepurpern mit Rubin!
Schau, wie das Schneckenblut die Wangen an sich ziehn,
Wie alle Glieder sich in Perlenschnee verstellen!
Schau, wie die Brüste sich von schnellem Othem schwellen!

Lohenstein sammelte seine Trauerspiele und andre Gedichte (Begräbniß- und andre Gelegenheitsgedichte, Oden, Sonnette u. s. w.) unter dem Titel: Trauer- und Lustgedichte, die Breslau 1680 herauskamen, und 1689, und öfter wie-

wieder aufgelegt wurden. Unter Luſtgedichten ſind Liebesgedichte gemeint, in denen oft eine ſüßliche Galanterie, und fade Tändeley herrſcht. Ein langes, überlanges Lobgedicht auf die Venus verfertigte er in der Jugend. Die Sprache in dieſen Gedichten iſt, wie in folgender Stelle!

O Venus, leihe mir den Zierrath deiner Waare!
Vergiß ja keine Schminke, umzirke doch die Haare
Der ſchönſten Tharactinn! Nimm Diamantenſtein,
Und, was noch köſtlicher, als alles dies kann ſeyn,
Das leg ihr um das Haupt! Vergiß auch nicht der Ohren!
Laß deinen kleinen Sohn bald laufen zu den Mohren,
Und bringen Perlen her, die jener gänzlich gleich,
So die Kleopatra, da ſie ihr ſchönes Reich
Zu zeigen emſig war, in einer Nacht verſchwendet;
Damit das ſchöne Haupt, dem wir ſo hoch verpfändet,
Noch ſchöner möge ſeyn! Und, deſſen Wundermacht
Zu zeigen, wie ein Stern, der bey gewölbter Nacht
Den weiten Himmel ziert, komm, Flora, binde Kränze!
Ihr Nymphen, ſäumt euch nicht, und heget eure Tänze

Um eure Königinn! Bekennet auch dabey,
Das ihr berühmter Leib der Schatz der Schönheit sey!
Ach, könnt' ich Paris seyn, sollt' ich ein Urtheil fällen,
Wem doch mit Würden sey der Apfel zuzustellen,
Den Venus überkam, ich nähme deine Hand,
Ich gäb ihr einen Kuß, und dieses Schönheitspfand!

Lohenstein's Leben, und einige posthume Gedichte von ihm findet man in folgender Sammlung: Dan. Casp. v. Lohenstein Ibrahim Sultan, Agrippine, und Epicharis, und andre poetische Gedichte, so noch mit Bewilligung des seeligen *Autoris* gedruckt worden, nebst dessen Lebenslauf und *Epicediis*, Breslau, 1707.

Man hat auch verschiedne prosaische Schriften von ihm z. E. eine Rede auf des Hofmannswaldau's Absterben, worinnen die Sonne Gottes Allmosenmeister heißt, der staatskluge Ferdinand eine Uebersetzung aus dem schwülstigen Spanier Gracian, der unter Lohenstein's Lieblingsschriftsteller gehörte u. s. w. In den letzten Tagen seines Lebens schrieb er, um sich die Gichtschmer-

ſchmerzen, mit denen er oft geplagt war, zu lindern, einen Heldenroman in Proſa, den erſt nach ſeinem Tode Neukirch, Leipzig 1689, 1690 in zweien Quartbänden herausgab, eine Geſchichte des Arminius und der Thusnelda. Die Teutſchen waren damals im Geſchmack der Heldenromane, wie die Aramena, und Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig, der Herkuliskus von Buchholz, und andre Werke beweiſen. Hier gieng die Proſa eben ſo auf Stelzen, wie die Poeſie in den damaligen Trauerſpielen, und die Karaktere waren eben ſo gigantiſch. Um Wahrheit war es Lohenſteinen nicht zu thun, ſondern, wie ſich Bodmer ausdrückt, Hermann, Inguiomar, Marbod, und alle Helden Teutſchlands reden in ſeinem Buche eben ſo gelehrt, als wenn ſie bey Lohenſteinen in die Schule gegangen wären. Lohenſtein miſchte in ſeinem Roman, gleich ſeinen Vorgängern, auch öfters kleine Gedichte ein. Obgleich übrigens Arminius die Fehler aller ſeiner übrigen Schriften hat, obgleich der Tod ihn verhinderte, die letzte Hand daran zu legen, ſo ſind doch einige kraftvolle Stellen darinnen, wo nämlich der Verfaſſer wirklich groſſe Gedanken in gedrängter

gesagt hat. Daher legt ihm Moses Mendelssohn in den Litteraturbriefen B. XXI. S. 140 mit Recht kernhafte Ausdrücke, und eine Beredsamkeit bey, die an das Erhabene gränzt. Männling gab einen Auszug aus dem Arminius unter dem Titel: Arminius enucleatus, Stuttgardt, 1708 heraus.

Lohenstein war überhaupt ein guter Kopf, dem es nicht so sehr an Genie, als an Geschmack, fehlte. Weil er sich aber von der Natur entfernte, und hierinnen bald Nachahmer fand, die seine Uebertreibungen noch mehr übertrieben, so ward er, ohne es zu wollen, der Stifter einer Secte, die man (obgleich Hofmannswaldau noch eher auf diese Abwege verfiel) nach ihm Lohensteinianer nannte, und die unsre Dichtkunst wieder viele Stufen zurückwarfen, indem sie sie ganz vom guten Geschmack trennten. So muste unsre kaum etwas gebildete Poesie in eben dem Lande wieder verdorben werden, in welchem sie war verbessert worden. In allen Gedichten des Lohenstein kommt viel Bombast und Unsinn vor, ein falsches Pathos, und unnatürliche Bilder. Von diesen Fehlern läßt sich mehr als eine Ursache angeben. Bey der großen Kenntniß der

aus-

ausländischen Sprachen las Lohenstein viele italienische Dichter, besonders die aus der neuern verderbten Epoche, z. E. den Marino, und gewann ihre Fehler lieb. Unter den alten Schriftstellern las er den Seneka am liebsten. Er las die bessern alten Schriftsteller, nicht, um sich nach ihnen zu bilden, sondern, um auf sie anzuspielen, und in den Erklärungen dieser Anspielungen seine Gelehrsamkeit zu zeigen. Neuerungssucht, oder Begierde, seine Vorgänger zu verdunkeln, führte ihn irre, auch einiges trug vielleicht das ungestüme Jugendfeuer bey, das er bey seinen ersten Versuchen nicht mäßigen konnte, und hernach, da er sah, daß seine neue Manier gefiel, nicht mäßigen wollte. In den Trauerspielen fällt seine unnatürliche Sprache doppelt auf, zumal, da das erhaben seyn sollende oft mit den niedrigsten Ausdrücken abwechselt. Solche Verse, wie folgende, sind bey ihm nicht selten:

Wir schweben, Sosias, recht zwischen Thür und Angel.

Seine Bilder sind seltsam gruppirt, z. E.

Ein abgemergelt Schif,
Auf welches Wind und Meer die Donnerkeile schliff,

oder poßerlich ausgedehnt, z. E.:

Schaut, auf was Gründe nun die Liebesanker stehn,
Die durch Verläumdungs-Wind schon auf den
Triebsand kamen.

Nicht zu rühren, ist sein Bestreben, sondern seine Personen spruchreich reden zu lassen, und, wenn sie auch zuweilen noch so scharfsinnige Gedanken haben, so passen sie doch nicht zu ihrer Lage, Empfindung, oder Karakter. „Es reden „bey ihm," sagt Bodmer in der Abhandlung von den Gleichnissen mit Recht, „nicht Anton und „Kleopatra u. s. w. sondern immer nur Lohen„stein. Wie könnte man auch wohl glauben, „daß ein vernünftiger Mensch so spräche, wie „hier, wo der Dichter bald in Gleichnissen mit „sich selbst zankt, bald um eine Schöne von sei„ner eignen Schöpfung in Schwulst und Wahn„witz buhlt, bald die Wunder der Natur mit „doktormäßigen Ernst erklärt, ausser sich geräth, „über die Wolken fliegt, und im Augenblick wie„der eben so tief fällt!" Seine meisten Trauerspiele haben Geschichten zum Grund, die die besten Köpfe des Alterthums bearbeitet haben, aber

aber er benutzte sie nicht, um die Karaktere nach der Wahrheit zu schildern, sondern, um antiquarische Gebräuche anzubringen. Auch er hat Chöre, oder Reyhen, meistens allegorischen Innhalts, die zwischen den Acten ein Intermezzo machen.

XII.

Friedrich Rudolph Ludwig Freiherr von Canitz.

Friedrich Rudolph Ludwig Freiherr von Canitz stammte aus einem alten Geschlechte, wovon ein Zweig schon im Jahr 1415 in Preußen blühte. Sein Vater Ludwig von Canitz, Erbherr auf Mehdenecken, und Domelkan, war brandenburgischer Hof- und Kammergerichtsrath, auch Landrath, und Hayptmann zu Bolge, einem Amt und Schloß in Preußen. Seine Mutter Anna Elisaberh war eine Tochter des Konrad von Burgsdorf, Oberkammerherrn, geheimen Raths, Obristen, und Kommendanten aller märkischen

schen Festungen, der in den damaligen Zeiten zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht wurde. Unser Canitz ward den 27 November 1654 zu Berlin gebohren, der erste und einzige Sohn seines Vaters. Denn dieser war einige Monate vorher in seinen besten Jahren an einem hitzigen Fieber gestorben. Canitz wuchs also vaterlos auf, aber auch seine Mutter ward ihm bald entzogen, zwar nicht durch den Tod, aber doch dadurch, daß sie sich von neuem vermählte. Nun nahm ihn seine Großmutter, die Oberkammerherrinn von Burgsdorf, zu sich ins Haus, und sorgte nebst den Vormündern für seine Erziehung. Man hielt ihm die nöthigen Lehrer, unter denen sich seine Fähigkeiten frühzeitig entwickelten, so daß er schon im siebzehnten Jahre im Stande war, auf Universitäten zu gehn. Seine Wißbegierde betrieb dies selbst mehr, als es der Zärtlichkeit der Seinigen angenehm war, und so musten sie ihm im Jahr 1671 die Erlaubniß ertheilen, auf die hohe Schule nach Leiden zu gehen. Weil dieser Ort aber den Seinigen gar zu entfernt war, so beriefen sie ihn nach einem Jahre wieder zurück, und schickten ihn auf das näher gelegene Leipzig. Schon hier entwickelte sich seine

Liebe

Liebe zur Poesie, und eine gemeinschaftliche Neigung zu dieser schönen Kunst stiftete eine vertraute Freundschaft zwischen ihm, und einem gewissen Hofmeister eines Herrn von Bose, Namens Niklas Zapfe, der in der Folge Gothaischer Hofrath zu Altenburg ward. Canitz und Zapfe lasen sich wechselsweise ihre Gedichte und Uebersetzungen vor, und theilten sich einander ihre Kritiken mit. Uebrigens legte sich Canitz auch mit dem grösten Eifer auf die ernstern Wissenschaften, so daß er schon im Jahre 1674 im Stande war, unter dem Professor Jakob Thomasius eine Dissertation de cautelis principum circa colloquia et congressus mutuos mit Beifall zu vertheidigen. In diesem Jahre muste er sich von seinem vertrauten Zapfe trennen, der mit seinem Eleven eine Reise nach Wien antrat, und nicht eher zurückkam, als bis Canitz Leipzig verlassen muste. Denn im Jahre 1675 gieng er nach Berlin zurück. Jetzo lag ihm nichts mehr am Herzen, als eine Reise in fremde Länder zu unternehmen, wozu ihn die erlangte Wissenschaft mehrerer Sprachen, und andre erworbne Kenntnisse allerdings tüchtig machten. Seine Vormünder bewilligten es ihm sogleich, aber seine

Groß-

Großmutter konnte sich lange nicht dazu entschliessen, so daß die Reise nicht eher, als im October dieses Jahres zur Wirklichkeit kam. Zur Begleitung gab man ihm einen einsichtsvollen Mann, einen Sekretair Weiß mit, der schon verschiedne Reisen gethan hatte. Die Reise ward über Leipzig unternommen, in der Hofnung, den Zapfe da zu finden. Da dieser aber schon nach Jena gegangen war, folgte ihm Canitz dahin, doch zum Unglück war Zapfe verreist. Ueber Augsburg gieng es dann nach Venedig, und noch vor Ende des Jahres kam er in Rom an. Im Jahr 1676 besah er die Gegenden und Alterthümer von Neapel. Durch den Muthwillen seines Miethkutschers, der den Cicerone schlug, gerieth er in Gefahr, von dem Pöbel gesteinigt zu werden. Er hatte sich schon gerettet, als er aber sah, daß sein Hofmeister noch zurück war, kehrte er nochmals um, um sich desselben anzunehmen. Als er nach Rom zurückkam, lernte er einen gelehrten Teutschen kennen, der der italienischen Sprache sehr mächtig war, von diesem ließ er sich sowohl in der italienischen Sprache, als in der Statistick unterweisen. Er erlangte die Bekanntschaft des berühmten Jesuiten Kircher,

cher, der ihn von allen Merkwürdigkeiten unterrichtete, und ihm ſelbſt Anweiſung in der Tonſetzung gab, wie dann Canitz die Muſick überaus liebte. Nachdem er Rom verlaſſen, eilte er nach Florenz, den dortigen Hof kennen zu lernen, und, weil er mit guten Addreſſen verſehen war, erlangte er den Zutritt bey dem Groſsherzog ſelbſt. Ueber Padua, Mayland, und Turin, wo er immer die berühmteſten Gelehrten aufſuchte, gieng er im Junius nach Lion, Marſeille, Bourdeaux, und endlich nach Paris. Auſſerdem, daß er hier den Hof oft beſuchte, wendete er ſeine Zeit an, die franzöſiſche, ſpaniſche, und engliſche Sprache vollkommen zu erlernen, ſich in der Fortiſikation unterrichten zu laſſen, und ſich auf der Reitbahn zu üben. Im Jahr 1677 muſte er daſelbſt eine hartnäckige Krankheit ausſtehn. Weil ihm nun die Luft zu Paris nicht zuträglich zu ſeyn ſchien, gab er ſeinen Vorſatz, anderthalb Jahr in Paris zu bleiben, auf, und gieng nach England. Allein auch hier konnte er ſich nicht lange aufhalten, weil Familienangelegenheiten ihn nöthigten, nach Hauſe zu eilen. Denn ſeine Mutter hatte ſich von ihrem zweiten Gemahl ſcheiden laſſen, und ſich zum drittenmal vermählt. Er

gieng

gieng also über Holland nach Hause, und stiftete zu Haag, wo damals gerade ein Friedenskongreß war, viel wichtige Bekanntschaften. Insbesondre erlangte er hier die Freundschaft des brandenburgischen Gesandschaftsmarschalls von Brand, den er in seinen Gedichten öfters verewigt hat. Kaum war er nach Berlin zurückgekommen, so ward er wegen der vorzüglichen Kultur, die er auf Reisen erhalten hatte, zum Hofleben bestimmt, und zum Kammerjunker ernannt. Als solcher muste er noch in demselben Jahre dem Kurfürsten ins Lager vor Stettin folgen, das er aber Krankheit halber noch vor der Uebergabe der Stadt wieder verließ. Dem großmütterlichen Hause gegen über, worinnen Canitz sich aufhielt, wohnte ein Fräulein Dorothea von Arnimb bey ihrem Stiefvater dem Geheimderath Freiherrn von Canstein, eine der liebenswürdigsten Personen in Berlin, sowohl wegen ihrer körperlichen Reitze, als wegen ihres Karakters. Zu dieser gewann Canitz frühzeitig eine heftige Neigung. Doch, um ihre Denkungsart ganz kennen zu lernen, pflog er mehrere Jahre Umgang mit ihr, und vermählte sich erst mit ihr im Jahr 1681. In den Jahren 1678 und

1679

1679 muſte er abermals mit ins Feld gehn, allein eben dieſer Feldzüge wegen, die ihm unangenehm waren, verkaufte er noch 1679 ſeine Kammerjunkerſtelle. Dagegen trat ihm ſein geweſener Stiefvater, ein Freiherr von der Golze eine Amtshauptmannſchaft von zwey Aemtern in der Mark ab. Auſſerdem überließ ihm ſeine Großmutter auch eines ihrer einträglichſten Güter Blumberg, wo er immer den Sommer zuzubringen pflegte. Allein bald nach ſeiner Vermählung erhielt er Befehl, ſich öfter bey Hofe einzufinden, weil man ihn für tüchtig erkannte, ihn in Staatsangelegenheiten zu verſchicken. Zu dem Ende erhielt er das Prädikat eines Hof- und Legationsrathes. Nachdem er zu Anfange des Jahres 1682 einige Güter in der Niederlauſitz übernommen, die ihm ſeine Großmutter abermals abgetreten hatte, (ſo daß er nun bey 2500 Thaler Einkünfte hatte) muſte er ſich entſchlieſſen, die Stelle eines Kurfürſtlichen Geſandten bey dem Oberrheiniſchen Kreiſe zu übernehmen. Dieſer Poſten war damals von Wichtigkeit, weil zu Frankfurt am Mayn ein Kongreß mit den Franzoſen wegen der nach dem Nimweger Frieden von ihnen vorgenommenen Reunionen gehalten

ward. Canitz betrug sich hier so vorsichtig, und so zur Zufriedenheit seines Hofes, daß, als sich der Kongreß durch die Abreise der französischen Gesandten zerschlug, und er nach Berlin zurückkam, der Kurfürst ihm 1683 statt der bisherigen Amtshauptmannschaft eine viel einträglichere zur Belohnung gab. Weil man ihn nun so brauchbar fand, so muste er 1684 abermals nach Kölln gehn, um das Bündniß mit diesem Hofe zu unterhalten, und es zu verhindern, daß er sich nicht mit Frankreich einließe. Auch dieses Geschäft führte er rühmlich aus. Im Jahr 1685 ward er nach Niedersachsen verschickt, um die Irrungen zwischen dem Herzog von Zelle und der Stadt Hamburg beizulegen. Er that deswegen wiederhohlte Reisen, und arbeitete mit Eifer daran, die Unruhen in Hamburg zu stillen, und dem Herzog friedliche Gesinnungen beizubringen, aber umsonst. Daher muste er 1686 nach Wien gehn, und daselbst für Hamburgs Beste arbeiten, wo auch wirklich durch seine Vermittlung alles glücklich geendigt wurde. Von Wien aus muste er eine Exkursion nach Ungarn zu den brandenburgischen Hilfstruppen machen, die dort gegen die Türken fochten. Als nach seiner Rückkehr nach

Wien

Wien der dortige preußische Resident starb, muste er die Geschäfte desselben bis in den May 1687 fortführen, welches damals bey der genauen Verbindung zwischen dem kaiserlichen und brandenburgischen Hofe, und wegen der damaligen Angelegenheiten mit Frankreich keine leichte Sache war. Einige andre Gesandschaften nach Regensburg und Altona lehnte er ab. Nach dem 1688 erfolgten Tode des Kurfürst Friedrich Wilhelm ernannte ihn sein Nachfolger zum Geheimenrathe, und brauchte ihn wieder in wichtigen Angelegenheiten, wie er z. E. fünf Monate lang die Stelle eines brandenburgischen Gesandten zu Wien versehen muste. Noch interessanter war die Gesandschaft, die ihm 1689 übertragen wurde, wo er einen Vergleich zwischen dem dänischen Hofe und dem Herzog von Holstein vermitteln half. Jetzt hofte Canitz einmal wieder, wie er sich selbst ausdrückt, seinen Kohl auf seinen Gütern eine Zeitlang in Ruhe zu pflanzen, allein die Streitigkeiten über die Lauenburgische Succession, wo Brandenburg die anhältischen Ansprüche unterstützte, waren Ursache, daß er von neuem im Jahr 1689 nach Niedersachsen gehen muste. Da aber diese Rechtssache an den kai-

ſerlichen Hof gezogen wurde, ſo gieng Canitz im December wieder nach Berlin, wo er zum Johanniterritter geſchlagen wurde, womit die Anwartſchaft auf eine ſchöne Komthurey verbunden war. Das Jahr 1690 war das erſte, das er von Geſchäften frey, und vom Getümmel des Hofs entfernt auf ſeinem Landgut zubringen konnte. Er ſchätzte ſich deswegen vorzüglich glücklich. Denn ſo ſchrieb er an einen Freund: „Der Hof hat keine Reitze für mich, ich betrachte „die Bedienungen, die man da mit ſolchem Eifer ſucht, als Ketten, die uns hindern, unſre „Freiheit zu genieſſen, die doch alle Reichthümer „der Welt übertrift, und davon kleine Seelen den „wahren Werth nicht kennen.“ Bey aller dieſer Liebe zur Freiheit weigerte er ſich aber doch nicht, ſich bald hernach wieder zu auswärtigen Geſandſchaften brauchen zu laſſen, ſobald es Fürſt und Vaterland foderten. So ward er 1691 nach Zeitz, 1692 und 1693 nach Niederſachſen wegen entſtandner Mishelligkeiten unter den mecklenburgiſchen Häuſern geſchickt. Das Jahr 1695 war für Canitz eines der ſchrecklichſten. Fürs erſte brannte ihm ſein geliebtes Landgut Blumberg ab. Er erhielt die Nachricht davon, als er

mit

mit einer Gesellschaft von Freunden an der Tafel saß, und er verlor dabey nichts von seiner natürlichen Gelassenheit und Heiterkeit. Allein der zweite Unfall war härter; denn er verlor jetzt seine zärtlich geliebte Gattinn, deren Gesundheit durch Todesfälle der Ihrigen, und durch Gram über ihres Gemahls öftere Abwesenheit zu sehr war erschüttert worden. Von sieben Kindern, die sie mit ihm erzeugt hatte, lebte damals nur noch ein Sohn von neun Jahren, der von dem nachmals berühmten Gottesgelehrten Lange unterwiesen ward. Kaum war Canitz von seinem Schmerz etwas wieder zu sich selbst gekommen, so erhuben sich im Meklenburgischen Erbfolgstreitigkeiten, für die sich der Kurfürst von Brandenburg als Vormund des Herzogs von Meklenburg-Strelitz interessiren muste. Diese zu schlichten ward Canitz abgeschickt, ja er muste zu gleicher Zeit Streitigkeiten zwischen dem König von Dännemark, und dem Herzog von Holstein beizulegen suchen. Beide Angelegenheiten endigte er mit vielem Ruhme. Seine Gattinn hatte ihn selbst auf ihrem Todbette gebeten, sich wieder zu verheirathen, weil sein Sohn eine Mutter nöthig habe, und seine Haushaltung bey seinen vielen

Reiſen ſonſt nicht beſtehen könnte. Wirklich ward auch ſein Hausweſen bald nach ihrem Tode äuſſerſt zerrüttet. Dies bewog ihn, ſich den 29 December 1695 zum zweitenmal, und zwar mit der Perſon zu vermählen, die ihm ſeine ſterbende Gattinn vorgeſchlagen hatte, mit Dorotheen Marien, Freyinn von Schwerin, Tochter eines brandenburgiſchen geheimen Staatsrathes. Der Kurfürſt war ſelbſt bey der Trauung zugegen, und that ihm bey der Gelegenheit die Zuſage, ihn eheſtens zum wirklichen Geheimenrath zu ernennen. Dies gieng im Jahr 1697 in Erfüllung. Im Jahr 1698 erhub ihn der Kaiſer aus eigner Bewegung in den Reichsfreiherrlichen Stand. In eben dieſem Jahre ward er nach Haag geſchickt, wo der Mittelpunkt der Unterhandlungen wegen der ſpaniſchen Thronfolge war. Allein Kränklichkeit, und vornämlich ein gefährliches Bruſtgeſchwür nöthigten ihn, im Frühling des Jahres 1699 um ſeine Zurückberufung anzuhalten. Seit ſeinem dreiſſigſten Jahre hatten ihn Kolick, Stein, und Podagra ſchon oft heimgeſucht, doch mit ſo leidlichen Anfällen, daß ſie ſeine Geſchäfte nie ganz unterbrachen. Aber jezt raubten ihm Schwindel und Engbrüſtigkeit

ſigkeit täglich mehr die Kräfte. Doch ertrug er alle Leiden ſo gelaſſen, daß er ſo heiter blieb, als in geſunden Tagen, und ſelbſt ſeine Freunde zu tröſten ſuchte. Der Kurfürſt beſuchte ihn ſelbſt auf ſeinem Krankenlager, und verſprach ihm, für die Seinigen zu ſorgen. Als ihm die Aerzte endlich ankündigten, daß eine Bruſtwaſſerſucht da ſey, erſchrack er gar nicht, ſondern unterredete ſich ruhig und ſtandhaft mit ihnen von der Eitelkeit der Welt, und vom Tode. Am 11ten Auguſt bat er mit anbrechendem Tage ſeine Wärterinn, ihn anzuziehn, und ans Fenſter zu führen, damit er friſche Luft [illegible] könne. Als er das Fenſter öfnete, vergnügte er ſich an dem Anblick der aufgehenden Sonne. Ey, ſagte er, wenn das Anſchauen dieſes irrdiſchen Geſchöpfes ſo ſchön und erquickend iſt, wie vielmehr wird mich der Anblick der unausſprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers ſelbſt erquicken! Nach dieſen Worten überfiel ihn ein Steckfluß, und ſo endigte er ſein thätiges Leben ſchon im fünf und vierzigſten Jahre. Der Kurfürſt verwilligte ſeinem hinterlaßnen Sohne einen Gnadengehalt, indem Canitz, bey den häufigen Geſandſchaften viel von ſeinem Vermögen hatte zuſetzen müſſen.

Aber sein Sohn folgte ihm schon im September an den Pocken im Tode nach.

Canitz war von mittlerer Statur, aber wohlgewachsen, zuletzt etwas untersetzt, sein Gesicht voll, offen, wohlgebildet, und geistreich, sein Gang munter, sein Ansehn männlich. Bey einer freien Stirne hatte er einen sehr freundlichen Mund, der doch zuweilen die angebohrne Neigung zur Satire nicht ganz verbergen konnte. Seine Gestalt, sein Sprechen, sein Scherz, seine Gesellschaft war überaus angenehm, jedermann liebte seinen Umgang. Er war gegen jedermann gefällig, und hütete sich, jemanden auch in Kleinigkeiten zu misfallen. Sein guter Geschmack zeigte sich in seiner Wohnung, in seinen Gastmahlen, und in allem Aeusserlichen. Er besaß das glücklichste Gedächtniß, so, daß er, was er einmal gelesen, nach vielen Jahren noch wörtlich wiederhohlen konnte. Er besaß eine tiefe Einsicht in Staatsangelegenheiten, und eine große Fähigkeit, Unterhandlungen zu beendigen. Sein Herz war empfindlich gegen die Leiden seiner Mitmenschen, und dies bewog ihn zu der Wohlthätigkeit, die seinen Tod für eine Menge Arme schrecklich machte. Ein vornehmer Bedienter am Berliner

Hof

Hof hatte einige ihm anvertraute Kostbarkeiten in der Noth versetzt, in Hofnung, sie in kurzem wieder einlösen zu können. Als man sie ihm aber früher abfoderte, als er sie herbeischaffen konnte, lief er Gefahr, beschimpft, und seines Amts entsetzt zu werden. Als dies an Canitzens Tafel erzählt wurde, rief er ungeduldig aus: „Mein Gott, ich kenne ihn zwar nicht weiter, „als von Ansehn, aber hat er denn nicht zu mir „kommen, und mir im Vertrauen sein Anliegen „eröfnen können?“ Nicht wahr, sagte er drauf zu seiner (ersten) Gemahlinn, du hättest, falls wir nicht gleich baares Geld genug bey der Hand gehabt, deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Namen dieses unglücklichen Edelmanns zu retten? Von Herzen gern, antwortete sie, und, indem sie ihre Perlenschnur abband, hier sind sie, fuhr sie fort, wenn es noch Zeit ist, das Verderben abzuwenden. Aber die Hülfe kam zu spät. Als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß sein Gut Blumberg abgebrannt sey, war sein erstes Wort: Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen, und das that er auch. Seine Großmutter hatte im Testamente seiner Mutter ein Gut vermacht, das nach ihrem Tode

an ihn fallen sollte. Dennoch gab er seine Einwilligung zu dessen Verkauf, unterstützte sie bis an ihren Tod, ja erzeigte noch nachher seinem zweiten Stiefvater, einem Stiefvater, vor dem ihm seine Großmutter gewarnt hatte, von dem er selbst einst argwohnte, daß er ihm nach dem Leben getrachtet habe, wovon er jedoch seiner Großmutter nichts entdeckte, diesem, sage ich, erzeigte er Wohlthaten. Dem Hofmeister seines Sohnes gab er noch einmal so viel, als er ihm anfangs hatte versprechen lassen. Um die Haushaltung bekümmerte er sich wenig, und überließ hierinnen alles seinen Gemahlinnen.

Er selbst gab bey seinem Leben nichts von seinen Gedichten heraus. Seine jugendlichen Arbeiten durchzugehn hinderten ihn die wichtigen Geschäfte seines männlichen Alters, und hier war die Poesie nur ein Zeitvertreib seiner wenigen Nebenstunden. Er dichtete im Auf- und Niedergehn, oder am Kamin bey einer Pfeife Toback, und strich fast nie wieder aus, was er geschrieben hatte. Er beschwerte sich über seine Freunde, wenn sie etwas von seinen gelegentlichen Gedichten durch Abschriften ausbreiteten. Erst nach seinem Tode sammelte einiges von sei-

nen

nen poetiſchen Arbeiten der (nachmalige Doctor) Lange, der ſeinen Sohn unterrichtet hatte, und gab es mit Bewilligung des Freiherrn von Canſtein, des Schwagers von Canitz, zu Berlin 1700 unter dem Titel heraus: Nebenſtunden unterſchiedner Gedichte, 6½ Bogen 8°. Der Verfaſſer ward dabey nicht genannt, dennoch fand dieſe Sammlung viel Beifall. Schon 1702 ward daſelbſt die zweite Auflage davon gemacht, und ohne Langens Vorwiſſen ein Anhang einiger Gedichte von ganz andern Verfaſſern beigefügt. Im Jahr 1703 folgte die dritte Ausgabe, wo man eine proſaiſche Rede des Freiherrn von Canitz hinzuthat. Bey der vierten Auflage 1708 geſchah gar keine Veränderung. Bey der fünften aber 1712 blieb der Anhang fremder Gedichte weg, und ſo wurden Canitzens Gedichte auch 1714 zum ſechſtenmal aufgelegt. Obgleich die ſiebente Auflage 1715 einen andern Verleger zu Berlin erhielt, ſo gieng doch ſonſt keine Veränderung dabey vor, ſo wenig, als bey der achten, die 1718 erſchien. Erſt bey der neunten 1719 kam Canitzens Name, und eine Vorrede des Freiherrn von Canſtein hinzu, worinnen er über den ehmaligen fremden Anhang klagte: die

proſai-

prosaische Rede ward weggelassen. Endlich besorgte der, durch eigne Gedichte bekannte, Dresdnische Hof- und Ceremonienrath Johann Ulrich König 1727 eine neue Ausgabe zu Berlin unter dem Titel: Des Freiherrn von Canitz Gedichte, mehrentheils aus seinen eigenhändigen Schriften verbessert, und vermehrt, mit Kupfern, und Anmerkungen, nebst dessen Leben, und einer Untersuchung von dem guten Geschmack. Ausser dem bessern Druck, waren die Gedichte von Druckfehlern gereinigt, ergänzt, in eine gewisse Ordnung gebracht, mit vielen ungedruckten vermehrt, und in den Anmerkungen die nöthigsten Erläuterungen beigebracht worden, die König mit vieler Mühe durch Erkundigung bey solchen Leuten erlangte, die Canitzen selbst gekannt hatten. Die Lebensbeschreibung ist durch die authentische Nachrichten, die sie enthält, schätzbar, sonst aber mit ermüdender Weitläufigkeit, mit Einmischung unnöthiger Dinge, und mit pedantischer Beredsamkeit erzählt. König's Ausgabe ist 1750 und 1765 wiederhohlt worden. Bodmer besorgte zu Zürch folgende Ausgabe: des Freiherrn von Canitz satirische und sämmtliche übrige Gedichte. Es soll Canitz noch mehr

gedich,

gedichtet haben, als hier von ihm gedruckt ist, allein, da der Freiherr von Canstein alles, was sonst von poetischen Handschriften von ihm da war, ins Feuer geworfen, so muste er das Uebrige Canitzens unwürdig gehalten haben.

In Königs Ausgabe sind die Gedichte unter folgende Klassen gebracht: 1) Geistliche Gedichte, Sonnette, Lieder, paraphrasirte Psalmen. Ein Abendlied darunter, ist in der letzten Krankheit des Verfassers verfertigt. 2) Vermischte Gedichte, Glückwünschungen, poetische Sendschreiben an abwesende Freunde, eine Beschreibung oder kurze Karakterisirung der römischen Kaiser, Sinngedichte auf einige teutsche Kaiser, ein Lob des Tabacks u. s. w. 3) Satiren und Uebersetzungen. Der Satiren sind zwölf, neun Originale, die andern drey Uebersetzungen, denen noch Uebersetzungen von zwey französischen Gedichten über den Taback, und über die Regeln, ohne Verdruß zu lieben, beigefügt sind. Die eignen Satiren des Dichters haben folgende Gegenstände. Die erste handelt von dem Tode eines ungerechten Geitzhalses, die andre von der Freiheit, die alle wünschen, und doch wenige geniessen,

die

die dritte von dem Verderben der Poesie, wo es unter andern heißt:

Wer jetzt aus Pfützen trinkt, tritt in Poetenorden,
So daß der Helikon ein Bleckeberg ist geworden,
Auf welchem das Geheul des wilden Pans ertönt,
Der seiner Sänger Zunft mit Hasenpfoten krönt.

Die vierte von dem Hof- Stadt- und Landleben, die fünfte von der Großmuth in Glück und Unglück, die sechste von den Vorzügen des Landlebens, die siebente von der Einladung eines Freundes auf das Land, die achte von dem Hof, die neunte von der Tadelsucht der Welt. Die achte und neunte Satire sind sehr kurz. Uebersetzt sind, oder vielmehr frey nachgeahmt die fünfte Satire des Boileau vom wahren Adel, die siebzehnte Epistel des ersten Buchs vom Horaz von einer weisen Aufführung, und die zwölfte Satire des Juvenal von der Unbeständigkeit des Hofglücks. 4) Trauergedichte, worunter die Klagode über den Tod seiner ersten Gattinn, die also anfängt: Soll ich meine Doris missen, zuerst steht. 5) Galante und Scherzgedichte, Einfälle über Maskeraden, Knittelverse, Schreiben eines Kammermädchens. — Die erste und

zweite Satire von Canitz habe ich in den ersten Theil der Anthologie der Teutschen eingerückt. Ein Paar Satiren von ihm übersetzte Herr Huber in der Choix des Poesies Allemandes in das Französische. Zwar erschien zu Florenz 1757 eine italienische Uebersetzung aller Canitzischen Gedichte unter dem Titel: Componimenti poetici del Libero Signor de Canitz volgarittati da un Academico della Crusca, allein der Uebersetzer, ein Senator zu Florenz, Leonardo Riccio verstand zu wenig Teutsch, um richtig zu übersetzen.

Ueberhaupt fängt sich mit Canitz eine neue Epoche unsrer Dichtkunst an. Nachdem Lohensteins Nachahmer den poetischen Ausdruck immer unnatürlicher, und schwülstiger gemacht hatten, gab Canitz zuerst wieder das Beispiel eines bessern Geschmacks. Doch legt er noch in seinen Satiren Lohensteinen große Lobsprüche bey, und setzt ihn Opitz an die Seite:

Wo sieht man Hofmanns Brunn und Lohensteins Ströme fliessen?

Canitzens Witz ist natürlich und ungezwungen, seine Bilder passend, und wie sie sich von selbst anbieten. Hätte er seinen fließenden Versen durch eine genaue Revision

sion auch noch den Vorzug des Korrekten gegeben, so hätte die poetische Sprache durch ihn noch mehr gewonnen. So aber verleiteten die prosaischen und matterern Ausdrücke seiner Gedichte seine Nachfolger, noch wäßrichter zu schreiben. Zu höhern Gattungen der Poesie fehlten ihm die nöthigen Talente, und, wenn man zu seinen Zeiten die Klagode auf die Doris für ein Meisterstück hielt, so geschah es, weil man nicht wuste, was zu einer Ode erfordert werde. Der leichte scherzende Ton der Boileauischen Satire gelang ihm am besten, zwar erreichte er die Feinheit, Zierlichkeit, und den Wohlklang des Boileau nicht immer, aber seine Sprache war doch reiner und züchtiger, als die von Rachel.

XIII.

Christian Wernicke.

Christian Wernicke (auch Wernigk, Warneck) ward, wie er in seinen Gedichten S. 31. sagt,

ſagt, in Preußen gebohren. Sein Vater war ein Sachſe, und ſeine Mutter aus England gebürtig. Im Jahr 1685 gieng er auf die Univerſität Kiel, wo er dem daſelbſt mit Ruhm lehrenden Morhof zu beſondrer Aufſicht empfohlen wurde, deſſen Unterricht er dann auch vorzüglich benutzte. Er vertheidigte unter ſeinem Vorſitz eine lateiniſche Diſſertation von der kleinen und großen Welt. Zur Dichtkunſt, und insbeſondre zum Epigramm, von Morhof ermuntert, machte er noch in den Univerſitätsjahren Verſuche darinnen. Denn Morhof ſtellte ihm vor, wie wenig Dichter ſich dieſer Gattung allein gewidmet hätten. Weil ihm dieſer vornemlich die Schwierigkeit bemerkte, daß man ſich im Teutſchen nicht ſo kurz, als im Lateiniſchen, ausdrücken könnte, ſo beſtand ſein erſter Verſuch darinnen, daß er einige der bekannteſten lateiniſchen Epigramme eben ſo kurz, als ſie im Original ſind, zu überſetzen ſuchte. Er ſelbſt führt folgendes Beiſpiel einer Ueberſetzung von Sannazar's Sinngedichte auf die Stadt Venedig an:

Neptun ſah in der Flut der adriatſchen See
Die Stadt Venedig ſtehn, und ihr Geſetze geben.

Jetzt, sagt er, Jupiter, magst du Tarpejens Höh,
Und deines Mavors Maur, so hoch du willst, erheb'n.
Schau beide Städt, hälst du die See der Tiber für?
Die Menschen legten dort den Grund, die Götter hier.

Einige seiner ältern Sinngedichte findet man z. E. S. 6. S. 12, doch das älteste ist wohl folgendes über einen Predigtstuhl vom Jahr 1687, das S. 98 steht:

Hier wird durchs Lehrers Wort entfernt der Welt Getümmel,
Und in des Hörers Herz ein Zion aufgebaut,
Gott offenbart sich hier der auserwählten Braut,
Der Himmel ist sein Stuhl, und dieser Stuhl sein Himmel.

Nachdem Wernicke ausstudiert hatte, suchte er sein Glück an einem teutschen Hofe zu machen. Ob ihm dies nun gleich fehlschlug, so erwarb er sich doch bey der Gelegenheit die Gunst einer angesehenen Dame, die eine Freundinn der Dichtkunst war, und die einige seiner Sinngedichte gelesen hatte. Während der drey Jahre,

re, die er sich in ihrer Gegend aufhielt, muste er sie stets im Sommer auf ihr Landhaus begleiten, und hier entwickelte sich vollends sein Genie, indem sie ihm mancherley Themata aufgab, worüber er seine Gedanken in Sinngedichten sagen muste. Ihr selbst zu Ehren machte er Gedichte, worinnen er sie mit dem Namen Amaryllis bezeichnete. So sagt er z. E. einmal von ihr:

Schön, keusch, verständig, fromm, reich, von gutem Blut,
Demüthig ohne Absehn, und ohne Zeugen gut,
Wie groß ist Amarill, wenn die entzückte Welt
Von ihren Tugenden ein freudig Urtheil fällt,
Und wie gering, wenn sie ihr eigen Urtheil spricht!
Wer Amber um sich trägt, der riecht ihn selber nicht!

In der Folge unternahm er eine Reise nach Frankreich, und den damit benachbarten Ländern. Nach Verfliessung einiger Jahre wandte er sich an den englischen Hof, weil ihm hier Aussichten von einer glänzenden Versorgung waren gemacht worden, die aber vereitelt wurden, als er sie schon erreicht zu haben glaubte. Er hatte seine Hofnung auf eine Menge geleisteter Dienste

gegründet, nicht seine eigne Schuld, sondern die List heimlicher Feinde zernichtete sie. In England erwarb er sich die große Kenntniß der englischen Sprache, die aus vielen Noten zu seinen Sinngedichten hervorleuchtet, und die, wie er S. 71 sagt, damals in Teutschland noch sehr selten war. Wie stark er in ausländischen Sprachen überhaupt gewesen, beweist theils der Versuch, das dreißigste Epigramm des dritten Buchs selbst in mehrere Sprachen zu übersetzen, theils die Reflexions d'un Allemand sur les defauts de la versification Françoise, die er geschrieben haben soll. Daß er die französische Versifikation als Kenner beurtheilen konnte, sieht man aus der Anmerkung zu seinen Gedichten S. 70. Nachdem er einige Zeit wieder bey jener Dame sich aufgehalten hatte, wählte er Hamburg, um daselbst zu privatisiren. Endlich erkannte man doch seine Fähigkeit zu öffentlichen Geschäften. Der König von Dännemark ernannte ihn zum Staatsrath und zum Residenten am französischen Hofe, und in dieser Station starb er zu Paris im Jahr 1710.

Vor seinen Reisen in fremde Länder hatte er schon so viel Sinngedichte vollendet, daß er

sie

ſie in ſechs Bücher eintheilen konnte. Dieſe ließ er bey einem Freunde zurück, wo er ſie bey der Muße des Privatlebens wieder hervorſuchte, und unter folgendem Titel herausgab: Ueberſchriften oder *Epigrammata* in kurzen Satiren, kurzen Lobreden, und kurzen Sittenreden beſtehend, Amſterdam (welches wohl ſtatt des wahren Druckorts angegeben worden) 1697. Eine vermehrte Auflage beſorgte er davon zu Hamburg 1701. Hier kamen zu den erſten ſechs Büchern Epigramme zwey neue hinzu, auch wurden vier Schäfergedichte beigefügt, eigentlich Gelegenheitsgedichte, die er zwiſchen 1697 und 1701 bey zweien Todesfällen, einer Geburt, und einem Beilager in zwey hohen Häuſern, in deren Dienſten er geſtanden hatte, verfertigte.

Im Jahr 1703 gab er zu Altona heraus: Ein Heldengedicht, Hans Sachs genannt, mit Anmerkungen, wovon die Veranlaſſung folgende war. Wernicke hatte in ſeinen Sinngedichten öfters gegen den verderbten Geſchmack der Lohenſteinianer geeifert. Nun lebte damals zu Hamburg ein Lizentiat Chriſtian Heinrich Poſtel, der in ſeinen Schriften z. E. in einem Heldengedicht Witekind, wovon er die erſtern Bücher

1698 herausgab, alle Fehler von Lohensteinen kopirte, ohne sein Genie zu besitzen, der auf die zusammengerafte Gelehrsamkeit in seinen Schriften stolz war, und dessen Opern viel Beifall, aber blos um der guten Tonkünstler willen fanden, die sie in Musick gesetzt hatten. Dieser Postel nun zog alle jene Stellen in Wernickens Epigrammen auf sich, und, stolz auf den Beifall des Publikums, glaubte er Wernicken bald mit poetischen Waffen überwältigen zu können. Er machte ein kleines Sonnett, worinnen er Lohensteinen mit einem Löwen, Wernicken aber mit einem Hasen verglich, der auf dem todten Löwen herumspringt. Persönlich angegriffen, nahm nun auch Wernicke persönliche Rache, und ließ Posteln seine satirische Geißel in obigem Heldengedichte fühlen. Nicht Hans Sachse, sondern Postel, dessen Namen in Strelpo verändert ist, ist der Held davon, und wird feierlich als Hans Sachsens Nachfolger gekrönt. Denn Hans Sachs und ein elender Reimer hießen in jenen Zeiten, da man die elenden Nachfolger dieses Meistersängers nicht von ihm selbst unterschied, einerley. Die Idee ist von Dryden entlehnt, der einen elenden Dichter seiner Zeiten

Mac-

Mac-Fleenoe auf dieſelbe Art gezüchtigt hat. Poſtel ſelbſt ſchwieg. Vielleicht aber geſchah es auf ſein Anſtiften, daß ein andrer einen Ausritt gegen Wernicke wagte. Nämlich ein Advokat zu Hamburg Georg Siegmund Hunold, der aus Hunger unter dem Namen Menantes galante (unzüchtige) Gedichte, Romane, und Ueberſetzungen ſchrieb, ließ erſt verſchiedne ſatiriſche Briefe auf Wernicke drucken. Endlich gab er ein Pasquill in Geſtalt eines Schauſpiels unter dem Titel heraus: Der thörichte Pritſchmeiſter, oder ein ſchwärmender Poet, Kölln, bey Marteau dem jüngern, 1704. Wernicke muß hier unter dem Namen Wecknarr die Rolle eines wahnwitzigen (thörichten, ſchwärmenden) Pritſchmeiſters ſpielen. Pritſchmeiſter nennte man Leute, die zur Beluſtigung des Pöbels bey öffentlichen Gelegenheiten Verſe extemporirten. So hatte Wernicke ſelbſt den Hans Sachs genennt, und in der Note davon folgenden Grund angegeben: „Ob man unſre alten Meiſterſänger „deswegen Pritſchmeiſter genennt, weil ſie, wie „die heutigen Harlekine, eine Pritſche an der „Seite getragen, und dieſe alſo vielleicht jenen „den viel bedeutenden Zierath abgeborgt, oder,

„ob es darum geschehen sey, weil ihre Verse, „wie die Pritsche, geklappert, und, wenn sie „Leute damit satirischer Weise angegriffen, „mehr Gepolter, als Schmerzen, verursacht, „solches stellen wir den Gelehrten anheim.“ Auch der lustige Bediente des Hunoldischen Stücks heißt Narrweck. Hans Sachsens Geist, und ein Pegnitzschäfer sind unter andern auch mitspielende Personen. Der Spaas des Stücks besteht in ungereimten Anwendungen der Wernickschen Sinngedichte, und das Lächerliche, das Wernicke darinnen darstellen wollen, wird ihm selbst aufgebürdet. Der Ton des Ganzen ist pöbelhaft, und den Personen einer Schustermagd, Trödelfrau u. s. w. die darinnen auftreten, nur zu sehr angemessen. Zum Ueberfluß fügte Mennantes noch Anmerkungen hinzu, worinnen er anzeigte, auf welche Epigramme von Wernicke gezielt sey, über sie raisonnirte, und sie zu widerlegen suchte. Wernicke hatte anfangs Willens, dies mit einem zweiten Theil von Hans Sachs zu vergelten, allein nachgehends glaubte er, dies sey für Hunolden zu viel Ehre. Er rächte sich daher an demselben nur in Sinngedichten S. 222, 232, 274, wo er ihm den Namen Mävius giebt.

Das

Das Heldengedicht Hans Sachs ward der Sammlung von Gedichten einverleibt, die Wernicke Hamburg 1704 unter dem Titel herausgab: Poetischer Versuch in einem Heldengedichte, etlichen Schäfergedichten, und Ueberschriften. Der Beifall des Publikums, und eines königlichen (vermuthlich dänischen) Hofes hatte den Verfasser ermuntert, seine Sinngedichte nochmals durchzugehn, und, weil er unter dieser Arbeit manchen neuen Einfall hatte, so wurde die Zahl der Epigramme in jedem Buche vermehrt, ja es kam noch ein neuntes und zehntes Buch hinzu. Das zehnte Buch besteht in kleinen witzigen Anekdoten, die hier in Versen nacherzählt werden, oder, wie sich Wernicke selbst ausdrückt, in sinnlichen und lustigen Begebenheiten,

Wo er mit eigner Kürz' entlehnten Witz vermählet,
Und das, was andre wohl erfunden, wohl erzählet.

In den übrigen Büchern sind alle Einfälle dem Dichter eigen, ist keine Nachahmung, keine Uebersetzung aus andern Epigrammatisten zu finden. Oefters hat er den Heldenbrief in ein Epi-

gramm gedrängt, und z. E. die Sophonisbe den Syphax anreden lassen. Alsdann folgt auf die ernsthafte Anrede meistens dasselbe komisch in Knittelversen ausgedrückt. Die Sinngedichte der ersten Bücher sind, sagt er selbst, mit mehr Hitze, die neuern mit mehr Ueberlegung, jene mit mehr Witz, diese mit mehr Verstand und Absicht geschrieben worden. Die historischen Epigramme stammen meistens aus des Verfassers erster Jugend, die satirischen meistens aus den reifern Jahren. In der Jugend verfolgte er die Laster eifrig, und gleichsam mit der Pritsche in der Hand, im reifern Alter spottete er der Thorheit der Welt mit lächelndem Munde. Denn, sagt er, eine gute Erziehung reicht schon hin, dasjenige zu erkennen, was man hassen, aber, was man verspotten soll, lehrt nur vieljährige Erfahrung. Er betheuert, daß er in den satirischen Epigrammen selten eine eigentliche Person, und wenigstens niemanden von Wichtigkeit (denn schlechte Dichter sind doch so wichtig nicht) vor Augen gehabt habe. Scharfsinnig, gedankenreich, und nachdrücklich sind seine Epigramme, wenn sie auch nicht immer so fein gewendet, und zugespitzt sind, als wir sie jetzt von unsern Dichtern erwar-

ten, wenn wir auch gleich in einigen seiner Sinngedichte mehrere Zeilen hindurch auf die Pointe warten müssen. Er eifert in einer Anmerkung S. 39 gegen die, die von jedem Epigramme Kürze verlangen. Er beweist sich in seinen Sinngedichten als einen Kenner der Welt, und als einen Mann von vortreflichen moralischen Grundsätzen. Schon einige seiner Zeitgenossen warfen ihm Härte der Sprache, Provinzialunrichtigkeiten, und Mangel an Wohllaut vor. Er gab sich in den neuern Ausgaben viele Mühe, diesen Fehlern abzuhelfen, doch er hatte zuviel richtigere Sachen zu verbessern, oder manche dieser Fehler waren ihm durch das gemeine Leben so geläufig geworden, daß er sie selbst nicht bemerkte. Zudem sah er, daß viele seiner Zeitgenossen in dieselben Fehler verfallen waren, ohne den Leser durch höhere Vorzüge zu entschädigen. Hagedorn hat vollkommen Recht, wenn er von ihm sagt:

Wer hat nachdenklicher den schweren Witz erreicht,
Und früher aufgehört, durch Wortspiel uns zu äffen?
An Sprach' und Wohllaut ist er leicht,
An Geist sehr schwer zu übertreffen.

In

In den neuern Auflagen bekennt er offenherzig die Mängel seiner jugendlichen Versuche, die oft Spuren des damaligen falschen Geschmacks gehabt hatten. Dergleichen Geständnisse findet man z. E. S. 6, 86, 103, 114, 169, 194. So macht er sich selbst über folgendes Epigramm lustig:

Auf den jungen Manlius.

Rom sahe Manlius den kühnen Entschluß fassen,
Sein Haupt eh', als den Feind unabgestraft, zu lassen.
Denn bey der Nachwelt hat viel einen hellern Glanz
Ein Haupt ohn' einen Leib, als ohne Siegeskranz.

und sagt, man könne davon die Worte brauchen: In nugas quandoque, quæ grandia sunt, euadunt. Ein einzigmal mischt er ein Anagramm mit ein, aber er sagt gleich in der Note, daß er selbst nichts davon halte, und, daß dergleichen zu machen eine Kunst der Dudenköpfe sey. In seiner ersten Jugend war er sogar ein Bewunderer von Lohenstein. Denn so sagt er in einer Anmerkung S. 171: „Der große Ruhm, den man all„hier den schlesischen Poeten beilegt, stimmt mit eini-

„einigen andern meiner Ueberschriften nicht über„ein, und dieser Unterschied in Urtheilen rührt „von dem großen Unterschied in den Jahren des „Verfassers her. Man hatte, als man diese „Ueberschriften schrieb, nicht allein keine engli„schen und französischen Poeten, sondern sogar „auch die besten lateinischen nicht anders, als „der Sprache halber gelesen, dahero es kein „Wunder, daß man sich damals in seinem Ur„theil etwas verstiegen.“ Zum großen Ruhm gereicht es ihm, daß er Muth genug hatte, gegen den unnatürlichen Schwulst, und den Flitterputz der Lohensteinianer in seinen neuern Sinngedichten mit Hohn und Spott zu Felde zu ziehen, und in untergesetzten Anmerkungen die Thorheit jenes Geschmacks mit Gründen zu beweisen. Man sehe S. 33. 49. 52. 129. 148. 228. 233. 236. In seinem Eifer geht er einmal S. 148 so weit, daß er ausruft: „Ein Hans Sachs ist mehr „dann zehen Lohensteine, und Hofmannswal„daus werth!“ Indessen betheuert er bey jeder Gelegenheit, daß er an Lohensteinen seine Talente nicht verkenne, sondern nur den Misbrauch, den er davon gemacht, rüge. So tadelt er S. 101 die Pegnitzschäfer, läugnet aber nicht,

daß

daß sich geschickte Leute darunter befunden haben. Eben so billig drückte er sich von Weise (S. 115.) aus, er hätte wegen seines geschickten Kopfs, und seiner artigen Einfälle viel Gutes in der teutschen Sprache leisten können, wenn er sich auf gewisses gelegt, und dasselbe auszuarbeiten sich Zeit genommen habe. Die übertriebne Bewundrung und Nachahmung neuerer italienischer Dichter tadelt er bey aller Gelegenheit. Die allzuhäufige Einmischung französischer Wörter, die damals Mode war, hat er durch Sinngedichte und Anmerkungen S. 63. 141 in ihrer Abgeschmacktheit dargestellt. Patriotisch zieht er einigemal gegen den Pater Bouhours los, der den Teutschen alles Genie abgesprochen hatte. Dies alles beweist, daß Wernicke unter die besten Kunstrichter seiner Zeit gehörte, und seinem Zeitalter viel hätte nutzen können, wenn es ihm Gehör gegeben hätte. — Nächst seinen Sinngedichten ist Hans Sachs das vorzüglichste seiner Werke, und hat schöne satirische Stellen.— Vom Geschmack allegorischer Schäfergedichte sind wir zurückgekommen, und wir haben überhaupt in dieser Gattung bessere neuere Dichter. Wernickens Verdienste wurden zuerst wieder

von

von Bodmer in den geiſtvollen Schriften in Erinnerung gebracht. Ja Bodmer ließ ſeine Werke unter dem Titel: Poetiſche Verſuche in Ueberſchriften, wie auch in Helden- und Schäfergedichten, Zürch 1750 und 1763 neu drucken. Endlich gab Herr Ramler Leipzig 1780 Wernickens Ueberſchriften wieder heraus, wo er die ſchlechtern Epigramme verwarf, hier und da in der Harmonie nachhalf, die Schäfergedichte ganz wegließ, aus Hans Sachs nur die beſte Stelle mittheilte, in der Vorrede das Leben des Dichters erzählte, und Sinngedichte älterer teutſchen Poeten beifügte.

XIV.

Chriſtian Friedrich Zernitz.

Chriſtian Friedrich Zernitz ward den 11 Jenner 1717 zu Tangermünde gebohren. Sein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in dieſer Stadt, den er aber ſchon im neunten Jahre ſeines

nes Alters durch den Tod verlor, nachdem ihm bereits im zweiten Jahre seine Mutter entrissen worden. Indessen ward doch dafür gesorgt, daß er frühzeitig Unterricht in den Wissenschaften erhielt. Die Schule in Tangermünde, in die er geschickt ward, hatte damals geschickte Lehrer, besonders einen gelehrten Rektor Andreas Coler unter deren Anführung Zernitz frühzeitig große Fortschritte machte. Ungefehr 1734 oder 1735 gieng er auf die Universität Leipzig, um dort die Rechte zu studieren, auf die er sich aber nicht allein einschränkte. Er verband damit Philosophie und Mathematick. Alle seine müßige Stunden aber widmete er der Dichtkunst, zu der er durch den damals in Teutschland Mode gewordnen Eifer für vaterländische Poesie ermuntert ward. Im Jahr 1738 bekam er die Stelle eines preußischen Gerichtshalters zu Klosterneuendorf, einem weitläuftigen Amte, das ein und zwanzig Dörfer unter seinem Gerichtssprengel begreift. Er erfüllte die Pflichten dieses Berufes mit so viel Treue und Fleiß, daß er sich dadurch nicht allein die Gewogenheit seiner Obern, sondern auch eine allgemeine Liebe der Unterthanen erwarb. Ueberhaupt war sein ganzes Leben

der

der Tugend gewidmet, und sein Umgang so edel, als sein Herz. Eine eingewurzelte Hypochondrie, die seine Arbeitsamkeit vermehrte, kürzte sein Leben ab. Schon seit 1740, seit seinem drey und zwanzigsten Jahre muste er die heftigsten Leiden von diesem Uebel erdulden. Nachdem er sich vier Jahr lang so durchgeschleppt hatte, war er zuletzt an Händen und Füßen gelähmt, und die beklemmende Bangigkeit ward so arg, daß er sich selbst nach dem Tode sehnte, der auch am 7ten October 1744 im sieben und zwanzigsten Jahr seines Alters erfolgte.

Die ersten poetischen Versuche, die im Druck von ihm bekannt wurden, erschienen 1742 in den Belustigungen des Verstandes und Wizzes. Selbst eine Sammlung seiner Gedichte zu machen, ward er durch den frühen Tod eben so sehr gehindert, als seinen Poesien die nöthige Feile zu geben. Ein Freund des Dichters hatte vor, sie nach seinem Tode herauszugeben, als dieser aber durch Geschäfte daran verhindert ward, erhielt A. G. U. (vermuthlich Adam Gottfried Uhlich, ein bekannter Polygraph, der sich, wenn es mit Agiren, oder Advociren nicht gehen wollte, mit Büchermachen nährte,

und der 1748 die Zeitungen zu Hamburg schrieb) durch Vermittlung einer Dame alle noch vorhandne Manuscripte von Zernitz, und gab alles unter folgendem Titel heraus: Christian Friedrich Zernitz Versuch in moralischen und Schäfergedichten, nebst dessen Gedanken von der Natur und Kunst in dieser Art von Poesie, Hamburg und Leipzig, 1748, 8°. Das Papier ist schlecht, und der Druck entweder höchst unkorrekt, oder doch aus einer Handschrift gemacht, die nicht zum Druck bestimmt war. Auf den Vorbericht des Herausgebers, aus dem ich obige Lebensumstände gezogen, folgen zuerst vernünftige Gedanken von der Natur und Kunst in Schäfergedichten, als eine Einleitung zu des Verfassers eignen Idyllen. Es ist eine Art von Theorie dieser Gedichte in Versen; besonders wird gezeigt, was die Dichter zu dieser Gattung bewogen habe, was ihr Endzweck sey, und vornemlich, wie man nur dann vollkommne Schäfergedichte mache, wenn man Natur und Kunst darinnen vereinige. Bey jeder Gelegenheit werden moralische Digressionen gemacht, so, daß die Betrachtungen über die Denkungsart und Karaktere der jetzigen Menschen

ſchen faſt mehr Platz einnehmen, als die Regeln, die dem Dichter gegeben werden. Die Geſinnungen des Verfaſſers ſind immer ſehr richtig, und edel. So ſagt er z. E. wenn er die Leidenſchaften durchgeht, die von dem Schäfer fern bleiben ſollen:

Nun aber nagt kein Neid zufriedner Schäfer Bruſt,
Nicht eitler Ruhm, und Gold, und Pracht ſind ihre Luſt,
Der Stolz, der kaum ein Ziel für ſeinen Werth erblicket,
Durch Blut zu Ehren ſteigt, und Tauſend unterdrücket,
Die Mordluſt, die zum Kampf der Balger Herz entflammt,
Iſt aus der Schäferwelt zu unſrer Welt verdammt.
Die Falſchheit, die um Geld das Vaterland verhandelt,
Der Wahn, der Ketzer macht, wenn Tugend weislich wandelt,
Der Bannſpruch, der zu leicht von frommen Lippen eilt,
Ward manchem Böſewicht und Pfaffen zugetheilt.

Von der Verſetzung in ein goldnes Zeitalter iſt der Dichter kein Freund:

Der Mensch von dieser Art ist viel zu unbestimmt,
Als nicht indem zu irr'n, was man ihm giebt und nimmt,
Zum wenigsten zu fern vom Schäfer neurer Zeiten,
Könnt' Mangel selbst am Stof des Dichters Lied bestreiten.

So sehr übrigens der Verfasser die Schäfergedichte aus dem moralischen Gesichtspunkte betrachtet, so ist er doch so billig, daß er der Schäferpoesie auch Scherz erlaubt. Ja er lobt sogar Kostens Gedichte:

O Muse, die du mir oft wählst der Weisheit Lehren,
Sollst auch den schlauen Witz in Kostens Liedern ehren.

Hierauf findet man eilf Schäferlieder. Denn auch das, was Erzählung darunter ist, wird in lyrischen Strophen vorgetragen. Liebe ist das Thema der meisten; z. E. der ungeliebte Schäfer, die günstige Nacht, der ungegründete Verdacht, die belohnte Untreue, ein gefundner Schatz, welcher der geliebten Schäferinn zu Füssen gelegt wird. Nur einmal findet man ein Schäfergespräch. Ein Stück darunter ist eine Nach-

Nachahmung von der fünften Idylle des Moschus. Die Schäfer haben alle nur eine platonische Liebe, auch in der Nacht, und im Walde bleiben sie in den gehörigen Schranken:

Die Luft, die mit den Blättern spielt,
Rauscht sanft, und ist mit Thau gekühlt,
Die Eule selbst läßt sich nicht hören,
Mit Schreien den Mirtill zu stören,
Und Phillis sitzt bey ihm auf weichem Moos,
Die selbst nur schwach dem Schäfer widerstünde:
Doch, wer beim Reitz sein Herz besiegt, ist groß!
Wer hält nicht oft Gelegenheit für Gründe?

Nach den Schäfergedichten folgen drey Lieder über Einsamkeit, Kuß, und Liebe. Sodann kommen einige didactische Gedichte, nämlich: Der Mensch in Absicht auf die Selbsterkenntniß, philosophische Gedanken über die göttliche Weisheit bey dem Sterben der Menschen, das Gewissen (obgleich diese Betrachtungen acht Seiten lang sind, so hat sie der Verfasser doch in folgendem Sylbenmaaß vorgetragen:

Richter im Herzen, auf Vernunft gegründet:
Welchem kein Vortheil innre Lippen bindet,

Welchen die Sinne mit geschmückten Lügen
Nimmer betrügen!)

Fehler einiger Rechtsgelehrten (diese sind Gewinnsucht, falscher Ruhm, und Unwissenheit) — Nun erscheinen wieder einige Lieder über eine Dorfgesellschaft, über die Einsamkeit, über das Landleben, über den Kleiderschmuck der Geliebten, an Phillis, Lob- und Trauerode auf einen verstorbnen Mopshund, und zwey anakreontische Oden. Den Beschluß macht ein längeres didactisches Gedicht von den Endzwecken der Welt. — Dieser Dichter war ganz in Vergessenheit gekommen, als Herr Dusch 1767 im dritten Theil seiner Briefe zur Bildung des Geschmacks ihn wieder empfahl, und Stellen aus ihm auszeichnete. Drey von seinen Gedichten nahm ich 1770 in die Anthologie der Teutschen auf.

Gernigens Schäfergedichte haben weder Affect, noch Naivetät, noch mahlerische Züge, und zu viel Stellen, die um des Reims willen da stehen. Auch seine Lieder haben weder Feuer, noch sonderliche Gedanken. Desto merkwürdiger sind seine didactischen Versuche. Nicht Lehrgedichte von großem Plan und Umfange unternahm er,

er, also muß man auch nicht große Episoden, großen Schmuck des Ausdrucks, neue und kühne Metaphern erwarten, sondern nur eine Reihe philosophischer Gedanken dichterisch verbunden, und mit Nachdruck in einer lehrreichen Kürze vorgetragen. Mit einem Wort Zernitz widmete sich vornehmlich dem lukrezischen Lehrgedichte. Sinkt der Ausdruck zuweilen zur Prosa herab, so bedenke man, daß er aus Gottsched's Schule kam, und daß es unter diesen Umständen schon viel von ihm war, daß er sich Hallern zum Muster wählte. Findet man Sprachfehler, Versehen in dem Mechanischen der Poesie, unkorrekte und rauhe Stellen bey ihm, so vergesse man nicht, daß ihm der Tod die Feile aus der Hand nahm. Das vornehmste unter seinen Lehrgedichten sind die Gedanken von den Endzwecken der Welt, das die meiste Anlage zu philosophischen Raisonnements verräth. Und die philosophischen Kenntnisse, die man hier und in andern Gedichten findet, machen ihm desto mehr Ehre, da sie damals noch nicht so ausgebreitet waren, als jetzt. Zur Probe von Zernitzens Sprache in den Lehrgedichten will ich noch folgende Stelle beifügen:

Wohin iſt der Verſtand des Menſchen nicht gedrungen?
Der fernen Welten Bau iſt ſeiner Hand gelungen.
Von der Planeten Lauf beſtimmt er jeden Grad,
Und beugt mit weiſer Müh die Himmelsſphär aus Drat.
Er ahmt dem Schöpfer nach, des Bogen bunten Schimmer,
Den der in Wolken zeugt, macht er im dunkeln Zimmer,
Und, wie des Körpers Laſt nach Regeln ſich bewegt,
Hat ſein Verſuch verlängſt ihm gründlich dargelegt.
Sein Miz und Zirkel mißt Zeit, Größen, Raum, und Flächen.
Ihm ſtärkt ein Glas den Strahl, den Luft und Ferne ſchwächen.
Er unterſucht voll Fleiß der Weſen innre Kraft,
Und bringt, was er entdeckt, in Lehr und Wiſſenſchaft.
Luft, Feuer, Erd, und Meer, Metall, und Thier, und Pflanze,
Und, wo es möglich wär', durchforſcht er gar das Ganze.

XV.

XV.

Jakob Immanuel Pyra.

Jakob Immanuel Pyra ward im Jahre 1715 zu Kotbus in der preuſſiſchen Lauſitz gebohren. In ſeiner Familie war die ſonderbare Tradition, daß ſie von dem unglücklichen Marſchall von Biron in Frankreich abſtamme, und daß ſeine Vorfahren ſich nach dem Falle dieſes großen Mannes nach Teutſchland begeben hätten. Pyra's Vater war Advokat, und hatte das Unglück, bey einer allgemeinen Reduktion, die der vorige König von Preußen mit den Advokaten in allen ſeinen Landen wegen ihrer zu ſehr angewachſnen Menge vornahm, kaſſirt zu werden. Da er für ſich kein Vermögen hatte, ſo kam er ſo weit herunter, daß er ſich mit ſeiner Frau und mit zwey Söhnen ſehr kümmerlich durchs Schreiben ernähren muſte. Indeſſen hatte die Natur unſerm Pyra das gegeben, was ihm ſein Vater nicht durch Erziehung geben konnte, einen Trieb zu

den Wiſſenſchaften, und einen lebhaften Geiſt, der ſich frühzeitig bey ihm äuſſerte. Lohenſtein's Werke geriethen ihm in die Hände, und dieſe erweckten früh in ihm die Luſt, Verſe zu machen. Pyra's Lebhaftigkeit und Fleiß erwarben ihm Gönner, die ihn unterſtützten, und zum Studieren ermunterten. Auf ihren Antrieb gieng er 1735 nach Halle auf die Univerſität, wo er aber, auſſer einem kleinen Stipendio, wenig Unterſtützung fand. Von ſeinen Eltern konnte er nichts erwarten, da ſie ſelbſt in der äuſſerſten Dürftigkeit lebten. Seine edle Denkungsart kann man daraus beurtheilen, daß er ſogar ſein kleines Stipendium ſeinen Eltern ſchickte, und von dem Extratiſche des Waiſenhauſes zu leben ſuchte, wobey es ihm dann ſo kümmerlich gieng, daß er oft an den nöthigſten Bedürfniſſen des Lebens Mangel leiden muſte. Dazu kam, daß er auſſer der Armuth oft mit ſchweren Krankheiten zu kämpfen hatte. Ein vielfaches Glück war es für ihn, daß er zu Halle in die Bekanntſchaft von Samuel Gotthold Langen gerieth, der hernach Prediger zu Laublingen ward, und als Verfaſſer der horaziſchen Oden niemanden unbekannt iſt. Die gemeinſchaftliche Liebe zur Dichtkunſt ſtiftete

unter

unter ihnen nach und nach eine Freundſchaft, dergleichen nur ſelten unter zwey Dichtern Statt gefunden hat. Mit Lange übte er ſich gemeinſchaftlich in poetiſchen und proſaiſchen Ausarbeitungen in einer Geſellſchaft, die Lange nach Art der leipziger teutſchen errichtet hatte, nur mit dem Unterſchied, daß ſie nicht, wie die Leipziger, alle ihre unreifen Arbeiten drucken ließ, ſondern im Ernſt auf die Verbeſſerung des Geſchmacks bedacht war. So wie Pyra den Lohenſtein liebte, ſo waren Langens damalige Verſuche noch ziemlich gottſchedisch. Ihr Umgang war alſo ihnen beiden wechſelsweiſe nützlich, ſie halfen einander auf den mittlern, oder beſſern Weg. Pyra verlor die Neigung zum Schwülſtigen, und theilte ſeinem Freunde etwas von ſeinem Feuer mit. Acht Tage hatte einſt Lange ſeinen Pyra nicht geſehn, als er ihn von ohngefehr an einem öffentlichen Orte erblickte. Er erſchrack über ihn, ſo elend ſah er aus. Pyra that auſſerordentlich ſchüchtern, und geſtand erſt nach langem liebreichen Zureden ſeinem Freunde, daß er ſeiner armen Mutter ſein Stipendium geſchickt, und nun ſeit drey Tagen nichts genoſſen habe. Er habe, ſagte er, in dieſen Umſtänden unmög-

lich

lich jemanden beſuchen können, weil es ihm unmöglich geweſen ſey, jemanden ſeinen Mangel zu entdecken. Lange ward durch ſo ſchöne Geſinnungen innigſt gerührt, und nahm ſich von nun an ſeiner häuslichen Umſtände eben ſo ſehr, als der Ausbildung ſeines Genies, an. Noch zu Halle arbeitete Pyra an einer reimloſen Ueberſetzung von Virgil's Aeneide, wovon aber nur das erſte Buch fertig ward, das Herr Gleim noch im Manuſcript beſitzt. Daß der Verfaſſer in dieſer Arbeit nicht weiter fortfuhr war folgendes, Urſache. Er ſchickte der Leipziger Geſellſchaft Proben davon, die das unverdiente Schickſal hatten, in den kritiſchen Beiträgen derſelben der Schwarziſchen Ueberſetzung durchgehends, und ſehr weit nachgeſetzt zu werden. Zu Halle verfertigte Pyra auch ein Trauerſpiel Jephtah, und fieng ein anders Agag an. In beiden hatte er verſucht, die Chöre der Alten wiederherzuſtellen, aber von beiden iſt die Handſchrift nachher in die Hände ſeines Bruders gerathen, und bey dieſem verloren gegangen. Als Lange 1737 zu Laublingen als Prediger verſorgt wurde, nahm er ſeinen Freund mit dahin. Hier im Schooſe der Freundſchaft, und von der dortigen ſchönen Gegend begeiſtert,

ſang

ſang Pyra ſeine meiſten Lieder. Lange behielt ihn ſo lange bey ſich, bis er ihm eine Hofmeiſterſtelle bey einem Edelmann zu Poplitz verſchaffen konnte, die er in der Folge mit der Aufſicht über einen jungen Herrn von Bonnefoie zu Heiligenthal in der Grafſchaft Mansfeld vertauſchte. Beide Stellen verwaltete er mit großer Treue, und die Art, wie er die letztere verlor, war ihm ſehr rühmlich. Seine Unerbittlichkeit gegen das Laſter beraubte ihn derſelben. Seine Feinde hatten in Abweſenheit ſeines Prinzipals ſchon alle Anſtalten getroffen, um ſeinen Abzug ſo demüthigend, als möglich zu machen. Aber Pyra wendete ſich an Langen, dieſer kam ſeinen Feinden zuvor, und holte ihn ab. Dieſer Freundſchaftsdienſt rührte Pyra's Herz ſo ſtark, daß er ihn nie vergeſſen konnte. Im Jahre 1741 hielt ſich alſo Pyra wieder einige Zeit in Laublingen auf, und ſchrieb hier eine moraliſche Wochenſchrift unter dem Titel: Gedanken der unſichtbaren Geſellſchaft, die zu Halle herauskam, und mit dem neunten Stücke aufhörte. Im ſiebenten Stück iſt der erſte Geſang von einem ſcherzhaften Heldengedichte, Bibliotartarus betitelt, enthalten. Im achten Stücke wird dargethan, daß der Geſchmack

ſchmack die Fähigkeit zur Empfindung des Schönen ſey. Im Jahr 1742 ward Pyra endlich als Konrektor am Köllniſchen Gymnaſium zu Berlin angeſtellt. Da damals der teutſche Parnaß in die beiden Partheien der Schweitzer und Gottſchedianer getheilt war, ſo ergrif Pyra die Parthey der erſtern, und war mit einer der erſten außer der Schweitz, der gegen Gottſched zu Felde zog. Er gab nämlich 1743 zu Berlin eine Schrift heraus, zu der damals in der That kein geringer Muth erfodert ward, einen Erweis, daß die Gottſchedianiſche Secte den Geſchmack verderbe. Was man bisher Gottſchneden nur von Zürch aus zu verſtehen gegeben hatte, wollte in Teutſchland ſelbſt noch niemand laut zu ſagen ſich erkühnen. Pyra brach die Bahn, und ſtürzte den Götzen des falſchen Geſchmacks. Nicht die Liebe zu Streitigkeiten, die in jener Zeit der kritiſchen Kriege ſo manche Schrift erzeugte, ſondern wahrer patriotiſcher Eifer veranlaßte dieſe Abhandlung von Pyra. Unter Gottſched's Anhängern muſte er unter andern auch die Verfaſſer einer Monatsſchrift züchtigen, die damals zu Halle unter dem Titel Bemühungen zur Beförderung der Kritick und des guten Geſchmacks

erſchien,

erſchien, weil die Verfaſſer ſich zwar die Mine gaben, als ob ſie keiner Parthey zugethan wären, aber ſich doch ſo deutlich für Gottſched erklärten, daß ſie ihm zu Gefallen ſelbſt einen Haller und einen Milton unvernünftig tadelten. Pyra deckte ihnen ihre Blöße ſehr freimüthig auf, und brauchte, wie es ſein Motto anzeigte, ſermonem non publici ſaporis. Dies brachte die Verfaſſer jenes Journals auf, und im dritten Stück deſſelben ſuchten ſie ihm auf alle Art weh zu thun. In einem eignen Schreiben an Herrn Pyra rächten ſie ſich mit plumpen Witze, und mit unanſtändigen Anſpielungen auf ſein Amt. Da ſie ſogar die falſche Nachricht verbreiteten, als ob er keinen Verleger zur Streitſchrift finden könnte, ſo war er genöthigt, wirklich eine Fortſetzung des Erweiſes, daß die Gottſchediſche Secte den Geſchmack verderbe, herauszugeben. Mitten in dieſem Streite ward Pyra von einem hitzigen Fieber überfallen, das ihn nach einer Niederlage von drey Tagen 1744 den 14ten Julius in einem Alter von neun und zwanzig Jahren hinrafte.

Gleim und Kleiſt waren eben nach Berlin gereiſt, um das Trauerſpiel des Dichters Jephthah

thah zu sehen, das er von seinen Schülern aufführen lassen wollte. Als sie ankamen, ward ihnen Pyra's Sarg entgegen getragen. Viele von Gottsched's Anhängern waren boshaft genug, die Erdichtung auszusprengen, als ob der Verdruß über die Streitigkeiten mit den Bremern die eigentliche Ursache seines Todes sey. Diese Lästerung ward in einem Pasquill, das Tintefässel betitelt, so nach seinem Tode erschien, recht triumphirend wiederhohlt, gleich als ob es den Gottschedianern eine Ehre gewesen wäre, wenn sie wirklich seinen Tod befördert hätten. Der Name des eigentlichen Verfassers von diesem Pasquill ist niemals bekannt geworden. Vielleicht rührte es von Dreyer her, wenigstens drückte sich dieser in seinem kritischen Kalender so von Pyra aus, daß man dies gar wohl vermuthen konnte. Er sagte nämlich von ihm:

Aber zu Berlin hübsch und fein
Meister Pyra das Konrektorlein
Für die Herrn Zürch'r, ein ehrlich Haut,
Kämpft mit ihnen ganz einlein, schaut,
Die Gall' läuft üb'r dem ehrlich'n Mann,
Er sich wed'r rath'n, noch helfen kann.
Schreibt mit tapferm Herz, Muth, und Sinn

Fünf

Fünf artlich witzige Bogen hin,
Und vergießt den Zürchern zu gut
Viel Schweiß und Gall', voll Grimm und Wut.
Die Herrn Zürcher, die werd'n ihm auch
Schicken viel Käs' nach löblich'n G'brauch,
Weil er g'ſtritten als wie ein Held,
Der ſeine Feind' gewaltig fällt.

Weil Mylius an den Bemühungen Antheil hatte, und vornemlich von ihm die unbillige Beurtheilung des Halleriſchen Gedichts vom Urſprung des Uebels herrührte, ſo wollten ihn damals viele auch für den Verfaſſer des Tintefäßlein halten. Die Verfaſſer der Bemühungen waren überhaupt deswegen bey Pyra's Freunden in Verdacht, aber ſie betheuern in dem letzten Stück ihres Journals S. 721 vor den Augen des allwiſſenden Richters, daß ſie von dem ganzen vernunft- und ehrenvergeßnen Unternehmen nichts gewuſt hätten. Sie ſagen, ſie könnten alle Verfaſſer jenes Pasquills nennen, indem ſie ihnen derjenige ſelbſt genannt, der das meiſte davon verfertigt, doch würden ſie dies nur im äuſſerſten Nothfalle thun. So viel muß man auch geſtehn, daß die Verfaſſer der Bemühungen beſtändig Pyra's poetiſchen Verdienſten Ge-

rechtigkeit widerfahren lassen, und selbst seinen frühen Tod beklagen. Indessen hat sich doch das falsche Gerücht, als wenn Pyra aus Aergerniß gestorben wäre, bis auf unsre Tage fortgepflanzt, indem noch Herr Ebeling in seinem Entwurfe einer Geschichte der teutschen Dichtkunst schrieb: Pyra starb durch die heftigen Anfälle seiner Gegner zu Tode geärgert. Aus andern Ursachen wäre es vielleicht möglich gewesen, daß Verdruß seinen Tod beschleunigt hätte, indem er zu Berlin selbst einen Feind hatte, der jedermann eine schlechte Meinung von ihm beizubringen suchte. Dies war Nathanael Baumgarten, dessen Trauerspiel, der sterbende Sokrates, von Pyra gründlich, doch freundschaftlich war getadelt worden. Dies erweckte Baumgartens Haß, welcher, weil er viel Ansehn hatte, ihm mancherley Verdruß zuzog. — Lange beweinte den Tod seines Freundes in einer Elegie; auch die Frau Langinn, die, wie Lange sagt, Pyra's Schülerinn in der Poesie war, machte eine kleine Ode auf seinen Tod.

Pyra war der zärtlichste Freund, die geringste Gütigkeit, die ihm erzeigt ward, rührte ihn im Innersten der Seele, er war dienstfertig, treu,

treu, und verſchwiegen, im Umgange aufgeweckt, und beſcheiden. Erinnerungen konnte er eben ſo willig annehmen, als freimüthig ertheilen. Seine Seele hatte die Hoheit, welche den Armen vor Niederträchtigkeit und kriechender Schmeicheley bewahrt.

Seine Poeſien wurden von Lange geſammelt, und, weil dieſer von den ſeinigen diejenigen hinzuthat, die der freundſchaftliche Umgang mit Pyra veranlaßt hatte, freundſchaftliche Lieder betitelt. Bodmer, durch deſſen Beſorgung die erſte Ausgabe zu Zürch 1743 herauskam, hielt es für rathſam, auf dem Titel und durchgängig für Pyra und Lange die arkadiſchen Namen Thirſis und Damon zu ſetzen, theils, weil ſie ihm poetiſcher klangen, theils, weil er glaubte, daß ſie den Vorurtheilen weniger ausgeſetzt wären. So heißt auch in den Gedichten Langens Gattinn Doris, und ſein Sohn Hylas. Da in dem hamburgiſchen Korreſpondenten eine unglimpfliche Anzeige dieſer Lieder erſchien, ſo ſchrieb Lange 1746 eine Beantwortung der Kritick über Thirſis und Damons freundſchaftliche Lieder, welche in dem 200 St. des H. K. vom Jahr 1745 anzutreffen iſt. Im Jahr 1749

beſorgte Lange ſelbſt zu Halle eine neue Auflage der freundſchaftlichen Lieder, wo nicht allein Lange von ſeinen eignen Gedichten mehrere hinzufügte, ſondern auch ungedruckte Aufſätze von Pyra hinzuthat — Gedanken über Langens horaziſche Oden, Freude über deſſen Wiederkunft, Empfindungen bey deſſen Hochzeit, Weiſſagung über deſſen neugebohrnen Sohn, Aufmunterung zum Lobe Gottes, Freude, Langen bald wieder beſuchen zu können, das Glück, das ſeine Freundſchaft gewährt, Empfindungen, als er ihm entgegen gieng, Angelobung der Treue, das ſind die Gegenſtände von Pyra's lyriſchen Gedichten in jener Sammlung, worauf ſtets eine Antwort von Lange beigefügt iſt. Unerachtet der Schäfernamen findet man doch die wahre ungekünſtelte Sprache der Freundſchaft darinnen. In Pyra's Gedichten leuchten hier und da Funken eines lyriſchen Feuers hervor, das vielleicht, wenn er länger, und in unſern Tagen gelebt hätte, in eine helle Flamme ausgebrochen wäre, da es jetzt nur einem auslöſchenden Lichte gleicht, das bald auflodert, bald ganz erſtirbt. Es gelingt ihm zuweilen der lyriſche Ausdruck, der damals in Teutſchland noch

ganz

ganz fremd war; es fehlt ihm nicht an glücklicher Kühnheit nach Maasgabe seiner Zeiten; er vermeidet das Wäßrichte, Fade, Schleppende, und strebt dem Erhabenen und Körnichten nach; er ist frey von dem Unedlen und Pöbelhaften, das vorher die teutschen Oden verunstaltete, und folgt den Grundsätzen eines bessern Geschmacks: er hat einige gute, damals neue, und manche wirklich horazische Bilder, verschiedne dichterische Züge, und glückliche Beiwörter; er dichtet endlich in Zeiten, wo man den Reim noch wesentlich für die Poesie hielt, meistens ohne Reime. Seine Zeitgenossen übertrieben zwar ihre Bewunderung, wenn sie ihn den teutschen Pindar nannten, aber immer war er doch über Pietsch und andre, die Gottsched für Pindare ausgab, unendlich weit erhaben. Wer da weiß, wie spät man in Teutschland einen wahren Begrif von der Ode bekommen hat, der wird sich nicht wundern, daß man Pyra's Gedichte als Oden prieß, ob sie gleich weder den Plan der Ode haben, noch die Bilder darinnen gehörig geordnet, sondern vielmehr nur hingeworfen sind. Man lasse ihn immer geschwätzig, ungleich, oft matt, nachläßig, prosaisch, unedel,

ſchwerfällig, rauh, unpolirt ſeyn, und verlange von den damaligen Zeiten nicht die die Korrekthelt, Geſchmeidigkeit, und Zierlichkeit der jetzigen. Man vergeſſe nicht, daß der Tod den Verfaſſer übereilte, und betrachte ſeine nachgelaſſenen Gedichte nur als Fragmente. Auf die freundſchaftlichen Lieder folgt ein neuer Anhang einiger Gedichte des ſeeligen Pyra, welcher aus folgenden Stücken beſteht: 1) Ode an den König von Preuſſen bey dem Antritt ſeiner Regierung, eine Ode von zehn Blättern. 2) Der Tempel der wahren Dichtkunſt, in fünf Geſängen, ein Gedicht, das zuerſt 1737 als ein Glückwunſch der obgedachten halliſchen Geſellſchaft zu Langens Beförderung nach Laublingen erſchienen war. Wahre Dichtkunſt iſt dem Verfaſſer nur diejenige, die ſich mit heiligen und ernſtern Gegenſtänden beſchäftigt, im Gegenſatz derjenigen, die zur Wolluſt ermuntert, wahre Dichtkunſt nur diejenige, die ſich nach den guten Muſtern des Alterthums bildet, im Gegenſatz derjenigen, die ſich Lohenſteinen, oder andre Geſchmacksverderber zu Muſtern wählt. Dergleichen epiſche Allegorien waren damals in unſrer Sprache noch etwas Neues, ſo daß Lange ſelbſt noch dieſes

Gedicht

Gedicht ein Lehrgedicht nannte. Die Dichtkunst führt den Verfasser selbst in ihren Tempel, im Vorhof sind die Künste und Wissenschaften, an den Säulen des Thors sind die Gesetze der Dichter aufgehängt, vier Quellen springen im Eingange, die eine heißt Reinigkeit, die andre Flüßigkeit u. s. w. Die Dichtungsarten stehen alle personifizirt im Tempel, z. E. die Ode:

Die Ode aber steht mit hohen Minen da,
Ein Lorbeer deckt ihr Haar, den Rücken aber Flügel,
Mit welchen sie sich oft bis zu den Sternen hebt,
Und in der Engel Chor an Gottes Throne singet.
Sie hasset allen Zwang, es fliegt ihr prächtig Kleid
Nachläßig um sie her, doch ziert sie das am meisten.

Im letzten Gesang werden nur diejenigen Dichter gerühmt, die geistliche Gegenstände gewählt. So heißt es von Opitz blos:

Und Opitz folgte ihnen,
Der bey der Krippen dich, du süßes Kind, gepriesen.

Sowohl wegen der Fiction, als wegen der aus epischen Dichtern nachgeahmten Gemählde war dies Gedicht eine merkwürdige Erscheinung in einer Zeit, wo man mit der epischen Sprache noch so unbekannt war. 3) Auf seine vorgehabte Uebersetzung des Virgil. 4) Auf der edlen Chlo-

ris Geburtstag an ihren Vater von Kroſigk. 5) Ueber der edlen Chloris Schweſter Stärke auf dem Klavier. 6) Grundriß eines Gedichts auf die Sündfluth an Amalien, ein Stück eines Briefes an eine Freundinn, die er ermuntern wollte, ein Heldengedicht über dieſen Gegenſtand zu machen. 7) Das Wort des Höchſten, eine Ode von vierzehn Blättern auf das unter dem Titel Licht und Recht herausgekommene Bibelwerk vom Doctor Lange, dem Vater des Dichters, war vorher einzeln erſchienen. Pyra ſtellt hier ein Chor Engel vor, das in der Höhe das Wort des Höchſten preiſet, und den Doctor Lange in einem andern Kreiſe, der hier auf Erden Gott für ſeinen Beiſtand danket. Hierauf erſcheint der Tempel Gottes in den Wolken, und es wird eine Stimme gehört, welche den Seegen ausſpricht. 8) Der erſte Geſang des obgedachten komiſchen Heldengedichtes Bibliorartarus, eine Satire auf einen in einen Studenten verwandelten Schüler, die bey ihrem niedrigen Stoffe einige gute Stellen hat. Bodmer gedenkt in einem Briefe an Langen (in S. G. Langens Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe Th. I. S. 184) noch zweier Gedichte von

Pyra

Pyra unter dem Titel Adad, und der meſſingne Degen, die aber beide verloren gegangen ſind. In eben jener Sammlung von Briefen Th. II. S. 97. gedenkt Herr Gleim eines Trauerſpiels Saul, das ſich noch unter Pyra's Gedichten gefunden habe. „Saul, ſchreibt er, iſt ſehr unvollkommen. Es fehlet wenigſtens die Hälfte „am Ende, und der Anfang gleichfalls. Es ſind „keine Namen der redenden Perſonen beigeſetzt, „und die Verſe ſind oft nur halb, und oft doppelt. „Dennoch möcht' ich gern etwas davon konſervi„ren. Ich will daher ſuchen, das Beſte in Ordnung zu bringen, und als Fragment etwa einmal herauszugeben." In den Beſchäftigungen auf dem Lande, die Lange 1777 herausgab, ſteht eine Nachleſe zu Pyra's Gedichten.

XVI.

Karl Friedrich Drollinger.

Karl Friedrich Drollinger ward zu Durlach den 26 December 1688 gebohren, in einem für

seinVaterland,und beſonders für ſeine Eltern traurigen Zeitpunkte, indem bald nach ſeiner Geburt Durlach von den Franzoſen verheert ward. Die Beängſtigungen ſeiner Mutter, die ihn ſelbſt ſäugte, legte vielleicht den Grund zu der ſchwächlichen Konſtitution, die ihm hernach in ſeinem ganzen Leben beſchwerlich war. Sein Vater war **Martin Drollinger**, damaliger Marggräflich Badenſcher Rechnungsrath, nachher Burgvoigt in der Herrſchaft Badenweiler, der 1718 ſtarb, ein Mann, der wegen ſeines Dienſteifers in Anſehn ſtand, und der unermüdet für eine gute moraliſche Erziehung ſeiner beiden Söhne ſorgte. Seine Mutter hieß Katharina Sibylle, gebohrne Müllerinn. Seine Eltern ſcheuten keine Koſten bey ſeiner Erziehung, hielten ihm beſondere Privatlehrer, die ihn in Sprachen unterwieſen, und ließen ihn durch die Prediger zu Mühlheim in der Religion unterrichten. Schon im ſiebzehnten Jahre war er tüchtig, nach Baſel auf die Univerſität zu gehen, wo er ſich den Rechten widmete, aber damit das Studium neuerer Sprachen, der Geſchichte, Phyſick, Philoſophie, und Mathematick um ſo mehr verbinden konnte, da er ſieben Jahre zu ſeinen akademiſchen Stu-

dien

dien anwenden durfte. Muſe, Gelegenheit, und Talente ſetzten ihn zu gleicher Zeit in den Stand, ſich die ausgebreiteſten Kenntniſſe zu erwerben. Im Jahr 1710 ward er Doctor der Rechte, und ſchrieb eine Diſputation de præſcriptionibus intergentes, die nur eigentlich die Skizze eines ausführlichen Werks über dieſen Gegenſtand ſeyn ſollte, das er auch geliefert haben würde, wenn ihn nicht andre Geſchäfte davon abgehalten hätten. Denn noch in demſelben Jahre ward er Regiſtrator des geheimen Archivs in Durlach, das in ſeinem damaligen zerrütteten Zuſtande einen geſchickten und arbeitſamen Mann erfoderte. Der Fleiß, den er auf die Anordnung deſſelben verwandte, brachte ihm auch ſchon nach zwey Jahren den Rang und Gehalt eines Sekretairs zuwege. Da der Hof ſeine Einſichten ſchätzte, ſo ward ihm auf die Anordnung der Bibliotheck, des Münzkabinetes, der Gemählde ſammlung, und des Kunſtkabinetes im Schloſſe übertragen. Im Jahre 1722 ernannte ihn der Marggraf zum Hofrath und legte ihm die damit verbundene Beſoldung bey. Vier Jahre nachher ward er nach Abgang des Archivars dem Archive mit dem Prädikate eines geheimen Archiv-

chivhalters vorgesetzt. Zu dieser Stelle war er, wie gebohren. Denn er gab dem Archive eine ganz neue Gestalt, schafte das Verlorne wieder herbey, ergänzte die Lücken, und entzifferte die verblichenen Urkunden. Um diese desto besser erklären zu können, entwarf er sich ein Glossarium über die alte Sprache von Rudolph von Habsburg Zeiten an, wobey ihm seine Kenntnisse der altteutschen Dialekte, Geschichte, und Rechte zu statten kam. Dieses Glossarium kaufte hernach der Marggraf von seinen Erben, und befahl es als einen Schlüssel des Archivs aufzubewahren. Die anhaltende Arbeit aber, die die Umschaffung des Archivs anfangs erfoderte, zog Drollingern das einseitige Kopfweh zu, das ihn hernach immer plagte. Seine Station brachte es mit sich, daß er in wichtigen Fällen Deductionen für das Badensche Haus ausarbeiten muste, und auch hierinnen leistete er demselben wichtige Dienste.

Eine von seinen vornehmsten Erhohlungen war die Dichtkunst. Bey seinen ersten Versuchen bequemte er sich nach der damals herrschenden Mode, und dichtete in der Manier des Hofmannswaldau und Lohenstein. Einer seiner

ver-

vertrauten Freunde, der Professor Bernoulli zu Basel ermunterte ihn, statt jener Poeten lieber den Canitz und den Besser zu lesen, und brachte ihn allmählig von der Neigung zum Unnatürlichen zurück. Das älteste Datum in seinen gedruckten Gedichten ist das vom Jahr 1718 über den Tod seines Vaters. Sonst verfertigte er zwar in der Jugend mehr Gedichte, als in den letzten zwanzig Jahren, aber dennoch verwarf er in der Folge fast alle seine frühern poetischen Aufsätze. Eine Ode zum Lobe der Gottheit von ihm ward 1733 ohne sein Vorwissen an die teutsche Gesellschaft in Leipzig geschickt, die ihn drauf unter ihre Mitglieder aufnahm. Von der Zeit an lieferte er verschiedene Beiträge zu den Schriften und Uebersetzungen dieser Gesellschaft. In jenen Zeiten waren Zürch und Leipzig noch einig, daher auch Drollinger in seinen Gedichten S. 97 auf einer Seite Bodmern und Gottscheden lobt. Geschäfte, Kopfweh, und plötzlicher Tod vereitelten bey ihm noch manches poetische Vorhaben. So wollte er noch mehrere Psalmen übersetzen, insbesondre aber ein Lehrgedicht über den Menschen schreiben; doch, ohne sich Popen dabey zum Muster zu nehmen. Er

las

las nach und nach alle die vornehmſten Dichter in ihren Originalſprachen, nur die Kenntniß der griechiſchen gieng ihm ab. Dies bedauerte er oft, und er würde gewiß auch noch dieſe Sprache in ſeinen männlichen Jahren erlernt haben, wenn er Muße dazu gehabt hätte.

Naturgeſchichte, und vornemlich Botanick war nächſt der Poeſie ſein liebſter Zeitvertreib. Er unterſuchte in Geſellſchaft des Profeſſor Städelin die Beſtandtheile der merkwürdigſten Pflanzen, und machte ſich nicht blos bekannt, was andre darüber geſchrieben, ſondern konnte auch oft ſeinen Freunden eigne Entdeckungen darinnen mittheilen. Manche ſeiner Nebenſtunden widmete er auch der Betrachtung von Mahlereien, die er gleich einem Künſtler zu beurtheilen wuſte. Er erlangte dieſe Kenntniß durch genauen Umgang mit einem berühmten Baſeler Mahler, Johann Rudolph Huber. Oft machte er ſich einen nützlichen Zeitvertreib mit alten und neuen Münzen, in deren Erklärung er eine ſolche Geſchicklichkeit erlangte, daß ſelbſt große Numismaticker ihn deswegen bewunderten. Beſonders war ihm die Anordnung und Ergänzung des fürſtlichen Münzkabinetes angelegen. Von den Mün-

zen der mittlern und neuern Zeiten hatte er eine so groſse Menge durchforscht, daß er deren bey fünftausend selbst in Gyps abdruckte, welche Abdrücke nach seinem Tode für das fürstliche Kabinet erkauft wurden. Er hinterließ auch ein Manuscript von der Nutzbarkeit und Kenntniß der neuern Münz- und Schaustücke. Kurz, seine immer wachsende Liebe zu den schönen Künsten breitete sich über alle Meisterstücke derselben aus, und sein Geschmack in denselben ward so berühmt, daß nicht nur Fürsten, sondern selbst Künstler zu ihm reisten, nicht sowohl die ihm anvertrauten Seltenheiten zu sehn, als sich mit ihm darüber zu unterreden.

Sein Fürst pflegte ihn selbst mit dem Namen des Eifrigen zu bezeichnen. Als der Marggraf in Kriegsunruhen nach Basel flüchten muste, leistete Drollinger unter seinen Augen die wichtigsten Dienste, doch ohne Geräusch. Man bemerkte seinen Einfluß in alle Geschäfte, nicht seine Mühe. Dafür wurde ihm, gleich den übrigen Räthen, Sitz und Stimme in der Regierung übertragen. Zwar wollte der Fürst mehrmals seinen Diensteifer mit einem höhern Karakter belohnen, aber er lehnte es aus Bescheidenheit ab. So

wurde

wurde ihm im Jahr 1727 die Stelle eines Lehnprobſtes angetragen, die er aber zu Gunſten eines Freundes ausſchlug. Vier Jahre vor ſeinem Tode ſollte er den Titel eines geheimen Hofraths erhalten, aber er verbat es ſich. Dafür ward ihm ſeine Beſoldung beträchtlich erhöht, wie ihm dann der Fürſt häufige Proben ſeiner Gnade, und ſeines Zutrauens gab. Er brauchte ihn zu vielen geheimen Aufträgen, und ließ durch ihn ſein Teſtament entwerfen. Drollinger war es, welcher den Rath gab, für das fürſtliche Archiv ein Gebäude zu Baſel zu errichten, um es vor Krieg und Feuer zu ſichern, und unter ſeiner Aufſicht kam ein prächtiger Bau daſelbſt zu Stande.

Für Baſel behielt er immer eine vorzügliche Liebe. Er diente den Einwohnern in wichtigen Prozeſſen unentgeldlich, und nahm ſich ihrer, ſo viel er nur konnte, bey ſeinem Fürſten an. Er prieß ſich glücklich, weder Zeit, noch Geld auf Reiſen verloren zu haben, weil er ſonſt Baſel weniger hätte genießen können. Vornemlich deswegen ſchlug er anſehnliche Beförderungen aus, weil ſie ihn von Baſel entfernt haben würden. Auch war er daſelbſt, obgleich in fremden

Dien-

Dienſten, in der gröſten Achtung, und bey allen Einwohnern beliebt. Mit ihm in Verbindung zu ſtehn, diente ſchon zur Empfehlung, und ihn nicht zu kennen, ward für Schande gehalten.

Er ſtarb unverheirathet den erſten Junius 1742, da ihn ein Steckfluß überfiel, oder, wie einige glaubten, ihm ein Geſchwür im Kopfe aufgieng. Doch hatte er ſchon ſeit geraumer Zeit eine ſo plötzliche Todesart ſelbſt vermuthet. Ein allgemeines Schrecken verbreitete ſich, als ſein Tod kund ward, durch die ganze Stadt, und jeder beklagte ihn, als wenn er in ihm einen Freund verloren hätte.

Er war ein ſehr frommer Mann, und ſeine Ehrfurcht gegen Gott beweiſen ſeine Gedichte. Er las überhaupt ſehr gut, aber dann am beſten, wenn er etwas zum Lobe der Gottheit vorlas, hier gab ſein Ton einer jeden Sylbe Kraft und Leben. Sorgfältig vermied er alles, was ihm in Religionsſachen Streit, oder Verdacht hätte zuziehen können. Er war friedlich in Urtheilen über Sachen, die nicht das Weſen der Religion betreffen, und befliß ſich dafür einer thätigen Moral. Stets beſtimmte er etwas Gewiſſes von ſeinen Einkünften zu Wohlthaten, die er auf

die edelste Art austheilte. Sein Herz war zur Freundschaft gemacht, diejenigen aber, mit denen er am vertrautesten umgieng, waren der Ritter Schaub, der sich an vielen Höfen als ein geschickter Staatsmann bekannt gemacht hatte, der Scholarche Raillard, der Staatskanzler Christ, der Professor Bernoulli, der Hofrath Mangold, der geheime Rath Burkard, der Mahler Huber, der Professor Stähelin, der Doctor Burtorf, der Pfarrer Burtorf, der Pfarrer Beuter, und der (auch durch Gedichte bekannte) Professor Spreng.

Dieser letztere gab seine poetischen Werke unter dem Titel heraus: Herrn K. F. Drollinger's Gedichte samt andern dazu gehörigen Stücken, wie auch einer Gedächtnißrede auf denselben ausgefertigt von J. J. Spreng, Basel, bey Mechels Wittwe, 1743, 8°. Voran steht das Bildniß des Dichters von Heumann nach Huber gestochen. Die Sammlung ist in zwey Theile eingetheilt. Der erste Theil enthält die von dem Verfasser selbst gesammelten Gedichte, die er noch kurz vor seinem Tode dem Spreng übergeben, daß er sie nach seinem Absterben herausgeben sollte. Auf sein ausdrückliches

liches Verlangen verbeſſerte Spreng einige Stellen darinnen. Denn Drollinger war ſie mit ihm Zeile für Zeile durchgegangen, und wuſte, wie vertraut Spreng mit ſeiner Denkungsart und Manier war, weil ſie oft gemeinſchaftlich mit einander gearbeitet hatten. Der zweite Theil begreift die aus Drollinger's hinterlaßnen Papieren gezognen Aufſätze, die vornemlich der Pfarrer Burtorf dem Herausgeber mittheilte. Spreng ſagt von dieſem Theile in der Vorrede: „Die Sammlung würde, wenn ſie unter den „Augen des Verfaſſers ſelbſt hätte geſchehen kön„nen, um ein merkliches kleiner ausgefallen „ſeyn, und wir würden viele Stück von ſeiner „Hand haben entbehren müſſen, die er wegen „eines gar zu zärtlichen poetiſchen Gewiſſens ganz „unterdrücken, oder doch ändern wollte, und „deren er ſich doch nicht zu ſchämen hatte.“ Die Gedächtnißrede, die Spreng 1743 in einem akademiſchen Hörſaale zu Baſel gehalten, iſt die Quelle meiner Nachrichten geweſen.

In dem erſten Theil findet man: 1) Geiſtliche und moraliſche Gedichte theils in lyriſchen, theil in didactiſchen Sylbenmaaſen. Die Oden zum Lobe der Gottheit, über die Unſterb-

lichkeit der menſchlichen Seele, und über die göttliche Vorſehung ſind darunter die vornehmſten. Die Ode über die Unſterblichkeit fängt alſo an:

Regentinn meiner Leibeshütte,
Ich eile nun zu langer Ruh.
Dem Körper naht mit ſchnellem Schritte
Die Herrſchaft der Verweſung zu.
Kaum ſtößt annoch des Herzens Höhle
Das halb verrauchte Lebensöhle
Mit müden Schlägen langſam aus.
Die Muskeln ſind entſpannt, und ſchwinden,
Der Sinnen ſchwächliches Empfinden
Verkündigt ſchon der Fäulniß Graus.

Drey Pſalmen ſind paraphraſirt. In didactiſchen Sylbenmaaſen ſind z. E. die Gedanken bey einem Spaziergange, und die Betrachtungen über die Religionsſpötter. Auch ſteht hier ein proſaiſcher Aufſatz, den der Verfaſſer 1726 in den Hamburgiſchen Patrioten einſchickte, und der einen Traum enthält. 2) Vermiſchte Gedichte. Viele davon ſind didactiſch. So wird bey Gelegenheit einer Hiacinthe eine Betrachtung überhaupt über das Wachsthum der

Pflan-

Pflanzen angeſtellt. In dem Gedichte an Huber werden die Reitze der Mahlerey geſchildert, in dem Gedichte an ſein Vaterland ſind die Schickſale deſſelben erzählt. Doch kommen auch eine Ode, ein Paar Sonnette, und ein poetiſches Sendſchreiben vor. 3) Leichen- und Troſtgedichte. Eines darunter über den Tod von Haller's Mariane, beweiſt die Freundſchaft zwiſchen den beiden Dichtern. 4) Sinnſchriften, und dergleichen kleine Gedichte. Darunter iſt ein Grablied auf einen Rattenfänger, der mit Alexandern verglichen wird. Dies Gedicht könnte unter den Romanzen der Teutſchen ſtehn. 5) Fabeln und Ueberſetzungen. Drey Fabeln ſind von des Verfaſſers eigner Erfindung. Eine hat er dem Horaz, zwey Lafontaine nacherzählt. Eine Erzählung aus Popens Verſuchen, und eine aus Boileau's Dichtkunſt iſt frey nachgeahmt. Auſſer einer Ode des Horaz, ſind noch einige Kleinigkeiten in Verſen überſetzt. 6) Pope Verſuch von den Eigenſchaften eines Kunſtrichters, in Proſa überſetzt, ſtand vorher 1741 in der Zürcher Sammlung kritiſcher, poetiſcher, und andrer geiſtreicher Schriften im erſten Stück. — Der zweite Theil beſteht aus folgenden Stükken.

ken. 1) Leichen- und Troſtgedichte. 2) Vermiſchte Gedichte, worunter eines von der Tyranney der teutſchen Dichtkunſt überſchrieben iſt, und von den Schwierigkeiten der teutſchen Verſifikation handelt. 3) Unvollkommne Gedichte, die der Herausgeber beſſer ungedruckt gelaſſen hätte. Das merkwürdigſte darunter iſt ein kleiner Anfang von einer poetiſchen Ueberſetzung des Pultes von Boileau. 4) Proſaiſche Briefe, die nicht viel Wichtiges enthalten. 5) Anhang einiger fremder, Drollingern betreffenden Stücke. 6) Trauer- und Lobgedichte auf Drollinger, worunter die von Brockes und Bodmer die vornehmſten ſind.

Viele gute und edle Gedanken in einem paſſenden und fließenden Ausdruck findet man in Drollinger's Werken. Mehr ſanfte, als feurige, mehr richtige, als ſtarke Stellen laſſen ſich daraus auszeichnen. Hätte er ſich ganz dem Lehrgedichte, oder auch der komiſchen Poeſie gewidmet, ſo würde er vielleicht noch geleſen werden, da man jetzt nur ſeine Verdienſte in Beziehung auf ſeine Zeiten ſchätzt. Seine ſogenannten Oden ſind leere Deklamationen, und gränzen zu ſehr an die Proſa.

XVII.

XVII.

Johann Elias Schlegel.

Johann Elias Schlegel ward zu Meißen den 28 Jänner 1718 gebohren. Sein Vater war Johann Friedrich Schlegel, Kurſächſiſcher Appellationsrath, und Stiftſyndikus zu Meißen, und ſeine Mutter Ulrike Rebecke, eine Tochter des Superintendent Wilkens zu Meißen. Bis in ſein funfzehntes Jahr ward der junge Schlegel durch Privatlehrer unterwieſen. Da er ſah, daß einer davon, ein gewiſſer Magiſter Senf, in ſeinen Nebenſtunden den Plautus las, ſo konnten ihn keine Schwierigkeiten abhalten, ihn auch für ſich zu ſtudieren. Schon im zwölften Jahre, da ihm Hankens und Neukirchens Reime in die Hände fielen, fieng er an, teutſche Verſe zu machen. Vortreflich vorbereitet, ward er auf die berühmte ſächſiſche Schule Pforta bey Naumburg geſchickt, wo er ſogleich in die oberſte Klaſſe geſetzt wurde. Von der ſechs Jahren, die ein

Schüler hier zubringen muß, war er vier Jahre in der obersten Klasse, wobey er stets die Aufsicht über einen aus den untern Klassen, und unter andern über seinen eignen Bruder Johann Adolph Schlegel führen muste, und in den letzten beiden Jahren war er der erste in der ganzen Schule. Seinen Lehrern auf dieser Schule, besonders dem Rektor Freytag, hatte er eine vertraute Bekanntschaft mit der klassischen Litteratur zu danken. Dazu kamen würdige Freunde, die er hier fand, mit denen er wetteifern, und deren Kritick er benutzen konnte, z. E. Krause, Geyer, Schröter, und vornemlich der jetzige Herr Direktor Heinze zu Weimar.

Doch den meisten Nutzen brachten ihm die Erinnerungen seines eigenen Vaters, der gute natürliche Fähigkeiten mit Freimüthigkeit in Urtheilen, und mit Einsichten in allen Theilen der Gelehrsamkeit verband, der die Poesie liebte, selbst Verse machte, und bey allen seinen vielen Arbeiten sich mit nichts lieber beschäftigte, als mit den Studien seiner Kinder. Er pflegte immer von ihnen Rechenschaft darüber, meistens in lateinischen Briefen, zu fodern, und ihnen ausführlich, oft in ganzen Abhand-

handlungen, zu antworten. Er gab ihnen allerley Proben auf, und beurtheilte ſie. Er überließ es ihnen, ſelbſt Entwürfe über die Einrichtung ihres Studierens zu machen, warnte ſie aber vor denen dabey gewöhnlichen Fehlern. Weil ſein Vater die Bienenzucht ſehr liebte, ſo unternahm der junge Schlegel ſchon 1735 eine poetiſche Ueberſetzung des vierten Buches von Virgil's Georgikon, die er aber in dem folgenden Jahre immer wieder umarbeitete. Dieſe Unverdroſſenheit im Umarbeiten iſt eines mit von den Mitteln, wodurch er eine vorzügliche geſchmeidige Verſifikation erlangte. Kaum rieth ihm ſein Vater, die Briefe des Horaz zu ſtudieren, ſo überſetzte er ſogleich ſehr viele davon, und verbeſſerte die Ueberſetzung da, wo es ſein Vater für nöthig fand. Auf Anrathen deſſelben überſetzte er auch 1737 die Cyropädie des Xenophon.

Von der Lektüre der griechiſchen Dichter befeuert, machte er ſchon auf der Schule eine proſaiſche Ueberſetzung von der Electra des Sophokles. Kaum hatte er den Euripides geleſen, ſo verfertigte er nach demſelben und mit Hülfe von Gottſched's Dichtkunſt ein eignes Trauerſpiel Hekuba, dem er in der Folge den Titel

die Trojanerinnen gegeben. So veranlaßte ihn ferner die Iphigenia des Euripides, ein Trauerspiel, die Geschwister in Tauricn, zu schreiben, das er hernach Orest und Pylades nannte. Alle diese Versuche wagte er ohne Beistand, ja ohne Vorwissen seiner Lehrer. Seine Schulfreunde vereinigten sich einst, diese Stücke unter sich aufzuführen, welches aber wegen der Verfassung der dortigen Schule so heimlich als möglich in einer abgelegenen Zelle geschehen muste. Sein Bruder Johann Adolph Scheegel beschreibt in einer Anmerkung zum Batteux S. 50. den Enthusiasmus, womit er seine Trauerspiele ausarbeitete, folgendermaßen: „Tiefsinn und Feuer „blickten alsdann aus seinen Augen. Seine ganze Brust war in Arbeit, sie athmete schneller, „ihr Athmen gieng in ein, obwohl nicht wildes, „doch lebhaftes Schnauben über. In diesem Zustande goß er seine Verse in vollem Strome oft „zu Hunderten hin. Aber oft strich er des Morgens drauf mehr als die Hälfte durch, oder zog „sie enger zusammen, oder achtete es nicht, sie „zu dreißigen, vierzigen wieder umzuschmelzen, „und zwar in gleicher Begeisterung, die sich im „Durchlesen, wenn ihm hier und da eine neue

„Idee

„Idee aufstieß, schnell wieder entzündete. Denn „auch für sich allein durchlas er seine Verse mit „eben dem Feuer, mit welchem er sie nieder„schrieb, und im Ausbessern war er unermüdet.“ Das letztere bezeugt auch Gellert, wenn er (Werke Th. X. S. 41) sagt: „Schlegel stritt „von Herzen, wenn man seine Gedichte tadelte, „gieng mit dem Trotze eines Poeten hinweg, der, „was gut wäre, besser, als seine Kunstrichter, „zu empfinden glaubte, kam in einigen Stunden „demüthig zurück, und hatte die mit großer „Hitze vertheidigten Stellen alle glücklich geän„dert. Er las seine Verse gern vor, um Kritik„ken darüber zu hören, deklamirte aber nicht „zum besten.“

Unter seinen Mitschülern war Schlegel wegen seiner dramatischen Versuche in großem Ansehn; ja einige suchten sogar seine Nachahmer zu werden. So schrieb ein gewisser Schell eine Dido, da dies Stück aber sehr schlecht ausfiel, so veranlaßte dies Schlegeln, auch ein Trauerspiel aus dieser Geschichte zu verfertigen. Auch noch auf der Schule schrieb er ein kleines episches Gedicht: Bemühungen Irenens und der Liebe. Ueberhaupt hatte Schlegel schon in seiner

ner Jugend ein gesetztes Wesen über seine Jahre, und selbst in seiner Freundschaft herrschte ein gewisser Ernst.

Seine dramatischen Arbeiten wurden, ehe er noch die Schule verließ, auch ausserhalb bekannt, und z. E. die Geschwister in Taurien im Anfang des Jahres 1739 zu Leipzig aufgeführt. Doch kannte er schon damals die Mängel dieser jugendlichen Versuche so sehr, daß er am Ende seiner Schuljahre die Hekuba ganz vernichtete. Er setzte sich auf die Art ausser Stand, sie umzuarbeiten, wie er nachher bey reiferer Ueberlegung wünschte, bis er erfuhr, daß ein Freund eine Abschrift davon behalten hatte, die er hernach bey den Trojanerinnen zum Grunde legte.

Im Jahr 1739 zu Ostern gieng er auf die Universität Leipzig. Hier hörte er unter andern den großen Philologen Christ den Plautus erklären. Doch hatte er auch hier seinem Privatfleiße das Meiste zu danken. Er hatte seinem Vater, der eine große Vernachläßigung der höhern Wissenschaften von ihm fürchtete, versprechen müssen, die Poesie einige Zeit ruhen zu lassen, und sich fürs erste der Philosophie, Geschichte, und Rechtsgelehrsamkeit mit allem

Fleiße

Fleiße zu widmen. Hierinnen folgte er ihm aufs genaueſte, und ſtudierte emſig die juriſtiſchen Werke, deren Lektüre ihm ſein Vater anrieth. Allerdings entſtand zuweilen ein Kampf in ihm zwiſchen der Neigung zur Poeſie, und der Pflicht, die Rechte zu erlernen, worüber er ſelbſt in einer Epiſtel an einen Schulfreund Krauſe (Werke Th. IV. S. 63.) ſagt:

Ein Jahr lang wollt' ich mich des Reimens ganz begeben,
Der Dichtkunſt mich entziehn, und nur den Rechten leben,
Doch nun beſchließet kaum der Mond den dritten Lauf,
So wacht der alte Trieb im Herzen wieder auf.

Er konnte ſich indeſſen nicht enthalten, zuweilen zu der Lektüre der Alten zurückzukehren, er verfertigte ſogar eine Ueberſetzung von des Cicero rhetoriſchen Büchern an den Heremius.

Sein Vater erließ ihm noch vor Ende des Jahres 1739 ſeine Zuſage in Anſehung der Poeſie, und er verbeſſerte daher noch in dieſem Jahre ſein Trauerſpiel die Geſchwiſter von Taurien, das er nun Oreſt und Pylades nannte.

Im

Im Jahre 1740 ward er mit Gottscheden genauer bekannt, den er schon über die Philoso-phie gehört hatte, und dessen Ruhm damals noch in vollem Flore stand. Gottscheden war nichts angenehmer, als junge Dichter mit sich zu verbinden, und da er gerade damals eine teutsche Schaubühne herausgeben wollte, so muste ihm Schlegel's Bekanntschaft sehr erwünscht seyn. Gottsched wollte seiner Schaubühne eine Ueber-setzung von Aristoteles Dichtkunst voranschicken, und zur Erläuterung ein griechisches Trauerspiel beifügen. Da er nun hörte, daß Schlegel schon sonst an einer Uebersetzung von der Electra des Sophokles gearbeitet habe, so verlangte er von ihm eine Uebersetzung dieses Stücks in reimlosen Versen. Aber Schlegel verfertigte sie dennoch in gereimten, theils, weil die reimfreien damals noch wenig Beifall fanden, theils, weil er selbst den Reim liebte. Gottsched behielt diese Ueber-setzung, da das Vorhaben mit dem Aristoteles unterblieb, lange bey sich, bis sie der Verfasser 1747 zurückfoderte. In Gottsched's kritischen Beiträgen erschien 1740 ein poetischer Brief, von Schlegel an Gottsched gerichtet. Die Veranlassung dazu waren die unbilligen Urtheile, die Mau-

villon

villon in ſeinen Lettres ſur les François et les Allemands über das Genie, und den Witz der Teutſchen gefällt hatte. Als er ſich einſt mit Gottſched über ein Trauerſpiel Lukretia unterredete, das Koppe, der ſchlechte Ueberſetzer des Taſſo, an Gottſcheden geſchickt hatte, und worinnen keuſche Ohren ſehr oft beleidigt wurden, behauptete Gottſched, die Schuld läge an dem Sujet, das ſich ſchwerlich anders behandeln lieſſe. Um das Gegentheil darzuthun, machte Schlegel ſelbſt einen Entwurf zu einem andern Trauerſpiele über dieſe Geſchichte. So erzeigte er ſich Gottſcheden gefällig, und ehrte ſeinen Eifer für die teutſche Poeſie, ohne ſein Lehrling zu ſeyn. Er hörte nicht einmal Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften bey ihm, ob er gleich Mitglied einer unter ihm ſich übenden Rednergeſellſchaft war.

Schon 1740 ward der Entwurf zu einem Trauerſpiel aus der teutſchen Geſchichte gemacht. Denn ſchon damals fühlte es Schlegel, daß dieſe für uns mehr Nationalintereſſe haben muſte, als die griechiſche und römiſche Hiſtorie. Er wählte die Geſchichte Hermann's, nannte das Stück aber damals noch Arminius.

Sein

Sein Vater ermunterte ihn um dieſe Zeit zu dem pragmatiſchen Studium der Geſchichte, und entwarf ſelbſt einen Plan, wie die Hiſtorie zu lernen wäre, den ſich der Sohn zur Richtſchnur wählte. Er hörte bey Maskow die Reichsgeſchichte, und las für ſich die beſten Werke darüber, ja, er machte in einem Aufſatz über den Karakter Kaiſer Konrad III. einen eignen Verſuch, die Triebfedern menſchlicher Handlungen zu beurtheilen. Als er in der Geſchichte von Konrad III. auf ſeinen Nachfolger Friedrich kam, ſo wählte er ſich den berühmten Gegner deſſelben Heinrich den Löwen zu einem Gegenſtand der epiſchen Poeſie, zu der er ſchon längſt eine Neigung hatte. Er fieng 1742 ein Heldengedicht über dieſen Gegenſtand an, und kam in der Folge bis in das zweite Buch deſſelben. Weiter aber fuhr er nachher nicht fort, weil unterdeſſen der Anfang der Meſſiade erſchienen war, und er die Meinung hegte, es komme bey der Epopee viel darauf an, der erſte bey einer Nation in dieſer Gattung geweſen zu ſeyn.

Im Jahre 1741 verſuchte er ſich zuerſt in der Komödie, und ſchrieb ein Nachſpiel die entführte Doſe, das zu Leipzig mit Beifall aufgeführt

führt ward, und das er dennoch bey einer genauern Reviſion des Druckes unwerth fand. Bald hernach ſchrieb er ein größeres Luſtſpiel: Der geſchäftige Müſſiggänger, das aber erſt 1743 im vierten Bande der Gottſchediſchen Schaubühne im Druck erſchien.

Eine andre Komödie: Die Pracht zu Landsheim, verfertigte er im Jahre 1742. Als er ſie aber, ſeinem Vater, wie alles zur Kritick übergab, befürchtete dieſer nach ſeiner Abneigung gegen alle Satire, daß man bey der natürlichen Schilderung der Karaktere in dieſem Stücke irgend eine perſönliche Abſicht muthmaßen möchte. Sogleich faßte Schlegel den Vorſatz, das Luſtſpiel zu unterdrücken, wirklich eine groſſe Verläugnung von einem jungen Dichter! Auch arbeitete er noch zu Leipzig an einer Komödie, die drey Philoſophen, die aber immer Fragment geblieben iſt.

Die Manuſcripte jener Stücke waren in die Hände mehrerer Perſonen, und alſo auch der Theaterprinzipalinn Neuberinn gerathen, die z. E. den Hermann aus dem Manuſcripte aufführte. Sie bekam hierauf Luſt, Schlegel's Stücke in ihrer erſten rohen Geſtalt, mit denen Verän-

derungen, die die Schauſpieler eigenmächtig damit vorgenommen hatten, mitten unter elendem Zeuge von ihrer eignen Fabrick drucken zu laſſen. Daher faßte der Verfaſſer ſchon damals den Entſchluß, ſeine theatraliſchen Werke ſelbſt zu ſammeln, aber die Begierde, ſie zu verbeſſern, verzögerte für jetzt noch die Ausführung.

In ſeinen Univerſitätsjahren lieferte Schlegel auch verſchiedne kritiſche Beiträge zu Gottſchediſchen Journalen, zu den Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der teutſchen Sprache, Poeſie, und Beredſamkeit, und zum Büchersaale; z. E. über die Nachahmung, über die Komödie in Verſen u. ſ. w. die ſich unter den Gottſchediſchen Sachen ſehr auszeichneten, und Beweiſe eignen Nachdenkens waren. So nahm er auch an denen ſeit 1741 von dem Gottſchedianer Schwabe herausgegebenen Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes Antheil, aber ohne an den Gottſchediſchen Streitſchriften, die darinnen erſchienen, Theil zu nehmen. Er ward dadurch ſo wenig Gottſchedianer, als Rabener, Gellert, und Käſtner, wovon die zwey letztern zu Schlegel's Freunden gehörten. Poetiſche

Briefe

Briefe, und anakreontiſche Oden waren es vornemlich, was er zu dieſer Monatsſchrift beitrug.

Mit ſo vielfältigen Arbeiten brachte er die kurze Zeit ſeines akademiſchen Lebens hin. Denn er war nicht über viertehalb Jahr in Leipzig, und doch las er dabey die beſten Bücher in der Geſchichte, und Rechtsgelehrſamkeit, und trieb die franzöſiſche, engliſche, und italieniſche Sprache. Er haßte (wie uns Gellert in ſeinen Werken Th. X. S. 40 erzählt) beinahe die Pandecten, aber ſeinem Vater zu Gefallen zwang er ſich, und trieb ſie mit ſolchem Eifer, daß, als er ſich examiniren ließ, Rechenberg ihm eine öffentliche Unterſtützung verſprach, wenn er Doctor werden wollte. Dies alles konnte er nur dadurch leiſten, daß er, um ungeſtört alle Stunden zu benutzen, Herr ſeiner Zeit zu bleiben ſuchte, auſſer, daß es im letzten Jahr ſeine Umſtände erfoderten, eine Art von Hofmeiſterſtelle anzunehmen, deren er ſich doch ſobald als möglich wieder entledigte. Vom Jahr 1741 an muſte er ſeinem Bruder Johann Adolph Schlegel mit Rath beiſtehn, der nun auch auf die Univerſität kam, aber dies that er mit Vergnügen, nicht allein aus brüderlicher Liebe, ſondern

auch, weil ihnen die Liebe zu den schönen Wissenschaften gemein war.

Gegen das Ende des Jahres 1742 that er alles, was erfodert ward, um mit den gewöhnlichen Proben des Fleißes in der Rechtsgelehrsamkeit die Universität zu verlassen, und sich zu einer Beförderung in seinem Vaterlande den Weg zu bahnen, als ihn die Vorsehung andre Wege leitete. Der sächsische geheime Kriegsrath von Spener, der zum Gesandten am dänischen Hofe ernannt war, verheirathete sich damals mit der Wittwe eines Vatersbruders von Schlegel. Diese Verwandschaft, und die Geschicklichkeiten des jungen Schlegel bewogen den Herrn von Spener, ihn als seinen Privatsekretair mit nach Koppenhagen zu nehmen, welches im Anfang des Jahres 1743 geschah. Auf der Reise nach Dännemark lernte Schlegel mehrere Dichter kennen, besonders aber den Herrn von Hagedorn zu Hamburg, mit welchem er in der Folge einen vertrauten Briefwechsel unterhielt. In diesem Jahre 1743 erschien das Trauerspiel Hermann in der Gottschedischen Schaubühne.

In Koppenhagen beschäftigte er sich gleich nach seiner Ankunft mit Erlernung der dänischen Spra-

Sprache, worinnen er es in kurzem weit brachte. Er erwarb ſich das Vertrauen verſchiedner würdigen Gelehrten daſelbſt, und den Zutritt zu vortreflichen Bibliothecken, die er beſonders dazu benutzte, alles zu leſen, was die Geſchichtſchreiber des mittlern Zeitalters von Heinrich dem Löwen melden, weil er immer noch den Vorſatz hatte, ihm zum Helden einer Epopee zu machen. Bey allen Geſchäften, die ihm ſein Beruf auferlegte, und bey den Zerſtreuungen, die eine ſo groſſe, und ihm ſo neue Stadt, wie Koppenhagen, verurſachte, blieb er doch der Poeſie getreu.

Als 1744 ſich die in der Geſchichte unſrer Dichtkunſt ſo merkwürdige Geſellſchaft vereinigte, die die bremiſchen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes herausgab, ward Schlegel unerachtet der weiten Entfernung mitzuarbeiten eingeladen, und er ſchickte wirklich verſchiedene Gedichte und proſaiſche Aufſätze dazu ein. In demſelben Jahre wagte er es, nachdem er in Dännemark Sprache, Verfaſſung, Geſchichte, Menſchen, und Sitten durch Lektüre und Umgang kennen gelernt hatte, ſeine Anmerkungen darüber in einer Wochenſchrift, der

Fremde betitelt, vorzutragen. Der Herausgeber seiner Schriften merkt an, daß ihm Prosa viel saurer, als Poesie, geworden sey.

Bey einer Reise, die er in Begleitung des dänischen Hofes 1745 nach Holstein that, hatte er Gelegenheit, Hagedornen nochmals zu sprechen, und eine noch engere Freundschaft mit ihm zu errichten. Durch Hagedorn's Vermittlung fieng sich damals ein Briefwechsel zwischen Schlegel und Bodmer an, der bis dahin alle, die an den Belustigungen Theil genommen, für Gottschedianer angesehen hatte. Schlegel überschickte ihm jetzt einige seiner Trauerspiele zur Kritick. Sonst vollendete Schlegel 1745 eine von Gärtner angefangene poetische Uebersetzung von dem Glorieux des Destouches.

Im Jahr 1746 kehrte Schlegel mit neuem Eifer zu der dramatischen Poesie zurück. Mit der dänischen Geschichte nun gnugsam bekannt, wählte er er sich aus derselben einen Stof zu einem Trauerspiele, die Geschichte des Königs Kanut. Er arbeitete es aus, als er im Sommer auf einem Landgut bey Koppenhagen war, und ließ es mit einer Anrede an König Friedrich V. der damals den Thron bestieg, drucken. Es

ward

ward von Jakob Graich, aber ſchlecht, ins Däniſche überſetzt. Mit Gieſecke gab er gemeinſchaftlich heraus: Sammlung einiger Schriften zum Zeitvertreib des Geſchmacks, worinnen folgende Schauſpiele überſetzt ſtanden: Der Klätſcher von Voltaire, Deucalion und Pyrrha vom Sainfoix, die Mündel von Fagan, und die Melanide von la Chauſſee.

Endlich führte Schlegel das längſt gehabte Vorhaben, eine eigne Sammlung theatraliſcher Schriften herauszugeben, aus. Unter dem Titel theatraliſche Werke erſchienen 1747 zu Koppenhagen der Kanut, die Trojanerinnen, die Ueberſetzung der Electra, und ein neues Luſtſpiel, der Geheimnißvolle.

Zu Koppenhagen, wo man ſeit 1728 keine Schauſpiele geſehen hatte, ward unter Friedrich V. Regierung die Liebe zum Theater von neuem rege. Es kamen nicht allein franzöſiſche und teutſche Schauſpieler nach Koppenhagen, ſondern es bildete ſich auch eine däniſche Geſellſchaft. Dies veranlaßte Schlegeln, ein Schreiben über die Errichtung eines däniſchen Theaters, und Gedanken zur Aufnahme deſſelben zu entwerfen, indem er nirgends gleichgültig bleiben konnte, wo

von der Bühne die Rede war, und sich in Dännemark schon wie nationalisirt betrachtete. Er arbeitete auch selbst für dieses neue dänische Theater. Denn die erste Vorstellung auf demselben 1747 ward mit einem Vorspiel von ihm, die Langeweile, eröfnet, das aus seiner teutschen Handschrift ins Dänische übersetzt wurde. In gleicher Absicht schrieb er bald hernach zwey Lustspiele, die stumme Schönheit, und der Triumph der guten Frauen, wovon jedoch nur das letztere ins Dänische übersetzt worden. Beide Stücke nebst der Langeweile ließ er 1748 unter dem Titel Beiträge zum dänischen Theater drucken.

Im Jahr 1747 ward die Ritterakademie zu Sorve erneuert. Holberg, der zur Erweiterung dieser Akademie seine zwey in der Gegend liegende Rittergüter bestimmte, hatte viel Einfluß auf die Besetzung der Lehrämter bey derselben. Er, der die teutsche Litteratur wenig kannte, und achtete, hatte dennoch viel Zuneigung für Schlegeln, der sich durch einen Brief an ihn selbst die Bekanntschaft mit ihm erworben hatte, und seit der Zeit manche Gefälligkeiten von Holbergen erhielt, weil diesem sein Fleiß in der dänischen Spra-

Sprache und Geſchichte gefiel. Holberg gerieth daher bald nach Einweihung der Akademie von ſelbſt auf den Gedanken, ihn zu einem Lehramte auf derſelben vorzuſchlagen. Aber die Stelle, die er ihm zudachte, war bereits einem andern verſprochen, und Schlegel hatte damals gute Ausſichten in ſeinem Vaterland, indem er zum ſächſiſchen Geſandſchaftsſekretair ernannt wurde. Aber auf Antrieb des Staatsminiſters von Bernſtorf, und des Oberhofmarſchalls von Moltke ward im Jahr 1748 der Vorſchlag wieder in Bewegung gebracht, und Schlegel erhielt mit Genehmigung des ſächſiſchen Hofes eine auſſerordentliche Profeſſur in Soroe, weil nämlich die geſtifteten Stellen alle ſchon beſetzt waren. Er ſollte daſelbſt über die neuere Geſchichte (weil für die ältere ſchon ein Lehrer da war) über das Staatsrecht, und über die Handlungswiſſenſchaft leſen, zugleich erhielt er die Aufſicht über die akademiſche Bibliotheck. Ehe er noch ſein Amt antrat, verheirathete er ſich im Hauſe des ſächſiſchen Geſandten zu Koppenhagen mit Johanna Sophia Niordt, einer Verwandtinn von der Gemahlinn des Geſandten.

Obgleich die Akademisten in Soroe anfangs in kleiner Anzahl, und seine Einkünfte dabey gering waren, so arbeitete er doch mit einem Eifer, als ob er reichlich wäre belohnt worden. Der Lehrvortrag wurde ihm sauer, dennoch las er nicht allein die ihm aufgetragenen Wissenschaften, sondern arbeitete auch an Lehrbüchern über die Handlung, und über die schönen Wissenschaften. Um den Geschmack seiner Zuhörer zu bilden, errichtete er eine Uebungsgesellschaft. In Nebenstunden arbeitete er an einer Geschichte Heinrich des Löwen, der er bey Gelegenheit des Heldengedichts, das er ehedem unternahm, sehr mühsam nachgeforscht hatte. Als eine Probschrift seines Fleißes in der dänischen Geschichte ließ er 1749 Conjecturas pro conciliando veteris Danorum historiae cum Germanorum gestis consensu drucken. Er zeigt in dieser Schrift die Schwierigkeiten, worein sich Torfäus verwickelt, da er die isländischen Kronicken mit einander vereinigen wollen, und behauptet, die Isländer hätten auswärtigen Völkern und Personen neue Namen gegeben, und von merkwürdigen Begebenheiten oft allegorisch geschrieben. Bey der Geburt des Kronprinzen 1749 nahm er an der

allge-

allgemeinen Freude des Landes durch ein Gedicht Theil. Er arbeitete an einer Ueberſetzung von der trauernden Braut des Congreve, und an einem Trauerſpiel aus der ältern däniſchen Geſchichte, das Gothrika heißen ſollte. Er ſammelte an Materialien zu einer Wochenſchrift, die er in Geſellſchaft andrer Gelehrten herauszugeben dachte, und worinnen hiſtoriſche und witzige Aufſätze abwechſeln ſollten.

So viele Arbeiten in einem Jahr, mit Nahrungsſorgen verbunden, erſchöpften ſeine Geſundheit, die an ſich nicht die ſtärkſte war. Er hatte ſchon im erſten Jahre ſeiner Ankunft in Dännemark eine langwierige Unpäßlichkeit auszuſtehn, bey der er ſichtlich abnahm. Und ob er ſich gleich durch Hülfe der Aerzte und einer guten Diät wieder erhohlte, ob er gleich nachher mehrere Sommer auf dem Lande zugebracht, und es ihm in Koppenhagen nicht an aufheiternden Ergötzungen gefehlt hatte, ſo hiengen ihm doch von der Zeit an immer Kopfſchmerzen und andre Zufälle an, die kein langes Leben prophezeihten. Er bekam im Anfange des Auguſt 1749 ein hitziges Fieber, und ſtarb am 13ten. Er hinterließ einen Sohn, der wenige

Wochen

Wochen vor seinem Tode gebohren war, und der sich hernach auf Mathematick gelegt hat. Der König sorgte für seine Wittwe, als ob er ein Inländer gewesen wäre, und ihm sein ganzes Leben hindurch gedient hätte.

Erst nach seinem Tode erschien 1750 eine Uebersetzung von den Lustspielen des Saintfoix, die er hinterlassen hatte.

Schlegel war im Umgang verbindlich, und, sobald er die Gedanken von seinen Arbeiten abziehen konnte, munter. Ob er gleich so früh angefangen hatte, Schriftsteller zu seyn, so benahm ihm doch dies nicht die Aufmerksamkeit auf Berufsgeschäfte, und auf die kleinern Pflichten des gemeinen Lebens. Er ließ sich zwar ungern auf häusliche Sorgen ein, aber er liebte doch eine vorsichtige Sparsamkeit, und war im höchsten Grade gnügsam. In der Freundschaft war er nicht feurig, aber auch nicht eckel, und dabey standhaft und thätig. Oeffentliche gelehrte Streitigkeiten haßte und mied er, aber freundschaftliche Kritiken theilte er gern mit. In Handlungen und Schriften strebte er nach Beifall, aber, ohne ihn erschleichen zu wollen.

Eine

Eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke unternahm einer seiner jüngern Brüder Johann Heinrich Schlegel, der 1780 zu Koppenhagen als Justitzrath und Professor gestorben ist, unter dem Titel: Johann Elias Schlegels Werke herausgegeben von Johann Heinrich Schlegel, Koppenhagen und Leipzig, erster Theil 1761, zweiter Theil 1762, dritter Theil 1764, vierter Theil 1766, fünfter Theil 1770, 8. Von dem ersten Theile ist 1773 eine vierte Auflage erschienen. Hier stehen nun die Werke des Dichters in folgender Ordnung.

Im ersten Theile findet man lauter Trauerspiele in gereimten Versen, nämlich: 1) Orest und Pylades. Dies ist das Stück, das Schlegel anfangs die Geschwister in Taurien nannte, und das er bey seinem Leben nicht herausgab, weil es ihm immer noch unvollkommen schien. 2) Dido. Der letzte Aufzug erscheint hier viel besser, als ehedem in der Gottschedischen Schaubühne. Sonst ist der Ausdruck minder korrekt, als in spätern Stücken des Verfassers, und zuweilen etwas zu weitschweifig. 3) Die Trojanerinnen entstanden aus einer jugendlichen Nachahmung von der Hekuba des Euripides, die Schle-

gel

gel hernach unterdrückte. 4) Kanut. Unter dem Namen dieſes däniſchen Königs wird ein Ideal eines verehrungswürdigen Fürſten gezeichnet. Der Dichter legte dabey die Erzählung des Saxonis Grammatici zum Grunde. 5) Hermann. Als Schlegel noch in Teutſchland war, wollte er, überzeugt, daß ein Trauerſpiel aus der einheimiſchen Geſchichte ſtärker intereſſire, einen Grafen von Wittelsbach, und mehrere vaterländiſche Stücke ſchreiben. Er vollendete aber nur dieſes, das wegen der Mühe, die er darauf verwandt, ſein Lieblingsſtück war. 6) Ueberſetzung von der Electra des Sophokles. Die Verfaſſer der bremiſchen Beiträge, deren Kritick er ſie unterwarf, fanden ſie für die Zeit gut, da ſie war verfertigt worden, aber den übrigen Arbeiten des Verfaſſers nicht gleich. Er ſchrieb daher an den Verleger, ſie aus ſeinen theatraliſchen Werken wegzulaſſen, aber ſie war ſchon abgedruckt. Vor jedem Stücke ſchickt der Herausgeber hiſtoriſche Vorberichte voraus.

Der Innhalt des zweiten Theils iſt dieſer: 1) Lukretia, ein Trauerſpiel in Proſa. Schlegel hielt die Verſe dem Trauerſpiel für unentbehrlich. Daher betrachtete er dies nur als eine unvollen-

vollendete Skizze, die er wirklich in der Folge zu verfiſiziren anfieng, wovon hier ein kleines Fragment ſteht. 2) Der geſchäftige Müßiggänger, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen in Proſa, des Dichters erſter, wenigſtens größerer Verſuch im Komiſchen. Ein emſiger Geſchäftsmann, ein ungeſtümer Polterer, ein unthätiges Mädchen, eine Kleinigkeitspedantinn, ein leichtſinniger Etourdi, ein phlegmatiſcher Ehemann, und eine Mutter voller Affenliebe figuriren neben dem Hauptkarakter. 3) Der Geheimnißvolle, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen in Proſa. Die Veranlaſſung dazu gab dem Verfaſſer eine Beſchreibung dieſes Karakters, die Moliere im Miſantrop Act IV. Sc. 2 gegeben. Oft hatte der Dichter ſchon einen Verſuch mit dieſem Karakter gemacht, und immer es ſchwer gefunden, ihn ſo darzuſtellen, daß die Handlung ſelbſt dadurch nicht zum Räzel würde. 4) Der Triumph der guten Frauen, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen in Proſa, ein Intriguenſtück. Eine in eine Mannsperſon verkleidete Ehefrau bringt ihren leichtſinnigen Mann zur Erkenntniß, indem ſie ſeinen Nebenbuhler macht, und öfnet zugleich einem andern tyranniſchen Ehemanne die Augen, daß er von

der

Tugend seiner Frau überzeugt wird. 5) Der gute Rath, ein Lustspiel in einem Aufzuge in Prosa, eigentlich mehr eine Reihe von Gesprächen, als ein Drama. Der Verfasser hatte es seiner Wochenschrift der Fremde eingeschaltet, und es hat die Absicht, die Thorheit derer zu schildern, die ihren guten Rath andern Leuten aufdringen. 6) Die stumme Schönheit, ein Lustspiel in einem Aufzuge in Versen. Es macht die Mädchen lächerlich, deren Schönheit alle Reitze verliert, sobald sie den Mund zum Sprechen öffnen. 7) Die Langeweile, ein allegorisches Vorspiel in Versen, bey dem Krönungsfeste Friedrich V. 1747 in dänischer Sprache nach der Uebersetzung eines gewissen Glosing aufgeführt. Ausser der Langeweile treten die Freude, die Komödie, der Scherz, der Verstand, der Menschenhaß, der Unverstand, Musick, und Tanz auf. 8) Unvollendeter Entwurf der Gothrika eines Trauerspiels in drey Aufzügen in Prosa. 9) Die Braut in Trauer, Fragment eines Trauerspiels, aus dem Englischen des Congreve nachgeahmt, in fünffüßigen reimfreien Jamben. Es sollte eine freie Uebersetzung geben, wo Personen und Szenen vermindert, und die allzulangen Re-

den

den abgekürzt würden. 9) Die drey Philoſophen (Plato, Ariſtipp, und Diogenes am Hofe des Dionys zu Syrakus) Fragment von einem Luſtſpiel in Verſen, nicht ganz drey Auftritte des erſten Aufzugs, nebſt dem Plane der übrigen vier Aufzüge. 10) Proben aus einem Nachſpiel, die entführte Doſe, das der Verfaſſer ſelbſt als ſeiner unwürdig verwarf, und aus einer Tragikomödie, der Gärtnerkönig, oder die Geſchichte des Abdolonym. Dieſe Proben werden nur um des Sylbenmaaſes willen gegeben, das ſie haben. Es ſind reimloſe Alexandriner, in denen aber die Cäſur in die fünfte Sylbe geſetzt iſt.

Der dritte Theil begreift lauter proſaiſche Aufſätze, nämlich: 1) Nachricht und Beurtheilung von Herodes, dem Kindermörder, einem Trauerſpiel von Johann Klaj, ſtand vorher in Gottſched's kritiſchen Beiträgen. Mehr die Regeln, die Schlegel bey ſeiner Beurtheilung zum Grunde legt, als die Zergliederung des elenden Stücks ſelbſt, machen dieſen Aufſatz wichtig. 2) Vergleichung Shakeſpear's und Andr. Gryph's bey Gelegenheit einer Ueberſetzung von des erſtern Julius Cäſar, die Berlin 1741 erſchien. Shakeſpear behält zwar in der Parallele den

aber Schlegel würde ihn gar nicht mit Gryph verglichen haben, wenn Gottsched es nicht damals Mode gemacht hätte, den Ausländern mit unsern ältern Dichtern Trotz zu bieten. 3) Schreiben über die Komödie in Versen, gerichtet gegen Straubens Versuch eines Beweises, daß eine gereimte Komödie nicht gut seyn könne, der in den kritischen Beiträgen stand. Straubens Hauptbeweis beruhte darauf, daß es unnatürlich sey, die Leute in Versen sprechen zu lassen. Straube antwortete in einer Abhandlung von den Ursachen, warum ein Trauerspiel nothwendig in Versen geschrieben werden müsse. 4) Abhandlung von der Nachahmung, durch jenen Streit veranlaßt. Denn, da sich Straube auf die Nachahmung der Natur berufte, so wird hier untersucht, wie weit man darinnen zu gehen habe. Diese Abhandlung erschien 1741 in den kritischen Beiträgen, also fünf Jahr eher, als die Werke von Batteux, worinnen die Nachahmung zum höchsten Grundsatz der schönen Künste gemacht wurde. 5) Von der Unähnlichkeit in der Nachahmung, stand vorher in den bremischen Beiträgen. 6) Demokrit, ein Todtengespräch, oder eine Kritik über das beleidigte Kostume in

Reg-

Regnards Luſtſpiele, das dieſen Titel führt, ſtand vorher in den Beluſtigungen. 7) Auszug eines Briefes an ſeinen Bruder Johann Adolph, welcher einige kritiſche Anmerkungen über die Trauerſpiele der Alten und der Neuern enthält; beſonders ſind gute Vergleichungen zwiſchen den Griechen und Franzoſen angeſtellt. 8) Von der Würde und Majeſtät des Ausdrucks im Trauerſpiel, eine ehmalige Vorrede zu ſeinen theatraliſchen Werken. 9) Gedanken über das Theater, und inſonderheit das Däniſche, um 1746 geſchrieben, es wird die Möglichkeit eines guten Theaters in Koppenhagen gezeigt. 10) Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters, bey Eröfnung deſſelben 1747 geſchrieben. 11) Rede von den Vortheilen der Beredſamkeit. 12) Rede von dem Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften im gemeinen Leben, und in Geſchäften. 13) Drey moraliſche Reden. 14) Ein Paar ſatiriſch-moraliſche Aufſätze aus den Beluſtigungen. 15) Schreiben von den ſinnlichen Ergötzungen, beſonders vom Tanzen, aus den bremiſchen Beiträgen. 16) Verſchiedene moraliſche Aufſätze, die zu einer Wochenſchrift beſtimmt waren, die der Bewunderer heiſſen ſollte. 17) Die Prin-

zessinn Zartkinda, und Prinz Typhon, ein Feenmährchen aus dem Französischen übersetzt. 18) Die Pracht zu Landheim, Bruchstücke des auf Verlangen seines Vaters unterdrückten Lustspiels.

Im vierten Theil findet man lauter Gedichte, nämlich: 1) Zwey Bücher von der unvollendeten Nationalepopee Heinrich der Löwe in gereimten Versen; der Dichter bedient sich allegorischer Maschinen. 2) Bemühungen Irenens und der Liebe, ein allegorisch-episches Gedicht bey dem Beilager des Königs Karl von Sicilien mit einer sächsischen Prinzessinn. Die Erfindung beruht auf der damals wahrscheinlichen Vermuthung, daß diese Vermählung die Ruhe von Europa dauerhaft machen würde. Der Verfasser war ein und zwanzig Jahr alt, als er dieses Gedicht verfertigte. 3) Briefe und vermischte Gedichte. Die Briefe sind in dem Tone des Horaz. Die ersten sechse waren vorher nicht gedruckt, die übrigen standen in den kritischen Beiträgen, in den Belustigungen, und in den bremischen Beiträgen. Zuweilen werden hier auch allgemeine Gegenstände, z. E. die Verschiedenheit der menschlichen Begriffe, die Liebe des Vaterlandes, der Nutzen der Mathematick für den

Dichter

Dichter u. ſ. w. ausgeführt. 4) Vier Erzählungen, die ſchon vorher in periodiſchen Schriften ſtanden. 5) Oden, unvollkommner, als alle ſeine übrigen Gedichte, beſonders iſt in ſeinen jüngern Verſuchen der Art eine Zuſammenhäufung von Bildern, die nicht immer am rechten Orte ſtehen. 6) Sieben Kantaten, wovon ein Paar von Scheibe komponirt worden. Als frühe Verſuche unſrer muſikaliſchen Poeſie verdienen ſie bey allen ihren Unvollkommenheiten bemerkt zu werden. Eine iſt aus dem Rouſſeau, und eine aus Metaſtaſio überſetzt. 7) Anakreontiſche Oden in gereimten Verſen, gröſtentheils an ein Paar witzige und artige Mädchen in Leipzig gerichtet. 8) Kleinigkeiten, worunter auch noch ein Auftritt aus einem Luſtſpiele iſt, das die gröſte Verwegenheit heißen ſollte. 9) Zwey hiſtoriſche Abhandlungen über die Achtserklärung Heinrich des Löwen, und über einen beſondern Fall in der kaſtilianiſchen Thronfolge.

Endlich im fünften Theile ſtehet: 1) Das Leben des Dichters, von dem Herausgeber entworfen. Dieſer Lebensbeſchreibung habe ich das Meiſte und Wichtigſte von meinen Nachrichten, ja oft die Worte zu danken, indem ich ſie nur

hier und da zu verkürzen nöthig hatte. 2). Elegie auf den Tod des Dichters von Johann Adolph Schlegel. 3) Die Wochenschrift, der Fremde, mit erläuternden Anmerkungen des Herausgebers. — In dieser sehr vollständigen Ausgabe sind mehrere Aufsätze und Gedichte enthalten, bey deren Unterdrückung das Publikum nichts verloren haben würde.

So wie man in Teutschland gern von einem Aeussersten auf das andre fällt, so ist man von dem Vorurtheil, als wenn jedes Trauerspiel versifizirt seyn müste, auf ein andres übergegangen, als wenn alle Schauspiele in Prosa abgefaßt werden müsten. Man hat es daher auch neuerlich versucht, Schlegels Stücke, in Prosa aufgelöst, aufzuführen. Gedruckt ist der Versuch, den man mit dem Kanut machte, in den Schauspielen für die teutsche Bühne von Büschel, Leipzig, 1780. In dem ersten Theil des komischen Theaters der Teutschen älterer und mittler Zeiten, das Herr Mylius 1783 herausgab, findet man die stumme Schönheit unter dem Titel: der glückliche Tausch vom seeligen Lorich in Prosa übersetzt. In eben dieser Sammlung hat Lorich den Triumph der guten Frauen unter dem Titel:

Selt-

Selme Treue, oder, giebt es viel ſolche Weiber? abgekürzt, und den Dialog hier und da moderniſirt.

Hermann ward von Mr. Bauvin ſehr frey ins Franzöſiſche überſetzt unter dem Titel: Arminius, ou eſſai ſur le theatre Allemand 1769. Eben derſelbe Bauvin franzöſirte das Stück noch mehr, indem er z. E. eine Liebe des Flavius zu Thusnelden einflocht, und ſo ward es 1773 unter dem Titel les Cheruſques zu Paris nicht allein gedruckt, ſondern auch aufgeführt.

Unter Schlegel's Werken ſind die theatraliſchen, und insbeſondre die Trauerſpiele diejenigen, denen er die Unſterblichkeit des Namens zu danken hat. Schlegel trat zu einer Zeit auf, als das Trauerſpiel unter den Händen von Gottſched, und den Gottſchedianern armſeelige Plane, unwürdig geſchilderte Karaktere, und eine platte Sprache bekommen hatte. Er gab der Handlung einen natürlich fortſchreitenden Gang, und einzle intereſſante Situationen, er behauptete ſeine Karaktere, und zeichnete ſie durch einzle ſtarke Züge aus, ließ ſeine Helden mit Würde ſprechen, und gab ſeinen gedankenreichen Verſen eine beneidungswürdige Leichtigkeit und Har-

monie. Seine Plane waren freilich nach Art der Franzoſen, und beſonders des Racine angelegt, ſeine Erfindungen von der Art, wie ſie jedem, der Beleſenheit in franzöſiſchen Trauerſpielen hat, geläufig ſind, ſeine Handlungen nicht reich, und mannigfaltig, ſeine Helden zu ſehr Theaterhelden, in der Entwicklung der Karaktere zu wenig Darſtellung der Natur, in ſeiner Sprache zu viel leere Deklamation, und zu wenig wahres Pathos, mehr poetiſche Phraſeologie, als Ausdruck der Sentimens, ſeine Sentenzen, ſo ſchön ſie geſagt ſind, zu häufig; aber nach dem Begrif, der damals vom Trauerſpiel herrſchte, leiſtete er allem dem Gnüge, was man damals von der Oekonomie, und dem Mechanismus deſſelben foderte. Er kannte und ſchätze die Engländer, aber er hielt die Franzoſen für nachahmungswürdiger. Die Trojanerinnen ſind im Plan ſein vornehmſtes Trauerſpiel. Kanut iſt am fleißigſten aufgeführt worden, weil die Schauſpieler hier Gelegenheit haben, ſich in den Rollen des ungeſtümen Ulfo, der ein Bild der alten nordiſchen Helden iſt, und der zärtlichen Eſtrithe zu zeigen. Den Hermann zog er ſelbſt vor, aber die Handlung iſt darinnen zu kalt, und das Stück

liert zu viel, wenn man es gegen das lebendige Heldengemählde von Klopstock hält. — In der Komödie hatte er bey seinen ersten Versuchen, wo möglich, noch schlechtere Vorgänger, als im Trauerspiele. Muthig wagte er sich sogar an Karakterstücke, und faßte den patriotischen Vorsatz, teutsche Karaktere zu schildern. Allein es gebrach ihm an der Kenntniß der feinern Welt, und in der Schilderung teutscher Bürgersitten blieb er oft der Natur zu getreu. Sein Dialog hatte mehr Einfälle, als karakteristische Züge, zu wenig Feuer, und Geschmeidigkeit. Dem Plan nach ist der Triumph der guten Frauen sein bestes Stück, welches nebst der stummen Schönheit, unsrer einzigen guten Komödie in Versen, auch am meisten ist gespielt worden. Der geschäftige Müßiggänger hat schläfrige Handlung, und matt gezeichnete Karaktere. Der Geheimnißvolle erscheint mehr abgeschmackt, als lächerlich; übrigens hat dieses Stück schon eine bessere Sprache.

Von Schlegel's äusserm Ansehn giebt uns Gellert W. Th. X. S. 42 folgendes Bild: Er war blond, hatte ein Paar hellblaue, denkende, halb traurige, halb frohe, bald muthwillige,

bald ernſthafte Augen, eine breite und hohe Stirne, eine etwas aufgeworfene Oberlippe, und eine Habichtsnaſe.

XVIII.

Johann Chriſtian Krüger.

Johann Chriſtian Krüger war im Jahr 1722 zu Berlin von geringen Eltern gebohren. Diejenigen Jahre, in welchen der Grund zur Ausbildung der Talente und des Karakters gelegt werden muß, brachte er in dem Gymnaſium zu Berlin zu, das unter dem Namen des grauen Kloſters bekannt iſt. Gute natürliche Talente muſten ſich in einer ſo wohl eingerichteten Schule, als dieſe iſt, frühzeitig entwickeln. Krüger beſchloß, unerachtet der Armuth ſeiner Eltern, zu ſtudieren, wählte zu dem Ende erſt Halle, und hernach Frankfurth an der Oder, und widmete ſich der Theologie. Nachdem er ſeine Univerſitätsjahre aus Mangel an Unterſtützung früher

her endigen müſſen, als er gewünſcht hatte, ſah er ſich von Nahrungsſorgen gedrückt. Sich um ein Amt, auch nur um eine Informatorſtelle zu bewerben, war er zu blöde, und er glaubte zu beiden, vornemlich zu dem erſtern noch nicht genug gelernt zu haben. Er gieng wieder nach ſeiner Vaterſtadt, nach Berlin zurück. Hier hofte er, und ſuchte auch zuweilen mit der größten Schüchternheit einige Unterſtützung, allein er ſuchte ſie vergebens. Bey ſeinen armen Eltern, ganz vom Glück verlaſſen, ohne Hülfe und Unterſtützung, und bey einer ſehr mittelmäßigen Gabe, ſich beliebt zu machen, ſah er keine Zuflucht übrig, als ſein Talent zur Poeſie, das ſich früh geäuſſert hatte, zu Gelegenheitsgedichten anzuwenden, oder auch ſeinen Kummer durch den Umgang mit den Muſen zu verſcheuchen, aber bey dieſer brodloſen Kunſt lief er oft Gefahr zu verhungern.

Eben, als **Krüger** im Jahre 1742 mit der bitterſten Armuth kämpfen muſte, befand ſich die Schönemanniſche Geſellſchaft in Berlin. Seine ſchlechten Umſtände, vornemlich aber ſeine große Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften, brachten ihn zu dem Entſchluß, ſich dem Theater zu widmen. Er entdeckte Schönemanns

nen

nen ſeinen Vorſatz, und dieſer nahm ihn mit Freuden an, da ein mit ſchönen Wiſſenſchaften vertrauter Mann keine alltägliche Acquiſition für die teutſche Bühne iſt. Krüger betrat alſo 1742 im zwanzigſten Jahre ſeines Alters das Theater, wo er ſich bald den Beifall des Publikums zu erwerben wuſte. Er erwählte mit gutem Erfolge ſolche Rollen, welche ſtärkeres Feuer, einen gewiſſen Stolz, und einen edlen Trotz erforderten. Daher ſpielte er meiſtens Könige, Tyrannen, und die vornehmſten Perſonen im höhern Luſtſpiel. Seine etwas hohle Sprache kam ihm dabey zu ſtatten. Ob er nun gleich zu lächerlichen Rollen im Luſtſpiel ein zu geſetztes Weſen hatte, ſo mislangen ihm doch der Geizige, der Tartüffe, der Herzog Michel nicht ganz, weil hier das Lächerliche nur durch eine finſtre Mine, oder verſtellte Blödigkeit hervorblickt.

Auch bey den überhäuften Arbeiten, die ſein neuer Stand mit ſich brachte, ſetzte er noch das Studieren unermüdet fort. Dabey übernahm er auch noch den Unterricht der Mademoiſelle Schönemann, der nachmaligen Madam Löwe. Da er die Vorurtheile, und die Verführungen kannte, denen eine junge Schauſpielerinn ausgeſetzt

geſetzt iſt, ſo gab er ſich vornemlich Mühe, ihr gute ſittliche Grundſätze beizubringen. Vornemlich ſuchte er ihr Ehrfurcht gegen die Religion einzuflößen, und verfertigte zu dem Ende mehrere geiſtliche Lieder für ſie. Er pflegte ſeiner Schülerinn von Zeit zu Zeit ein Geſchenk mit einem geiſtlichen Gedichte zu machen, er las es ihr mit Affect vor, und ſie gewann ſeine Poeſie ſo lieb, daß ſie ſogleich jedes Gedicht auswendig lernte.

Es war bey den Prinzipalen, und Schauſpielern der damaligen Zeiten Mode, ſelbſt Schauſpiele zu verfertigen, und allerdings muß nichts mehr zur Nachahmung reitzen, als wenn man ſich in die von einem großen Dichter entworfne Rolle verſetzt, und ſie alſo in ihrer ganzen Schönheit empfindet. Krüger brachte aber zur eignen Autorſchaft mehr mit, als man damals bey teutſchen Schauſpielern zu finden gewohnt war, eigne Talente, und Beleſenheit in guten Schriftſtellern. Jedoch den erſten Verſuch, den er 1743 herausgab, hätte er billig unterdrücken ſollen, theils, weil es ein roher Verſuch war, den er noch auf der Schule gemacht hatte, theils, weil es unüberlegt war, einen ganzen Stand, und noch dazu den, dem er

ſich ehedem ſelbſt widmen wollen, zum Gegenſtand eines komiſchen Stücks von der niedrigſten Gattung, und das aus einer Art von Rachſucht zu wählen, und dadurch das Theater, das ohnehin oft ohne Grund verdammt wird, in den Ruf der Unſittlichkeit zu bringen. Ich rede von den Geiſtlichen auf dem Lande, einem Luſtſpiel in drey Aufzügen, das gröſtentheils platt und poſſenhaft iſt, und nur dem, der Geduld genug hat, alles zu leſen, einen künftigen beſſern Dichter ankündigt. Es ward deſto begieriger geleſen, da es ſogleich konfiſzirt wurde. Der Herausgeber ſeiner Schriften hat es mit Recht ganz übergangen, und der Vergeſſenheit überlaſſen. Ein Ungenannter wollte 1744 Krügern mit folgender Replick ſtrafen, die aber ohne allen Witz geſchrieben iſt: Verbeſſerungen und Zuſätze des Luſtſpiels die Geiſtlichen auf dem Lande in zweien Handlungen ſamt deſſen Nachſpiele.

Bey den damals ſehr geringen Gagen ſah ſich Krüger genöthigt, um ein bequemeres Auskommen zu haben, oft Ueberſetzungen für das Theater zu verfertigen, denen man aber auch Eilfertigkeit und Hunger leicht anſehen kann. Die meiſte Zeit und Sorgfalt verwandte er auf

die

die Ueberſetzung des Marivaux, bey der er auch immer Rückſicht auf die Bühne nahm, für die er überſetzte. Im Jahr 1747 erſchien von ihm zu Hannover: Sammlung einiger Luſtſpiele aus dem Franzöſiſchen des Marivaux. In dieſer Sammlung ſtehen: Das Spiel der Liebe und des Zufalls, der Betrug der Liebe, der andre Betrug der Liebe, der durch die Liebe gewitzigte Harlekin, die Sklaveninſel, der Bauer mit der Erbſchaft. Der zweite Theil folgte 1749, und enthält: Die beiderſeitige Unbeſtändigkeit, das falſche Kammermädchen, oder der geſtrafte Betrüger, der bekehrte Petitmaitre, die Inſel der Vernunft, oder die kleinen Leute, der unvermuthete Ausgang, und die Wiedervereinigung der Liebesgötter. Nach dieſer Ueberſetzung ſind die Stücke des Marivaux oft geſpielt worden, bis Herr Gotter zeigte, wie Marivaux, unbeſchadet ſeines feinen Witzes, verteutſcht werden könne. Andre Ueberſetzungen von Krüger findet man in der Schönemanniſchen Schaubühne, deren erſter Theil den Titel hat: Schauſpiele aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Die übrigen Theile heißen: Schauſpiele, welche auf der Schönemanniſchen Bühne aufgeführt worden.

In dem zweiten Theile dieſer Schauſpiele, der 1748 herauskam, erſchienen zwey Originalſtücke von Krüger, nämlich die Kandidaten, und der Teufel ein Bärenhäuter. Im Jahre 1749 arbeitete er ein Luſtſpiel der blinde Ehemann aus, das in der Schönemanniſchen Schaubühne gedruckt, aber erſt 1751 von der Schönemaniſchen Geſellſchaft aufgeführt ward, nachdem es vorher ſchon faſt alle teutſche Truppen geſpielt hatten. Sehr zu wundern iſt es, daß Krüger bey ſeinen jungen Jahren, bey einem beſtändig ſchwächlichen Körper, und bey dem täglichen Memoriren, und Arbeiten doch noch eigne Stücke liefern konnte, ob ſie gleich bey reifern Jahren, und unter glücklichern Umſtänden vollkommner ausgefallen ſeyn würden.

Leider aber ward er mitten auf ſeiner Laufbahn wegraft. Er war gewohnt, und wegen ſeiner Arbeit oft gezwungen, ganze Nächte zu ſeinem Studieren anzuwenden. Sein ohnedies ſchwacher Körper konnte eine ſolche Anſtrengung nicht lange vertragen, und er zog ſich dadurch bald die Hectick zu, die ſo geſchwind überhandnahm, daß er, nachdem er noch die erſte Vorſtellung ſeines Herzogs Michel's am 19ten Jän-

ner

ner 1750 erlebt hatte, den 23sten August zu Hamburg im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters starb.

Löwen wählte in der Folge unter der Menge seiner hinterlassenen Papiere nur diejenigen aus, von denen er glaubte, daß sie verdienten, dem Publikum vorgelegt zu werden, und gab sie unter dem Titel heraus: J. C. Krüger's poetische und theatralische Schriften, herausgegeben von J. F. Löwen, Leipzig, 1763, 8°.

Man findet hier: 1) Poetische Schriften. Einige davon standen vorher in der Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge. Als nämlich Krüger mit der Schönemannischen Gesellschaft nach Leipzig kam, suchte er die Bekanntschaft der besten Schriftsteller jener Zeiten. Wirklich erlangte er auch den Umgang und die Freundschaft von Gellert, Rabener, Cramer, Schlegel, und Giseckе durch die edle Denkungsart, und durch das rechtschafne Herz, das er in allen Handlungen zeigte. Aehnliche Freunde fand er in Braunschweig, wo Schönemann oft spielte, an denen Herrn Gärtner, Ebert, und Zacharia, und durch sie kamen Gedichte von ihm in jene Samm-

lung. Die meisten von seinen poetischen Schriften sind geistlichen, und moralischen Innhalts. Ausserdem stehn eine Erzählung, eine Fabel, ein Paar scherzhafte Lieder, und einige Sinngedichte darunter. 2) Neun Vorspiele in Versen, nach damaliger Sitte allegorischen Innhalts, die er für die Schönemannische Bühne verfertigte. 3) Der blinde Ehemann, ein Lustspiel in drey Handlungen. Das Feenmährchen, das dabey zum Grunde liegt, ist das erste, das ein teutscher Dichter zum Stof eines Lustspiels wählte. Auch erscheint hier Krispin das erstemal auf der teutschen Bühne. Astroval's (so heißt der blinde Ehemann) Mutter war ihrem Manne untreu, und erzeugte ihn mit einem Prinzen, der dadurch Untreue an einer Fee Clivia beging. Die Fee rächt sich dadurch, das Astroval blind auf die Welt kömmt. Unerachtet seiner Blindheit heirathet er eine gewisse Laura, die ihm aus Mitleid ihre Hand giebt. Dies ist nun eine solche vortrefliche Gattinn, daß sie nicht allein seine Blindheit nicht misbraucht, sondern auch allen Nachstellungen glücklich entgeht. Ein gewisser Prinz, der am Ende ein Bruder des Astroval ist, verfolgt sie mit seiner Liebe. Der Kammer-

diener des Prinzen Marcein wendet alles an, die Eifersucht des Mannes, und die Rachgierde der Frau zu reitzen, um dadurch die Absichten seines Herrn zu befördern. Krispin, ein Nachbar des Astrobal, erzählt dem blinden Ehemann alle Verläumdungen, die er aus dem Munde seiner, selbst nur zu buhlerischen Frau, über die Laura gehört hat. Dies alles zusammen macht wirklich den blinden Ehemann im höchsten Grade eifersüchtig. Nachdem aber die Tugend der Frau genug geprüft ist, wird Astrobal nach dem Willen des Schicksals sehend. 4) Die Kandidaten, oder, die Mittel zu einem Amte zu gelangen, ein Lustspiel in fünf Handlungen, das den 8 Februar 1748 in Braunschweig zum erstenmal, und hernach auf allen teutschen Theatern mit großem Beifalle aufgeführt worden. Hermann, der einem Grafen, einem geitzigen und verbuhlten Alten lange als Sekretair gedient hat, sucht bey ihm aus Liebe zu seiner Karoline um einen Rathsherrendienst an. Allein ein Ignorant besticht den Grafen mit Geld, und mit dem Versprechen, ihm eine Zusammenkunft mit seiner Frau zu gestatten. Die Gemahlinn des Grafen gleicht ihm an Thorheit, indem sie unerachtet ihrer hohen

Jahre noch die Kokette macht. Ein Obriſter, den ſie beleidigt hat, ſchickt einen Fähndrich in bürgerlicher Kleidung ab, der den Kandidaten ſpielen, und ſich zu dem Ende in ſie verliebt ſtellen muß. Da die Gräfin wirklich die Herrſchaft im Hauſe führt, ſo erreicht er ſeinen Zweck gar bald. Sobald ihm aber die Stelle zugeſagt iſt, beſchämt er ſie durch die Entdeckung ſeines wahren Standes. Am Ende bekömmt doch Hermann die Stelle. Noch iſt ein Tartüffe von Informator eingeflochten, dem der Graf eine Pfarrey verſpricht, wenn er ihm das Kammermädchen verführen hilft. 5) Der Teufel ein Bärenhäuter, ein Luſpiel in einer Handlung in Verſen, 1748 zu Breslau das erſtemal aufgeführt. Der Küſter verläumdet eine Frau bey ihrem Manne als untreu, und verſpricht, ſie, als Teufel verkleidet, von fernerer Untreue abzuſchrecken. Als ſich aber der Mann von ihrer Treue überzeugt, entdeckt er ihr die Maskerade, und der Teufel kriegt Prügel. Zu Wien ſpielt man dieſe Poſſe ſeit 1767 unter dem Titel: Der geprügelte Teufel. 6) Herzog Michel, ein Luſtſpiel von einer Handlung in Verſen, nach der ſchönen Erzählung das ausgerechnete Glück, von Herrn Schlegel

die

die ehedem in den bremiſchen Beiträgen ſtand, zum erſtenmal 1750 zu Leipzig aufgeführt, hat ſich ſeitdem immer auf dem Theater erhalten. 7) Der glückliche Bankerottierer, Fragment eines Luſtſpiels in Proſa, der erſte Aufzug iſt ganz, von dem andern ſind nicht ganz zwey Auftritte da. In dem komiſchen Theater der Teutſchen älterer und mittler Zeiten herausgegeben von Herrn Mylius im erſten Bande hat Herr Wagenſeil die Kandidaten von Krüger unter dem Titel: Weiberkarakter die beſten Kanäle, verändert geliefert. Herr Jünger hat 1784 den blinden Ehemann in eine Operette verwandelt.

Krüger's Ruhm gründet ſich auf die beiden Luſtſpiele der blinde Ehemann, und die Kandidaten. Zu einer Zeit, da ſo viele Gottſchedianer ſo viel alberne Komödien lieferten, war es merkwürdig, daß Krüger es verſuchte, in Molierens Fußſtapfen zu treten, daß er einzle komiſche Situationen gut anlegte, viele und wahre Karaktere mit natürlichen, und wahren Zügen darſtellte. Beſſern Zuſammenhang des Ganzen, weniger Plauderhaftigkeit, einen gedrängtern, und gerundetern Ausdruck hätte er vielleicht mit der Zeit noch erlangt. Sobald er ernſthafter

seyn, muß z. E. in einigen rührenden Auftritten des blinden Ehemanns, oder in der Rolle des Hermann in den Kandidaten, ist er ganz auser seinem Fache.

XIX.

Friedrich von Hagedorn.

Friedrich von Hagedorn ward zu Hamburg im Jahr 1708 den 23 April gebohren. Sein Vater Hans Statz von Hagedorn stammte aus einem alten adelichen Geschlechte, und war königlich dänischer Konferenz- und Staatsrath, und Minister bey dem niedersächsischen Kreise, ein sehr geschickter Mann. Seine Staatseinsichten beweisen die verschiednen Deductionen; die er über wichtige Streitigkeiten machte. Er hatte an den Unterhandlungen des Travendahler Friedens Theil, half darauf im Jahr 1711 den hamburgischen Vergleich schliessen, und war so eifrig für die

die Dienſte ſeines Herrn, daß er ſich gleichſam zu vervielfältigen wuſte. Bald war er (ums Jahr 1709) als Geſandter zu Braunſchweig, bald als vorſitzender Rath in Stade (ſo lange die Dänen das Herzogthum Bremen beſaßen) bald bey dem Juſtizweſen in dem damals den Dänen zuſtändigen Pommern gegenwärtig, ohne doch ſeine Geſchäfte bey dem niederſächſiſchen Kreiſe zu verabſäumen. Er ward zuletzt als erſter Kommiſſarius in der gräflich Ranzauiſchen Sache gebraucht, und hatte die wahrſcheinlichſte Ausſicht, nach Beendigung derſelben die Oberlanddroſtenſtelle, oder die Adminiſtration der Grafſchaft zu erhalten. Die guten Umſtände von den Eltern des Dichters ſetzten ſie in den Stand, ihm die beſte Erziehung zu geben, und die Gelehrſamkeit ſeines Vaters erlaubte ihm, keine andre, als die geſchickteſten Lehrer für ſeinen Sohn zu wählen. Der Trieb zur Dichtkunſt äuſſerte ſich bey dem jungen Hagedorn ſehr frühzeitig, und ſein Vater unterſagte ihm dieſelbe, wie Ovid's Vater, ſo wenig, daß er ihn vielmehr dazu ermunterte. Er war in ſeiner Jugend ſelbſt den Muſen nicht abgeneigt geweſen, und eines von ſeinen Sinngedichten bey Zurücklegung des zwanzigſten Jahres ſoll ſich

unter Wernickens Epigrammen erhalten haben. Er war auf Kanitzens Bekanntschaft stolz, und, weil dieser Knittelverse gemacht, erlaubte er sie sich auch zuweilen. Er bewies sich auch, besonders, ehe er verheirathet war, gegen Dichter überaus gastfrey. Hunold und Wernicke genossen seine Gesellschaft immer, und oft war Feind der dritte Mann. Er zog Amthorn in dänische Dienste, und er wendete alles an, daß Richey in Stade Rektor bleiben sollte. Seines Sohnes Neigung zur Poesie war ihm also angenehm, und er freute sich sogar, als er sah, daß er ihn hierinnen zu übertreffen anfieng. Er gestattete daher, daß der junge Dichter im zwölften Jahre, und nachher einigemal auf seine Kosten verschiedne Kleinigkeiten als Manuskript für Freunde durfte drucken lassen. Die gute, meistens aus französischen Büchern bestehende, Bibliothek seines Vaters kam dem jungen Hagedorn, sobald er sie zu brauchen im Stande war, sehr zu statten. Selbst in den kleinen Spielen der Kindheit leuchtete bey ihm eine Liebe zu den unschuldigen Vergnügungen der Natur hervor, die nur Dichter recht zu empfinden fähig sind. Dies zu bestätigen, dient folgende Anekdote. Ein Gärtnermädchen

mädchen rettete Teutschland einen Dichter, als es den Knaben auf einem Rasenplatze in einem Lustwäldchen mit einem an einem Baume gebundenen Lamme, mit dem er gespielt hatte, in einer solchen Stellung antraf, daß der Strick des herumgejagten Lammes dem Knaben schon nicht ohne Lebensgefahr den Hals umwunden hatte.

Doch nur die Jahre der Kindheit flossen dem Dichter so angenehm dahin. Seine Jugend ward ihm bald durch die Unglücksfälle verbittert, welche seinen Vater herunterbrachten, besonders eine im Jahr 1717 in Ditmarsen wütende Wasserflut, und mehrere Gewitterschäden. Noch vorher ward sein Vater das Opfer einer enthusiastischen Freundschaft, indem er sechstausend Thaler für einen Freund bezahlen muste, für den er sich verbürgt hatte. Dazu sollen, wie einige meinen, alchymistische Versuche gekommen seyn, welche viel Geld kosteten. Es konnte daher Hagedorn's Vater, als er den 11 December 1722 starb, seinen Kindern nichts, als das traurige Andenken an ehmalige Reichthümer, und die Bildung hinterlassen, die er ihnen durch Erziehung und Umgang mit der großen Welt gegeben hatte. Seine Gemahlinn, aus Hamburg

gebürtig, die ihn überlebte, vermehrte durch ihr eignes Beispiel bey ihnen die religiösen Gesinnungen, die ihnen der Vater eingeflößt hatte.

Der bisherige, überaus geschickte, Hofmeister der Hagedornischen Kinder Heinrich Anton Gunther, eines Burgemeisters Sohn aus Oldenburg, wo er nachher als Landvoigt gestorben, blieb nunmehro nur noch ein halbes Jahr bey ihnen, weil er auf die Gründung seines eignen Glücks bedacht seyn muste. Unser Hagedorn kam daher um Ostern 1723 in das Gymnasium zu Hamburg, wo er vornemlich Wolfen, Fabricius, Richey, und Evers zu Lehrern hatte.

Er sahe sich nun in seiner ersten Jugend in Umständen, die ihm desto empfindlicher seyn musten, je bequemer die Lebensart gewesen war, in der er erzogen worden, Umstände, die einen gemeinen Geist mehr niedergeschlagen, als ermuntert haben würden. Es fehlte ihm zwar nicht an Freunden, die ihn unterstützten, aber dennoch muste er sich sehr einschränken, und oft war er so arm, als nur ein Dichter seyn kann. Doch dies unterbrach seine Heiterkeit nicht, dies schreckte ihn von seinem Eifer für die Wissenschaft, und

von

von der frühzeitigen Vertraulichkeit mit den Musen nicht ab. Die Alten, und die Ausländer, die er früh zu lieben anfieng, konnten seinen Hang zur Dichtkunst mehr bestärken, als die wäßrichten Verse seiner Landsleute, der Neumeister, Weichmanne, Richere u. s. w. Noch auf der Schule schrieb er zwey Briefe, die man in dem Hamburgischen Patrioten, einer der ersten teutschen Wochenschriften im 111ten Stücke findet, und die eine Satire über die damalige Mode, nichts als französische Bücher zu lesen, enthalten. Der Patriot kam in den Jahren 1724, 1725, und 1726 heraus, und hatte hauptsächlich Brockes, Fabricius, Joh. Adolph Hofmann, und Richey zu Verfassern. Schon auf der Schule bekam Hagedorn Lust, sich in italienischen und französischen Versen zu versuchen, so weit hatte er es schon in diesen beiden Sprachen gebracht.

Den 14ten Februar 1726 gieng er auf die Universität Jena, und studierte daselbst drey Jahre lang die Rechte. Hier hörte er von akademischen Lehrern, vornemlich den Walch, den Stolle, dessen Umgang er sich insonderheit zu Nutze machte, den Schmeitzel, den Struv, und den Buder, aber seinen Fortgang in der Dichtkunst,

kunſt, und den ſchönen Wiſſenſchaften hatte er ſich allein zu danken.

Nach ſeiner Zurückkunft von der Univerſität ſchickte er einen Aufſatz in die Marrone, eine Wochenſchrift, die eine Nachahmung des Patrioten war, und gleichfalls drey Jahre dauerte, dem Verleger derſelben ohne Namen ein. Im 48ſten Stück derſelben erſchien von ihm ein Gedicht über die menſchliche Seele, wo er ſich Philaretus unterſchrieb. Es ſchließt ſich mit folgenden Zeilen:

Weil meine Seel' ein Werk, o Gott, von deiner Hand,
So laß auch dir zum Ruhm den Willen und Verſtand
Sich nicht von ihrem Zweck, und nie von dir entfernen,
Und mich bey ihrem Werth, und ihrer Eigenſchaft,
O Schöpfer, immer deine Kraft
An meinen Kräften kennen lernen!
Dein Wille heil'ge meinen Willen,
Und deine Weisheit ſey ſtets der Gedanken Licht,
So ſücht' ich Fehl' und Irrthum nicht,
So kann das Gute nur mir Wunſch und Sehnſucht ſtillen!

So

So fromm war der junge Hagedorn gesinnt! In dem Stücke der Matrone vom 29 December 1728 erschien zum erstenmal ein Gedicht von ihm, welches anfängt:

Vom Laufe der Natur, von Dingen, so geschehen,
Nichts mit Bewunderung, ohn' Absicht anzusehen,

woraus in der Folge mit einigen Veränderungen das Schreiben an einen Freund entstanden ist. Seine übrigen Aufsätze in dieser Wochenschrift, welche blos die Unterstützung des Herausgebers Hamann (der bald darauf die Stelle als Hofmeister bey Hagedorns Bruder vertrat) zur Absicht hatten, übergehe ich als jugendliche Versuche mit Stillschweigen, obwohl die Blätter der Matrone, worinnen sie standen, so viel Beifall erhielten, daß sie in wenig Wochen mehr als einmal gedruckt werden musten.

Man denke sich ganz den damaligen Zustand der teutschen Poesie, und man wird einsehen, wie wenig Anreitzungen ein junger Mensch haben konnte, sich ihr zu widmen, und welche Hindernisse er übersteigen muste, um sich durch sich selbst über seine Zeitgenossen emporzuschwingen. Ohne Beispiele, ohne Kunstrichter, ohne

Publi-

Publikum hatte ein junger Dichter keinen gemeinen Muth nöthig, die Nebel seiner Zeit zu durchbrechen. Schon 1718 hatte Hagedorn, ausser den angeführten Gedichten, die drey vortreflichen Lieder: Aus den Reben fleußt das Leben u. s. w. Mein Mädchen mit den schwarzen Haaren u. s. w. und die Vergötterung, ingleichen ein Gedicht das frohlockende Rußland gemacht. Aber nur das letzte erschien in der Sammlung seiner Erstlinge, die er 1729 unter dem Titel: F. v. H. Versuch einiger Gedichte, oder auserlesne Proben poetischer Nebenstunden, Hamburg bey König und Richter auf 120 Seiten herausgab. Selbst die Vorrede ist noch in einer sehr ungebildeten Schreibart. Er streitet sich in derselben mit denen, welche die Poesie für ein sehr unnützes Geschäfte ansehen. Er verweist deswegen auf des Massieu Vertheidigung der Poesie in den Memoires de Litterature, welche er übersetzt habe, und gelegentlich drucken lassen wolle. So viel ich aber weiß, ist diese Uebersetzung nie erschienen. Er bezeugt, daß er in seinen Gedichten Vernunft und Wahrheit zum Augenmerk gehabt, und fremden Zierath, schwülstige Gedanken, und falsche Schönheiten vermeiden wollen. Er

äussert

äuſſert ſchon hier das rühmliche Mistrauen in Anſehung ſeiner eignen Talente, das ihm auch nachher im ſeinen ganzen Leben nicht verlaſſen hat. „Je ſeltner ich, ſagt er unter andern, mit meiner Dichtart zufrieden war, deſto ſeltner durfte „ich auch die Feile ruhen laſſen. Freunde, die „mir die Ausgabe meiner Poeſien anriethen, „wurden von mir als Verführer angeſehen, und „ich vermochte vor zwey Jahren den Vorſchlägen eines gewiſſen gelehrten Schleſiers noch nicht „Platz zu geben, der mit meinen Kleinigkeiten „die Welt zu beſchweren dachte.“ Er verſpricht hierauf, ſich allen vernünftigen Tadel zu Nutze zu machen, ſagt uns den Begrif, den er ſich von ſeiner Ode mache, und der vernünftiger iſt, als alles, was die Kunſtrichter ſeiner Zeiten davon ſagten, und verbittet endlich alle Deutung ſeiner Satiren. Die Sammlung ſelbſt enthält folgendes: 1) Das frohlockende Rußland, eine Ode. 2) Beſchreibung eines Ballets, beide Stücke ſind eher eines Günthers, als eines Hagedorns, würdig. 3) Der Wein, das beſte Gedicht in dieſer Sammlung, und eben daſſelbe, das jezt den Beſchluß ſeiner Werke, allein in einer ganz andern, Geſtalt macht. 4) Die Poeſie, ein

Lobge-

Lobgedicht auf dieſelbe. In einer Anmerkung findet Hagedorn noch Günther's Gedichte vortreflich, und nennt eine Ode von König ein Muſter. So weit war damals noch ſein Geſchmack zurück! 5) Die Gröſſe eines weislich zufriedenen Gemüths, wovon hernach drey Strophen, und dieſe nicht ohne Veränderung, in das Gedicht der Weiſe gekommen ſind. 6) Der Schwätzer, die Idee, aber auch weiter nichts von dem vortreflichen Gedichte in den Werken des Verfaſſers. 7) Der Arzt, eine Satire, hat erträgliche Stellen, und hätte eine Umarbeitung verdient. 8) Von den unvernünftigen Bewunderern, eine Satire, eben diejenige, die er, wie ich oben angezeigt, in die Matrone einrücken ließ, bald über, bald in dem Tone der damaligen poetiſchen Satiren. 9) Der Poet, eine Satire, die der Erwartung, welche ihr Gegenſtand erregt, nicht entſpricht. 10) Die Vortreflichkeit der mit Gelehrſamkeit verbundnen Klugheit, ein Gelegenheitsgedicht. 11) Schreiben der Kleopatra an den Cäſar, ein Heldenbrief von geringem Werthe. 12) Beſchreibung des jenaiſchen Paradieſes, zu ſehr Studentenlied, ein Paar leidliche Stellen ausgenommen. 13)

Schrei-

Schreiben an einen Herrn J. D. P. Im Eingang vertheidigt der Verfasser nach Art des Horaz, seine Neigung zur Satire, erzählt dann, daß er schon als Kind gedichtet habe, und wünscht sich die Kinderjahre zurück, wo er mit Selbstgefälligkeit Verse machte, da er jetzo ängstlich die Feile brauchen müsse. 14) An Doris, an das EngelsKind, wie sie hier heißt, in fremdem Namen. 15) Rede des Photinus an den König von Aegypten Ptolomäus. 15) Ein französisches Sonnett.

Nicht alle Genies reifen geschwind, und diesen Gedichten merkt man es an, daß der Verfasser erst ein und zwanzig Jahr alt war. Er besaß noch keinen sichern Geschmack, der ihm das Matte und das Unedle von der ächten poetischen Sprache hätte unterscheiden gelehrt, oder, welches wahrscheinlicher ist, er hatte sich Anführern überlassen, die ihn irre leiteten. Er hatte nachher Selbsterkenntniß genug, um es selbst einzusehn, und schrieb daher im Vorbericht zu den moralischen Gedichten: „Vor mehr, als „zwanzig Jahren, habe ich meine unvollkom„mensten Gedichte herausgegeben. Dies geschah „auf Antrieb eines unzuverläßigen Rathgebers,

„der schon damals seine guten Eigenschaften über„lebt hatte. Ich bereue diese jugendliche Ueber„eilung, und über das unwürdige Daseyn solcher „Erstlinge kann mich nichts beruhigen, als die „Hofnung, daß billige Leser mich daraus „nicht beurtheilen werden.“

Noch vor der Ausgabe dieser Gedichte ließ er einige Poesien in Weichmanns Proben von der Poesie der Niedersachsen einrücken, die ungefehr von gleichem Werthe sind. Aber im Jahr 1729 sind auch gemacht, obgleich nicht herausgegeben, folgende vier Lieder: Wein, den die Bosheit ausgedacht u. s. w. Neulich sah man aus den Sträuchen u. s. w. (so durch eine wirkliche Begebenheit veranlaßt worden seyn soll) Ihr Freunde zecht bey freudenvollen Chören, u. s. w. und das Heidelberger Faß u. s. w.

Noch im Jahr 1729 gieng er, um sein Glück zu suchen, nach London zu dem dänischen Gesandten, dem Freiherrn von Söhlenthal, und hielt sich daselbst bis ins Jahr 1731 auf. Dieser Aufenthalt war für ihn zu kostbar, als daß er große Vortheile davon hätte haben können. Denn bey dem Gesandten hatte er nur Wohnung und Tafel frey, und er sollte doch in seinem Aeuſ-

ser-

ſerlichen keine Schande machen. Er erwarb ſich ſogleich die Gunſt dieſes Herrn, und man hätte gewiß glauben ſollen, er würde dieſem Wege zu ſeinem Glücke in Dännemark nachgehen, oder das Glück würde ihn keinen andern, als dieſen, führen. Allein vielleicht ſuchte er es nicht ſo ängſtlich, als kriechende Gemüther es zu thun pflegen; vielleicht war auch der Aufenthalt in einer Republick ſeiner Neigung angemeßner, wo er ſchon Männer kennen gelernt hatte, auf deren Beſitz jeder Hof hätte ſtolz ſeyn können. Inzwiſchen hatte er in England doch den Vortheil, der ihm bey ſeinem nachmaligen Berufe ſehr zu ſtatten kam, mit einer Nation vertrauter zu werden, deren Vorzüge er nachher in ſeinem ganzen Leben geehrt hat, und der er in ſeinen Gedichten das ſo wahre Lob beilegt:

Wie edel iſt die Neigung ächter Britten!
Ihr Ueberfluß bereichert den Verſtand.
Der Handlung Frucht, und, was ihr Muth erſtritten,
Wird unbereut Verdienſten zugewandt;
Gunſt krönt den Fleiß, den Macht und Freiheit ſchützen,

Die Reichsten sind der Wissenschaften Stützen.
O Freiheit, dort, nur dort ist deine Wonne,
Der Städte Schmuck, der Seegen jeder Flur,
Stark, wie das Meer, erquickend, wie die Sonne,
Schön, wie das Licht, und reich, wie die Natur!

Auch im Auslande vergaß er den Patriotismus für die teutschen Musen nicht. Denn in die Zeit seines Aufenthalts zu London fallen die vier Lieder: In diesem Wald, in diesen Gründen u. s. w. Sollt' ich auch durch Gram und Leid u. s. w. Willkommen angenehme Nacht u. s. w. Gott der Träume, Freund der Nacht u. s. w.

Im Jahre 1732 im October starb nun auch Hagedorn's Mutter, eine ohne Heucheley fromme, und der französischen und italienischen Sprache, der Mahlerey und Musik kundige Frau. Ausser den Dichter hinterließ sie noch einen Sohn, den nachmals durch seine Betrachtungen über die Mahlerey, und andre Werke über die schönen Künste berühmten Christian Ludwig von Hagedorn, der 1780 zu Dresden als Direktor der sächsischen Kunstakademien gestorben ist. Beide Brüder hatten einander von Jugend auf sehr zärtlich

lich geliebt, und der Dichter pflegte auf ihre wechſelſeitige Liebe die Worte des Horaz anzuwenden:

— Paene gemelli
Fraternis animis, quicquid negat alter, et alter,
Annuimus pariter.

Als der Poet aus England zurückkam, traf er ſeinen geliebten Bruder nicht mehr in Hamburg an. Er reiſte alſo im December 1732 nach Halle, um ihn zu ſehn, von da ſie mit einander nach Jenä giengen, wo ſie ſich zum letztenmal umarmten. Denn nachher iſt ihr ſehnlicher Wunſch, einander zu ſprechen, nie wieder erfüllt worden. Ein Denkmal ſeiner brüderlichen Liebe hat der Dichter am Ende des Lehrgedichts von der Freundſchaft geſtiftet:

Mein Bruder, den ich ſtets mit neuer Freude nenne,
An dem ich noch weit mehr, als Brudertreu,
erkenne,
Ich eigne billig dir der Freundſchaft Abriß zu.
Wen lieb' ich, ſo wie dich? Wer liebt mich, ſo
wie du?
Du biſt, und dieſes Lob wirſt du umſonſt verbitten,
Gerecht nach jeder Pflicht, und würdig deiner
Sitten,

Mein allertheuerſter, mein angebohrner Freund,
Der mit der Höfe Witz das beſte Herz vereint.
Es kann das reichſte Glück mir nichts erwünſchters geben,
Als deine Zärtlichkeit, dein Wohl, dein langes Leben.
O nahet nicht einmal der holde Tag heran,
Da ich dich wiederſehn, und froh umarmen kann!

Auſſer einem Paar Sinngedichten, wurden in dem Jahr 1732 die Lieder: Mein Mädchen, und mein Wein u. ſ. w. und: Der erſte Tag im Monat May u. ſ. w. gemacht.

Ungefehr das Jahr 1733 ſetze ich Hagedorn's endliche Verſorgung. Er ward nämlich Sekretair bey dem engliſchen Court zu Hamburg, oder bey der Geſellſchaft der daſelbſt wohnenden engliſchen Kaufleute, eine Bedienung, zu der ihn ſeine große Kenntniß der engliſchen Sprache und der Geſchichte empfahl, und bey der er zugleich eine freie Wohnung in einem Nebengebäude des engliſchen Hauſes genoß. Er hatte alſo nun eine Verſorgung, die ihn nicht mit zu vielen, und zu unangenehmen Geſchäften überlud, die ihm den Zutritt zu reichen Familien, und eine Verbindung mit der Nation, die er ſo hoch ſchätzte,

ſchätzte, erwarb. Hierzu kam ſeine Zufriedenheit, die wirklich ſo groß war, als er ſie in folgenden Verſen beſchrieben hat:

Um dieſe Pilgrimſchaft vergnüglich zu vollenden,
Die mich von der Geburt bis zur Verweſung bringt,
Darf Ehre, Schein, und Wahn nie meine Seele blenden,
Die nicht mit Träumen ſpielt, und nach dem Weſen ringt.
Es ſey mein Ueberfluß, nicht vieles zu verlangen,
Mein Ruhm, mein liebſter Ruhm Vernunft und Billigkeit!
Soll ich ein mehrers noch, bald oder ſpät empfangen,
So ſteh ein Theil davon zu andrer Dienſt bereit!
Du ſchönſtes Himmelskind, du Urſprung beſter Gaben,
Die weder Gold erkauft, noch Herrengunſt gewährt,
O Freiheit, kann ich dich nur zur Gefährtinn haben,
Gewiß, ſo wird kein Hof mit meinem Flehn beſchwert.

Kurze Zeit darauf entschloß er sich zu einer Heirath, die beide Theile nicht beglückte. Er heirathete nämlich die Tochter eines englischen Schneiders Butler, die zwar nicht ganz häßlich und unbemittelt war, deren gröster Reichthum aber in einem guten Herzen bestand. Hagedorn wuste ihre Vorzüge zu schätzen, und liebte sie.

Im Jahre 1735 machte er das Lied: Glaub, Anacharsis, hatte Recht u. s. w. Ich kann die Zeitfolge seiner Gedichte deswegen so genau angeben, weil er sie selbst bemerkt hat.

Seit beinahe zehn Jahren hatte er nun für sich fleißig gearbeitet, aber doch der Welt nichts von seinen Gedichten mitgetheilt, als endlich 1738 das erste Buch seiner Fabeln erschien, das ihn nun von einer ganz andern Seite bekannt machte. Er versuchte eine Dichtungsart, die für die Teutschen noch neu war, und ward selbst, gegen seine ersten Proben gehalten, ein ganz neuer Dichter, hier eben so edel, gedrungen, und wohlklingend, als dort oft niedrig, gedehnt, und unharmonisch, dort oft nicht einmal ein guter Nachahmer, hier originell. Eine natürliche, fließende, oft muntre, und lebhafte Erzählung, einzle feine, und unerwartete Züge, manche

naive

naive Stellen reitzen auch noch jetzt, selbst bey dem nunmehrigen Ueberfluß an Fabeln, noch oft Hagedornen aufzuschlagen. Wie man aus nichts mehr das Temperament eines Menschen beurtheilen kann, als aus dem Gange seiner Erzählungen, so kann man auch aus dem erzählenden Tone eines Dichters am besten abnehmen, zu welcher Gattung des poetischen Stils ihn die Natur vornemlich bestimmt hat. Aus Hagedorn's Fabeln leuchten schon die didactischen und moralischen Talente hervor, die man nachher an ihm bewundert hat. Daher ist seine Erzählung zwar nicht schleppend, aber doch weitschweifig, nicht episch, aber doch deklamirend, nicht mahlerisch, aber doch redneriſch, nicht familiär, aber zuversichtlich und treuherzig. Daher ist sie so voller Sentenzen, warnender Moral, sokratischer Ironie, ernster, strafender Satire, und freimüthigen Eifers. Die Erfindungen sind meistens entlehnt, aber durch die Ausführung werden sie sein eigen. Uebrigens muß man sich durch die Menge der im Register angeführten Schriftsteller nicht irre machen lassen. Viele sind nicht als Originale zu den Kopien, sondern für die Liebhaber der Parallelen genannt. Es war ein son-

derbarer Einfall von Bielefeld in den Progres des Allemands, und von Breitinger in der kritischen Dichtkunst, wenn sie Hagedornen für einen Nachahmer des de la Motte erklären wollten, wogegen Hagedorn selbst in einem Epigramme protestirt hat. Unter den eigentlichen äsopischen Fabeln zeichnen sich die vom Löwen und der Mücke, vom Haasen und seinen Freunden, vom Bär und dem Liebhaber des Gartens, vom Hühnchen und vom Diamant, vom Marder, Fuchs, und Wolfe vorzüglich aus. Unter den Allegorien verdient der Beleidiger der Majestät, die Einbildung und das Glück, der Eremit und das Glück den Vorzug. Von den historischen Erzählungen nenne ich vor andern: Der Sultan und sein Vezier, Ben Haly, Apollo unter den Hirten. Unter den Contes wird man die vom Johann dem muntern Seifensieder stets als ein Muster der Naivetät bewundern. Von den übrigen sind Aurelius und Beelzebub, Laurette, Myron und Lais, das Bekenntniß, Bruder Fritz, Philemon und Baucis, Paul Purganti, und der Ursprung des Grübchens im Kinne die beliebtesten. Einige darunter sind sehr reitzende Schäfererzählungen, in de-

nen

nen ein schalkhafter Scherz herrscht, z. E. Phillis, Daphnis, der Blumenkranz, Doris. Das vortrefliche Gedicht die Küsse ist mit Recht unter die Lieder der Teutschen aufgenommen worden. Dieses erste Buch enthält in allem siebzig Fabeln.

Im Jahr 1740 erschien das schöne Gedicht der Gelehrte, eine treffende Satire voll feinen Spottes. Es ist eben nicht nöthig, daß dieses geistreiche Gedicht durch besondre Umstände müsse seyn veranlaßt worden, wie einige behaupten wollen. Zu jeder Zeile könnte man Beispiele aus unsern Tagen hinzuschreiben. In demselben Jahre sind auch die Fabel im zweiten Buche vom Löwen, die beiden Lieder: Erhebet euch mit freien Herzen u. s. w. und: Herr Jost ist todt der reiche Mann u. s. w. ingleichen das Sinngedicht von Wilhelminen gemacht worden.

Ins folgende Jahr 1741 gehört das vortrefliche Gemählde eines Weisen, in welchem der Stand desselben so erhaben, sein Stand so glücklich geschildert wird. Der Dichter erhebt sich zugleich mit seinem Gegenstande, und der Adel der Gedanken entspricht vollkommen der Würde desselben.

Das allgemeine Gebet ist vom Jahre 1742, und eine glückliche Paraphrase des bekannten

Gedichts

Gedichts von Pope, voll Simplizität, Anstand, und Innbrunst. Hagedorn ließ seine moralischen Gedichte anfangs alle einzeln in Quart abdrukken, und theilte sie selbst an Kenner aus, um ihre Urtheile einzuhohlen, ehe er sie sammelte.

Mit dem Jahre 1743 komme ich auf eines seiner berühmtesten Gedichte, nämlich das über die Glückseeligkeit, welches mit Grund zum Maasstab genommen wird, wenn man Hagedorn's didactische Talente beurtheilt. Es ist seinem Geist und seinem Herzen gleich rühmlich. Das kleine moralische Gedicht verhält sich zum großen Lehrgedicht, wie die Erzählung zur Epopee. Ein hagedornisches Lehrgedicht ist kein großes Gebäude nach einem systematischen Plan, kein Ganzes aus tiefsinnigen Grundsätzen, weitläuftigen Digressionen, ausführlichen Allegorien, großen Fictionen, kühnen Bildern zusammengesezt. Die bescheidnere Muse des kleinern moralischen Lehrgedichts sucht mehr zu überreden, als zu überzeugen, mehr zu rühren, als zu ergötzen. Es enthält eine Rhapsodie edler Gedanken, die, wie von den Lippen eines Weisen, natürlich, und dennoch nachdrücklich herabströmen. Hagedorn's Lehrgedichte bestehen aus

einer

einer Reihe scharfsinniger und körnichter Sittensprüche mit treffend geschildertenKarakteren durchflochten, mit einer urbanen Satire gewürzt, in einer gedrungnen Kürze, mit gefälliger Eleganz, und beneidungswürdiger Harmonie vorgetragen. Vor ihm hatten wir unter den Dichtern noch keinen so beredten Sittenlehrer gehabt, vor ihm hatte noch keiner moralische Wahrheiten mit so vieler Wärme vorgetragen, vor ihm noch keiner (und dies ist einer der grösten Verdienste Hagedorn's um unsre Dichtkunst) unsrer Sprache so viel Wohllaut gegeben. Horaz, der jederzeit sein Lieblings Dichter gewesen,

Horaz, sein Freund, sein Lehrer, sein Begleiter,

war auch hier sein Muster in der Zeichnung der Karaktere, und in der eingestreuten Satire. Das Gedicht über die Glückseligkeit bestraft die falschen Einbildungen der Menschen über diesen wichtigen Gegenstand, besonders ist der Karakter eines Schlemmers auf eine hervorstechende Art ausgeführt. Wenn man an diesem vortreflichen Gedichte etwas tadeln soll, so ist es die angehängte Fabel von der Stadt- und Feldmaus, die zur Unzeit nachschleppt.

Im

Im Jahre 1744 wurden die schriftmäßigen Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes gemacht. Die stärksten Stellen der Schrift sind darinnen mit Feuer zusammengesetzt, und das Ganze seines Gegenstandes würdig. Gleichzeitig ist die vortrefliche Modernisirung des Schwätzers vom Horaz, so lebhaft dialogirt, und so voll von natürlichen Gemälden, als nur immer das Gedicht des Horaz seyn kann. Man kann es zu unsern besten poetischen Satiren rechnen, wenn es der Verfasser gleich nicht so überschrieben hat. Aus derselben Zeit ist das erste Lied von dem vierten Buche der Oden und Lieder.

Vom Jahre 1745 weiß ich nichts, als ein Sinngedicht auf den Marschall von Sachsen. So finde ich auch vom Jahre 1746 nichts, als die Grabschrift auf den Sextil, und ein Sinngedicht bey einem Karneval.

Das Jahr 1747 ist wichtig durch das Schreiben an einen Freund, diesen vortreflichen Kommentar über Horazens Nil admirari. Mit Freimüthigkeit wird hier die blendende Größe der irrdischen Hoheit enthüllt, und die Tugend in ihrer wahren Hoheit gezeigt. Der edle Stolz, welchen die Ueberzeugung von dem Werth der Tugend einflößt,

ſtößt, erhebt den Dichter und den Leſer. In daſſelbe Jahr fällt auch die beliebte Erzählung von Adelheit und Heinrich, wenigſtens die beiden letzten Theile derſelben, denn der erſte war ſchon 1737 gemacht.

Das Jahr 1748 führt mich auf das ſchöne Gedicht über die Freundſchaft. Es entlarvt die falſchen Freunde, und entdeckt die heimlichen Triebfedern ihres Eigennutzes. Es macht eine reizende Schilderung von einem ächten Freunde, und zeigt beſonders die Vortheile einer liebreichen Strenge. Des Dichters Herz ſpricht in dieſem Gedichte, und macht es doppelt anziehend. Die Stelle dieſes Gedichts:

Den Leuten helf' ich gern, nur nicht dem Bauren ſohn

und die dabey befindliche Anmerkung giebt mir Gelegenheit, eine merkwürdige Probe von Hagedorns großmüthigem, und menſchenfreundlichen Herzen einzuſchalten. Gottlieb Fuchs, der Sohn eines armen Bauern im ſächſiſchen Erzgebirge, der ſich ſchon auf der Schule durch ſeinen Hang zur Poeſie ausgezeichnet hatte, kam, von Geld und aller Unterſtützung entblößt, nach Leip-

zig

zig auf die Universität. Er übergab Gottscheden ein Gedicht, das er auf seiner Fußreise nach Leipzig gemacht hatte, und das dieser 1746 unter dem Titel der Dichter auf der Reise in den Büchersaal eindrucken ließ. Gottsched unterstützte ihn auch anfangs, als er aber sah, daß Fuchs mit den Verfassern der bremischen Beiträge bekannt wurde, zog er seine Hand von ihm ab. Herr Gärtner gab Hagedornen von Fuchsens Talenten und Umständen Nachricht, und, sobald dieser sie erhielt, ward er davon so gerührt, daß er sich sogleich Fuchsens mit dem edelsten Eifer annahm. Durch seine Fürsprache ward von mehrern Standespersonen in Hamburg, den dortigen Engländern, von Herrn Jerusalem, und den Mitgliedern des Karolinums zu Braunschweig sogleich eine beträchtliche Summe für den Nothleidenden zusammengebracht, und vier Jahr lang mit einer ansehnlichen Geldhülfe fortgefahren, so daß Fuchs nach und nach 700 Thaler empfieng, und davon ausstudieren konnte. Hagedorn begleitete die Gelder allemal mit sehr freundschaftlichen Briefen, und zeigte dabey aufs genaueste an, von wem er sie empfangen habe. So hat er auch in obgedachter Anmerkung von

seinen

ſeinen eignen Verdienſten um dieſen Mann ganz geſchwiegen. (Fuchs ward hernach als Prediger im Sächſiſchen verſorgt: Seine Gedichte eines ſtudierenden Baurenſohns, die 1752 erſchienen, ſind 1771 von Herrn Oſſenfelder neu herausgegeben worden. Die beſten von ſeinen, theils in den vermiſchten Schriften von den Verfaſſern der bremiſchen Beiträge, theils von Doles mit Kompoſition herausgegebenen, Liedern habe ich im erſten Theil der Anthologie der Teutſchen wieder bekannt gemacht.

Im Jahre 1750 erſchien die erſte Sammlung der vorher einzeln abgedruckten moraliſchen Gedichte, denen nun das erſte Buch der Fabeln beigefügt ward. Wenn er in der Vorrede zu denſelben der Ausleger gedenkt, ſo ſeine Gedichte gefunden hätten, ſo meint er damit eine 1749 zu Zürch herausgekommene periodiſche Schrift: Die neueſten Sammlungen vermiſchter Schriften, wo man verſchiedne von Hagedorn's einzelen moraliſchen Gedichten mit Anmerkungen eingerückt hatte. Der Schluß der Vorrede lehrt uns ſeine Geſinnungen gegen ungerechte Kunſtrichter, die billig von jedermann nachgeahmt zu werden verdienten: „Es ſoll jemand bey geſuch-

„ten Gelegenheiten einen groſsen kunſtrichterlichen „Unwillen wider mich geäuſſert haben. Es iſt „möglich, daſs auch andre ſich eben ſo entrüſten. „Meine wahre Geſinnung kann ich einem jeden „Gegner nicht bündiger, als mit dieſen Worten „aus dem Metaſtaſio zu erkennen geben: War „Leichtſinn ſein Bewegungsgrund, ſo achte ich „ihn nicht, war es Thorheit, ſo bedaure ich ihn, „war es Einſicht, ſo bin ich ihm Dank ſchuldig, „und reitzet ihn Bosheit, ſo verzeihe ich ihm.“

Schon im folgenden Jahre 1751 wurden die moraliſchen Gedichte mit einem neuen vermehrt, das keinem der vorigen etwas nachgiebt. Denn Hagedorn bleibt ſich immer gleich, und muſte es hier insbeſondre bleiben, da er ſein groſses Muſter nie aus den Augen verlor. Er vergaſs ſeinen Horaz nie, und benennte ſogar dies neue Gedicht nach ihm, weil die Vorzüge des Landlebens darinnen durch eine Zuſammenſetzung von horaziſchen Zügen geſchildert ſind. Die edlen, und arkadiſchen Empfindungen in dieſem Gedichte ſind rührend. Diejenigen würden ſich irren, welche glauben wollten, daſs hier Horazens Karakter habe entworfen werden ſollen. Das hieſſe Hagedornen das Vorurtheil andichten, als

hätte

hätte er alles, was Horaz in seinen Gedichten von sich sagt, für Züge seines persönlichen Karakters angenommen. Diese Annehmung geschah hier nur durch eine Fiction, um dem Gedichte eine neue Wendung zu geben.

In diesem Jahre zeigte sich Hagedorn dem Publikum in einem ganz neuen Lichte, indem er seine Oden und Lieder herausgab. Zwar hatte er für sich schon manches scherzhafte Lied verfertigt; aber nun trug der weise moralische Dichter eben darum, weil er keiner von den finstern Weisen war, kein Bedenken, seine Nation zur Fröhlichkeit zu ermuntern. Er machte die ernste teutsche Muse nun auch gesellig, und lehrte sie, sich mit den Scherzen und Grazien zu vereinigen. Er gab zuerst den frölichen Gesellschaften, den Kreisen muntrer Jünglinge und lächelnder Schönen Stof zu einem Zeitvertreibe, an dem auch der gute Geschmack Theil haben konnte, und bey dem sie nicht zu erröthen brauchten, wie bey dem Scherze der Günther und Picander. Der Teutsche lernte durch ihn, den Becher in der Hand einen angenehmen Rundgesang anstimmen, ein Vaudeville trillern, und den Kuß einer Phillis mit Gefühl besingen. Seit Hagedorn's

Liedern dürfen wie die Franzoſen nicht um ihre Chanſons beneiden, er iſt der Vater einer groſſen Schaar von Sängern des Weins und der Liebe unter uns geworden. Geiſt, Enthuſiasmus, Witz, Natur, Treuherzigkeit, Simplizität, Leichtigkeit, Naivetät, muſikaliſche Harmonie entzücken uns in den hagedorniſchen Liedern, er mag von Wein begeiſtert ſeyn, oder der Liebe ſchmeichelnde Gewalt beſingen, oder in freien Scherzen des Thoren ſpotten. In Anſehung der Feinheit des Scherzes, und des Witzes in Einfällen und Wendungen kann man Hagedornen mit Prior vergleichen, den er auch oft nachgeahmt hat. Seine Lieder ſind jezt in dem Gedächtniſſe der Nation, und auf jeder Zunge. Die Tonkünſtler haben gewetteifert, ſie zu dem Endzwecke geſchickt zu machen, zu dem ſie beſtimmt ſind. Durch Graun's, Telemann's, Bach's, Quanzens, Gräfens u. ſ. w. Bemühungen findet man ſie auf den Klavieren der Kenner und Unkenner. Herrn Ramler's Sammlung der Lieder der Teutſchen, die er hernach lyriſche Blumenleſe nannte, hat ſie noch mehr verbreiten helfen. Wie in der ganzen Sammlung, ſo auch bey Hagedorn's Liedern,

hat

hat ſich Herr Ramler Aenderungen und Verbeſſerungen erlaubt, ihnen mehr Korrektheit zu geben geſucht, einige in Allegorien verwandelt u. ſ. w. Von ſieben und ſiebenzig Liedern, die Hagedorn geſungen, ſind vierzig in dieſe Sammlung aufgenommen worden.

Im Jahre 1752 erfolgte die zweite Ausgabe der moraliſchen Gedichte, die vieler Urſachen wegen merkwürdig iſt. Erſtlich iſt, auſſer dem Vorbericht, auch noch ein weitläuftiges proſaiſches Schreiben an einen Freund vorgeſetzt, worinnen ſich Hagedorn wegen der Vorwürfe vertheidigt, die man über die langen ſeinen Gedichten beigefügten Anmerkungen gemacht hatte. Der angenehme Scherz, und die mannigfaltige Beleſenheit, die in dieſem Schreiben herrſchen, machen es ſehr unterhaltend. Sodann muß ich bey dieſer Ausgabe auch des zweiten Buchs der Fabeln gedenken. Der Kondor und die Staaren, der ruhmrädige Haaſe, die Natter, der grüne Eſel, die drey Tauben, der Hänfling des Pabſtes Johannes, der Freſſer, Adelheid, eine ſehr ſchalkhafte, und der Falke eine ſehr rührende Erzählung, ſind in dieſem Buch, das ſieben und vierzig Fabeln und Erzählungen enthält, die vor-

züglichsten. Endlich findet man hier abermals Versuche des Verfassers in einer neuen Dichtungsart, in Sinngedichten, die sich durch Reichthum an glücklichen Wendungen, viel Salz, und Naivetät empfehlen. Obgleich Hagedorn den Witz nicht in dem Grade, wie Lessing, besaß, so hat er doch in dieser kleinen Sammlung von Epigrammen manche Proben seines Scharfsinns gegeben, und er wird uns auch in diesem Fache immer schätzbar bleiben, wenn wir gleich nach ihm witzigere Epigrammatisten erhalten haben. In einer Anmerkung zu einem seiner Sinngedichte erinnert er selbst, man solle nicht in jedem Epigramm einen unerwarteten Schuß, Schärfe, und ein epigrammatisches erwarten, nicht vom jedem Sinngedicht den Stachel der Bienen verlangen, nicht blos witzige Einfälle, sondern auch herzliche Empfindungen, kleine Erzählungen, freundschaftliche Scherze, satirische, oder auch gefällige Lehren für Quellen des Sinngedichts halten.

Im Jahr 1754 erschien eine vermehrte Auflage der Lieder nebst einigen neuen Sinngedichten. Als ein Anhang sind de la Mauze zwo Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen,

von Herrn Ebert aus dem Franzöſiſchen überſetzt, beigefügt. Am Ende der Vorrede ſagt Hagedorn: „Vielleicht möchte ich künftig bey einer poetiſchen Muſe mir einfallen laſſen, nach „dem Beiſpiele einer Deshoulieres, eines Peliſſon, Pavillon, Chapelle, und Chaulieu etwas „vollkommners in ungleichen odaiſchen Stanzen, „oder ſonſt zu verſuchen."

Allein alle ſeine Entwürfe vereitelte der Tod, der ihn den 28 October 1754 dem Vaterlande, und den Muſen entriß. Er hatte zuvor noch eine langwierige und ſchmerzliche Krankheit, die Waſſerſucht auszuſtehen, doch ertrug er ſie mit der gröſten Gelaſſenheit. So ſchwach er war, ſo las er doch noch beſtändig dabey, und mit einem Buche in der Hand ſchlief er ein, im ſieben und vierzigſten Jahre ſeines Alters. Das Gerüchte, das einige verbreiteten, als wenn ſeine Liebe zum Weine die Urſache dieſes frühzeitigen Todes geweſen, iſt ungegründet. Er liebte attiſchen Scherz, aber keine lärmende Freude, er liebte den ſokratiſchen Becher an der Seite ſeiner Buſenfreunde Brockes und Karpſer, aber niemals den Trunk.

So wie er in seinem ganzen Leben sehr duldsame Gesinnungen in Ansehung der Religion gehegt hatte, so ließ er sich auch auf seinem Todbette sowohl von dem lutherischen, als englischen Prediger besuchen, und beide waren mit ihm, so wie mit einander, sehr zufrieden. Als Sekretair des Court hatte er in der englischen Kirche kommunizirt, aber jetzt empfieng er das Abendmahl von dem lutherischen Prediger. Seine Bescheidenheit war so groß, daß er alle Arten von Denkmal, Lebensbeschreibung u. s. w. verbat. Dies ist auch die Ursache, warum seine besten Freunde ihm nicht allein selbst kein Ehrengedächtniß geschrieben, sondern auch denen Herrn Winnenberg, Schubert, und Boie, die sein Leben schreiben wollen, theils abgerathen, theils sie durch die Vorenthaltung der nöthigen Materialien daran verhindert haben. Endlich war ich, von dem Bruder des Dichters unterstützt, so glücklich, zuerst sein Leben in meiner Biographie der Dichter, erzählen zu können.

Die englischen Kaufleute nahmen sich der Hagedornischen Wittwe großmüthig an, und gaben ihr einen Gehalt nebst freier Wohnung.

Zacharia

Zachariä widmete Hagedorns Gedächtniſſe ein eignes Gedicht, das er aber nicht unter ſeine Werke aufgenommen. Herr Fuchs richtete ein Troſtgedicht an den Bruder des Dichters, das nun unter den Gedichten eines Bauernſohn ſteht.

Wenige Dichter haben ihre Werke ſo mühſam gefeilt, als Hagedorn. Er ſagt ſelbſt in dem Sendſchreiben an einen Freund: „Es iſt ihnen „nicht unbekannt, daß ich ſehr viele von meinen „Gedichten eingeäſchert habe, und noch mit kei„nem ganz zufrieden bin.“ Eben das ſagt er in einem Briefe an Langen, in Langens Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe, Th. I. S. 205. Er war ſich ſelbſt der ſtrengſte Kunſtrichter, und da dennoch in ſeinen Gedichten verſchiedne Nachläßigkeiten ſtehn geblieben, ſo iſt es wohl gewiß, daß man ſich nicht zu ſtrenge ſeyn kann. Alle ſeine Einfälle ſchrieb er auf, warf ſie in ein großes Portefeuille, und nach einem Jahre muſterte er ſie. Was ihm alsdann nicht gefiel, verbrannte er, wie Thomſon, ohne Barmherzigkeit, der Ueberreſt ward noch ein Jahr bey Seite gelegt, und alsdann nochmals mit der gröſten Strenge geprüft. Auf ſeinem

Todbette verbrannte er alle seine vorräthigen Papiere, damit nichts Unreifes von ihm ins Publikum käme. Ueberzeugt, daß man nicht bis ins Alter Dichter seyn müsse, hatte er die Absicht, zu seiner lezten Arbeit kritische Briefe zu machen, die blos die Untersuchung der Wahrheit, die Mittheilung gründlicher Gedanken zum Endzweck haben sollten, aber ohne Beleidigung andrer Gelehrten, und mit der größten Bescheidenheit. Er besaß eine sehr große Kenntniß der französischen und englischen Sprache, und schrieb beide, wie seine eigene. Er liebte die Wissenschaften, und war unermüdet, seine Kenntnisse zu vergrößern. Schlegel sagt in einem Briefe an einen Freund von ihm: „Ich kann nicht sa„gen, was der Herr von Hagedorn für ein fleis„siger, gelehrter, und zugleich aufgeweckter „Mann in Gesellschaften ist. Er hat mich mei„stentheils damit unterhalten, daß er mir seine „Bücher gewiesen, welche sehr wohl ausgesucht „sind, und worinnen er allezeit am Ende die „schönsten Stellen ausgezeichnet hat, zum Zei„chen seines guten Geschmacks sowohl, als sei„nes Fleißes. Die Meinungen, die er in der „Kritick von andern hat, sind alle gemäßigt, und

„schla-

„ſchlagen mehr zu ihrem Lobe, als Tadel aus.“ Seine groſſe Beleſenheit leuchtet aus den zahlreichen Anmerkungen hervor, die er ſeinen Gedichten nicht aus Prahlerey, ſondern aus Liebe zur Litteratur beigefügt hat. Er muſte ſich darüber noch bey ſeinem Leben Vorwürfe machen laſſen, aber er hat ſich auch darüber oft und gründlich vertheidigt. Zu geſchweigen, daß es ſehr lehrreich iſt, von dem Verfaſſer ſelbſt zu erfahren, was er jedesmal für eine Geſchichte, oder Muſter vor Augen gehabt, ſo findet man bey Hagedorn immer nützliche Anmerkungen, die zu weiterm Nachdenken Anlaß geben, und leſenswürdige Gedanken aus andern Schriftſtellern. Viele Noten entſtanden auch aus Hagedorn's Furchtſamkeit; er wollte ſeine Leſer keine falſche Deutungen machen laſſen, und ſie ſollten ihm keine Nachahmungen und Parallelſtellen vorwerfen, die er nicht ſelbſt angezeigt hätte. Er ſchämte ſich ſo wenig, die Nachahmung zu geſtehn, als er ſich ſchämte, nachzuahmen. Zugleich bekennt er ſelbſt, daß er fremden Kommentatoren habe zuvorkommen wollen. „Es lebte „hier, ſagt er, ein ehrlicher, beleſener, in allen „Arbeiten und Schickſalen zu fleiſiger Scriben-

„ten

„ten wohl erfahrner Mann, ein eifriger Gönner „meiner Versuche, der aber so wenig Brosserts „war, als ich ein Boileau bin. Dieser sammel„te schon zu meinen Gedichten einen Schatz von „Anmerkungen, deren meines Erachtens ganz „überflüßiger Anwachs und Ausgabe durch die „meinigen am besten gehindert werden konnte, „von welchen er fast bis an seinen unbemerkt er„folgten Tod männlich behauptete, daß ihrer zu „wenig wären, und viele ausführlicher und ge„lehrter seyn sollten.“

Mit Bodmer unterhielt er einen sehr fleißigen und vertrauten Briefwechsel. Dennoch nahm er an den damaligen kritischen Streitigkeiten nicht den geringsten Antheil, sondern er blieb immer der Friedfertige, es mochte ihm bald die eine, bald die andre Parthey durch allerley Kunstgriffe in ihre Kriege zu verwickeln suchen. S. Langen= Briefe Th. I. S. 142. Er glaubte immer, daß Gottsched viele Tadler hätte, die weniger wüßten, als er, und daß er blos durch seine Schuld nicht zur Reife gekommen sey. Rabenern, mit dem er auch einen Briefwechsel unterhielt, nennt er einen sinnreichen Freund, den er aber nicht sehr hoch schätzen könne. Einige haben

ben ihn beſchuldigen wollen, als ob er Klopſtocks Dichtungsart nicht geliebt habe. Sie behaupteten, er ſey ſehr gewiſſenhaft in Anſehung der Sprachrichtigkeit geweſen, und Klopſtock, habe er gemeint, bezeige ſo wenig Ehrfurcht gegen die Regeln derſelben, daß er ſie vielmehr ganz aus den Augen ſetze. Er habe dabey die Stelle aus dem Gilblas anzuführen gepflegt: Nous ſommes cinq ou ſix novateurs hardis, qui avons entrepris de changer la langue du blanc au noir. Er habe gelacht, wenn man Klopſtock's Verſe für Hexameter ausgegeben, und nicht begreifen können, was für Ohren dieſe Leute hätten. Es ſey nun dies gegründet, oder nicht, ſo ſchätzte und liebte er doch dieſen Dichter ſehr, den er auch perſönlich kannte, und von dem er einmal in einem Briefe urtheilte, er ſey ipſa Miltono miltonior. Er vergnügte ſich z. E. auch ſehr darüber, das Klopſtock ihm mit eigner Hand in ſein Excerpternbuch geſchrieben hatte. Auch hat Klopſtock im Wingolf oder im Tempel der Freundſchaft im ſechſten Lied (Oden S. 92) ihm ein Denkmal errichtet. Mit den beſten Köpfen ſeiner Gegend war Hagedorn durch eine perſönliche und vertraute Freundſchaft

verbun-

verbunden. Beckſens vortreflicher Herz machte ihn der Freundſchaft eines Hagedorn's würdig und Hagedorn's Lob iſt für ihn ein unvergänglicheres Denkmal, als ſeine eigenen Werke. Hagedorn beſorgte auch den Auszug aus den Werken deſſelben, der öfter, als die Werke ſelbſt, wieder gedruckt worden iſt. Den Herrn von Bar ſchätzte er ſo ſehr, daß er ihn in dem Gedichte an einen Freund dem Sokrates an die Seite ſetzte. Liſcov ward von Hagedornen ermuntert, ja faſt ganz angetrieben. In den Hamburgiſchen Anzeigen, worinnen Liſcov eine Zeitlang die gelehrten Artikel machte, findet man im erſten Jahrgang vom Jahr 1737 N. 9. einen Aufſatz von der Geſundheit, und von den Trinkgefäßen der Alten, der Hagedornen zum Verfaſſer hat. Giſecke erwarb ſich Hagedorn's Freundſchaft während ſeines Aufenthalts zu Hamburg, und konnte nachher in einem Gedichte aus eigner Erfahrung ſagen:

Du biſt, ſo wie dein Vers, gefällig, lehrreich, frey
Und deinem Freunde ſtets noch mehr, als nur getreu.

Hagedorn liebte ihn beſonders, und unterhielt mit ihm einen fleißigen Briefwechſel. Auch

mit

mit Herrn Ebert errichtete er eine dauerhafte Freundschaft. Von seiner Verbindung mit Schlegel habe ich in dem Leben des letztern geredet. In Dreyern schätzte Hagedorn den witzigen Kopf, und in dem Prediger Zimmermann den rechtschafnen Mann. Des letztern Karakter hat er unter dem Namen Theophilus in einem Sinngedichte entworfen. Den Rektor Müller hielt er sehr hoch. Wilkens, eines Juristen Herz, rühmt er in einem Epigramm, und in einer Fabel des ersten Buchs wünscht er nur ihm zu gefallen. Eine Frau von Obery, Schubert, Borgrest, Doctor Lißstorp, der Buchhändler Bohn, dies ist ungefehr die Liste seiner Freunde. Doch sein innigster Freund war der Arzt Carpser, den er auch in seinen Gedichten vielfältig verewigt hat. Hagedorn war zur Freundschaft gebohren, sein Herz war voll Menschenliebe, sanft, zärtlich, redlich, mitleidig, edel, grosmüthig, freigebig, sein Umgang gesellig, munter, und angenehm. Er besaß einen sehr schnellen, und scharfen Witz,

Und, was er lachend sprach, war oft ein Sinngedicht.

Bisweilen ward er dadurch beleidigend, aber es reute ihn den Augenblick, wenn er jemanden beleidigt hatte. Er besaß viel Welt.

Voll von Gelehrsamkeit, voll wahrer Wissenschaften,

Sah auch der Hofmann nichts von Schulstolz an ihm haften.

Er war ein Freund der Religion, und ihre Pflichten waren ihm heilig. Er liebte das Landleben nicht blos in seinen Gedichten, sondern, in der That.

Der Buchhändler Bohn zu Hamburg besorgte eine doppelte Ausgabe seiner Schriften unter dem Titel: Herrn Friedrichs von Hagedorn sämtliche poetische Werke in dreien Theilen 8°. Die eine größere erschien 1756 mit vielen Vignetten, die kleinere 1757. Bei beiden ist des Dichters Portrait von Fritsch nach van der Schmissen gestochen. Beide sind so eingetheilt, daß der erste Theil die moralischen und epigrammatischen Gedichte, der zweite die Fabeln und Erzählungen, der dritte die Oden und Lieder begreift. Die größere Ausgabe ward 1769 zum zweitenmal, die kleinere 1764 zum drittenmal aufgelegt. Hagedorn hatte seine Gedichte vor seinem

seinem Ende noch aufs genaueste durchgesehn, an manchen Stellen verbessert, und mit einigen Gedichten und Zusätzen vermehrt. Herr Huber hat in der Choix des Poesies Allemandes von Hagedorn's Fabeln diejenigen, die er selbst erfunden, und von den moralischen Gedichten desselben die beiden der Weise, und Horaz in französische Prosa übersetzt. Auch ward hier zuerst eine kurze Nachricht von Hagedorns Leben gegeben. Das Gedicht über die Glückseeligkeit hat Tscharner mit Haller's Gedichten ins Französische übersetzt. — Noch 1769 klagte Herr Jakobi, daß Hagedornen kein Denkmal errichtet, oder daß er, wie er sich ausdrückte, unbegraben sey. Nachher hat er ein Monument in einem Garten erhalten.

XX.

Christoph Joseph Sucro.

Christoph Joseph Sucro ward gebohren zu Königsberg in der Neumark am vierten Decem-

der 1718. Sein Vater Chriſtoph Sucro war damals der erſte Prediger in dieſem Orte, kam aber bald nachher nach Magdeburg als Konſiſtorialrath, Domprediger, und Inſpector über den Holzkreis, wo er im Julius 1751 ſtarb. Die Mutter war Sophie Dorothee, deren Vater Johann Joſeph Winkler in Magdeburg dieſelbe Stelle hatte, die hernach ihr Mann erhielt. Der junge Sucro ward theils von Hauslehrern, theils von den öffentlichen Lehrern in der Domſchule zu Magdeburg unterrichtet. Unter den letztern zeichnete ſich beſonders der damalige Rektor der Domſchule aus, der bey den philoſophiſchen Zänkereien jener Zeiten die Mittelſtraße hielt. Er ſchimpfte nicht auf die Wolfiſche neue Philoſophie, und war auch kein blinder Verehrer derſelben. Auch ſeine Schüler führte er zu einer ſolchen Behutſamkeit in philoſophiſchen Unterſuchungen an. Als Sucro in ſeinem zwanzigſten Jahre 1738 nach Halle auf die Univerſität gieng, ſo wählte er vorzüglich den großen Gottesgelehrten Sigismund Jakob Baumgarten, in deſſen Haus, und unter deſſen Aufſicht er kam, und den berühmten Philoſophen Alexander Gottlieb Baumgarten zu Lehrern in Erlernung

der

der theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Von ſeiner Mutter her war er mit der Baumgartenſchen Familie verwandt. Unter dem Theologen Baumgarten vertheidigte er 1743 eine theologiſche Diſſertation de præſtantia religionis reuelatae præ naturali. Der Philoſoph Baumgarten ertheilte ihm in demſelben Jahr die Magiſterwürde, denn ſein Plan gieng dahin, ſich dem akademiſchen Leben zu widmen. Ein durch vieles Studieren geſchwächter Körper nöthigte ihn aber, ſchon nach einem Jahre Halle zu verlaſſen, und zur Erhohlung zu den Seinigen nach Magdeburg zurückzugehn. Doch brachte er auch hier die Zeit nicht müßig zu, ſondern war unter andern ein fleißiger Mitarbeiter an der Ueberſetzung der allgemeinen Welthiſtorie, die unter Baumgartens Aufſicht herauskam. Dieſe Arbeit ſetzte er auch in der Folge noch in ſeinen Nebenſtunden fort, als er im Jahre 1745 auf des Theologen Baumgarten Empfehlung an das Koburgiſche Gymnaſium als Lehrer der griechiſchen Sprache und Philoſophie berufen ward. Doch einige Jahre vor ſeinem Tode vertauſchte er die philoſophiſche Stelle mit dem Lehramt der Beredſamkeit. Anfangs ſoll ſeine Kenntniß der

griechischen Sprache nicht sonderlich gewesen seyn, aber durch unermüdeten Fleiß hohlte er das Versäumte so gut nach, daß ihn die Zuhörer in der Folge hierüber mit eben der Begierde hörten, als sie vorher seine philosophischen Vorlesungen zu besuchen gewohnt waren. Seine Art des Vortrags, und sein Betragen gegen Studierende erwarb ihm bald allgemeine Liebe und Zutrauen. Im Tadeln oder im Strafen war er strenge, aber mit Nachdruck, und mit Beobachtung des Wohlstandes. Da er eine vorzügliche Fertigkeit im Spotten besaß, so bediente er sich derselben mit Vortheil. Bemerkte er an einem Jüngling einen Fehler, so zeichnete er diesem Fehler im Allgemeinen so treffend, daß der Fehlende leicht merkte, wer gemeint sey, und sich in der Folge hütete, namentlich genannt zu werden. Ausschweifende und träge Schüler strafte er mit Verachtung, wohlgesitteten und fleißigen begegnete er leutseelig, doch ohne seinem Ansehn etwas zu vergeben. Ueberhaupt suchte er selbst durch eine vernünftige, gesetzte, und anständige Lebensart ein gutes Muster zu werden, und seine freundliche Mine, seine angenehme Stimme, sein volles Gesicht, sein männ-

männlich ſtarker Körper, und äuſſerlich gutes Anſehn befeſtigte die Liebe und Achtung noch mehr, die er ſich erworben hatte. Kurz alle Eigenſchaften eines brauchbaren und beliebten Lehrers waren in ihm vereinigt. In ſeinem Lehrvortrag war er ſehr flieſſend, deutlich, und lebhaft, oft ganz poetiſch, und er wuſte durch ſinnreiche Gedanken, und gute Wendungen die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu unterhalten. In Erklärung der Alten war er kein Wortgrübler, ſondern er ſuchte durch ſie Geſchmack, Herz, und Verſtand ſeiner Zuhörer zu bilden. Die Dichter erklärte er als ein Dichter, und ſuchte die Oekonomie, die Wendungen, das Erhabene, den Geiſt ihrer Werke zu erklären.

Er liebte Geſellſchaft, und war, ſo lange es ſeine Geſundheit geſtattete, munter und unterhaltend in derſelben, doch immer etwas zurückhaltend, und auch gegen ſeine vertrauteſten Freunde einigermaßen mistrauiſch. Sein angenehmer Umgang verſchafte ihm dennoch viel Freunde, und er konnte ſich der Gnade des damaligen Herzogs von Koburg in einem vorzüglichen Grade rühmen. Seine Neigung zur Satire konnte er nicht unterdrücken. Satiriſchen Innhalts waren gröſtentheils ſeine Aufſätze in der moraliſchen

Wochenschrift, die er unter dem Titel der Druide zu Berlin 1749 in zwey Theilen in Quart herausgab, und wovon er das Meiste selbst verfertigte. Hier schonte seine beissende Satire weder Nachbarn, noch Kollegen, noch seine eigne Frau.

Bald nach Antretung des Koburger Lehramtes heirathete er am 20 Junius 1746 Esther Christinen, eine gebohrne Beckerinn, die hinterlaßne Tochter eines Kaufmanns in Leipzig, die aber in Magdeburg war erzogen worden, und mit der er viele Hofnung zu künftigen Reichthümern bekam, deren Erfüllung er aber nicht erlebte. Mit ihr erzeugte er zwey Töchter und einen Sohn, welcher letztere aber bald nach der Geburt wieder starb. Der Aufwand, den er im verheiratheten Stande machen muste, nöthigte ihn, durch Schriftstellerey, besonders durch Uebersetzen, auf Geldverdienst bedacht zu seyn. Halbe Nächte durchwachte er, verdarb aber dadurch seine Gesundheit ganz, da schon die vielen Arbeiten seines Amtes auch den dauerhaftesten Körper schwächen konnten. Er sehnte sich nach einer ruhigern Stelle, und hatte verschiedentlich Hofnung dazu, als er im Monat Junius 1756 ein hitzi-

hitziges Fieber bekam, woran er im acht und dreißigsten Jahr seines Alters starb.

Da einer seiner jüngern Brüder sich auch als Schriftsteller und Dichter bekannt gemacht, und man verschiedentlich die Werke der beiden Brüder verwechselt hat, so muß ich dessen hier mit einem Paar Worten gedenken. Johann Josias Sucro, der als Kadettenprediger 1760 zu Berlin starb, gab 1746 ein Lehrgedicht über die beste Welt, und in der Folge zwey andre über die vergnügte Einsamkeit, und über den moralischen Nutzen der Poesie heraus, die aber keine Anlage zur Dichtkunst verrathen. Mehr Beifall fanden verschiedne moralische Schriften von ihm; z. E. Trostgründe wider die Furcht des Todes, Ahndungen, Erfahrungen, Parallelen, die Lampe des Epictet u. s. w.

Von den Programmen, die Christoph Joseph Sucro als Professor drucken ließ, will ich nur die vornehmsten nennen: De pulchritudinis, quae in litteris elegantioribus quaeritur, natura, de furore poetico, artis historicae primae lineae, de facultate fingendi, de arte Mnemonica, de facultate animae diuinatrice, de virtutibus quibusdam et vitiis historicorum, de rei poeticae ratio-

nibus, de demonſtratione exiſtentiae Dei, vitae Pindari et Horatii parallelae, de arte obliviſcendi.

Im Jahr 1747 gab er zu Halle Verſuche in Lehrgedichten und Fabeln heraus, von denen er in der Vorrede ſagt, daß ſie zum Theil ſchon vor mehrern Jahren einzeln wären gedruckt worden. Sie fanden bey ihrer Erſcheinung den Beifall der Kenner. Bodmer nennte ihn deswegen einen Dichter, der kühn nach Haller's Laute greift. Dennoch geriethen ſeine Gedichte in Vergeſſenheit, bis Herr Duſch in ſeinen Briefen zur Bildung des Geſchmacks ihre Vorzüge zuseinander ſetzte. Dies ermunterte Herrn Hofrath Harles, als er noch zu Koburg ſtand, eine neue Ausgabe davon zu beſorgen, und ſo erſchienen: C. J. Sucro kleine teutſche Schriften geſammelt und herausgegeben von G. C. Harles, Koburg, 1770, 8°. Hier findet man: 1) Eine Abhandlung von den philoſophiſchen Gedichten, die die Vorrede zu den Lehrgedichten und Fabeln ausmachte, keine vollſtändige Theorie derſelben, ſondern nur einige Betrachtungen über die Art, wie die Poeſie philoſophiſche Wahrheiten behandelt, eine Abhandlung, die in jenen Zeiten, da man erſt die Theorie der ſchönen Wiſſen-

ſenſchaften zu bearbeiten anfieng, wichtiger war, als jetzt, da ſie jetzt zu viel bekannte Dinge zu wiederhohlen, und oft zu weitſchweifig zu ſeyn ſcheint. 2) Furcht und Hofnung, ein kleines Lehrgedicht, das die thörichten Beſorgniſſe und die chimäriſchen Hofnungen der meiſten Menſchen beſtraft. Die Geſinnungen, die er am Ende des Gedichts äuſſert, die Ergebenheit in ſeine Schickſale, die Begierde, ſich in dem Dienſt der Welt zu verzehren, ſind deſto rührender, da man weiß, daß es keine blos angenommenen Geſinnungen ſind. Unter andern wünſcht ſich der Dichter auch.

Ein auserwähltes Kind, das Marianen gleichet,
Von gleichem Trieb gereizt, ihm Hallers Laute reichet.

3) Der Stoicker, ein kleines Gedicht im didactiſchen Ton, das aber ſeinem Gegenſtand nicht entſpricht. Das Gemählde eines aufgeblaſenen Stoickers iſt ganz kurz, das übrige nehmen Lobſprüche auf den Philoſophen Baumgarten ein, auf deſſen Hochzeit eigentlich das Gedicht gemacht worden. 4) Die Gemührsruhe, ein kleines Lehrgedicht über die Glückſeeligkeit, die ſie dem

wahren Weisen gewährt, verfertigt 1743, und an einen Advokat Kornmann in Halle gerichtet, den der Verfasser einer seiner treuesten Freunde nennt. 5) Versuch vom Menschen, ein größeres Lehrgedicht in vier Büchern, Hallern gewidmet, nach des Verfassers Absicht eine Art von Psychologie in Versen. Er geht darinnen die einzeln Kräfte der menschlichen Seele durch. Nach vorausgeschickten allgemeinen Sätzen von der Seele handelt der Dichter im ersten Buche von der Neugierde, im zweiten von den Empfindungen, im dritten von der Einbildung, im vierten von dem Witze. Bey jeder Kraft zeigt er auch ihren Einfluß auf die Dichtkunst. 6) Die Tugend, eine sogenannte Ode. 7) Die Landschaften der Jugend, ein Traum in Prosa. 8) Sieben Fabeln, denen Natur und Simplizität fehlt. 9) Die Wissenschaften, ein Lehrgedicht, hat zu wenig Plan, und nur einzle gute Stellen. Es enthält vornemlich Betrachtungen über die Physick, Philosophie, und Religion. 10) Einige prosaische Einladungsschriften, worunter eine von der teutschen Sprache, eine andre von den Vorzügen der homerischen Gedichte, wieder andre von der Anmuth der Neuigkeit handelt. 11)

Eine

Eine Trauerrede in Prosa. 12) Ein Gedicht bey der Wiederkunft des Koburger Erbprinzen. 13) Ein Gedicht bey Vermählung desselben. 14) Noch eines auf diese Gelegenheit. 15) Ein Gedicht bey Vermählung eines Markgrafen von Baireuth mit einer Koburger Prinzessinn. 16) Gedicht auf den Tod eines Konsistorialpräsidenten. 17) Gedicht auf dieselbe Gelegenheit. 18) Gedicht auf den Tod einer Mutter im Namen des Kindes. 19) Gedicht auf die Geburt einer Prinzessinn. 20) Eine Vermählungskantate. 21) Kantate auf die Zurückkunft des Erbprinzen. Sucro soll noch weit mehrere Gelegenheitsgedichte verfertigt haben, die aber nach dem Urtheil des Herausgebers den Druck noch weniger verdienten. Eine Ode, die er auf das Jubileum der Buchdruckerkunst verfertigt, hat Herr Hofrath Harles nicht habhaft werden können. Als philosophischer Dichter hatte Sucro Verdienste, und gehörte unter die nicht unglücklichen Nachahmer von Hallern. Gleich seinem Vorgänger sagt er viel mit wenig Worten, und die philosophischen Gedanken seiner Gedichte verdienen mehr Lob, als die poetische Einkleidung. Die hier und da eingestreute Satire zeugt von edler

Anlage zu dieſem Fache, Rauhigkeit und Härte, und mancherley Nachläßigkeiten erregen den Wunſch, daß der Verfaſſer in ſeinen letztern Jahren die Feile gebraucht haben möchte; doch daran hinderten ihn andre Geſchäfte.

XXI.

Johann Friedrich Freiherr von Cronegk.

Johann Friedrich Freiherr von Cronegk ward den 2 September 1731 zu Anſpach gebohren. Sein Vater war General-Feldmarſchall-Lieutenant des fränkiſchen Kreiſes, ſeine Mutter eine gebohrne Freyinn von Crailsheim, und beide Familien gehören zu den älteſten des fränkiſchen Adels. Als das einzige Kind ſeiner Aeltern ward er von ihnen nicht verzärtelt, ſondern nur um deſto ſorgfältiger erzogen, beſonders gab ſich ſeine Mutter viel Mühe um die Bildung ſeines Herzens.

zens. Er hatte das Glück, auch solche Lehrer zu bekommen, die seine frühzeitig sich äussernden Talente zur Vollkommenheit zu bringen suchten. Die Hofnung, die er schon in seinem ersten Jahre von sich machte, zog die Aufmerksamkeit von ganz Anspach auf ihn. Er faßte alles bis zum Erstaunen leicht. Dabey hatte er ein erstaunend treues Gedächtniß, das ihn auch hernach bey reifern Jahren nicht verließ. Durch dasselbe ward es ihm leicht, die lateinische, französische, italienische, und spanische Sprache, und einige sogar ohne Unterweisung zu lernen, und so zu lernen, daß er es darinnen bis zur Fertigkeit sie zu sprechen brachte. Nur die griechische blieb ihm unbekannt. Die Liebe zu den schönen Wissenschaften war ihm angebohren, und so las er noch in seinen Schuljahren die besten römischen Autoren, und die vorzüglichsten Schriftsteller der meisten europäischen Nationen. Durch sein vortreffliches Gedächtniß sammelte er sich daraus einen Schatz auf die Zukunft. Denn dieses war so groß, daß er ganze Schauspiele, und ganze große Stellen gleich auf das erste Lesen fassen und behalten konnte. Aber er begnügte sich nicht, das Schöne auswendig zu wissen, er forschte

auch

auch zeitig nach den Urſachen deſſelben, ſuchte guten Schriftſtellern ihre Kunſtgriffe abzulernen, zergliederte daher ihre Plane, entwarf ſich dieſelben ſchriftlich, prüfte das Ganze, und das Verhältniß der Theile zum Ganzen.

Im achtzehnten Jahre 1749 gieng er auf die Univerſität Halle. Hier hörte er die berühmteſten Lehrer der Philoſophie, und der Rechtsgelehrſamkeit mit vorzüglichem Fleiße. Damals hatten ſich die teutſchen Univerſitäten ſchon in ſoweit gebeſſert, daß ſie nun doch den Willen hatten, die ſchönen Wiſſenſchaften zu bearbeiten. Zur Nachahmung des Gottſchediſchen Inſtituts entſtanden nach und nach mehrere teutſche Geſellſchaften, Geſellſchaften, die zu den damaligen Zeiten ſo löblich waren, als ſie nachher durch ihre eigne Schuld verächtlich geworden ſind. Der nachmalige Profeſſor zu Zerbſt, Gottlob Samuel Nicolai ſtiftete, als er noch in Halle war, eine Geſellſchaft von Freunden der ſchönen Wiſſenſchaften. Cronegk ließ ſich in dieſelbe aufnehmen, nicht aus Zwang, wie ſich viele von Gottſched aufnehmen laſſen muſten, ſondern, weil er nichts unterlaſſen wollte, wodurch er ſeine Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften zu erken-

nen

nen geben konnte. Er arbeitete auch wirklich einige Aufsätze in die Schriften der Gesellschaft aus, die ihr Vorsteher 1752 herausgab.

In Halle blieb Cronegk nur ein Jahr, nach dessen Ablauf er nach Leipzig gieng. Hier erwarb ihm sein Herz bald die Freundschaft eines Gellert. Diesem vortreflichen Mann ergab er sich ganz, und ward in aller Betrachtung sein Schüler. Zwar ward er von Gellert nicht erst zu den schönen Wissenschaften ermuntert, aber er hatte seinen Lehren und seinen Kritiken einen richtigen Geschmack, eine feine Empfindung, und die Liebe zum Natürlichen zu danken, die wir in seinen Schriften finden. Sein von Natur gutes Herz nahm die eifrigen Ermahnungen dieses Mannes zur Tugend willig auf, und er ward dadurch, gleich seinem Lehrer, ein merkwürdiges Beispiel von dem Einfluß des Herzens in die Werke des Witzes. Daher erwarben ihm seine Sitten eben sowohl als seine Talente viele Gönner und Freunde. Rabener und Kästner liebten ihn, der letztere unterhielt mit ihm einen beständigen Briefwechsel. Leipzig hatte schon dazumal das Glück, einen Mann zu besitzen, der mit einer großen Kenntniß der Alterthümer einen guten

Ge-

Geſchmack verband. Chriſt war einer der erſten akademiſchen Gelehrten in Teutſchland, der die Geſchichte der Kunſt des Alterthums für einen wichtigen Theil des antiquariſchen Studiums erkannte. Cronegk konnte keinen andern, als dieſen, zum Anführer in dem Studium der Alterthümer wählen, und er war einer ſeiner emſigſten Zuhörer. Gellerts Freund konnte Gottſcheden nicht achten. Cronegk machte eine Satire auf Schönaich's poetiſche Krönung, und ließ den großen und den kleinen Chriſtoph, das iſt, Gottſched und Schönaich in der Sprache des Kanut mit einander reden. Dieſe Parodie gieng lange nur in der Handſchrift herum, bis ſie endlich 1779 im eilften Stück des Theaterjournals für Teutſchland gedruckt ward. So machte er auch auf die meiſten Gottſchedianer Sinngedichte in Knittelverſen mit der Ueberſchrift: Monumenta virorum clariſſimorum ex tenebris ſaeculi decimi octavi eruta a Io. Mart. Moromaſtige. Sie ſind erſt im teutſchen Merkur 1774 durch den Druck bekannt gemacht worden.

Auſſer jenen vortreflichen Lehrern fand Cronegk in Leipzig auch noch eine vorzügliche Gelegenheit zur Bildung des Geſchmacks, eine Schau-

bühne.

bühne. Zwar fand er hier das teutſche Theater noch ſehr in ſeiner Kindheit, noch mit Gottſchediſchen Originalen und Ueberſetzungen überſchwemmt, aber er fand doch hier die damalige beſte Geſellſchaft teutſcher Schauſpieler, die Kochiſche. Ich will hier nicht die Gründe wiederhohlen, warum es einem künftigen theatraliſchen Dichter ſo nöthig iſt, eine Bühne geſehn zu haben; ſo viel wird aber niemand läugnen, daß auch eine mittelmäßige Geſellſchaft von Schauſpielern ſchon bey manchem Jüngling die ſchlafende Luſt zu theatraliſchen Arbeiten erweckt hat. Cronegken hatte die Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen Litteratur ſchon einige Neigung für die Bühne beigebracht, und er hatte ſchon in Anſpach einen Misvergnügten mit ſich ſelbſt, und einen Cleveland gemacht. Der Misvergnügte mit ſich ſelbſt, ein höchſt unvollkommner Verſuch, iſt im Jahre 1777 in folgender Sammlung gedruckt worden: Blüthen des Geiſtes des Freiherrn von Cronegk. Aber dies waren bloße Vorübungen, und erſt in Leipzig ſchlug bey ihm die Neigung zu dramatiſchen Arbeiten völlig Wurzel. Der damalige Zuſtand des teutſchen Theaters trug vieles dazu bey. Das edle Bewuſt-

wuſtſeyn, es beſſer machen zu können, iſt der mächtige Beruf, den gute Köpfe fühlen, wenn ſie etwas ſchlechtes hören, oder ſehen. Patriotismus muſte Cronegken ergreifen, wenn er in den damaligen teutſchen Luſtſpielen ſich ärgerte, und in den Trauerſpielen gähnte. Er verſuchte ſich zuerſt in der Komödie, und ſein Mistrauiſcher iſt gröſtentheils in Leipzig geſchrieben. Seine Freunde riethen ihm, das Stück lieber der Argwöhniſche zu nennen. Das Mistrauen entſpringt aus mancherley Quellen, und bey jedem Menſchen aus einer andern, bald aus Geitz, bald aus Eiferſucht, da es dann dem Neide gleicht. Immer aber iſt es etwas niedriges, zuweilen wird es durch Schüchternheit vermehrt. Der Hofmann, der die Hinderniſſe ſeiner böſen Abſichten fürchtet, der Blöde, der ſeine eignen Kräfte nicht kennt, und niemanden ſein Zutrauen ſchenken will, der Böſewicht, deſſen Gewiſſen bey jedem rauſchenden Blatte erwacht, der Kurzſichtige, der, wenn er einen Fehltritt gethan, ſeinen Augen nicht mehr traut, und bey jedem Schritte zittert, der Unſeelige, der alle Welt nach ſeiner ſchlechten Denkungsart beurtheilt, die ſind alle mistrauiſch, aber gewiß alle ſehr kleine

See-

len. Aber, ohne durch eine beſondre Leidenſchaft dazu verführt zu ſeyn, blos aus menſchenfeindlichen Vorſtellungen die Welt für eine Wohnung von Betrügern anſehn, iſt ein Laſter, das weder Lachen, noch Mitleiden erweckt. Solchen Miſantropen fehlt es an Einſicht, die ihnen die Möglichkeit zeigen würde, auch den gefährlichſten Schlingen zu entgehen, es fehlt ihnen an Tugend, weil ſie ſonſt mehr Geſelligkeit haben, und überzeugt ſeyn würden, daß der Tugend die Untreue aller Sterblichen nichts ſchaden könne, es fehlt ihnen an Religion, weil ſie ſonſt auf die Vorſehung vertrauen würden. Als ein ſolcher abſcheulicher Menſch erſcheint Cronegk's Mistrauiſcher, der es noch dazu nicht aus eignen Grundſätzen iſt, wenigſtens erfährt man den Urſprung ſeines Karakters nicht. Schlegel machte aus ſeinem Geheimnißvollen auch einen Menſchen, der alle Geſchöpfe für Verräther anſieht, daher die Aehnlichkeit ſeines Stücks mit Cronegks Luſtſpiel. Cronegks Mistrauiſcher iſt ein Menſch, der ſich mit lauter Ungeheuern umgeben glaubt, der ohne Urſache jedermann für ſo klein hält, als er ſelbſt denkt, dem ſeine Krankheit ſo niedrige Geſinnungen eingiebt, ſeinen zärtlichen Vater

für einen heimtückiſchen Nebenbuhler, ſeinen treuen Freund für falſch, und den redlichen Geront für einen Giftmiſcher zu halten. Dieſe widrige Rolle hat Cronegk auch nicht ſonderlich ausgeführt, ſondern nur einen groben Umriß von dieſem Karakter gemacht. Die Bekehrung, die zuletzt mit dem Mistrauiſchen vorgeht, iſt eine von den theatraliſchen Verwandlungen, die ein ſchlecht angelegter Plan nothwendig macht. Einzle gut angelegte Szenen findet man, aber ſie ſind zu wenig benutzt. Der Dialog hat in den komiſchen Stellen zu wenig Lebhaftigkeit, und in den rührenden zu wenig Stärke. Das Stück iſt nur einmal in Hamburg, aber ohne allen Beifall geſpielt worden. Uebrigens gab Cronegk dies Luſtſpiel bey ſeinem Leben nicht heraus, und war auch noch ſehr jung, als er es ſchrieb. Sonſt entwarf er damals zu Leipzig noch manche Plane, und unter andern auch ſchon dem vom Rodrus. Hier ſtiftete er eine genaue Freundſchaft mit dem Graf Moritz von Brühl. Die Liebe zu Gellerten, ihren gemeinſchaftlichen Lehrer, ein edles Herz, ein frühzeitig reifer Verſtand, dies wären die Eigenſchaften, die beide Jünglinge gemein hatten, und die das Band der Freund-

ſchaft

ſchaft zwiſchen ihnen knüpfte. Cronegk beklagte nachher die Trennung von ihm in einer Elegie, die im zweiten Theil ſeiner Werke ſteht.

Im Jahr 1751 that Cronegk eine Reiſe nach Braunſchweig, um ſich die Bekanntſchaft ſolcher vortreflicher Männer, wie Gärtner, Ebert, und Zachariä, zu erwerben. Nach ſeiner Abreiſe ſchrieb er die Klage an Gärtner, die das erſte unter ſeinen vermiſchten Gedichten iſt.

Leipzig verließ er 1752, und kehrte in ſein Vaterland zurück. Melancholiſch über die Entfernung von ſeinen Freunden in Leipzig, ſchrieb er das größere Gedicht die Einſamkeit. Wenigen Jünglingen erlaubt das Feuer ihres Alters, ihr Herz zu ſo melancholiſchen Empfindungen zu ſtimmen, aber Natur und Moral gaben Cronegk's Herzen die Stille, die nur der Weiſe empfindet. In ſeiner jetzigen Einſamkeit las er Young's Nachtgedanken, und dies reitzte ſeine Muſe um deſto mehr, Klaglieder anzuſtimmen. So machte er freilich die damalige Mode, dem Young nachzuahmen, mit, aber er vermied ihr Abgeſchmacktes. Er affectirte nicht Tiefſinn, ſondern hieng ſeinen zärtlichen Empfindungen nach, er gieng nicht auf Stelzen einher, ſondern blieb ſeiner

leichten fließenden Sprache getreu, er überließ sich nicht einer wilden Phantasie, sondern floß in sanfte Klagen über. Besser wäre es, wenn der Dichter die Trennung von seinen Freunden und Zemiren, zum Hauptgegenstande, und die Betrachtungen über die Vergänglichkeit der irrdischen Freuden zur Episode gemacht hätte, dann wäre dies Gedicht weniger rhapsodisch, als die gewöhnlichen Gedichte dieser Art, und man könnte es ein System von Elegien nennen, deren sehr schickliche Szene die Einsamkeit sey. Wie sich aber nicht viel Elegien hintereinander lesen lassen, so macht auch dies Gedicht von Cronegk Langeweile. Es ist im elegischen Tone, aber eben darum oft nachläßig, es ist frey von Schwulste, aber dafür zuweilen matt und geschwätzig, es ist frey vom Sonderbaren, hat aber auch wenig Hervorstechendes. Der Verfasser hat es durch manche Wiederhohlungen zu sechs Gesängen ausgedehnt, und sich durch den Reim zu mancher überflüßigen Stelle verleiten lassen. Uebrigens leuchten die Talente zur didactischen und moralischen Poesie, die ich öfter an Cronegk werde rühmen müssen, auch hier hervor. Wir werden es noch einmal in seinem Leben finden,

daß

daß ſeiner Muſe eine ſolche Schwermuth anwandelte. Hier nenne ich nur noch ein Lied an die Einſamkeit, das im zweiten Theil ſeiner Werke S. 173 ſteht. Bey dem allen wuſte er wohl, wie lächerlich der Misbrauch dieſer Art von Gedichten ſey, und hat daher ſelbſt in ſeinem Gedichte an Uz (Werke Th. II. S. 130) die Nachtgedankenſänger mit dem Uhu verglichen.

Ins Jahr 1752 fallen auch drey Gedichte, die Cronegk in die Sammlung vermiſchter Schriften von den Verfaſſern der bremiſchen Beiträge gegeben, drey Oden. Die eine iſt eine Bewillkommung ſeines Vaterlandes und ſeines Freundes Uz, ſchon hier äuſſert er einen Hang zur Einſamkeit. Die andre iſt eine Ode in Zachariä's Ton, und drückt die Sehnſucht des Dichters nach Gellerten aus, die dritte handelt von der Ruhe, und ahmt Cramer's Manier nach. In der höhern lyriſchen Poeſie hat ſich Cronegk nie über die Mittelmäßigkeit empor geſchwungen.

Gegen das Ende des Jahrs 1752 ward Cronegk Anſpachiſcher Kammerherr, und Hofrath, und nun entſchloß er ſich, ſeine Einſamkeit mit der großen Welt zu vertauſchen. Seine Aeltern

tern verlangten, daß er auf Reisen gehen sollte, und er gehorchte ihnen gern, weil er den Nutzen kannte, den sie einem vernünftigen Reisenden bringen können. Zuerst gieng er nach Italien, und sah alle Merkwürdigkeiten von Venedig, Rom, Neapel, Florenz, Genua, und Turin. Alle vortrefliche Werke der alten und der neuen Kunst, durch die sich Mahler, Bildhauer, und Baumeister verewigt haben, die Gallerien, die Kabinetter musten die Neugierde eines so eifrigen Liebhabers des Schönen erregen, als Cronegk war. Er konnte dies alles mit desto gröſserm Nutzen sehn, je gröſser die Kenntniß der schönen Künste war, die er mitbrachte. Er sammelte sich hier selbst ein kleines Kabinet von Alterthümern, Münzen, und Mahlereien. Die Italienischen Bühnen blieben, wie man leicht erachten kann, von ihm nicht unbesucht. Zu Venedig genoß er oft den Umgang von Goldoni, und lernte seine Sitten so hoch als seine Schauspiele schätzen.

Die Musen verließen ihn auch auf Reisen nicht. So fuhr er in Italien fort, an seinem Rodrus zu arbeiten. Er unternahm auch wieder ein Lustspiel, aber nicht ein komisches, sondern ein ernst-

ernſthaftes von der Gattung, die man die heroiſche nennt. Es ſollte die Klagen heißen, und das beſtrafte Mistrauen gegen die Vorſehung zum Innhalte haben. Philoſophen, Weiber, Hofleute, Dichter, Bauern, abgeſchiedne Seelen ſollten darinnen abwechſeln. Von den drey Aufzügen, die es haben ſollte, ſind nur vier Auftritte übrig.

Im Jahre 1753 gieng er nach Paris, dieſer Schule dramatiſcher Dichter. Er hat es ſelbſt geſtanden, und ſeine Werke bezeugen es, daß die Beſuchung der franzöſiſchen Parterre für ihn großen Nutzen gehabt hat. Hier bekam er die Vorliebe für die franzöſiſche Bühne, die er nie ganz verlor. Er machte mit verſchiednen dramatiſchen Dichtern, beſonders mit der Frau von Grafigny, perſönliche Bekanntſchaft. Dieſe erſtaunte über ſeine große Kenntniß der franzöſiſchen Litteratur, indem er ihr ganze Stellen aus dem Rabelais herſagen konnte. Sie gewann daher eine große Achtung gegen ihn, und ließ ſich einen Theil des Rodrus aus dem Manuſcript überſetzen, weil ſie begierig war, die Arbeit eines ſo liebenswürdigen Jünglings kennen zu lernen.

Zu Paris bekam Cronegk sogar Lust, ein Schauspiel in französischer Sprache zu versuchen. Daher kommt in seinen Werken ein französischer Plan zu einem Nachspiele vor. Es führt den Titel les defauts copiés, der sich vielleicht am besten durch Parodi übersetzen läßt. Denn das ganze Stück führt die Wahrheit aus, daß uns unsre Fehler nicht eher sichtbar werden, als bis wir sie von andern parodirt sehn. Unter dem Titel Parodie habe ich 1769 Cronegk's Plan zu dialogiren versucht, und eben diesen Titel behielt Herr Bock bey, als er im ersten Theil seiner Sammlung fürs teutsche Theater 1770 Cronegk's Idee auf eine andre Art ausführte. Es wollte jemand behaupten, daß Cronegk's Idee nicht neu, sondern aus Fagan's Originaux entlehnt sey. Nun hat zwar Fagan's Stück auch die Moral, wir sollten, um das Lächerliche unsrer Fehler zu empfinden, sie an andern beobachten. Aber erstlich sieht man bey Fagan den, der parodirt werden soll, nicht vorher selbst handeln, und die Parodie thut also auf die Leser nicht die gehörige Wirkung, zweitens haben die Personen, an denen sich Fagan's Marquis spiegeln

soll

ſoll, nicht die Abſicht ihn zu parodiren, ſondern ſind Originale für ſich, und endlich hat Fagan keinen zuſammenhängenden Plan zum Grunde gelegt, weil ſein Stück nur eine Piece epiſodique iſt.

Noch zu Ende des Jahres 1753 kam Cronegk von ſeinen Reiſen wieder nach Hauſe, und widmete ſich nun den öffentlichen Geſchäften, zu denen er beſtimmt war. Zwar konnte ihn niemand darinnen einer Nachläſſigkeit beſchuldigen, aber alle Zerſtreuungen der Geſchäfte und des Hofs konnten ihn von den Muſen nicht abziehn. Im Jahr 1754 fieng er in Geſellſchaft von den Herrn Uz, Rabe (dem Ueberſetzer der Miſchnah) und (dem Herausgeber des Münzarchivs des teutſchen Reichs) Hirſch eine moraliſche Wochenſchrift unter dem Titel der Freund an, die bis ins Jahr 1756 dauerte, und zu drey Bänden anwuchs. Dieſe periodiſche Schrift, die zwar keinen originellen Ton und Wendungen hat, aber doch das Fade gewöhnlicher teutſcher Wochenſchriften vermeidet, und ihrem angenommenen Karakter ziemlich getreu bleibt, ward von dem Publikum ſehr wohl aufgenommen. Cronegk hat darinnen alle die Stücke verfertigt, die mit C. und L. bezeichnet

net sind, und so rühren von den acht und siebzig Stücken, aus denen die Wochenschrift besteht, fünf und dreißig von ihm her. Vieles darunter sind Gedichte, wovon die erheblichsten in die Sammlung seiner Werke gekommen sind. Einiges darunter sind Lieder mit Refrains, wie sie seit der Zeit der bremischen Beiträge in Teutschland nur zu häufig Mode geworden. Ferner findet man Elegien darunter, nicht im Geschmack der Engländer, nicht voller tibullischer Zärtlichkeit, die aber mit jeder französischen Elegie um den Vorzug streiten könnten. Das Beste darunter ist erstlich ein geistlich Lied zum Lobe der Gottheit, zwar nicht mit dem Feuer einer Hymne, aber doch mit der Empfindung geschrieben mit der geistliche Gesänge geschrieben werden müssen, zweitens eine poetische Satire über die Unzufriedenheit. In dem letztern Fach verdient Cronegk neben Boileau zu stehn, mit dem er in Plan, Karakteren, Kenntniße der menschlichen Sitten, attischem Salz, und lachenden Vortrag der Satire wetteifert. Dies beweisen auch die Satiren über das Stadtleben, und über das Glück der Thoren, die aus dieser Wochenschrift in die Werke gekommen sind.

Ich weiß nicht, was für Verfolgungen des Theaters ihn veranlaßt haben mögen, um diese Zeit ein Vorspiel in Versen, das verfolgte Komödie, zu schreiben, das nach seinem Tode oft ist aufgeführt worden. Der so wahre Innhalt macht es schätzbar, und einige Stellen sind wirklich schön, aber die allegorische Einkleidung der Vorspiele gefällt jetzt nicht mehr so sehr, als ehedem. Entwürfe zu Schauspielen wurden jetzt in Menge von ihm gemacht. Eine glückliche und neue Idee war es, daß er den ehrlichen Mann, der sich schämt, es zu seyn, auf die Bühne bringen wollte, da es dergleichen Männer heut zu Tage wirklich so viele giebt. Es hätte dies einen Pendant zu des Destouches verheiratheten Philosophen abgeben können. Merkwürdig ist es, daß Cronegk dies Stück in Jamben schreiben wollte, einer Versart, der man den Vorzug geben müste, wenn die versificirte Komödie Mode geblieben wäre. Von einem seiner Stücke, die Nachwelt, steht in seinen Werken nur eine einzige Szene, die sich auf die bekannte Wendung der Satire gründet, den Gesichtspunkt anzugeben, aus dem unsre Thaten der Nachwelt erscheinen werden. Ein Nachspiel, der erste April,

arbei-

arbeitete er ganz aus, als eine Posse aber voller abgenutzter Theaterstreiche und alltäglicher Einfälle ward es nicht in seine Werke aufgenommen. Jener Herausgeber von den oben angeführten Blühen des Geistes hat dies Stück dennoch abdrucken lassen. Mehrere Plane von Lustspielen blieben unausgeführt, weil Cronegk die Meinung hegte, daß ein Dichter nicht zugleich in der Tragödie und im Lustspiel vollkommen werden könnte, und die Vollkommenheit im Trauerspiel sein Ziel war.

Im Jahr 1755 trieb ihn seine große Liebe für Leipzig an, noch einmal eine Reise dahin zu thun, und seine Freunde daselbst zu umarmen. Hier lernte er Herrn Gleim kennen, und gewann ihn lieb, ob er ihn gleich als Dichter schon längst verehrt hatte. Von Herrn Weiße ließ er sich ermuntern, sich ganz der tragischen Bühne zu widmen, und errichtete mit ihm die vertrauteste Freundschaft.

Der Krieg, welcher 1756 ausbrach, feuerte Cronegken an, die Verwüstungen zu besingen, die den Krieg zu begleiten pflegen. Er ließ eine Ode in Kramer's Manier, der Krieg betitelt, einzeln drucken.

Als ein Liebhaber und Kenner der Muſick hatte er groſsen Antheil an den Odensammlungen, die in Anſpach 1756 herauskamen. Viele ſeiner beſten Lieder erſchienen hier zuerſt. Herr Kamler hat nur zwey ſeiner Lieder in die lyriſche Blumenleſe aufgenommen.

Endlich komme ich auf das Werk, das am meiſten dazu gedient, Cronegk's Namen auszubreiten, auf das Trauerſpiel Kodrus in fünf Aufzügen, und in Verſen. Schon lange hatte er daran gearbeitet, und legte nun auf des Herrn Weiſſe Ermunterung die letzte Hand daran, als Herr Nikolai im Jahr 1757 durch Ausſetzung eines Preiſes unſerm Vaterlande tragiſche Dichter zu erwecken ſuchte. Cronegk ſchickte ſein Stück ein, nicht, ſich durch die Prämie zu bereichern, ſondern einen rühmlichen Wetzſtreit zu wagen. Er nannte in dem verſiegelten Zettel ſogar ſeinen Namen nicht, ſondern bat in demſelben, wenn er den Preis davon trüge, die ausgeſetzten funfzig Thaler zu dem Preiſe für das folgende Jahr zu ſchlagen. Das Stück ward gekrönt, und (erſt nach ſeinem Tode) als ein Anhang zu der Bibliothek der ſchönen Wiſ-

Wissenschaften mit einer Kritick des Herrn Nikolai 1758 gedruckt. Der einzige Schlegel hatte es bis dahin, mit einigem Glücke versucht, den Franzosen im Trauerspiele nachzuahmen, aber seine Stücke wurden nur noch selten gespielt, und überhaupt fand das Publikum noch wenig Geschmack an Trauerspielen, wozu die schlechten Uebersetzungen französischer Tragödien viel beitrugen, die man damals sehr häufig spielte. Die Kritick hatte diesen Theil der Poetick noch so wenig erhellt, daß Herr Nikolai für nöthig fand, ehe er seine Preise aussetzte, in einer Abhandlung den richtigen Begrif von einem Trauerspiele festzusetzen. Cronegk hatte sich durch die Lektüre der Franzosen gebildet, und, ob er gleich mit der Zeit mehr Geschmäck an brittischen Dichtern bekam, so waren doch jene mit seinem eignen Genie verwandter. Er kannte auch die Spanier, besaß eine grose Sammlung von ihren Dichtern, ehrte ihre Verdienste, und wünschte, daß sie bekannter seyn möchten. Dies beweist ein Aufsatz über die spanische Bühne, ein andrer über die abgebrochnen Reden in Schauspielen, und zwey aus dem Castillejo übersetzten Lieder in seinen Werken. Allein von den Spa-

niern

niern konnte er im Trauerſpiel weniger Vortheil ziehen, als im Luſtſpiel. In der Tragödie waren alſo die Franzoſen ſein einziges Muſter. Erwägt man die Zeiten, in denen Rodrus erſchien, ſo verdiente das Stück allerdings den Preis, und den Beifall, den es hernach bei den Zuſchauern aller Orten fand. Eine edle und bearbeitete Poeſie des Stils, ſo viele fließende und glückliche Verſe waren damals auf dem teutſchen Theater eine Seltenheit. Antitheſen, Tiraden, und Sentenzen fielen, gut deklamirt, dem Zuſchauer angenehm ins Gehör, und reizten ſie, in die Hände zu klatſchen. Die edlen Sentiments, in denen man mehr den moraliſchen Dichter, als den tragiſchen Poeten ſieht, gefielen, weil ſie ſchön geſagt waren, auch da, wo ſie am unrechten Orte ſtehen, redneriſche Stellen in glückliche Reime gefaßt wurden für poetiſchen Reichthum gehalten. Große Gedanken und Bilder, die feurige Sprache der Leidenſchaften war man damals noch nicht gewohnt, eine einzige gute Situation war für ein Auditorium genug, das nicht erſchüttert, ſondern nur unterhalten ſeyn wollte, Leben und Mannigfaltigkeit der Handlung waren unbekannte Sachen. Das Erhabene

des Trauerspiels setzte man damals in heroische und übermenschliche Gesinnungen, die Karaktere musten unnatürlich, und idealisch vollkommen seyn. Nun kann allerdings kein größrer Held gedacht werden, als ein König, der freiwillig für sein Land sich in den Tod giebt. Kodrus Beispiel pflegte auch von den Alten angeführt zu werden, wenn sie den Tod fürs Vaterland rühmten; nur Schade, daß seine Geschichte sich zu sehr in die Dunkelheit der fabelhaften Zeiten verliert. Cronegk muste daher selbst viel hinzudichten, und den Karakter des Kodrus selbst ausbilden. Sein Kodrus aber spricht mehr, als daß er handelt, deklamirt Sentenzen, verliebt sich nach französischem Brauch, läßt sich von den Feinden überfallen, und geht in den Tod. Sein Tod erregt mehr Bewunderung, als Thränen, Bewundrung ist aber für das Trauerspiel eine zu kalte Leidenschaft. Ueberdies verschwindet Kodrus unter den Personen, die ihm an die Seite gesetzt sind, und ihm alle, sogar bis auf den überflüßigen Vertrauten, an Vaterlandsliebe gleichen. Der Dichter verabsäumte, durch feine Schattirungen diese Einförmigkeit des Karakters zu vermeiden. Die mütterliche Rolle der Elisin-

de iſt durch Stoicismus kalt geworden. Der König der Dorier, der Athen bekriegt, Arkander erſcheint als ein haſſenswürdiger Tyrann, ohne daß ſeine Dazwiſchenkunft vorbereitet wäre. Die ganz franzöſiſche Epiſode von Medons Liebe und vorgeblichem Tode hebt das Stück am meiſten, theilt aber auch das Intereſſe. Die Vaterlandsliebe der übrigen Perſonen ſcheint nicht ſowohl ein demokratiſcher Enthuſiasmus für die Freiheit, als eine Unterwürfigkeit gegen den König zu ſeyn, die den Griechen unbekannt war. Der Orakelſpruch, auf den ſich der Geſchichte nach alles gründen ſollte, iſt nicht durch das ganze Stück eingeflochten, in dem die Zuſchauer erſt im fünften Aufzuge etwas, und die Dorier gar nichts davon erfahren. Die Athenienſer ſiegen, ehe noch Kodrus ganz geſtorben iſt, und zwar deswegen, damit er langſam auf der Bühne ſterben, und von den Seinigen Abſchied nehmen kann, Scenen, wobey die Zuſchauer einſchlafen würden, wenn ſie der donnernde Zevs nicht wieder erweckte. Dies war es ungefehr, was die Kunſtrichter bey dieſem Stück erinnerten. Cronegk ſelbſt geſtand in beigefügten Gedanken über den Kodrus, daß er ſich auf

Stück wenig einbilde. Aber die Fehler, die er selbst angiebt, sind nur solche, bey denen sich die französische Kritick verweilen würde, und betreffen die Einheit des Orts, die Verbindung der Scenen, und dergleichen. Er bekennt selbst, daß er in der theatralischen Dichtkunst Stufen der Schönheit und Vollkommenheit sehe, die er nicht erreichen könne. Der Herr von Bielefeld übersetzte den Rodrus ins französische.

Ausser dem Rodrus, machte Crogneck noch viel Entwürfe zu Tragödien. Mit einem Alemäon war er schon ziemlich weit gekommen, er ließ ihn aber liegen, weil er zu viel Widerspruch zwischen dem Innhalt, und der wahren Geschichte fand, und dies für ein großes Verbrechen hielt. So schickte er einmal an Gellerten einen Scipio, wie man aus den Briefen desselben (Werke Th. VIII. S. 5.) sieht. So hat man unter seinen Papieren Plane und einzle Scenen von einem Artaxerxes, Darius u. s. w. gefunden. Das ausführlichste Fragment, das in seinen Werken steht, sind die vier ersten Aufzüge eines Trauerspiels in Versen Olint und Sophronia. Auch dieses Stück gründet sich auf eine heroische Verachtung des Lebens, die aber aus Liebe für die

Reli-

Religion geſchieht, und inſofern kann man es zu den chriſtlichen Trauerſpielen rechnen, weil man darunter nicht blos ſolche begreift, die eine bibliſche, oder eine Geſchichte aus den chriſtlichen Zeiten zum Grunde haben, ſondern auch die, ſo die Aufopferung für das Chriſtenthum, oder das Märtyrerthum ſchildern. Zwar haben einige die Märtyrer für keinen ſchicklichen Stof des Trauerſpiels erkennen wollen, allein das Religionsintereſſe vermag doch hier immer etwas, und mit der chriſtlichen Verläugnung iſt nicht eine Unterdrückung alles natürlichen Gefühls nothwendig verbunden. Will man einmal Heroismus zum Innhalt des Trauerſpiels machen, ſo iſt er wahrſcheinlicher und ehrwürdiger, wenn er aus chriſtlichen, als wenn er aus blos philoſophiſchen Bewegungsgründen entſpringt. Wenn ſich Sophronia freiwillig zum Tode erbietet, um eine Menge Menſchen vom Tode zu retten, ſo iſt dies eine Großmuth, von der man auch unter Heiden Beiſpiele findet. Thut ſie dies aber, um das Leben ihrer Glaubensgenoſſen zu retten, ſo wird dieſe That dadurch wahrſcheinlicher und verdienſtvoller. Ihre Begierde zu ſterben iſt ſehr unterſchieden von der fanatiſchen Luſt, Märtyrer zu werden, die viele

zur Zeit der Verfolgungen begeiſterte. Sie geht dem Tode nicht muthwillig entgegen, ſondern, da ſie ohnedies mit den andern hätte ſterben müſſen, giebt ſie lieber ihr Leben für die andern dahin. Olint, ihr Geliebter, hört von ihrem Urtheile, und erbietet ſich auch zu ſterben. Geſchähe dies, um ſeine Geliebte zu retten, wie es in Taßo befreitem Jeruſalem geſchieht, woraus Cronegk ſeinen Stof entlehnte, ſo würde die Stärke der Liebe ſich in einem erhabenen Wettſtreite zeigen. Aber Cronegk wollte aus dem Triumph der Liebe einen Triumph des Chriſtenthums machen, und Olint iſt bey ihm der wirkliche Thäter. Dies erregt natürlich den Zweifel, warum er ſich nicht ſogleich angegeben habe, und ſo wird hier das Schuldigkeit, was bey Taßo Zärtlichkeit iſt. Dies ſieht man auch aus ſeiner Entdeckung. Wenn er bey dem Taßo Sophronien verurtheilt ſieht, ſo bebt er zurück. Bey Cronegk ſteht er lange ruhig da, bis er endlich mit einem trotzigen Ich hervorbricht. Er will nicht ſowohl für Sophronien ſterben, als die Strafe für eine That leiden, die er ſich zum Ruhm anrechnet, und dieſe That iſt, daß er den Ungläubigen ein Krucifix entriſſen hat. Um

deswillen Märtyrer zu werden, iſt zwar denen Zeiten angemeſſen, in denen das Stück ſpielt, aber in den Augen eines heutigen Zuſchauers wird Olint durch ſolchen Fanatismus mehr verkleinert, als erhoben. Selbſt Taſſo, deſſen ganzes Gedicht von Aberglauben beſeelt iſt, hat dieſen Bewegungsgrund für erniedrigend gehalten, und läßt lieber das Bild durch ein Wunder aus der Moſchee verſchwinden. Auch Sophronias Aufopferung verliert dadurch, und deſto mehr wäre zu wünſchen, daß ſie, ſtatt ſich ſo froſtig zu entdecken, und hernach ſo zu braviren, es lieber, wie bey Taſſo, umgekehrt machte. Bey Taſſo iſt ſie eine ſtille Größe, und raſet nicht in wortreichen Sentenzen. Beide aber Olint und Sophronia verlieren dadurch, daß alle andre Chriſten den Tod gering achten, und mit gleich groſſen Geſinnungen prahlen. Die Amazone Klorinde iſt auch im Taſſo die Maſchine, durch die Olint und Sophronia gerettet werden, aber Cronegk konnte ſie nicht von ohngefehr kommen laſſen, wie Taſſo, er muſte ſie in die Handlung einflechten. Dieſe Einflechtung iſt Cronegks gröſtes Verdienſt, und durch ſie iſt dies Trauerſpiel an ſchönen Situationen reicher geworden,

als Rodrus. Zwar iſt es wieder Liebe, was die Klorinde mit der Handlung verknüpft, aber ihre verborgne Liebe gegen den Olint, die Entdeckung derſelben, als er gefangen wird, ihre Eiferſucht bringen gute Scenen hervor. Klorindens Karakter würde wegen der Natur, womit er gezeichnet iſt, noch mehr gefallen, wenn ſie nicht ſo ſehr raſte, nachdem ſie ſich verſchmäht glaubt. Weil nun aber Olint nicht ohne Sophronien gerettet werden kann, und hier alſo aus Klorindens Eiferſucht ein neues Hinderniß entſpringt, ſo braucht Cronegk ein ſehr unwahrſcheinliches Mittel, es aus dem Wege zu räumen. Klorinde wird durch eine plötzliche Bekehrung, die Taſſo nicht eher, als in ihren letzten Stunden, vorgehen läßt, eine Chriſtinn, und alſo gewaltſamer Weiſe mit in das Religionsintereße gezogen. Allein Bekehrungen auf der Bühne ſind unerwartete Veränderungen des Karakters, die alle dramatiſche Wahrſcheinlichkeit beleidigen. Iſmenor,, bey Taſſo ein Apoſtat und Zauberer, iſt bey Cronegk ein mahomeddaniſcher Prieſter. Daraus iſt die Unſchicklichkeit entſtanden, daß die Vielgötterey, die ein ſolcher Zauberer wohl glauben konnte, zu einem Artickel des ſaraceniſchen

schen Glaubens gemacht wird, und daß ein Priester es wagen darf, das Bild in die Moschee zu bringen. Cronegk hätte es leicht vermeiden können, einen Priester eine so schwarze Rolle spielen zu lassen. Wenn das Bild bey seinen Zaubereien durch ein Versehn verbrannte, wenn er die Schuld davon auf die Christen schöbe, wenn er Klorinden unvorsichtiger Weise die Wahrheit anvertraut hätte, wenn er von ihr verrathen würde, und sich dann wütend entleibte, so wäre die Entwicklung sehr leicht gewesen. Sultan Aladin ist ein verachtungswürdiger Tyrann, wie man sich insgemein unter einem Sultan zu denken pflegt. Die Fiction ist gut, daß er Olinten gern das Leben schenken möchte, weil dieser als ein verborgner Christ unter seinem Heere sich tapfer bezeigt hat, aber der Umstand, daß sich der Sultan in Sophronien verliebt, ist wenig benutzt. Vertraute sind in diesem Trauerspiel in großer Menge, indem jede Hauptperson den ihrigen hat. Wie Cronegk das Stück würde geendigt haben, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, aber so viel sieht man jetzt voraus, daß für den letzten Aufzug nichts, als die wirkliche Rettung von Olint und Sophronien durch

Klorinden übrig bleibt. Indeſſen weiß man doch nicht, ob ſie bey Cronegk, wie bey Taßo, den Sultan würde beredet haben, Mahomed habe das Bild ſelbſt vernichtet, weil er ſeine Moſchee nicht durch fremde Bilder entheiligen laſſe, ob alsdann Iſmenor noch dazu würde beſtraft worden ſeyn, ob Klorinde als eine neue Chriſtinn auch den Enthuſiasmus zu ſterben würde bekommen haben. Als man 1764 Cronegks Stück auf der Wiener Bühne vorſtellte, ſo machte ein Herr Roſchmann, jezt Archivarius zu Inſpruck, einen fünften Aufzug dazu. Da dieſe Ergänzung aber nie gedruckt worden, ſo kann ich davon nur ſo viel aus Leſſing's Dramaturgie anführen, daß darinnen beide Olint und Sophronia ſterben. Daß Herr Gotter einen fünften Akt zu Kronegk's Stücke verfertigt, lehrt folgendes Sinngedicht von Herrn Käſtner (vermiſchte Schriften Th. II. S. 217.)

Johann Friedrich, unten auf Erden genannt
von Kronegk an den Sterblichen Gotter, Verfaſſer einer noch ungedruckten Fortſetzung
des Trauerſpieles Olint und Sophronia,
der auf einem geſellſchaftlichen Theater

den

den Brutus spielte, mit einer Feder aus dem Flügel eines Engels geschrieben:

Dir schien es groß, ein Brutus seyn?
Was that er? Einen Mord! Rom konnt' er nicht befrein!
Wie, daß dir Kodrus nicht gefiel?
Der für sein Volk als Sieger fiel?
Und, mehr zu seyn, als Koch und Eckhof sind,
Weswegen wareſt du nicht mein und dein Olint?

Allein diese Fortsetzung ist auch noch nicht im Druck erschienen. Cronegk versuchte es auch bey diesem Stücke unter unsern Dichtern zuerst, in den Zwischenacten Chöre einzuschalten, die man aber bey der Aufführung desselben weggelaſſen hat. Obgleich unsre Vorstellung der Trauerspiele nicht mehr musikalisch ist, wie bey den Alten, so sind wir doch gewohnt, den Unterschied der Aufzüge durch Musick zu bemerken, und so wäre es wohl gut, wenn man hier entweder die Musick dem Innhalte des Stücks gemäß einrichtete, oder die Musick mit Gesängen begleitete, die mit der Geschichte des Trauerspiels selbst zusammenhiengen, und die Zuschauern, die Opern gesehn haben, nicht ungewohnt vorkommen würde.

würde. In Trauerſpielen, deren Scene in Griechenland läge, gäbe es wegen der Wahrſcheinlichkeit gar keine Schwierigkeit, und in chriſtlichen könnte man ihnen die Wendung des öffentlichen Gebetes geben. Die gröſte Bedenklichkeit wäre, daß man, wenn auf die Art die Bühne gar nicht leer würde, die Einheiten des Orts und der Zeit zu ſtreng beobachten müſte. Auch iſt gewiß, daß unſre Muſick, und unſre Art zu ſingen uns hindern würde, ſolchen Geſängen den pindariſchen Schwung der alten Chöre zu geben. — Taßo iſt mit ſeiner Epiſode ſelbſt unzufrieden geweſen, aber nach ihm iſt es doch noch niemanden geglückt, ſeine kleine rührende Erzählung ſo auf die Bühne zu bringen, daß ſie die Wirkung gehabt hätte, wie in Taßo's Gedicht. Mercier, der 1770 ein Drama Olint und Sophronie herausgab, hat ſich einer deklamatoriſchen Sprache bedient, unter der manche ſonſt gute Idee verloren geht. Er hat es eingeſehen, daß es nicht gut iſt, wenn Olint die That wirklich begangen hat, doch irrt er in dem Grunde, den er davon angiebt. Es wäre beſſer, wenn Olint nicht ganz unſchuldig litte, aber die That, die er bey Cronegk begeht, bringt zu viel Schwärmerey

merey in ſeinen Karakter. Mercier braucht nicht ein Wunderwerk, ſondern blos Iſmenor's Bosheit dazu, der die ganze Sache erdichtet. Ein Marienbild ſchien dem Franzoſen ein zu heiliger Gegenſtand für das Theater, daher läßt er vorgeben, es ſey der Alkoran zerriſſen worden. Olint's Vater heißt hier Nicephorus, und die Zuſammenkunft mit ihm wird deſto rührender, da Olint ihn längſt todt geglaubt hatte. Zwey wichtige Veränderungen von Mercier ſind, daß er Sophronien zu Iſmenor's Tochter, und den Sultan menſchlicher gemacht hat. Im vierten Act iſt die Scene im Gefängniß. Iſmenor ſucht Sophronien zum Abfall von der chriſtlichen Religion zu bewegen, er wird von ihrer Standhaftigkeit wider Willen gerührt, und will ſie nun durch eine erdichtete Nachricht von Olint's Abfall bewegen, als Olint's Vater dazu kommt. Die Erkennung zwiſchen Iſmenor und Sophronien iſt überaus rührend, ſo wie die Unterredung zwiſchen Olint und Klorinden. Im fünften Act erblicken wir ſogar den Holzſtoß ſelbſt. Iſmenor, von ſeiner neuen Religion ganz verblendet, hoft noch immer, ſeine Tochter durch den Anblick des nahen Todes zu einer Muſelmänninn,

ninn, und ſie zu ſeiner Stütze beim Sultan zu machen. Als er ſie dennoch unerſchüttert ſieht, will er ſie wenigſtens von Olinten trennen. Iſmenor zündet ſchon den Holzſtoß an, worauf Olint ſteht, als Alorinde im Namen des Sultan Gnade verkündigt. Iſmenor wütet, wird von Alorinden erſtochen, und alle Chriſten aus dem Reiche verbannt. Mercier iſt billig genug, in der Vorrede zu geſtehn, daß Cronegks Stück viele Schönheiten habe, womit er das ſeinige bereichert. — Auch hat ein Engländer Portal einen Verſuch mit dieſer Geſchichte gemacht, aber ſein Stück iſt ſehr unbedeutend, und niemals aufgeführt worden. Crogneks Trauerſpiel iſt in Wien und Hamburg nicht ohne Beifall geſpielt worden, am letztern Ort bey der feierlichen Gelegenheit, als 1767 eine die gröſte Erwartung erregende Entrepriſe ihre Vorſtellungen anfieng. Dies veranlaßte dann auch, daß in der Dramaturgie, die Leſſing, von jener Entrepriſe engagirt, ſchrieb, Cronegks Stück ausführlich beurtheilt wurde.

Im Jahre 1751 verlor Cronegk ſeine Mutter, die er ſehr zärtlich liebte. Nichts konnte ihm empfindlicher ſeyn, nichts ihn leider wieder

in

in die Schwermuth verſenken, zu der er von Natur einen Hang hatte. In dieſem Zuſtand ſchrieb er (neun reimloſe(Einſamkeiten, die zwar dem Plane nach eben ſo fehlerhaft, als die gereimten, aber in der Sprache ungleich ſchöner ſind. Serena, unter welchem Namen er ſeine Mutter beſingt, iſt hier ungleich beſſer eingeflochten, als Zemire in jenen. Eine Menge ſchöner Bilder machen dieſe Einſamkeiten mannigfaltiger, als die erſten. Die redend eingeführte Serena, und die Fiction von Guſtav Adolph geben ihnen eine angenehme Abwechslung. Die Sprache iſt bearbeitet, und die Hexameter wohlklingend. Crognek ſchickte dies Gedicht kurz vor ſeinem Tode Bodmern zu, dem es auſſerordentlich gefiel, und der es 1757 zu Zürch durch Herrn Geßner zum Druck befödern, und mit einer Vorrede begleiten ließ. Dieſe Einſamkeiten haben die Herrn Huber (in der Choix des Poeſies Allemandes) und Yverdün (in Roques nouveau receuil) ins franzöſiſche überſetzt. Ein Ungenannter überſetzte es unter dem Titel: l' Young allemand, ou les Solitudes du Baron de C. 1772 frey in Verſen. Verſchiedne von Cronegks moraliſchen Gedichten ſtehen in der Choix varié des poeſies philoſo-

loſophiques et agreables traduites de l'Anglois et de l'Allemand, Avignon, 1770. — Um eben die Zeit machte Cronegk den Entwurf zu einem Wochenblatt, das er den Greis nennen wollte. In dieſe Periode ſetze ich auch die acht geiſtlichen Lieder, die wir in ſeinen Werken finden, und wovon einige in des Herrn Zollikofer, und andre neuere Geſangbücher gekommen ſind.

Unter dieſen Beſchäftigungen ward Cronegk vom Tode überraſcht. Im Jahre 1758 am letzten Abend des Jahres ſtarb er plötzlich an den Pocken. Er bereitete ſich gleich beim Anfang ſeiner Krankheit zum Tode vor, und ſah ihm mit der Standhaftigkeit eines Weiſen und eines Chriſten entgegen. Noch auf dem Todbette ſchrieb er an einen ſeiner Freunde: „Und, wenn „es auf das Letzte ankömmt, ſo glauben Sie, „daß Ihr Freund Muth genug haben wird, zu ſa„gen: Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt „dein Sieg?“ Er konnte nicht anders ſterben, als er gelebt hatte. In ſeinem Teſtament verordnete er, daß ſeine zahlreiche Bibliotheck verkauft, und von dem daraus gelöſten Gelde zwey Drittel zween ſeiner Freunde, und ein Drittel den Armen gegeben werden ſollte. Sein Freund

Uz ließ ein Gedicht auf ſeinen Tod drucken, das er hernach in ſeine Werke aufgenommen. Das Gedicht, das Herr Weiße bey dieſer Gelegenheit verfertigte, iſt hernach in den dritten Band der hamburgiſchen Unterhaltungen gekommen.

Herr Uz beſorgte die Sammlung ſeiner Werke, wodurch Cronegks Verdienſte erſt allgemein bekannt wurden. Sie führt den Titel: Des Freiherrn J. F. von Cronegk Schriften, zwey Octavbände, Anſpach 1765 mit des Dichters Bildniß von Bernigeroth, und einer Lebensbeſchreibung, die ich hier benutzt habe. In dieſer Sammlung ſtehen nicht mit, ein proſaiſcher Brief mit untermiſchten Verſen, den man im teutſchen Merkur 1774 findet, und ein Lied auf die Nacht, das ich im Muſenalmanach 1775 bekannt gemacht habe.

Seine Schriften zeugen von ſeiner Kenntniß der Welt, der ſchönen Künſte, und, was dies alles noch ſchätzbarer macht, von ſeinem vortreflichen Herzen. Er liebte die Religion, und richtete ſein Leben nach ihren Vorſchriften ein. Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe waren die Triebfedern ſeiner Handlungen. Nichts war angenehmer, als ſein Umgang. „Seine Ankunft,

„sagt der Herausgeber seiner Schriften, breite„te Leben und Vergnügen in die Gesellschaft aus. „Seine Gespräche wurden durch seine ausgebrei„teten Kenntnisse lehrreich, und durch seinen leb„haften Witz reitzend gemacht. Er war mit An„stand fröhlich ernsthaft, ohne mürrisch zu seyn, „zuweilen satirisch, aber ohne Bitterkeit, ausser „gegen elende Scribenten.“ — Sich selbst hat er folgende Grabschrift gemacht:

Wenn sich ein Reimer unterſteht,
Und deines Cronegks Asche schmäht,
So sey dein Amt, sein Herz zu rächen!
Hier liegt ein Jüngling, kannst du sprechen,
Der seines Lebens kurze Zeit
Unschuldger Musen Scherz geweiht.
Hätt' ihm die Parze längres Leben,
Und minder Flüchtigkeit gegeben,
So würden seine Schriften rein,
Und kritisch ausgebessert seyn.
Die Nachwelt wird ihn nicht mehr nennen,
Und dies erträgt er ohne Schmerz,
Doch, sollte sie sein Herz recht kennen,
So schätzte sie gewiß sein Herz.

XXII.

XXII.

Joachim Wilhelm von Brawe.

Joachim Wilhelm von Brawe ward den vierten Februar 1738 zu Weiſſenfels gebohren. Sein Vater war geheimer Kammerrath anfangs in Weiſſenfelſiſchen, dann in Kurſächſiſchen Dienſten, ſeine Mutter eine gebohrne von Heßberg. Auf der Fürſtenſchule Schulpforte gewann er die Liebe zur Gelehrſamkeit, die ihn auch auf der Univerſität begeiſterte. Er verſäumte keine Gelegenheit ſich eine Menge nützlicher Kenntniſſe zu erwerben, und man konnte ihn zu den frühzeitigen Gelehrten rechnen. Die Alten liebte er mit auſſerordentlichem Enthuſiaſmus ſo las er z. E. den Homer ſiebzehnmal hintereinander, doch nur in der Ueberſetzung, weil er der griechiſchen Sprache nicht mächtig war. Seine Einſichten, ſeine Lebhaftigkeit, ſein angenehmer Umgang, und ſeine guten Sitten erwarben ihm, als er zu Leipzig ſtudierte, die Freundſchaft der Herren Leſſing, Kleiſt, Weiße, und Gellert, die ſeine natürliche Neigung zu dramatiſchen Arbeiten noch

mehr zu bestärken suchten. Herr Weiße war es auch, der ihn antrieb, mit um den von Herrn Nikolai auf das beste Trauerspiel ausgesetzten Preis zu streiten. Er sandte ein bürgerliches Trauerspiel in Prosa und fünf Aufzügen, der Freigeist, ein, das auch nachher mit dem Kodrus als ein Anhang zu der Bibliothek der schönen Wissenschaften 1758 abgedruckt wurde. Daß Brawe den Freigeist zum Stoffe eines Trauerspiels wählte, geschah aus eifriger Liebe für die Religion. Wirklich waren auch die tragischen Folgen von der Verachtung gegen die Religion zuvor noch nicht auf der Bühne gezeigt worden. Der Freigeist, der eine schickliche Hauptperson eines Trauerspiels seyn soll, muß mehr ein Unglücklicher, als ein Böswicht, seyn. Das erstere ist auch wirklich hier ein gewisser Klerdon, dem ein Ungeheuer, das er für seinen Freund hält, alle Vorzüge, und selbst die Rechtschaffenheit misgönnt. Hierzu kömmt, daß Klerdon, und sein Verführer Henley Nebenbuhler werden, und daß jener siegt. Henley's Rache ist nun die grausamste, er raubt seinem Freunde nach und nach die Tugend, er verleitet ihn, seinen Vater in die gröste Dürftigkeit zu setzen, er entzweit

ihn

ihn mit seinem besten Freunde, seinem Schwager Granville, und seiner Frau Amalia. Als ein erklärter Böſewicht flüchtet endlich Klerdon an einen unbekannten Ort, und überläßt sich seiner Schwermuth. Granville kömmt mit Amalien, seinen Freund zu retten, und bringt ihm die Nachricht von dem Tode seines Vaters. Klerdon wird gerührt, aber Henley vernichtet bald die guten Eindrücke wieder, die Granvillens Erzählung gemacht hatte, endlich verhetzt er ihn allmählig so sehr gegen Granvillen, daß dieser von Henley, jedoch auſſer dem Theater, ermordet wird. Klerdon wird hierauf von seinem Gewiſſen so sehr beunruhigt, daß er es Amalien selbst entdeckt, er habe ihren Bruder ermordet. Er deklamirt mehrere Scenen hindurch, und ist zweifelhaft, ob er sich selbst erstechen soll, bis Henley triumphirend kommt; nun ersticht Klerdon den Henley, und dann sich selbst. Dieser Plan hat einige Aehnlichkeit mit dem Plane von Young's Trauerspiele, die Rache. Henley ist hier, was bey Young der Zanga, Klerdon, was Don Alonzo, und Granville, was Don Carlos ist. Henley ist weniger beleidigt, als Zanga, seine Eifersucht ist, wenigstens im ersten

Urſprung, edler, ſeine Rache grauſamer. Ueberhaupt iſt Henley ein zu ſchwarzer Karakter, er lechzt nach Rache, nicht allein der Körper, ſondern auch die Seele ſeines Feindes ſoll ein Opfer ſeiner Rache werden, er will ihn ewig unglücklich machen. Eben daher aber entſteht ein großer Widerſpruch in ſeinem Karakter, er iſt Verächter der Religion, und hält es doch für die gröſte Rache, die er an ſeinem Feinde ausüben kann, wenn er ihn der ewigen Glückſeeligkeit beraubt, andrer Widerſprüche zu geſchweigen, die ſein Herz zu einem Räzel machen. Klerdon iſt im Kontraſt mit Henley eine allzuſchwache Seele, und man muß ihn oft mehr verachten, als bedauern. Sein aufwachendes Gewiſſen kann durch eine einzige Spötterey des Henley zum Stillſchweigen gebracht werden. Henley ſagt es einmal im Vorbeigehn, daß der Ehrgeiz Klerdon's Hauptleidenſchaft ſey, aber weder dieſe, noch ſeine Liebe zu Amalien iſt ſonderlich in Handlung geſetzt. Alle Handlungen des Klerdon würden ſich erklären laſſen, wenn man auch ſeine Freigeiſterey bey Seite ſetzte. Sonſt hätte ſich aus einem ſolchen vermiſchten Karakter etwas machen laſſen, wenn er nur richtig beobachtet worden wäre.

Granville soll mit den beiden Freigeistern kontrastiren, und ist deswegen zu einem höchst vollkommnen Karakter gemacht, aber auch dieser Karakter nicht immer richtig gezeichnet. Amalia ist eine müßige Person, die nur um einer einzigen Scene willen eingeflochten worden, die weder durch Handlungen, noch Karakter hervorsticht, und durch ihre Schwatzhaftigkeit beschwerlich wird. Die beiden ersten Aufzüge schleichen träge dahin, und sind fast nur mit der Exposition erfüllt. Sehr unwahrscheinlich ist im vierten Aufzug die lange Erzählung, die Klerdon kurz nach vollbrachtem Mord machen kann. Wäre dieser Mord auf der Bühne geschehen, so wären wir auch von den langen Reden des sterbenden Granville befreit geblieben. Oft scheint die Handlung ganz stille zu stehn. Der Plan ist nicht ganz arm an guten Situationen, allein er könnte noch reicher daran seyn, oder wenigstens sollten die angelegten Situationen besser bearbeitet seyn. Längst wünschte der Leser den schwarzen Henley vom Erdboden vertilgt zu sehn, aber dies hätte durch die Obrigkeit, oder durch einen Freund von Klerdon geschehen sollen. So aber muß Klerdon, da er schon anfängt, seine Verbrechen zu bereuen,

ſich eines neuen ſchuldig machen, und nun erfodert es freilich die dramatiſche Gerechtigkeit, daß auch Klerdon ſtirbt, der wegen des noch übrigen Funken von Rechtſchaffenheit das Leben, und für ſeine bisherigen Vergehungen nur die Strafe des folternden Gewiſſens verdient hätte. Das Langweiligſte dieſes Trauerſpiels iſt die Sprache. Sie iſt zwar nie unedel, aber deſto öfter ſchleppend, gedehnt, geſchwätzig, unkarakteriſtiſch, deklamatoriſch, monotoniſch. Der Verfaſſer war mehr zum poetiſchen, als proſaiſchen Dialog gebohren, daher artet ſein Dialog auch hier oft in poetiſche Proſa aus, und in dieſer hört man die tragiſchen Helden noch ungerner haranguiren, als in wirklichen Verſen. Mehr wegen der Sprache, als wegen des ernſthaften Innhalts urtheilten die Kunſtrichter, daß dieſes Stück ſich beſſer leſen, als vorſtellen laſſen müſte, wie es dann auch nur ſelten geſpielt worden. Sonſt machte es bey ſeiner erſten Erſcheinung vieles Aufſehen, bey einigen wegen ſeines moraliſchen Innhalts, bey einigen, weil es die kleine Zahl bürgerlicher Trauerſpiele vermehrte, bey einigen wegen des damaligen großen Mangels an Originaltrauerſpielen, bey einigen, weil es mit um den Preis geſtritten hatte.

Ehe

Ehe noch Brawe die Entſcheidung der Berliner Kunſtrichter über ſeinen Freigeiſt erlebte, befeuerte ihn ſein Enthuſiasmus für die Bühne zu einem neuen Unternehmen, und man muß über den ungleich höhern Flug erſtaunen, den ſeine Muſe in einem neuen Trauerſpiel nahm. Man kennt dieſen Dichter gar nicht, wenn man ihn nicht aus ſeinem Brutus kennt. Er gieng von dem bürgerlichen Trauerſpiel zu dem heroiſchen über, das man dazumal noch für das non plus vltra der Melpomene hielt. Die meiſten tragiſchen Dichter, ſagt Johnſon in der Vorrede zum Shakeſpear, haben die Bühne mit Karakteren bevölkert, dergleichen man im Leben nie geſehn, haben ſie eine Sprache reden laſſen, dergleichen man ſonſt nicht hört, haben ſie von Dingen ſprechen laſſen, die im gewöhnlichen Umgang gar nicht vorkommen. Durch überſpannte Karaktere, durch romanhafte Tugenden und Laſter, durch übermenſchliche Thaten ſuchen ſie, wie die alten Romanenſchreiber, durch Rieſen oder Zwerge Aufmerkſamkeit zu erregen. Nichts konnte aber freilich mehr die Phantaſie eines ſo feurigen Jünglings, wie Brawe, reitzen, und man muß es ihm alſo verzeihn, daß er ſich einen ſolchen Stoicker in Grundſätzen und Handlungen, wie Brutus war, zum

Helden wählte, zumal da wir den unnatürlichen Karakter deſſelben über den ſchönen Situationen vergeſſen, die dieſes Stück vor dem Freigeiſte voraus hat. Brutus ſoll nach dem Zwecke des Dichters durch ſeine Vaterlandsliebe intereßiren. Aber zu geſchweigen, daß der römiſche Patriotismus, ganz anders, als der griechiſche, zu ſehr an Herrſchbegierde, Ehrſucht, und Großſprecherey gränzt, ſo werden wir durch die ſtoiſche Apathie, womit ſich Brutus aufopfert, mehr betäubt, als gerührt. Die Verläugnung aller natürlichen Empfindungen, und ſelbſt der väterlichen Zärtlichkeit, die ſchnöde Verachtung des Friedens, die Wut gegen die Feinde, der ſtoiſche Selbſtmord machen uns gegen den Brutus unempfindlich. Ja, der große Mann ſcheint oft in den Prahler zu verſchwinden, wie er dann noch ſterbend eine lange prächtige Harangue hält. Brawe hat unſtreitig den Kato des Addiſon dabey vor Augen gehabt, und man müſte es an ihm loben, daß er ſich einen Engländer zum Muſter vorgeſtellt, wenn dieſe Nation kein größeres tragiſches Genie beſäße. Darinnen unterſcheidet ſich Brutus von Kato, daß er die Götter um Verzeihung bittet, daß er ſeinen Tod beſchleunige.

Aber

Aber ich zweifle, daß dies dem Karakter eines Stoikers angemessen sey, ob ich gleich sonst den stoischen Selbstmord für größre Feigheit, als Heldenmuth halte. So möchte ich es auch fast dem Brutus für Feigheit auslegen, wenn er, sobald es unglücklich geht, sich in sein Zelt zurückzieht, hier eine Zeitlang schwatzt, und sich dann wie ein Verzweifelnder in die Schlacht, und endlich in sein Schwerd stürzt. Marcius interessirt weit mehr, als Brutus, er, der den Brutus wegen seiner Tugenden liebt, ohne zu wissen, daß es sein Vater ist, und ob er ihn gleich immer vom Publius aufs häßlichste abschildern hört, der muthige feurige Jüngling, der für seinen vermeinten Vater den Publius alles thut, aber doch auch die Stimme der Natur hört, wenn ihm jener die unmenschlichsten Rathschläge giebt, der die unschuldige Maschine zu seines Vaters Verderben seyn muß, der alle andre Empfindungen dem kindlichen Gehorsam aufopfert, um — ein Vatermörder zu werden. Eifrig in der Freundschaft, zärtlich in der kindlichen Liebe, geräth er durch seine Tugenden auf Wege des Verderbens. Als ein biegsamer Jüngling läßt er sich erst zu einer List, und endlich zur

grösten

gröſten Verrätherey bereden. Endlich treibt ihn die Verzweiflung über das begangne Verbrechen, ſich ſelbſt zu ermorden. Aber, da Brutus ſich ſelbſt entleibt hat, ſo wäre zu wünſchen, daß Marcius am Leben bliebe, oder, da ſein Selbſtmord raſche Uebereilung, nicht ſtoiſche Entſchlieſſung iſt, daß er vorher weniger deklamirte. Marcius gleicht dem Juba des Addiſon, und Publius dem Sempronius. Publius iſt ein Ungeheuer. Publius, der den Feind nicht ſeiner Perſon, ſondern ſeines Staates ſo ſehr haßt, daß er deſſen Sohn im Hayn, den Furien geweiht, ſeinem Vater den Untergang ſchwören läßt, der nach blutiger Rache dürſtet, und des Vaters Miſſethat noch am Sohne rächt, der Rom ſelbſt den Untergang ſchwört, und den Stolz der Römer demüthigen will, um ſeinem eignen unermeßlichen Stolze ein Opfer zu bringen, der die ganze Natur aufruft, ſeine Leidenſchaft zu befriedigen, der es dem Brutus ſelbſt entdeckt, daß ſein Sohn noch lebt, und daß ſein Leben der Preis des Friedens ſeyn ſoll, der aus dem Sohn ein Werkzeug von dem Verderben des Vaters macht, der ſterbend noch dem Brutus ſeinen ſchwarzen Plan frohlockend erzählt,

dieſen

dieſer Publius iſt ein abſcheulicher Karakter. Auſſer ihm, Brutus, und Marcius ſind die übrigen drey Perſonen nur ſchwache Nebenrollen. Uebrigens ſind die Karaktere hier ungleich beſſer ausgeführt, als im Freigeiſt, die Situationen ungleich rührender, und ungleich beſſer benutzt, als dort. Publius, der Friedensvorſchläge thut, um ſich mit dem Marcius wider den Brutus verſchwören zu können, die Wahl, die Marcius hat, gegen ſeinen Vater, oder ſeinen Freund zu kämpfen, die Wahl des Brutus zwiſchen einem fürchterlichen Krieg, und einen ſchimpflichen Frieden. Der Kampf der väterlichen Liebe mit der Liebe des Vaterlands, die Wahl zwiſchen Meineid, Vatermord, und den Untergang des Freundes, die Scene zwiſchen dem Brutus, dem man den Marcius verdächtig gemacht hat, und den Marcius, der ſich ſchuldig weiß, und ſich gern für ſchuldig erklärte, Brutus durch des Marcius Verrätherey beſiegt, Brutus durch den ſterbenden Publius benachrichtigt, daß der Verräther ſein Sohn ſey, Marcius voller Verzweiflung, Brutus, der in ſein Schwerd fällt, indem ihn ſein Sohn ermorden wollte, und ihm ſelbſt die Größe ſeines Verbrechens entdeckt, des ſterbenden

benden Brutus Zuſammenkunft mit ſeinem Sohne, Marcius voller Reu, der ſeinem Vater durch ſeine Gegenwart das Herz zerreißt, ihn bald reizt, in Donnern zu reden, bald ihn thränend zu umarmen, der ſterbende Brutus ſelbſt vom Anton bewundert, Marcius, der ſich ſelbſt erſticht — wie viel rührende Auftritte, wie ſchön angelegt, wie vortreflich ausgeführt! Ein groſſer Vorzug dieſes Stücks liegt in der Sprache, nicht blos in glücklicher Verſifikation, ſondern in der ſtarken und blühenden Poeſie des Stils. Erhabne Geſinnungen, die im ganzen Trauerſpiele herrſchen, erfodern erhabne Sprache, und Brawens Stil entſpricht ihnen vollkommen. Er hatte ſich epiſche Helden gewählt, und ſo iſt auch der Ausdruck epiſch. Heroismus beſeelt das ganze Stück, und die Schreibart iſt ſo heroiſch, daß ſie oft nur dialogirte Epopee zu ſeyn ſcheint. Alle ſeine Perſonen ſprechen glänzend, nachdrücklich, gedrängt, und beredt. Man ſieht aus vielen Stellen, daß ihm die Sprache der Affecten nicht unbekannt war, aber davon ſcheint er nicht überzeugt geweſen zu ſeyn, daß das Pathos mehr in der Handlung, als in der Sprache liege, daß der Dolch der Melpomene mehr Wirkung thue,

als ihr Aethara. Brawens Jugend müssen wir es verzeihen, wenn er zuweilen in geschmückten Reden überströmt, die ausser dem Trauerspiele sehr schön seyn würden, wenn er zuweilen mehr stolzirt, als einen männlichen Schritt fortgeht, mehr schimmert, als erwärmt, mehr das Ohr, als das Herz der Zuschauer erschüttert. Kühnheit des Ausdrucks ist immer Ruhm für ihn, da zu den damaligen Zeiten mehr Muth dazu erfodert wurde, als jetzt, die feierliche Sprache wird durch die harmonischen Jamben noch feierlicher, die er auch zuerst unter uns versucht hat, ehe sie noch den tragischen Dichtern von unsern Kunstrichtern waren empfohlen worden. Als 1770 Brutus zu Wien vorgestellt wurde, schrieb Herr von Sonnenfels eine freimüthige Erinnerung an die teutsche Schaubühne über die Vorstellung des Brutus, wo auch manche feine Bemerkung über das Stück selbst gemacht wurde.

Dieses Trauerspiel beweist vorzüglich, daß Brawe mehr geleistet hat, als der fähigste Kopf vor dem zwanzigsten Jahr leisten konnte. In einem solchen Alter sich zu der Erhabenheit des Trauerspiels emporschwingen, so glückliche Erfindungen machen, die Liebe nicht allein nicht als

Trieb-

Triebfeder des Trauerſpiels brauchen, ſondern ſogar alle weibliche Rollen daraus verbannen, die rührendſten Situationen anlegen, ſich ſelbſt eine tragiſche Sprache ſchaffen — dies alles leiſtete ein Jüngling noch vor ſeinem zwanzigſten Jahre. Der ungenannte Herausgeber ſeiner Werke (Trauerſpiele des Herrn J. W. von Brawe, Berlin, 1768) hat daher Recht, wenn er ausruft: „Was hätte ein feuriger, und ſo fleißiger „Dichter unſrer Bühne nicht für Ehre machen „können, wenn er länger gelebt hätte!“

Aber 1758, als er eben ſeine akademiſchen Studien vollenden, und die Stelle eines Regierungsrathes zu Merſeburg antreten wollte, überfielen ihn zu Dresden, wo er ſeine Eltern beſuchte, die Blattern. Sie konnten nicht zum Ausbruche kommen, und ſo ſtarb er den ſiebenten April an einer hitzigen Krankheit. Die Hofnung, die die Nation von ſeinem Genie hegte, diente alſo nur dazu, ſeinen Verluſt ſchmerzlicher zu machen.

Hist lit, part german. 955.
~~C~~ ~~1~~ 2. C. ~~15~~ ~~III~~ 2.

Nekrolog

oder

Nachrichten

von dem

Leben und den Schriften

der

vornehmsten verstorbenen

teutschen Dichter.

Gesammelt

von

Christian Heinrich Schmid,

Regierungsrath, Doctor der Rechte und Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst.

Zweiter Band.

Berlin,

bey August Mylius 1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

XXIII.

Christian Ewald von Kleist.

Christian Ewald von Kleist ward zu Zeblin in Pommern im Jahre 1715 gebohren. Er hatte das Glück, weise Aeltern zu haben, die ihn durch eine vortrefliche Erziehung zu einer Zierde ihres Geschlechts zu bilden suchten. Sie liessen ihn nicht zu Hause unter pommerischen Landjunkern aufwachsen, sondern schickten ihn, weil es in ihrer Gegend an Gelegenheit, ihn unterrichten zu lassen, fehlte, in seinem neunten Jahre in eine Jesuiterschule in Grospohlen, und im funfzehnten auf das Gymnasium nach Danzig. Schon im siebzehnten Jahre konnte er auf die Universität Königsberg gehn. Hier konnte er sich zwar nicht in den schönen Wissenschaften bilden, die damals auf teutschen Universitäten noch etwas unbekanntes waren, aber er gewann doch hier Liebe für die Gelehrsamkeit, die ihn naher so sehr von

Männern seines Standes ausgezeichnet, Kenntniß der alten Litteratur, der Philosophie, Mathematick, der Rechte, und die Fertigkeit in neuern Sprachen. Hier muste Kleist auf einmal de pugna appetitus et auersationis rationalis cum appetitu et auersatione sensuum disputiren. Hier erlangte er auch vermuthlich die große Kenntniß der pohlnischen Litteratur, die Hirzel im Denkmal des Herrn von Warrensee S. 321. rühmt, ein Umstand, der gering scheinen könnte, wenn er nicht bewiese, daß Kleist keine Gelegenheit versäumte, Kenntnisse auf die Zukunft einzusammeln, und daß er auch da Nutzen sah, wo ihn viele übersehen.

Von der Universität gieng er nicht zu seinen Eltern zurück, sondern unternahm, um die Welt kennen zu lernen, eine Reise zu seinen Verwandten in Dännemark, die ihn bald so lieb gewannen, daß sie ihn zum Bürger ihres Vaterlands zu machen wünschten. Er gab ihren Bitten gern nach, weil er, so bald, als möglich, mit seinen Kenntnissen nützlich zu werden suchte. Wenn Einsicht und Redlichkeit allezeit hinreichende Empfehlungen zu Aemtern wären, so hätte Kleist gar bald eine Civilbedienung in Dännemark erhal-

halten müſſen, aber ſeine Bewerbungen ſchlugen ihm einigemal fehl, und ſtand ihm als einen jungen Herrn von Adel nur noch ein Weg zur Ehre offen, ein Weg, der vielen leichter und rühmlicher, als jener, ſcheint, der Militairſtand. Nicht aus Verzweiflung, ſondern auf Anrathen ſeiner Verwandten, der Generale Staffelt und Folkenſchn erwählte er dieſen Stand, wo er ſich nicht nur ihre Unterſtützung, ſondern auch ihren Unterricht verſprechen konnte. Ein feuriger Entſchluß gehörte zu dieſer Veränderung, aber er ward auch im ein und zwanzigſten Jahr gefaßt. Heutzutage, da es Offiziere giebt, die ſich nicht ſchämen, ſich beim Thucydides überraſchen zu laſſen, da ſich Teutſchland militairiſcher Akademien rühmen kann, darf man es ſagen, daß Kleiſt durch ſeine vorhergehenden Studien zu ſeinem neuen Stande ſchon etwas vorbereitet war. Statt denen zu gleichen, die ſo roh, als ſie aus der Hand der Natur kamen, im Taume ihrer Unbeſonnenheit in dieſen Stand treten, und eher Opfer ihrer Leidenſchaften, als ihres Dienſtes werden, konnte er durch gelehrte Kenntniſſe ſich ſeine neuen Pflichten erleichtern, und verſüßen. Um dieſen Pflichten aber auch wirklich

Gnüge zu leisten, legte er sich nun mit eben dem Eifer auf alles, was in das Gebiete der Kriegswissenschaft gehört, als ehedem auf die Rechte, so, daß jedermann glaubte, er habe eine angebohrne Liebe zum Soldatenleben gehabt. Wie weit er es darinnen gebracht, bezeigen nicht allein die von ihm nachher abgelegten Proben, sondern auch das Urtheil, das über ihn, als er nachdem in preußische Dienste kam, der gröste Kenner der Kriegskunst gefällt hat. „Der König, „sagt der Verfasser des Ehrengedächtnisses, „schätzte ihn hoch, so wie auch der Prinz Heinrich. „Er war einer von denen Offiziers, die der Kö„nig aussuchte, Gesellschafter des Prinzen von „Preussen zu seyn.“

Der Liebhaber der schönen Wissenschaften hinderte also bey ihm den Kriegsmann nicht (wenigstens im Wesentlichen nicht, er müste dann einmal über Milton die Wache abzulösen vergessen haben, wie Herr Gleim in Langens Briefen Th. II. S. 226. sagt) aber der Kriegsmann unterdrückte auch den Liebhaber nicht. Vielmehr lernen wir ihn erst im Kriegsstande als Dichter kennen, und, wie schon oft bemerkt worden, daß der Krieg zuweilen eben so viel Genies, erwecke,

als

als unterdrücke, so haben wir vielleicht sogar das Starke und Männliche in einigen seiner Gedichte seinen kriegerischen Gesinnungen zu danken. Ohne sie hätten wir wenigstens kein Cistides und Paches, keine Ode an die preußische Armee erhalten. Kleist war es, der Gleimen ermunterte, seine Kriegslieder zu singen, und der sie gegen allen kurzsichtigen Tadel vertheidigte. S. Kleist Werke Th. II. S. 174.

Kleist war also nun dänischer Offizier, aber nicht lange. Er verließ Dännemark, wo er keine Gelegenheit fand, sich als Krieger zu zeigen, und eilte, mit dänischer Litteratur, und theoretischer Kenntniß des Kriegswesens bereichert, in ein Land, wo ihn eine glänzendere Laufbahn erwartete. Gleich bey dem Regierungsantritt Friedrich des Großen kam er nach Berlin, wo er die Herrn Gleim, Spalding, Ramler, Krause (den Verfasser der Abhandlung von der musikalischen Poesie) und den General von Stille, einen Mann von großer Liebe zu den Musen, und von dem vortreflichsten Herzen, kennen lernte, die bald seine Freunde wurden, und deren Umgang die Hypochondrie vertreiben half, zu der Kleist jetzt einen Hang bekommen hatte. Er ward dem

Könige vorgestellt, der ihn zum Lieutenant bey des Prinzen Heinrichs Regimente ernannte. Als solcher versuchte er sich zuerst in den Feldzügen, die die fünf ersten Jahre der Regierung Friedrichs in der Geschichte auszeichnen. Er lernte in denselben die Verachtung des Lebens, die er nachher immer bezeigte, und erwarb sich die Verdienste, die ihm ein Recht zu einem höhern Posten gaben.

Kleist wuste sich seine ernstern Beschäftigungen stets durch Virgil, Horaz, und seine eigne Muse zu versüßen. Sein erster Versuch in der Poesie fällt in das Jahr 1743 (denn die Angabe des Jahres 1739 bey dem Gedicht an Adler ist unrichtig) und hatte folgende besondre Veranlassung. Kleist bekam mit einem Lieutenant von Stöjentin Händel, und muste sich mit ihm schlagen. Er ward an der Hand verwundet, und lag gefährlich krank. Gleim besuchte ihn öfters, und unterredete sich oft mit ihm von der Dichtkunst. Unter andern las ihm Gleim ein Gedicht an den Tod vor, das jetzt unter dessen scherzhaften Liedern steht, und also anfängt:

Tod, kannst du dich auch verlieben?

Dies

Dies machte den Kranken so heftig zu lachen, daß die verbundne Ader aufsprang, und dieser wiederhohlte Aderlaß beschleunigte die Genesung. Aus Dankbarkeit dichtete er Gleimen zu Ehren am 4ten December 1743 ein Lied in reimlosen Versen, das noch ungedruckt ist. Herr Gleim gedenkt dieser Begebenheit in einem Briefe an Lange (Langens Briefe Th. II. S. 125) wo Gleim noch hinzusetzt: „Kleist ist schuld daran, „daß ich die anakreontischen Lieder zum Druck „beförderte, nachdem ich sie schon etlichemal ver„worfen hatte, und nicht mehr daran dachte, „den gereimten Oden andre entgegen zu setzen.“ Eines von Kleistens ersten Probestücken findet man in Langens Beschäftigungen einer Gesellschaft auf dem Lande, wo aber sein Geschmack noch sehr ungebildet erscheint. Denn da kommen Stellen, wie folgende, vor:

— Freiheitsklippen,
Korallen dieser Lippen,
O Schnee vermischt mit Rosen,
Wer wird dich nicht liebkosen?

Bald darauf aber verfertigte Kleist, das Gedicht an den Rittmeister Adler, den er selbst ei-

nen vortreflichen Mann nennt, der zur Ehre der Kriegskunst und der schönen Wissenschaften länger hätte leben sollen, der aber 1745 in einem Scharmützel blieb. Schon hier findet man die Eigenschaften, die Kleistens Gedichte auszeichnen, angenehme Bilder, sanfte Harmonie, ungezwungne Leichtigkeit, Reichthum an Gedanken, gedrungne Sprache, ernste und edle Sittenlehre, die seinem Herzen Ehre macht. Ob er gleich selbst die Bahn der Ehre betreten hatte, so bestraft er doch in diesem Gedichte den allzuheftigen Durst nach Ruhm. Auch die Liebe zu den ländlichen Scenen verräth sich schon hier, und, daß dies nicht blos eine poetische Wendung sey, bezeugt Herr Nikolai im Ehrengedächtnisse: „Kleist pflegte täglich spatziren zu gehn, und ließ „sich auch durch das unangenehmste Wetter da„von nicht abhalten. Diese seine einsamen Spa„ziergänge pflegte er seine poetische Bilderjagd „zu nennen.“ Die große Menschenfreundlichkeit, die Kleisten so eigen war, ist unstreitig durch seine ländliche Betrachtungen um ein großes vermehrt worden. Seine Liebe zur Natur flößte ihm die Liebe zu der ungeschminkten Schönheit, die schon in dem Gedichte an Adler herrscht, ei-

nen

nen Haß gegen allen Flitterputz ein. Seine Liebe zur Natur beseelte alle seine Gedichte mit der Grazie, die sich mehr empfinden, als beschreiben läßt. Die Liebe zur Natur gab ihm die feine Empfindung, die zu einer solchen Ründung des Ausdrucks gehört, als man bey ihm findet. Das Gedicht an Adler ist auch schon in der Versart geschrieben, in der Kleist nachher Meisterstücke geliefert. Er ergrif die Parthey der reimlosen Verse, und versuchte hier insbesondre zuerst in unsrer Sprache die Hexameter mit einer Vorschlagssylbe, die man die amphibrachischen nennt

In die Belustigungen ließ er einige Gedichte einrücken, z. E. eines, das Gespenst, das nicht in seine Werke gekommen ist. Das wichtigste darunter ist das Lob der Gottheit, ein Gesang, an dem man weniger Feuer, keinen so guten Plan, und mehr Nachläßigkeiten bemerkt, als an seinen andern Gedichten dieses Innhalts, ein Gesang, der sich mehr dem Liede, als der Ode, nähert, den aber einige schätzbare Züge, und der darinn herrschende Ton der Andacht schätzbar machen. Selten die Kleiste! die im Felde und in Liedern sich nicht schämen, die Hochachtung

achtung gegen die Religion zu bekennen, die ihnen ihr Herz eingiebt. Und Spuren dieser Hochachtung sind in seinen Werken häufig. Wer fühlt nicht in der Hymne: Groß ist der Herr, die Erhebung des Geistes, ohne die sie nicht kann gedichtet werden seyn? Nicht so erhaben, aber mit derselben Andacht ist die andre Hymne geschrieben: Nicht niedre Lust, auch nicht Eroberer.

Im Jahre 1744 folgte Kleist seinem Regimente in den Krieg. Unter den Kanonen von Prag sang er jenes melancholische Lied, worinnen er so rührend nach Ruhe seufzt, eine der schönsten Elegien in unsrer Sprache. Trauriger kann niemand die Schrecken des Kriegs schildern, schöner niemand die verlornen ländlichen Vergnügungen beklagen, eifriger niemand die Thorheiten der Welt bestrafen, menschenfreundlicher niemand das Unheil, das sie stiften, beseufzen.

Zu Hirschberg, wo er 1745 in Garnison stand, muste Kleist ein heftiges hitziges Fieber ausstehn. Sein zu großen Dingen aufgelegter Geist trieb ihn an, in der Zeit der Genesung ein episches Gedicht zu versuchen. Kolumb ward sein Held, den er auf dem Ocean verließ, weil

er ſahe, daß er nicht Muſe genug hatte, die Thaten deſſelben bis zur Eroberung der neuen Welt fortzuführen.

Durch Empfehlung des General von Stille ſtieg Kleiſt im Jahr 1749 zum Hauptmann. Mit dieſem Jahre komme ich auch ſchon auf ſein vornehmſtes Gedicht, auf den Frühling, ein Gedicht in Hexametern, das er ſchon 1747 angefangen hatte, und das er jetzt im Druck herausgab, zu einer Zeit, da, unerachtet verſchiedner Verſuche, die teutſche Sprache unter die Geſetze der Dichtkunſt zu ſchmiegen, doch noch viele zweifelten, ob ſie eines ſolchen Kolorits, eines ſolchen Schwungs fähig ſey, als ihr Kleiſt in dieſem Gedichte gab. Sehr oft iſt Kleiſt mit Thomſon verglichen worden, mit dem er doch nur wenig gemeint hat. Thomſon und Kleiſt haben ſich beide die Natur zu Gegenſtänden ihrer mahleriſchen Gedichte gewählt. Dies haben ſie mit vielen Dichtern gemein. Thomſon und Kleiſt haben nicht Alte und Neuere geplündert, um ein Cento geſtohlner Bilder zu machen, ſie ſind vielmehr ſelbſt ein Magazin für diejenigen geworden, die keinen eignen Vorrath haben. Sie ſahen die Natur mit eignen, mit dichteriſchen

schen Augen, und entdeckten an ihr neue Seiten. Thomson und Kleist fließen oft in einen moralischen Eifer wider die Laster über, und erinnern, so oft sie nur können, als wahre Physikotheologen an den Schöpfer. Dies sind ihre Aehnlichkeiten alle, nun aber ihre Verschiedenheiten! Thomson hat in schrecklichen, Kleist in reitzenden Gemälden den Vorzug. Thomson wird zuweilen schwerfällig, wenn er die Bilder zu sehr zusammendrängt, Kleistens Mahlerey ist immer lachend, immer landmäßig, da man die von Thomson mehr eine heroische nennen könnte. Thomson brauſt zuweilen auf, Kleist bleibt der stillern Empfindung treu. Thomson mahlt seine Gemälde mehr aus, Kleist hat mannigfaltigere Scenen. Thomson flicht Episoden, kleine Romane, und moralische Erzählungen ein, wovon Kleist nichts weiß. Thomson's Schilderungen vergleicht ein Kunstrichter mit den Gemählden des Salvator Rosa, die wild und romantisch, mit Strömen und Abgründen, Klippen und Thälern, erleuchteten Bergen und dunkeln Höhlen abwechseln. Kleist stellt Landschaften in der Manier eines Claude Lorrain oder eines Dieterich dar. Thomson wird zuweilen schwülstig und sonderbar,

bar, Kleist hat Nachläßigkeiten, aber nirgends Zwang. Thomson schaft sich oft eine neue Sprache, wagt ungewöhnliche Zusammensetzungen, und wird unharmonisch. Kleist hat unsrer Sprache zuerst mit den Wohllaut gegeben, der ihr vorher fremd war: Zierlichkeit und Harmonie sind die großen Vorzüge seines Ausdrucks. Er befleißigte sich derselben in den damaligen Zeiten um deste mehr, da die streitenden Partheien unsres Parnasses eine die andre für dunkel und wäßricht, für dunkel und gedankenleer ausschrien. Thomson hat alle vier Jahrszeiten besungen, Kleist ließ es bey dem Frühlinge bewenden. Zwar war anfangs sein Vorsatz, die Größe des Schöpfers in den mancherley Scenen der Jahrszeiten zu zeigen, was ihn aber davon abgebracht, erzählt ein Ungenannter in der neuen Bibliotheck der schönen Wissenschaften, 1. S. 132 also: „Kleist zeigte einmal einem seiner „Freunde dreißig bis vierzig Verse von einem An„fang zum Sommer, und, als er ihn bat, dar„inne n fortzufahren, versicherte er ihn heilig, „daß es nimmermehr geschehn würde. Seitdem „er den Thomson recht gelesen habe, sey er völ„lig davon abgeschreckt worden, und er rechne

„sich

„sich seinen Frühling als eine Uebereilung an.“ Vielleicht entstand dieser melancholische Gedanke aus der Veränderung, die unsre Gesinnungen mit den Jahren leiden, indem die Jugend lieber mahlt, als das reifere Alter. Damit stimmt es überein, wenn Lessing im Laokoon erzählt, Kleist habe es ihm als einem Freunde gestanden, daß er sich auf seinen Frühling wenig einbilde.

Die Anmuth des Kleistischen Frühlings empfinden nur die edlen und sanften Seelen, die ganz mit dem Dichter sympathiren, die sich mit ihm am Bache lagern, oder durch die Haine tanzen, die großen Gemüther, die nicht ein Kreis von bewundern spornt, die, tugendhaft wegen der Tugend, im stillen Schatten verborgen, Gerüche der Güte ausstreun, deren Leben dahin fließt, wie klare Bäche durch Blumen.

Selbst die Kunstrichter sind bey wenig Dichtern so einig über ihr Verdienst gewesen, als bey Kleist, und besonders bey diesem Gedichte von ihm, durch welches er nicht nur ein berühmter, sondern auch ein beliebter Dichter ward. Denn er hatte eine Gattung versucht, die nicht so sehr über den Horizont der Menge erhaben ist, er

hatte

hatte ſie zuerſt, und mit Glück verſucht. Auch wurde ſein Name dadurch bald den Ausländern bekannt. Schon 1755 machte Tagliazucchi, dramatiſcher Dichter des Königs von Preuſſen, eine italieniſche Ueberſetzung des Frühlings, wovon damals nur wenig Exemplare gedruckt wurden, die aber in der gröſſern Ausgabe von Kleiſt's Werken ſteht. So ſchön dieſe Ueberſetzung auch der Sprache nach iſt, ſo iſt ſie doch ſo frey und geſchwätzig, daß ſie oft mehr eine Paraphraſe zu ſeyn ſcheint. Im vierten Briefe von des Herrn Nikolai Briefen über den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Teutſchland ſteht ein Verſuch einer engliſchen Ueberſetzung. Im Jahr 1760 erſchien eine Ueberſetzung in franzöſiſcher Proſa von Herrn Huber, die er nachher der Choix des Poesies Allemandes einverleibt hat. Ein Herr Beguelin benutzte ſie 1781, um eine freie Nachbildung des Frühlings zu liefern. Ein Ungenannter verfertigte 1772 eine holländiſche Ueberſetzung. Ein hofnungsvoller Sohn des Herrn Probſt Spalding gab 1783 eine ſehr glückliche Ueberſetzung in lateiniſchen Verſen heraus.

Kleiſt hat uns, ſo zu reden, die Geſchichte eines Frühlingstages geliefert, und der Anblick

eines Tages im Lenz giebt dem Gedichte Einheit: Er stellt sich auf einen duftigen Hügel, und betrachtet von da die Scenen der verjüngten Natur. Erst erzählt er die Vorspiele des Frühlings, nun setzt er sich auf einen Fels mit immer grünen Tannen bewachsen, und beschreibt uns seine Aussichten. Das Hier und Dort bestimmt den Standort seiner Aussichten. Jetzt steigt er mit seiner Muse ins Thal, und besucht den häuslichen Landmann, seine Hütte, seinen Hof, seinen Garten, seine Wirthschaft. Jetzt eilt er unter dichte Lauben, behorcht die Schallmey der frölichen Hirten, beobachtet die Freuden der Thiere, und hört dem Gesang der Vögel zu. Eine duftende Wiese ladet ihn ein, ins Gras hingegossen, bewundert er in Gesellschaft seines Spaldings und Hirzels die Blumen, beobachtet die Bewohner eines benachbarten Teiches, die Gesträuche, die ihn umgeben, und die emsigen Bienen, die über dem Klee schwärmen. Ein Frühlingsregen überrascht ihn, und nöthigt ihn, unter einen Erlenbaum zu flüchten, wo er ruhig diese Scene mit ansehen kann. Eine Beschreibung der erquickten Natur endigt das Gedicht.

Man

Man kann Kleisten so wenig als Thomsonen beschuldigen, daß er die abwechselnden Materien seines Gedichts nicht gehörig verbunden, die Theile dem Ganzen nicht genug untergeordnet habe. Wenn der historische Dichter Thatsachen erzählt, so ist seine Ordnung die, in der er diese Thatsachen sich ereignen gesehn, oder gesehn zu haben vorgiebt. Die Ordnung des mahlerischen Dichters ist die Ordnung der Natur. Mag doch immer Kleist nur zu den dogmatischen und historischen Dichtern gehören, wir lieben ihn darum nicht weniger, zu geschweigen, daß der mahlerische Poet viele Grade über den eigentlichen didactischen erhaben ist. Lessing erzählt im Laokoon S. 175, daß Kleist vorgehabt habe, dem Frühling eine ganz andre Gestalt zu geben, und aus einer mit Empfindungen durchwebten Reihe von Bildern durchflochtne Folge von Empfindungen zu machen. Alsdann würde ein lyrisches Gedicht daraus geworden seyn, und dies neue Gedicht hätte Kleist machen können, ohne das alte zu verwerfen. Wir haben deswegen nicht Ursache zu glauben, daß in dem Frühling gar kein Plan sey, daß er die Menge von Bildern aus dem weiten Raume der verjüngten Schöpfung

willkührlich gerissen, und nicht in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen habe entstehen, und auf einander folgen lassen.

Seinem kritischen Freunde Ramler haben wir es zu danken, daß der Frühling mehr Einheit bekommen hat, als er nach dem ganz ersten Entwurfe des Dichters gehabt haben würde. Kleistens erster Gedanke war, sich auf keine besondre Jahrszeit einzuschränken, sondern die Reize des Landlebens zu schildern. Da er aber nicht über die Beschreibung des Feldlebens im Frühling hinauskam, so muste das Gedicht entweder Fragment bleiben, oder anstatt das Landleben nun der Frühling heißen, und auf die Beschreibung eines einzigen Frühlingstages eingeschränkt bleiben. Der erste Entwurf des Gedichts, wo es noch das Landleben hieß, wo es wegen mancher müßiger Zeilen noch 124 Verse mehr, und durchgehends weniger Harmonie hat, ist aus einer Handschrift, die Lange besaß, in des Herrn von Schirach's Magazine der teutschen Kritick B. II. Th. II. S. 19 u. f. abgedruckt worden.

In dem Jahr 1749 that Kleist bey Gelegenheit einer Werbung eine Reise nach Zürch, wo er sich die Freundschaft aller dortigen berühmten

Män-

Männer erwarb, und sich besonders in Hirzel's Umgang vergnügte, mit dem er schon 1747 in Potsdam eine vertraute Freundschaft errichtet hatte. Nur ein Meier von Knonau gab Herrn Zimmermann einen Zug für die Abhandlung vom Nationalstolz an die Hand. Ihm war an Kleisten nichts anstößig, als die preußische Uniform. — Als Offizier stieg Kleist so sehr in der Gnade des Königs, daß er nebst einigen andern Offizieren in Potsdam zu einem Gesellschafter an der Tafel des Prinzen Friedrich Wilhelm erwählt ward.

Bey dem Kriege, der im Sommer des Jahres 1756 ausbrach, folgte er seinem Regimente nach Sachsen, und mit demselben kam er im September in die Winterqurtiere nach Zittau. Da er hier ausser den Wachen nichts zu thun hatte, so schrieb er hier mehrere kleine Gedichte, besonders Idyllen, wozu ihm die vortreflichen umliegenden Gegenden Anlaß gaben.

Noch vor Ende des Jahres 1756 erschienen zu Berlin Gedichte von dem Verfasser des Frühlings. Bey dem Beifall, den der Frühling fand, muste er zu wiederhohlten malen aufgelegt werden. Bey jeder neuen Auflage hatte Kleist einige andre Gedichte beigefügt. Da ihm aber

ſeine Berufsgeſchäfte nicht geſtattet hatten, die Reviſion des Drucks ſelbſt zu beſorgen, ſo hatten ſich viele Druckfehler eingeſchlichen. Obige Sammlung aber revidirte er noch vor dem Ausmarſch ſelbſt. Den Anfang macht darinn en der Frühling nebſt der Ueberſetzung des Tagliazucchi. Darauf folgt: 1) Gemälde einer großen Ueberſchwemmung, ſtand in dem erſten Entwurf des Frühlings, ward aber davon abgeſondert, als der Plan geändert ward. 2) Gedicht über die Unzufriedenheit der Menſchen, Sulzern gewidmet, ein Anfang eines treflichen Lehrgedichtes, das die Moral lehrt, welche die Richtſchnur von des Dichters eignen Handlungen war. 3) Fragment eines Gedichts von den Schmerzen der Liebe. worinnen Kleiſt auch als ein glücklicher Mahler der Leidenſchaften erſcheint. 4) Elegie an Doris von 1744 dadirt. Dieſe Doris war kein poetiſches Geſchöpf ſondern der Dichter hätte ſie wirklich, 1738 auf einer Reiſe nach Pohlen kennen lernen. Seine Achtung gegen ſie verminderte ſich auch nachher nicht, da er durch ihre Vermählung mit einem andern die Hofnung völlig verlor, ſie zu beſitzen. Ihren Verluſt beklagt er in dieſer Elegie. 4) Der Vorſatz, ein ſchönes lyriſches Stück, zeigt den Vorzug der Ruhe vor allem glänzenden

Elende

Elende des Helden. Ein feierlicher und edler Ton herscht durch das ganze Gedicht. Kleist ist in seinen lyrischen Poesien originell, lebhaft, und stark, wenn sie gleich mehr Nachläßigkeiten, als die übrigen, haben. 5) Menalk, eine Idylle, oder Selbstgespräch eines Schäfers über die Entfernung seiner Geliebten. 6) Amynt, diese berühmte Elegie, oder Idylle, in der die zärtliche Empfindung eines von seiner Schöne getrennten Liebhabers so rührend ausgedrückt ist. Benda's vortrefliche Komposition davon ist bekannt. Wenn Marmontel in seiner Dichtkunst von der dramatischen Form des poetischen Stils, und insbesondre von den melancholischen Selbstgesprächen redet, führt er dieses Gedicht an, und übersetzt es frey in Versen. 7) Phillis an Damon, ein zärtliches und offenherziges Geständniß der Liebe. 8) Die Heilung, ein anakreontisches Lied, das es bedauren macht, daß Kleist in diesem Fach so wenig hinterlassen.

Am 1 Jenner 1757 fiel ein Scharmützel zwischen Oesterreichern und Preussen zu Ostritz unweit Zittau vor. Das eine Bataillon, worunter der Major von Blumenthal, einer der vortreflichsten Männer vom ganzen Regiment,

und Kleiſtens vertrauteſter Freund ſtand, nahm an dieſer Action Antheil, Kleiſtens Bataillon blieb in der Stadt. Blumenthal blieb, und Kleiſt machte Tags drauf eine Grabſchrift auf ihn, die nun in ſeinen Werken unter den Sinngedichten ſteht. Damals ward ſie einzeln gedruckt, und der Lieutenant, der dem Major die Leichenrede hielt, ſagte ſie zum Schluſſe ſeiner Rede her. Im Frühjahr 1757 gieng Kleiſt nach Böhmen, und wohnte der Belagerung von Prag bey. Hier ſang er die Ode an die preußiſche Armee voll erhabner Geſinnungen, großer Gedanken, und ſchönen Bilder. Zu Ausgang des Jahres ward er Major bey dem Hauſenſchen Regiment, und kam mit demſelben nach Leipzig in Garniſon. Hier konnte er mitten im Tumulte des Kriegs noch einige Ruhe genießen, und noch einigen Umgang mit den Muſen pflegen. Nach der Schlacht bey Roßbach den 3 November 1757 übertrug der König Kleiſten die Aufſicht über das große Lazareth zu Leipzig. Ein empfindlicher Auftrag für einen Menſchenfreund, wie Kleiſt war. Für die Pflegung ſo vieler Unglücklichen zu ſorgen, ihr Vater und ihr Tröſter zu ſeyn, den tapfern Feinden ihre Gefangenſchaft nicht füh-

len

len zu laſſen, der grauſamen Art zu ſteuern, mit der man ſie zu behandeln pflegt, die Einwohner der Stadt nicht wider ſich aufzubringen, die zu ihrer Erhaltung beitragen muſten, dies würden ſo vielen andern, als Kleiſten, unmögliche Dinge geweſen ſeyn, aber hier erwarb er ſich die gröſte Liebe und Ruhm. Wer etwas bey dem Kommendanten zu ſuchen hatte, wendete ſich zuerſt an ihn.

Was er bisher unter dem Geräuſche der Waffen gedichtet, gab er im Jahr 1758 unter dem Titel: Neue Gedichte von dem Verfaſſer des Frühlings heraus. Sie ſind einer Hauptmänninn von Golz zugeeignet, von der Kleiſt ſagt, daß ſie zur Beförderung ſeines Glücks viel beigetragen habe. Man findet hier: 1) Dithyrambe, ein ſchönes Trinklied. 2) Liebeslied, an die Weinflaſche gerichtet. 3) Lied eines Lappländers, einer unſrer erſten Verſuche in der karakteriſtiſchen Poeſie. Es wäre eben nicht nöthig, zu wiſſen, ob Kleiſt ein wirklich lappländiſches Lied vor Augen gehabt habe, denn allenfalls brauchte er es nur, einige Nationalzüge daraus zu entlehnen; aber man findet wirklich ein ſolches Lied in Scheffer's Lapponia. 4) Lied eines Kannibalen nach einer Idee des Montagne. 5)

Grablied voll melancholiſcher Zärtlichkeit, und rührender Klagen über die Schickſale der Welt. 6) Cephis, eine Idylle, erzählt die edlen und zärtlichen Geſinnungen eines Jünglings gegen einen Greis. In Kleiſt's Idyllen herrſcht eine ungeſchminkte Einfalt, die Empfindung wird durch keine lange Schilderung unterbrochen. Uebrigens iſt dieſes eine Gärtneridylle. Die Abweichnng von den gewöhnlichen Perſonen der bukoliſchen Dichter machte die Kunſtrichter zuerſt aufmerkſam, den wahren Begrif des Schäfergedichts zu unterſuchen. 7) Miron und Iris, gleichfalls eine Gärtneridylle, ein Geſpräch. 8) Irin, eine Ermahnung eines ſterbenden Fiſchers an ſeinen Sohn, die ſchönſte unter Kleiſtens Idyllen. Bertola hat ſie in den Poeſie diverſe 1777 ins Italieniſche überſetzt. 9) Ein Gedicht nach Bion, deſſen Naivetät Kleiſt glücklich nachgeahmt hat. Es ſteht unter den Idyllen, weil es Kleiſt vermuthlich für eine Vogelſtelleridylle gehalten. Allein es gehört unſtreitig zu den kleinen anakreontiſchen Liedern, die man, gleich den Schäfergedichten, Idyllen nannte, weil beides in Vergleichung mit Ode und Epopee kleine Gedichte ſind, und man damals noch keine

kleine

ſo genaue Eintheilung der Dichtungsarten gemacht hatte. Kleiſtens Nachahmung hat ſelbſt die Kürze vor dem Original voraus, und mit Recht hat Kleiſt den Schluß geändert. Denn, wenn der Alte bey dem Bion den Jüngling nur für jetzt warnt, ihm aber auf die männlichen Jahre Hofnung macht, den Amor fangen zu können, ſo könnte dem Jünglinge leicht die Luſt ankommen, die männlichen Jahre nicht zu erwarten. Das iſt immer der Ton, in dem die Alten warnen, daß ſie der Jugend das Vergnügen ohne alle Einſchränkung unterſagen. Bion's Verbot iſt philoſophiſcher, das bey Kleiſt natürlicher und poetiſcher. 10) Emire und Azathokles, eine Erzählung, deren Erfindung beſſer, als ihr Vortrag iſt. 11) Die Freundſchaft, eine Erzählung in reimloſen Verſen. 12) Ariſt, aus der Vergleichung dieſer Erzählung mit Gellerts Erzählung der Reiſende kann man Kleiſtens Manier im Erzählen am beſten kennen lernen. Denn Kleiſt hat, wie er ſelbſt ſagt, hier Gellert's Erfindung nach ſeiner Art eingekleidet, fürs erſte dadurch, daß ſeine Verſe keine Reime haben, vornemlich aber dadurch, daß er gleich im Eingange mehr mahlt, und Ausdrücke braucht, die für die

Erzäh-

Erzählung zu ſtark ſind. 13) Der gelähmte Kranich, die beſte Erzählung dieſes Dichters, nur ſcheint die Moral nicht paſſend genug zu ſeyn. 14) Die Grabſchrift auf Blumenthal. 15) Ein Gemählde im Allgemeinen von den gewöhnlichen Laſtern großer Herrn, eines der beſten Kleiſtiſchen Sinngedichte, merkwürdig wegen der Verantwortung, die es dem Dichter zuzog. Seine Feinde waren boshaft genug, einige Zeilen davon auf einen König anzuwenden, den niemand eifriger verehrte, als Kleiſt, und ſelbſt die Anmerkung: „Es „giebt Regenten, denen dies Gemählde gar nicht „ähnlich ſieht, und welchem von ihnen ſieht es un„ähnlicher, als dem gröſten Monarchen, den jezt „die Welt bewundert, ſo wie ihn die Nachwelt be„wundern wird? Iſt es nicht allzuſchwer, keine „Satiren zu ſchreiben, wenn man an alles das „denkt, was jezt in Europa vorgeht?“ konnte die Verläumder, nicht befriedigen. Sie legten beſonders die letztern Zeilen der Anmerkung auf das boshafteſte aus, und bey jedem andern Monarchen wäre es kein Wunder geweſen, wenn ſie durch ihre Auslegungen Kleiſten wirklich geſchadet hätten. 16) Epigramm auf den Tod eines großen Mannes. 17) Ueber Raphaels Bildniß,

von

von ihm selbst gemahlt, nach dem Italienischen. 18) Seneka, ein Trauerspiel, oder vielmehr nur der Entwurf eines Trauerspiels, das Kleist in Versen auszuführen verhindert wurde. Zu geschweigen, daß Seneka kein schicklicher Held für das Trauerspiel ist, so hat auch dieser Entwurf zu viel Armuth an Handlung und Situation. Man hat eine schlechte Versifikation dieses Stücks, die zu Altona erschienen ist.

Im Jahr 1758 bekam Kleist zwey unangenehme, und gehäßige Geschäfte. Im Februar muste er mit einigen Truppen nach Zerbst gehn, um einen gewissen Marquis de Fraignes in Verhaft zu nehmen. Von da ward er nach Bernburg auf Exekution geschickt, aber das ganze Fürstenthum verehrte ihn wegen der milden Art, womit er die strengsten Ordres vollzog.

Doch Kleist wünschte nun auch, an dem Ruhm im Felde Theil zu nehmen, und ersuchte deshalb den Prinzen Heinrich selbst, das Hausensche Regiment zur Armee zu ziehn. Nun stand er also unter der Anführung eines Feldherrn, dessen Gesinnungen mit den seinigen so sehr übereinstimmten, der ein Freund der Wissenschaften, der Menschenfreund war. „Die

„Gelegen-

„Gelegenheiten, sich hervorzuthun, sagt Herr „Nikolai, konnten Kleisten hier nicht fehlen, „und er theilte allemal seinen Muth dem Batail„lon mit, das er kommandirte. Als sich gegen „Ende des Feldzugs die österreichische Macht ge„gen Dresden zog, und die preußische Armee „durch die Stadt marschirte, hatte das Hausen„sche Regiment nebst noch einem andern die Ar„rieregarde, und dabey im plauenschen Grunde „die Kanonade der ganzen österreichischen Armee „einige Stunden lang auszuhalten. Kleist trug „damals sehr viel zur Behauptung dieses gefähr„lichen und wichtigen Postens bey, wo durch die „ganze österreichische Armee aufgehalten wurde.“

Unter lauter kriegerischen Zerstreuungen ward das Gedicht Cißides und Paches geschrieben, das 1759 im Druck erschien.

Den, der fürs Vaterland den Tod nicht scheut,
Erwartet dort sein Himmel, hier sein Ruhm,
Und Schand', erwartet jeden feigen Mann!

Solche Gedanken beschäftigten damals Kleisten täglich, und aus ihnen ist dieses schöne Gedicht entstanden. Wir finden hier den mahlerischen Dichter wieder; denn dies Gedicht ist mehr ein Gemählde

de rührender kriegeriſcher Auftritte, eine epiſche Erzählung durch lebhafte Schilderungen beſeelt, als eine Epopee, wofür es der Verfaſſer ſelbſt nicht erkannte. Der zerſchmetterte Zelon, dem ſein Bruder aus Mitleid den Bogen auf die Bruſt ſetzt, Paches, der den durſtenden Ciſſides mit dem Blute der Erſchlagnen tränkt, und dem ſterbenden Ciſſides den Pfeil aus der Wunde zieht, der Schildträger, der ſeinen Herrn auch im Tode begleiten will, ſind eben ſo rührende und große, als der nächtliche Ueberfall, die wütende Belagerung, der Feuerregen, und das Gefecht, ſchreckliche Scenen, und dieſe alle, in ein kleines Gedicht zuſammengedrängt, thun die ſtärkſte Wirkung. Die Gleichniſſe dieſes Gedichts, die vielleicht ein wenig zu gehäuft ſind, verdienten in einem Heldengedichte zu ſtehn. Die wohlklingenden Jamben, in denen es geſchrieben iſt, machen das Ganze noch feierlicher. Huber's franzöſiſche Ueberſetzung davon ſteht in der Choix des Poeſies Allemandes.

Bey der Anzeige von Ciſſides und Paches in den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend, wurde der Pendant zu dem Grablicde, das ſchöne Geburtslied zuerſt bekannt gemacht, das, nach

Abwä-

Abwägung des Wohl und des Wehe in der Welt, doch zuletzt den Schluß zieht, das Leben sey mehr Lust, als Schmerz. Den Zug von der Lerche, die in den Augen nicht, nur immer in den Ohren ist, entlehnte Kleist aus den Gedichten des Scultetus, die ihm Lessing damals aus dem Manuscripte vorlas. Lessing (in Zachariä auserlesenen Stücken der besten teutscher Dichter B. II.) führt es eines Theils als einen Beweis von Kleistens gutem Geschmacke, der sogleich den schönsten Zug in Sculterus Gedichten bemerkt hatte, theils als ein Beispiel seiner Bescheidenheit an, indem er ausdrücklich von Lessingen verlangte, bey der künftigen Bekanntmachung jener Gedichte diese Nachahmung zu bemerken.

Im Anfange des Jahres 1759 begleitete Kleist immer noch den Prinzen Heinrich, gieng mit dessen Armee nach Franken, und nahm an allen Operationen derselben Theil, bald drauf aber gieng er unter dem Korps des General Fink zum Heer des Königs, das gegen die Russen stand, und bald bekam er Gelegenheit, hier seinen Muth zu zeigen. Denn am 12ten August erfolgte die Schlacht bey Kunnersdorf. (In der Beschreibung seines Todes werde ich mich hier

und da der Worte des Herrn Nikolai bedienen) Leute, die Kleisten den Tag vor dem Treffen, und selbst noch den Vormittag, als die Armee dem Feinde schon entgegen rückte, gesprochen, bezeugten, daß er sehr vergnügt und aufgeräumt gewesen sey. Er grif unter Anführung des General Fink die russische Flanke an. Schon hatte er mit seinem Bataillon drey Batterien erobert, dabey zwölf starke Kontusionen empfangen, und war in die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen in der linken Hand halten muste. Als Major war er eigentlich verbunden, hinter der Fronte zu bleiben, aber er ritt den Augenblick vor, als er den verwundeten Kommandeur des Bataillons nicht mehr erblickte. Er führte sein Bataillon unter einem entsetzlichen Kanonenfeuer der Feinde gegen die vierte Batterie. Er rief die Fahnen seines Regiments zu sich, und nahm selbst einen Fahnenjunker bey dem Arme. Er ward wieder durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, nun faßte er den Degen, den er nicht mehr in der linken Hand halten konnte, wieder mit der verwundeten rechten, drang weiter, und war noch dreißig Schritte von dieser letzten Batterie,

als ihm durch einen Karteschenschuß das rechte Bein zerschmettert wurde. Er fiel vom Pferde, und rief seinen Leuten zu: Kinder, verlaßt euren König nicht! Er suchte mit andrer Beihülfe zweimal wieder zu Pferde zu steigen, allein seine Kräfte verließen ihn, und er fiel in Ohnmacht. Zwey Soldaten von seinem Regimente, und einer von dem Regimente des Prinzen Heinrich von seiner vorigen Kompagnie, den die Liebe zu seinem alten Hauptmann herbeirief, trugen ihn hinter die Fronte. Ein Feldscher wollte ihn eben verbinden, als dieser in den Kopf geschossen ward. Kleist machte eine Bewegung, seinem verwundeten Arzte zu helfen, aber dieser fiel entseelt bey ihm nieder. Bald darauf kamen Kosacken, zogen ihn nackend aus, warfen ihn in einen Sumpf, und ließen ihn liegen. Sie würden ihn getödtet haben, wenn er nicht mit ihnen polnisch hätte reden können, wodurch sie ihn für einen Pohlen von Geburt hielten. Ueber die seltsame Gesichtsbildung, und die begierige Mine eines Kosacken, der ihn auszog, fieng er an, zu lachen, und konnte auch nachher seine Gestalt nicht vergessen. Ermattet entschlummerte er hier eben so ruhig, als läge er in seinem Zelte. In der Nacht fan-

den

den ihn einige rußiſche Huſaren, zogen ihn aufs Trockne, legten ihn bey ihrem Wachfeuer auf etwas Stroh, bedeckten ihn mit einem Mantel, und ſetzten ihm einen Hut auf. Sie gaben ihm auch Brod und Waſſer. Einer von ihnen wollte ihm einen halben Gulden geben, der Verwundete weigerte ſich, es anzunehmen, aber der Huſar warf es mit edlem Unwillen auf den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, uud ritt mit ſeinen Gefährten davon. Die Koſacken kamen am Morgen, und ſtraubten ihm alles, was ihm die gutherzigen Huſaren gegeben hatten. Nackend lag er alſo wieder auf der Erde, bis gegen Mittag ein rußiſcher Offizier vorbeizieng, dem er ſich zu erkennen gab, und der ihn auf einem Wagen nach Frankfurth an der Oder bringen ließ. Daſelbſt kam er gegen Abend in der äuſſerſten Entkräftung an, und wurde ordentlich verbunden. Bey den heftigſten Schmerzen, die ihm der Verband verurſachte, war er ſehr ruhig. Er las öfters, und ſprach mit verſchiedenen Frankfurtiſchen Gelehrten, auch den rußiſchen Offizieren, die ihn beſuchten, mit der gröſten Heiterkeit. Eilf Tage nach der Schlacht trennten ſich die zerſchmetter-

ten Knochen, und zerriſſen eine Pulsader. Er verblutete ſich ſtark, ehe der Wundarzt zu Hülfe kommen, und das Blut ſtillen konnte. Der heftige Schmerz verurſachte ihm zwar einige konvulſiviſche Bewegungen, doch behielt er den völligen Gebrauch ſeines Verſtandes, und ſtarb mit dem Heldenmuth, mit dem er gefochten hatte. Der Profeſſor Nicolai, unter deſſen Gebete er ſtarb, hat in der Trauerrede, die er ihm nachher hielt, und drucken ließ, folgende Erzählung von Kleiſtens chriſtlichem Ende gemacht: „Der „Sterbende faltete ſeine Hände, er betete unzählig: Mein Gott, mein Gott, erbarme dich „mein, Jeſus, mein Heilnad, mein Erlöſer, erbarme dich meiner! Sterbend ſchlang er ſeine „Hände um meinen Hals, mit Innbrunſt drückte „er mich oft an ſein Geſicht und Bruſt, und „ſagte: Ach, mein Freund, wie kann ich ihre „Liebe vergelten! Nun betete er, und ward ſtiller. Ich betete, und fragte ihn dann: Verſtehn Sie mich, liebſter Freund? Sterben Sie „auf das Verdienſt ihres Erlöſers? den Tod in „der Stimme antwortete er noch ein doppeltes „Ja!“ Die Feinde begruben ihn mit allen militairiſchen Ehrenbezeugungen. Als man bey der

Beer-

Beerdigung keinen Offizierdegen bekommen konnte, um ihn auf den Sarg zu legen, nahm ein ruſſiſcher Offizier ſeinen eignen Degen, und gab ihn dazu her. Nein, ſetzte er hinzu, ein ſo würdiger Offizier muß nicht ohne dies Ehrenzeichen begraben werden. Auſſer den Gedichten, die man auf ſeinen Tod unter den poetiſchen Werken, von Uz, Klop, und der Karſchinn findet, und, auſſer der Ode von Herrn Moſes Mendelsſohn, die in Herrn Nikolai's Ehrengedächtniſſe ſteht, hat Herr von Thümmel folgende Grabſchrift auf ihn verfertigt:

Ihr Freunde des Geſchmacks, beweint den edlen Kleiß,
Den Menſchenfreund, den groſſen Geiſt!
Oft grif er der Natur zu Ehren
Mit meiſterlicher Hand nach Thomſon's Saitenſpiel,
Er ſang — doch zu beredtern Zähren
Erweichte ſich ſein menſchliches Gefühl.
Ihr Kinder des Gefühls, gießt über die Gebeine
Des Redlichen bethränte Blumen hin,
Und, wenn wir aufgeweint, beweine
Die eiferſüchtge Nachwelt ihn!

Im Jahr 1770 gab Herr Kretschmann ein vortreffliches historisches Lobgedicht auf ihn unter dem Titel: Der Barde am Grabe des Major von Kleist heraus, das nun in dem ersten Theil seiner Werke steht. Herr Nikolai ließ 1759 ein Ehrengedächtniß in Prosa auf Kleisten drucken, das mit dem Bildnisse des Dichters von Rauke begleitet ward. Kleistens Portrait, von Bernigeroth gestochen, steht vor dem sechsten Bande der Bibliotheck der schönen Wissenschaften. Neben den Bildnissen von Schwerin und Winterfeld in der Garnisonkirche zu Berlin hängt auch Kleistens Portrait von Rodens Hand. Die Freundschaft weint über seiner Urne, an der eine mit einem Lorbeerkranz umwundne Leier nebst einem Degen liegt. Im Jahr 1779 ließ die Freimäurerloge zu Frankfurth an der Oder Kleisten ein Denkmal errichten. Eine Pyramide, vierzehn Fuß hoch, darauf eine Kugel steht, von welcher ein Schmetterling auffliegt, auf einer Seite der Pyramide steht das Brustbild des Dichters in weissen Marmor mit einem Kranz von Eichenlaub, und einige Armaturen, auf der andern Leier und Schallmey mit Epheu umwunden, und auf der dritten eini-

ge

ge freimäuerische Sinnbilder in einem Kranze von Akazienzweigen. Auf der einen Seite sieht man eine lateinische, auf der zweiten eine französische, auf der dritten folgende Teutsche Innschrift:

Für Friedrich kämpfend sank er nieder,
So wünschte es sein Heldengeist,
Unsterblich groß durch seine Lieder,
Der Menschenfreund, und Weise, Kleist.

Noch habe ich einige seiner Gedichte nachzuholen, von denen die Zeit der Verfertigung unbekannt ist, nämlich: 1) Einladung auf das Land im December, ein Lied, das einige schöne Züge hat. 2) An Thirsis, ein Trostlied an den auch durch Gedichte bekannten Herrn von Ewald, der zu Kleistens vertrautesten Freunden gehörte. 3) Galathee, ein Schäferlied, voll Empfindung, wenn gleich die Betrachtungen eines Schäfers über seine schlafende Geliebte, und der Wunsch, der Klee zu seyn, auf dem sie ruht, nicht neu sind. 4) Damöt und Lesbia, eine Nachahmung von der horatzischen Ode: Donec gratus eram etc. 5) Gedanken eines trunknen Sternsehers, ein Lied. 6) Chloris, eine freie Nachahmung eines

italieniſchen Gedichts von Zappi. 7) Ueber die Statue der Venus, an die ſich Amor ſchmiegt, ein Epigramm. 8) Amor im Triumphwagen, ein Sinngedicht. Am Ende ſeiner Werke ſtehen noch proſaiſche Aufſätze, oder ſieben Stücke von einem Wochenblatte, das Kleiſt einſt in Zeiten der Ruhe mit einer Geſellſchaft von Freunden unter dem Titel der neue Aufſeher ſchreiben wollte.

Herr Ramler gab 1760 zu Berlin des Herrn Chriſtian Ewald von Kleiſt ſämmtliche Werke in zwey Theilen in Octav doppelt heraus, einmal in groß Octav mit teutſchen Lettern, und vielen Vignetten von Meil, und einmal in klein Octav mit lateiniſchen Lettern. Er verſicherte, daß Kleiſt ſeine Schriften in der Ordnung, mit den Verbeſſerungen, und Vermehrungen, wie ſie hier das Publikum erhalten, ſchon längſt zum Druck beſtimmt, und ſie in dieſer Abſicht den Händen ſeiner Freunde überliefert habe. In der kleinen Ausgabe ſtehn die drey Gedichte mehr: An Doris, Gemälde einer Ueberſchwemmung, und Fragment von den Schmerzen der Liebe. Die kleinere Auflage iſt öfters, und noch 1778 wiederhohlt worden. Bey jeder neuen Auflage

hat

hat die lessernde Hand des Herrn Kamler einige Aenderungen gemacht. In die lyrische Blumenlese hat Herr Kamler zehn Gedichte von Kleist mit Aenderungen aufgenommen. Ein Impromtú, das Kleist 1757 zu Leipzig schrieb: Das Kind auf dem Weinachtsmarkte, habe ich im Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1772 zuerst drucken lassen. In einem pommerischen Archiv, das 1784 angefangen ward, hat man auch ein Leben von Kleist geliefert.

XXIV.

Nikolaus Dietrich Giseke.

Nikolaus Dietrich Giseke ward den 2ten April 1724 zu Gunz in Niederungern gebohren. Seine Eltern waren Paul Giseke, teutscher lutherischer Prediger der Gespannschaft Eisenburg, und Katharina, eine gebohrne Kramerinn. Er

verlor seinen Vater, als er erst siebzehn Tage alt war. Seine Mutter begab sich nach dessen Tode, um ihre Kinder desto besser erziehen zu können, zu ihren Verwandten nach Hamburg. Ihre Lehren, und ihr eignes gutes Beispiel legten bey dem jungen Giseckе den ersten Grund zur Bildung seines Herzens. Doch auch sie starb ihm frühzeitig hinweg. Hamburg ersetzte bey seiner Erziehung alles das vollkommen, was ihm das Glück nicht gegeben hatte, und dies geschah mit so einer edlen Art, daß er dabey den Muth behalten konnte, der seinen Fleiß im Studieren beseelte, und der seiner Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter den wahren Werth gab. In Hamburg legte er durch den Unterricht vortreflicher Lehrer den Grund in Sprachen, Künsten, und Wissenschaften. Hier erwarb er sich, seiner Jugend unerachtet, durch seinen liebenswürdigen Karakter die Freundschaft vieler, die seine Gönner waren, die Freundschaft eines Brockes, eines Hagedorn, und vieler andern würdigen Männer.

Bey dem Umgang mit solchen Männern war es kein Wunder, daß Giseckе so viel Kenntnisse, Geschmack, und gute Sitten auf die Universität Leip-

Leipzig, wohin er 1745 kam, mitbrachte, als wenig Studierende von Akademien mit hinwegzunehmen pflegen. Auſſer einer groſsen Lehrbegierde, die er beſaſs, befeuerte ihn das Beiſpiel jener Männer, und die Furcht, ihre Achtung zu verlieren, zu einem anhaltenden Fleiſse, und er ſuchte ſich in dem guten Rufe zu befeſtigen, der ihm die Aufmerkſamkeit derſelben erworben hatte. Er legte ſich daher unter der Anführung der berühmteſten Männer der damaligen Zeiten mit dem gröſten Eifer auf die theologiſchen Wiſſenſchaften, und ſuchte ſie nicht blos ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, ſondern ſich auch durch eignes Nachdenken von ihren Wahrheiten zu überzeugen. Seine Nebenſtunden gehörten der Dichtkunſt, die ihm die Freundſchaft vieler vortrefflicher Männer, eines Gärtners, Gellerts, Rabeners (mit dem er gemeinſchaftlich 1747 eine Wochenſchrift der Jüngling herausgab) Klopſtock, Kramer, Joh. Ad. Schlegel, Joh. Elias Schlegel (mit dem er 1746 eine Sammlung einiger Schriften zum Zeitvertreibe des Geſchmacks veranſtaltete) u. ſ. w. erwarb. Sie lieſsen ihn an den bremiſchen Beiträgen, und an den vermiſchten Schriften von den Verfaſſern

der

der Beiträge Theil nehmen, wo seine ersten poetischen Versuche nicht ohne Beifall gelesen wurden.

Gegen das Ende des Jahres 1748 verließ er Leipzig, besuchte seine Verwandte und Freunde in Hamburg, und beschäftigte sich darauf einige Jahre zu Hannover und Braunschweig als Hofmeister mit Erziehung einiger jungen Leute aus ansehnlichen Familien. An dem letztern Orte vertraute ihm selbst Jerusalem seinen Sohn an.

Im Jahre 1753 ward er als Prediger nach Trautenstein in der Inspection des Fürstenthums Blankenburg berufen. Er verheirathete sich in eben dem Jahre mit Johannen Katharinen Eleonoren Kruse, einer Tochter eines ehmaligen Predigers im Lüneburgischen.

Als er dies Amt ungefehr ein Jahr geführt hatte, erhielt er einen Ruf zu der Oberhofpredigerstelle in Quedlinburg. Da hier ein Kramer sein Vorfahrer gewesen war, und da er die Empfehlungen eines Jerusalem und eines Kramers zu rechtfertigen wünschte, so hatte er hier keine geringen Erwartungen zu erfüllen, aber er stand diesem Amte, so jung er es auch erhielt, mit aller

ler Geſchicklichkeit, Treue, und Klugheit vor, die es erfoderte.

Im Jahre 1760 ward er von dem Fürſten Chriſtian Günther zu Schwarzburg-Sondershauſen als Superintendent und Konſiſtorialaſſeſſor berufen. Dieſer Fürſt hatte auf dem Karolinum in Braunſchweig ſtudiert, und mehr als eine Gelegenheit gehabt, ſich von dem Werthe Giſeckens, der ſich damals als Hofmeiſter zu Braunſchweig aufhielt, zu überzeugen.

Drey Jahre lang befeſtigte ſich Giſecke durch einen unermüdeten Eifer für das Beſte der Kirchen und Schulen des Schwarzburgiſchen Landes in der Gnade des Fürſten, und in der Liebe ſeiner Gemeinde, als er 1763 einen neuen Ruf als Senior nach Frankfurth am Mayn erhielt. Allein die Ueberzeugung, daß er bey dem Vertrauen ſeines Landesherrn und ſeiner Gemeinde vielen Nutzen ſtiften könnte, bewogen ihn, dieſen ehrenvollen Ruf auszuſchlagen. Die Freude ſeiner Gemeinde, daß ſie dieſen rechtſchafnen Lehrer behalten ſollte, war ſo herzlich, als allgemein, aber ſie ſollte ihn dem unerachtet nicht lange mehr beſitzen. Denn zwey Jahre drauf ward er ihr, nach einer Krankheit von ei-

nigen Monaten, bey der man ſich zuweilen mit der Hofnung einer Beſſerung geſchmeichelt hatte, entriſſen. Er ſtarb den 23ten Februar 1765 in einem Alter von vierzig Jahren. Er ſtarb mit der Freudigkeit eines Chriſten, und ſein Tod war ſo lehrreich, als ſein Leben geweſen war. Er hinterließ vier Söhne, und eine Tochter, worunter der älteſte Sohn eilf Jahre alt war. Einer ſeiner Söhne, Paul Dietrich Giſecke, gehört noch jetzt unter Hamburgs Zierden, und hat ſich in der Arzneiwiſſenſchaft hervorgethan.

Alle ſeine Aemter verwaltete Giſecke auf das gewiſſenhafteſte, und war ſtets überzeugt, daß man noch wenig Anſpruch auf den Ruhm eines rechtſchafnen Mannes hat, wenn man in ſeinem Amte weiter nichts thut, als was die bürgerlichen Geſetze fodern. So viel Geſchäfte auch ſeine Aemter mit ſich brachten, ſo gehörte er doch nie zu denen, welche glauben, ein öffentliches Amt ſey eine hinlängliche Entſchuldigung, allen fernern Umgang mit den Wiſſenſchaften aufzuheben. Ein Beweis ſeiner Kanzelberedſamkeit iſt eine Sammlung von Predigten, die er 1760 zu Roſtock drucken ließ, und wovon Herr Johann Adolph Schlegel 1780 zu Flensburg einen

nen zweiten Theil aus seinen Papieren herausgegeben hat. Die Stunden, die Giseckе von seinen Amtsverrichtungen erübrigen konnte, wandte er auf das Studieren, und besonders auf die Dichtkunst. Seine Sitten bewiesen den Einfluß, den Künste und Wissenschaften auf sein Herz gehabt hatten. Er war nie verlegen in Gegenwart der Großen, er wuste, daß ihnen Ehrerbietung gebühre, aber er war unfähig, sich zur Schmeicheley zu erniedrigen. Gegen Geringere war er leutseelig, und gegen Arme wohlthätig, kein Glück konnte seine Bescheidenheit überraschen, und in unverdienten Unfällen zeigte er die Größe seines Herzens. Der Geschmack gab allen seinen Handlungen eine gewisse Anmuth, dennoch übersah er an Leuten, denen er fehlte, andre gute Eigenschaften nicht. Er hatte im Umgang ungemein viel Witz, aber er wuste ihn eben so glücklich zu unterdrücken, als zu brauchen. In seiner Jugend brauchte er ihn am liebsten, den steifen Schulstolz der Afterphilosophen zu züchtigen. Er war gegen das Lob nicht gleichgültig, aber er glaubte, daß wenige die Kunst zu loben verständen. Er selbst rühmte das Gute, wo er es fand, aber nie übertrieben, und nie verschwen-

dete er sein Lob an Unwürdige. Zuweilen war er in Gesellschaften, wo er die Freiheit zu schweigen hatte, zu stille. Kam es aber darauf an, die Rechte seines Amtes, der Wahrheit, der Tugend, oder der unterdrückten Unschuld zu vertheidigen, so war auch niemand so groß, daß er nicht die edelste Freimüthigkeit gegen ihn bezeigte. Seine Gattinn liebte er aufs zärtlichste, und seine Kinder sah er als seine Freunde an.

Noch manches hatte er vor, als Schriftsteller zu leisten, woran er durch den Tod verhindert wurde; z. E. eine Abhandlung über die Art, wie der teutsche Hexameter bearbeitet worden, eine Uebersetzung von den Freres ennemis des Racine, von Eduard und Eleonore des Thomson, von Milton's verlornem Paradiese, und von Glover's Leonidas, einige moralische Erzählungen, ein poetisches Schreiben von der Beschwerlichkeit des Geschmacks, ein Lehrgedicht von der Erziehung, ein poetisches Denkmal seiner Freunde.

Seine in periodischen Schriften zerstreute Gedichte gab mit vielen ungedruckten Herr Gärtner unter dem Titel: Des Herrn N. D. Gisekens poetische Werke zu Braunschweig 1767 heraus.

aus. Voran ſteht das Bildniß des Dichters von Gründler geſtochen. Die Gedichte ſind folgendermaßen geordnet. Zuerſt ſtehen moraliſche Gedichte, welche nützliche Wahrheiten leicht und flieſſend vortragen, nämlich: 1) Gedanken von der göttlichen Regierung. 2) Empfindungen eines Bußfertigen. 3) Lobgeſang nach Thomſon. 4) Ein unvollendeter Verſuch vom Gebete, welches ein Lehrgedicht von vier Büchern in Hexametern werden ſollte. 5) Troſtſchreiben an einen Vater über den frühen Verluſt ſeines Sohnes. 6) Schreiben über die Zärtlichkeit in der Freundſchaft, worinnen das Herz des Dichters redet. 7) Schreiben an Hagedorn über den Einfluß des Geſchmacks in das menſchliche Leben. 8) Unvollendetes Schreiben an Herrn Gärtner über den Einfluß des Geſchmacks in die Freundſchaft. 9) Schreiben an einen Freund von dem Werthe der Wiſſenſchaften. Das zweite iſt ein Verſuch in geiſtlichen Liedern, der nur aus drey Liedern beſteht, die es bedauern laſſen, daß Giſecke nicht dieſe Dichtungsart häufiger bearbeitet hat. Drittens findet man vier Bücher Oden und Lieder. In den Oden hat er zwar keine eigne Manier, ſondern drückt bald Empfindung in

Klopstock's Sprache aus, bald ahmt er Kramer's Ueberfluß, und lange Perioden nach, doch gehört er, vornemlich in den reimlosen Oden, zu den glücklichen Nachahmern, und ist nicht leer von eignem Gefühl, und eignen Bildern. Vornemlich zeichnen sich die Oden auf den Frühling, Herbst, und Winter aus. Der Lieder sind nur wenige, und diese meistens mit Refrains versehn. Auf der 145 Seite steht ein satirisches Gedicht auf die Gleichgültigkeit der Großen gegen Dichter und Dichtkunst. Unter der Aufschrift Geschenk, an meine Daphne, folgen hierauf viertens, vierzehn Oden, die er an seine Gattinn richtete, und die ein Beweis seiner ehelichen Zärtlichkeit sind. Die fünfte Stelle nehmen fünf Kantaten ein. Die sechste Art von Gedichten ist die wichtigste in der ganzen Sammlung, nämlich funfzehn Fabeln und Erzählungen, wozu unstreitig Gisecke die meisten Talente besaß. Eine angenehme und natürliche Suada im Erzählen, eine leichte Versifikation, ein Reichthum an guten Wendungen, Bemerkungen, und naiven Einfällen zeichnen seine Erzählungen aus, die zuweilen noch weniger ermüden würden, wenn sie etwas kürzer wären. Siebentens

tens folgt ein Anhang vermiſchter Gedichte, die meiſtens in Rhapſodien von Gelegenheitsgedichten beſtehen. Achtens ſtehn epigrammatiſche Gedichte, aus Martial, und Owen frey überſetzt. Den Beſchluß machen acht Briefe in Proſa, aber meiſtens mit untermiſchten Verſen. Das früheſte Datum, das in dieſer Sammlung poetiſcher Werke vorkömmt, iſt das Jahr 1745. — Herr Eſchenburg in der Theorie und Litteratur der ſchönen Wiſſenſchaften S. 98 legt Giſecken ein kleines Lehrgedicht, bey, das unter dem Titel das Glück der Liebe in drey Geſängen, Braunſchweig 1769 herauskam. Es ſchildert das Glück des Liebenden, des Geliebten, und des Verbundenen in reimloſen Jamben.

XXV.

Johann Chriſtoph Roſt.

Johann Chriſtoph Roſt ward 1717 den 7ten April zu Leipzig gebohren, und war der

jüngste Sohn eines Küsters an der dasigen Thomaskirche, mit Magdalenen, einer gebohrnen Bechsteininn. Die einträgliche Stelle, welche sein Vater bekleidete, setzte denselben in Stand, seinem Sohne eine sehr gute Erziehung zu geben, und ihm nicht allein den öffentlichen, sondern auch den Privatunterricht der besten Schullehrer ertheilen zu lassen. Rost erwarb sich daher frühzeitig eine gründliche Kenntniß der schönen Wissenschaften und der alten Litteratur. Als er seine akademischen Studien anfieng, wählte er sich vorzüglich einen Ernesti zum Lehrer, und Rathgeber. Ausser den schönen Wissenschaften studierte er die Rechte sehr gründlich, und würde ein vortreflicher Lehrer derselben geworden seyn, wenn er in Leipzig geblieben, oder wieder dahin zurückgekommen wäre. Doch unterstützte ihn mehr sein gutes Genie, als sein anhaltender Fleiß. Seine Lebhaftigkeit, und ein Hang zum Vergnügen hielten ihn oft von seinen liebsten Studien zurück. Die Philosophie hörte er bey Hofmann, und er hatte sie, unerachtet der entsetzlichen Dunkelheit, die dieser Philosoph über sein System verbreitete, so gut ins Gedächtniß gefaßt, daß er sie bey aller Gelegenheit sehr eifrig

rig vertheidigte, und, wie es bey Dingen, die man am wenigsten versteht, zu gehn pflegt, sehr stolz darauf war. Er war auch, weil man damals keinen andern Unterricht in der Poesie haben konnte, ein Zuhörer von Gottsched, und Mitglied der Redner- und Disputiergesellschaften, die unter dessen Aufsicht standen. Er suchte damals auf alle nur mögliche Art, Gottscheden zu gefallen, und sein erster Versuch in der Poesie waren — Lobgedichte auf denselben. Folgende Stelle aus einer Kantate an einem Geburtstage von Gottsched, die er im Namen seiner Zuhörer verfertigte, mag zur Probe dienen:

Schneidet in die zarte Rinden
Unsrer Linden
Unsres Gottscheds Namen ein!
Er lebt zwar schon in seinen Schriften,
Doch, wenn wir ihm dies Denkmal stiften,
So wird er doppelt ewig seyn!

Indessen soll es doch ungegründet seyn, was einige haben behaupten wollen, daß er irgend eine Wohlthat von Gottsched genossen, oder auf irgend eine Art von ihm wäre empfohlen worden. In seine Universitätsjahre fällt noch ein

andrer Versuch in der Dichtkunst, gleichfalls ein Gelegenheitsgedicht, nämlich auf eine Promotion, wovon ich, vornemlich wegen des lateinischen Sylbenmaases, das er darinnen nachgebildet, folgende Strophe anführe:

Wenn die Mutter — wie muß ich nicht lachen! —
Sonst die feurigen Töchter bewachen,
O so sieht jetzt jede mit Ruh
Den verliebten Bedienungen zu!
Seh ich doch selbst die artigen Kinder,
Wie sie sich um die Wette bemühn,
Eine dich vor andern geschwinder
In das Netz der Verbindung zu ziehn.

Selbst, ehe er noch wider Gottsched die Feder ergriffen, äusserte er gegen seine Bekannte Gesinnungen, die er von einem Schüler Gottscheds nicht erwartete. Er hatte sogar anfangs mehr einen Hang zum Schwülstigen, als zur leichtern Poesie. Denn er sagte einst zu Herrn Käſtner, Haller habe lauter gemeine Gedanken. Die Freundschaft des Herrn Käſtner, der damals noch in Leipzig studierte, suchte Rost sehr angelegentlich, allein Käſtner, welcher einen emsigen Fleiß liebte, floh seinen Umgang. Dies war die

erste

erste Veranlaßung eines Zwistes zwischen diesen beiden Männern, der zu beider Ehre nur in Satiren ausbrach, die man bey Magisterpromotionen verbrauchte.

Unter allen Gattungen der Poesie hatte Rost gleich vom Anfang die meiste Neigung zu Schäfergedichten. Die teutsche Sprache hatte damals in dieser Gattung noch nichts, was ihn zur Nachahmung hätte reitzen können, er müste dann durch einige Schäferspiele, die damals Mode waren, auf diese Idee gebracht worden seyn. Ohngefehr in den Jahren 1734 und 1735 wagte er sich zuerst, auf Ermunterung eines jungen Grafen von Holzendorf, in dieses Feld. Er hatte nicht die Absicht, die Empfindungen der glücklichen Menschen eines goldnen Zeitalters auszudrücken, und man sucht also bey ihm edle Gesinnungen, und süße Gemählde vergebens. Er wählte Handlung, und den Ton der Erzählung vermuthlich deswegen, weil dies mit der Leichtigkeit übereinstimmte, die er bey allen seinen poetischen Arbeiten gehabt haben soll. Seine Personen sind keine veredelten Geschöpfe, sondern moderne Landleute, die mehr Schalkheit, als die Arkadier, aber doch weniger, als die Städter, be-

sitzen. Da er mit Lafontainen einerley muthwillige Absicht hatte, Anekdoten von den Schwachheiten des schönen Geschlechts mitzutheilen, so meinte er es mit demselben noch besser, als jener, da er die Scene in die Schäferwelt legte, denn so gab er seinen Geschichtchen ein romanhaftes Ansehen. Zugleich erscheinen sie dadurch unschuldiger, da sie sich unter Leuten ereignen, die die Worte Ehebruch, Hurerey, und Unzucht nicht kennen. Eben dies macht aber seine Erzählungen verführerisch, da sie wirkliche Laster als Unschuld vorstellen. In Vergleichung mit Lafontainen verdient Rost nicht wollüstig, sondern nur schalkhaft zu heißen. Er läßt meistens den Vorhang noch zu rechter Zeit fallen, und, wenn er ja die Natur in ihrer Nacktheit zeigt, so sieht man bey ihm doch nicht buhlerische Künste einer verfeinerten Wollust. Ueberhaupt werden Rostens Schäfergedichte, und ähnliche Poesien entweder von solchen Leuten gelesen, die gar keine Grundsätze von Tugend haben, und diesen ist kein Dichter etwas nütze, oder von solchen, denen es schon das Gerücht gesagt hat, daß sie hier Nahrung für ihre Neigung finden würden. Rostens Schäfererzählungen sind nicht komisch, weil

er weder Perſonen aus dem niedrigſten Stande, noch ſolche aus dem höhern auftreten läßt, die er mit Spötterey degradirte, ſie ſind alſo auch um deswillen minder gefährlich. Uebrigens hüte man ſich bey Koſten den ſo oft verlachten Schluß von dem lüſternen Dichter auf ſein zügelloſes Leben zu machen. Koſt ſagt zwar im Anfange eines ſpätern Gedichts:

Ich, der ich ſonſt geglaubt, daß ich gebohren wäre,
Des Bacchus ächter Knecht, ein Prieſter der Cythere,
Voll, wie Anakreon, ſtark, wie Ovid, zu ſeyn.

Allein er ſagt es mehr, um den Virgil zu parodiren, als ſeinen eignen Karakter zu ſchildern. Ich räume es ein, daß die Jahre, in denen er ſeine Erzählungen ſchrieb, ihn zu dieſer Art von Nachahmung beſtimmt haben mögen. Vielleicht war es aber auch ſein allgemeiner Hang zur Satire, der ihn dazu antrieb. Wenigſtens wird ihn manche Schöne, die ihn lieſt, boshaft nennen, und ſich an ihm zu rächen wünſchen. Man hat mich ſogar verſichert, daß er dergleichen Erzählungen in ſeinen trübeſten

Stunden aus einer Art von Misantropie aufgesetzt, und die Erfahrung lehrt es, daß oft die Misogyne diejenigen sind, die keusche Ohren am wenigsten schonen. Seine Gedichte von dieser Art kamen unter dem Titel Schäfererzählungen zuerst 1742 zu Berlin heraus, um welche Zeit Rost sich daselbst muß aufgehalten haben. Denn die Zueignung derselben ist aus Berlin vom 24sten Februar datirt, und an den sächsischen Hofrath und Residenten von Siepmann gerichtet, der einer seiner vornehmsten Gönner in Berlin war. Er sagt darinnen von seinen Hirtengeschichten selbst also: „Ich habe mich bemühet, „das Schalkhafte mit dem Unschuldigen und Ungezwungenen zu verbinden, und, da meine Absicht nur zu belustigen gewesen ist, so wird es „mir sehr gleichgültig seyn, wenn mich noch einige hier und da seufzende Tartüffen verdammen „sollten.“ Dennoch nennt er sich weder auf dem Titel, noch unter der Dedikation, wie dann mit seinem Wissen und Willen nie etwas unter seinem Namen erschienen ist. Die Erzählungen wurden in ihrer ersten Erscheinung mit der grösten Begierde gelesen. Innhalt und Faßlichkeit empfahlen sie auch denen, die sonst poetische Lektüre

türe nicht achteten. Gang, Dialog, und Ausdruck haben bey Roſt das Natürliche, das ſo leicht ſcheint, und doch ſo ſchwer iſt. Nur ſparſame Reflexionen hemmen den Lauf der Erzählung, aber ſie ſind allemal paſſend. Er erzählt ſimpel, leicht, und vertraulich, nicht gedrängt, aber doch nicht plauderhaft. Es fehlt ihm nicht an naiven Zügen, und an ungezwungnen Scherzen. Der Schmuck ſeines Stils iſt mäßig, ſeine Beſchreibungen gar nicht mahleriſch, und überhaupt ſcheint er mehr Witz, als Phantaſie, beſeſſen zu haben. Erfindungen und Wendungen ſind ihm eigen; die Verſifikation fließt ohne Anſtoß fort. In der erſten Ausgabe findet man folgende Stücke: 1) Die eilfertige Schäferinn. Ein Schäfer, der Gelegenheit findet, ſeine Liebe zu erklären, und eine Schäferinn, die immer eilt, und immer bleibt, machen die beiden naiven Situationen dieſer Erzählung aus. 2) Die bezauberte Phillis. Der Zauberer iſt von der Art, wie ihn Herr Weiße in dem Liede beſchreibt: Ihr Mädchen, flieht Damöten u. ſ. w. Nur flieht hier das Mädchen nicht, und es kömmt auch keine Mutter dazwiſchen. 3) Der blöde Schäfer, eine von mehrern Dichtern bearbeitete Idee.

Idee. 4) **Die geprüften Mutterlehren**, eine der beſten Erzählungen, der Vorwitz der Agneſe macht ſie unterhaltend. 5) Das Zeiſigneſt, von Seiten der Moral die berüchtigſte Erzählung. Weil ſie aber vorzüglich leicht erzählt iſt, riethen, ſo lange der wahre Verfaſſer unbekannt war, die damaligen Leſer ſogar auf Gellert. 6) Die Schäferſtunde, an Schönheiten des Details iſt dieſe Erzählung die reichſte, auch iſt ſie die einzige, die eine mahleriſche Stelle hat. 7) Die gewiſſenhafte Schäferinn, die ſich aus Gewiſſenhaftigkeit von ihrem Schäfer alles wiedergeben läßt, was er von ihr erhalten. 8) Der verliebte Alte, der verlacht, und verſpottet wird.

Schon im Jahr 1741 erſchien zu Berlin ein proſaiſches komiſches Heldengedicht, oder vielmehr nur eine Erzählung: Die Tänzerinn, welche einige einem gewiſſen Lamprecht, andre aber Koſten beilegen. Sie hat in der That einige Stellen, die in Koſtens erzählendem Tone ſind, und das Ganze wäre ſeiner nicht unwürdig, zumal, wenn man es als den erſten Verſuch dieſer Art in unſrer Sprache betrachtet. Ich habe das Gedicht im zweiten Theile der Anthologie der Teutſchen drucken laſſen. Uebrigens iſt eine

Stelle

Stelle von Bodmers Trauergedicht auf Drollinger, wo er erſt den Verfaſſer der Tänzerinn, dann Sucro, und dann erſt Roſten karakteriſirt, ein offenbarer Beweis, daß Bodmer letzteren nicht für den Verfaſſer gehalten hat.

Ob ich gleich die eigentliche Dauer von Roſtens Aufenthalte in Berlin nicht genau beſtimmen kann, ſo war er doch im Jahre 1743 wieder in Leipzig, und gab daſelbſt ein Schäferdrama die gelernte Liebe in einem Aufzuge heraus. Schönemann brachte es unter dem Titel der verſteckte Hammel auf die Bühne, es ward in ſeiner Neuheit ſechszehnmal hintereinander geſpielt, und noch heutzutage führt man es zuweilen, doch meiſtens durch Knaben auf. Ich weiß nicht, ob Roſt dieſes kleine Stück ſelbſt fürs Theater beſtimmt hat. Es iſt nichts, als eine Reihe von Schäfergeſprächen, die ganz gut dialogirt ſind, in denen aber die Sprache oft zu ſehr ſinkt. Handlung fehlt ganz, und der verſteckte Hammel intereſſirt nicht. Der Titel gelernte Liebe iſt ſehr willkührlich, weil er ſich nur auf eine Stelle bezieht, wo eine Schäferinn eine Beſchreibung von der Liebe verlangt, und der Schäfer, nachdem er ſich vergebens bemüht, ſie

recht

recht zu beſchreiben, ſeinen Vortrag durch Küße unterſtützt.

Im Jahr 1744 gab Koſt ſeine Erzählungen neu und vermehrt heraus unter dem Titel: Verſuch von Schäfergedichten, und andern poetiſchen Ausarbeitungen, Dresden, bey Walther in Octav, welche Ausgabe nachher öfters, zuletzt 1768, wiederhohlt worden. Die Vermehrungen dieſer Ausgabe beſtehn zwar aus ſittlichern, aber auch an poetiſchen Verdienſten ärmern, folgenden Stücken: 1) Thirſis und Korydon, ein Schäfergeſpräch, oder vielmehr nur ein ländlicher Dialog, der nur einige wenige Naivetäten hat. 2) Thirſis, oder die grauſame Schäferinn, ganz ernſthaft, aber in der ernſthaften Poeſie iſt Koſt nur mittelmäßig. 3) Thirſis und Silvander, ein Geſpräch, hat doch aber etwas Handlung. 4) An Doris, eine ſehr matte Elegie. Aber Koſt ſagt auch hier einmal in völligem Ernſte:

Hohlt, ſpräch' ich, wer da will, den großen Günther ein!

5) An Doris, oder die Flucht aufs Land, ein Lied, das nur ein Paar erträgliche Strophen hat

hat. 6) An Doris, eine sehr kalte Versicherung der Liebe. 7) An Doris. Den schlechten Ton dieses Gedichts beurtheile man aus folgender Probe:

Mit Ungeduld verliebter Sinnen
Bestimmt man nicht der Zeiten Lauf,
Und bey dem heftigen Beginnen
Geht unsre Lust am ersten drauf.

8) Die Jugend, eine Ermunterung zum Gebrauch derselben. So lange das Gedicht blos didactisch ist, schleicht es matt dahin, aber der Dichter lebt auf, sobald er auf seine eigne Phillis kommt. 9) An Doris. In den Gedichten, welche Zärtlichkeit ausdrücken sollen, fehlen Rosten Phantasie und Pathos gänzlich. 10) An Phillis. Der Dicher sagt zwar zu ihr:

Sprich, was du willst, von mir, nur nicht, daß meine Liebe
Zu wenig Feuer hat, und allzuschläfrig ist,

aber in dem Gedichte sieht man nichts von Feuer. 11) Die Tugend — Wie? Ein Rost predigt Tugend? — Nicht anders! Ja dies Lied ist ihm auch sogar besser gelungen, als alle

die

die Gedichte an Doris. Es hat viele ſtarke Stellen. Ich führe die lezten Strophen daraus an, nicht als die ſchönſte, ſondern wegen der Geſinnungen, die ſie enthält:

Die Tugend iſt des Lebens werth zu achten,
Und, wer ſie treibt, erfüllt der Vorſicht weiſes Ziel.
Ihr Stand iſt der, wornach die Klugen trachten,
Und Witz iſt ohne ſie ein leeres Schattenſpiel.
Kein Lehrer kann der Welt mit Nachdruck rathen,
Er lehre dann zugleich durch ſeine Thaten.

Sieht man nun auf Koſtens Lebenswandel in ſeinen ſpätern Jahren, ſo bemühte er ſich, ſo tugendhaft zu handeln, das auch diejenigen dadurch befriedigt ſeyn können, die von ihm eine Bereuung einiger ſeiner Gedichte verlangen möchten. Noch ſind in dieſer Sammlung zwey Schäferlieder, aber lyriſche Gedichte gelangen Koſten weniger, als Erzählung. Herr Huber hat in der Choix des Poeſies Allemandes das Gedicht an Doris N. 5 und die bezauberte Phillis überſezt.

Von Schäfergedichten gieng Koſt zur Satire über, und der erſte Gegenſtand derſelben war

war ſein ehmaliger Lehrer Gottſched, deſſen Schwäche er damals ſchon eingeſehen hatte, als er noch Lobgedichte auf ihn machte. Gottſched war 1739 mit derſelben Theaterprinzipalinn Neuberinn zerfallen, mit welcher er bisher gemeinſchaftlich an der Reformation der teutſchen Bühne gearbeitet hatte. Die erſte Gelegenheit war, daß die Neuberinn eine Ueberſetzung der Alzire des Licentiat von Strüven der Ueberſetzung der Gottſchedinn vorgezogen hatte. Seit der Zeit ſuchte Gottſched in ſeinen Schriften bey aller Gelegenheit die Ehre der Neuberinn zu ſchmälern, da aber ſein Ruhm ſchon ſehr zu ſinken anfieng, ſo ſchonte ſie ſeiner nicht, rächte ſich mit den Waffen, die ſie in Händen hatte, und ſuchte ihm vom Theater herab lächerlich zu machen. Endlich ward der Streit ſo heftig, daß die Neuberinn 1741 ſogar ein ſatiriſches Vorſpiel der allerkoſtbarſte Schatz verfertigte, worinnen ein Tadler vorkam, der auch lächerlich angekleidet, Gottſcheden vorſtellen ſollte. Als Gottſched von ihrem Vorhaben benachrichtigt ward, wirkte er bey dem Rathe ein Verbot dieſes Vorſpiels aus. Da aber gerade der Hof zu Leipzig anweſend war, bey welchem Gottſched we-

nig Freunde hatte, so wirkte die Neuberinn dennoch eine Erlaubniß aus, das Vorspiel aufzuführen. Es ward nun zweimal gespielt, und das Gelächter war nun desto allgemeiner, je mehr Gottsched schon zuvor das Publikum darauf aufmerksam gemacht hatte. Dieser kleine Vorfall war an sich komisch, aber dadurch wurde er merkwürdig, daß Gottsched nun allen Einfluß auf das teutsche Theater verlor. Ueberdies war er auch schon so vielfältig verspottet, daß es nicht schwer war, ihn zum Helden einer Dunciade zu machen. Dazu machte ihn Rost, indem er über jene Begebenheit das Vorspiel, ein satirisch-episches Gedicht in fünf Gesängen schrieb, wozu er auch durch verschiedne Personen des Hofes, z. E. durch die Gräfinn Mozinska ermuntert wurde. In einem Brief vom 4 Dec. 1743 schreibt Rost in einem Briefe an Bodmer (der 1781 in den litterarischen Pamphleten gedruckt worden) von der Veranlassung dieses Gedichts selbst also: „Zu der Zeit, als der von Ihnen so nachdrücklich gedemüthigte Professor in „Leipzig die Thorheit mit der Neuberinn begieng, und sich durch verschiedne andre Umstände einen großen Feind an den Grafen von „Brühl

„Brühl machte, befand ich mich noch in Berlin. „Auf Zureden einiger meiner Freunde daſelbſt „fieng ich an, den erſten Geſang von meinem „Vorſpiele zu verfertigen, ohne ernſtliche Ab„ſicht, dieſes Gedicht jemals zu vollenden. Ich „war auch noch nicht weiter gekommen, als ich „nach Dresden reiſte. Bey meiner Ankunft er„zählte ich einigen Bekannten, mit welchen ich „oft die gottſchediſchen Thorheiten belachte, mei„nen Anfang von dieſem Gedichte. Man ermun„terte mich fortzufahren, und verſicherte mich „des Grafen von Brühl beſondre Gnade, wenn „ich dieſes Gedicht würde drucken laſſen. Ich „brachte es alſo zu Stande, jedoch ohne den „Entſchluß, es in den Druck zu geben, weil mir „Gottſcheds mächtige Anhänger mehr als zu gut „bekannt waren, und ich ohne höhern Schutz „das Gefährlichſte daben zu fürchten hatte. Al„lein man las meine Arbeit dem Grafen vor, ſie „gefiel ihm, er verſprach, mich nicht nur wider „alle Verfolger zu ſchützen, ſondern ſich auch „meines übrigen Glücks ſo anzunehmen, daß ich „nie bereuen ſollte, auf die Gnade eines großen „Herrn getraut zu haben. Ja dieſer Miniſter „gab ſich ſelbſt die Mühe, jeden Bogen, der

„aus der Presse kam, nochmals selbst durchzuse-
„hen. Ich wollte Sie selbst bitten, mir zu die-
„ser Gnade Glück zu wünschen, wenn sich das
„Blatt nicht allzubald gewandt hätte. Kaum
„war mein Vorspiel heraus, so hatte ich zwar
„das Vergnügen, eine Schrift verfertigt zu ha-
„ben, die verschiedne bey Hofe ergötzte, allein
„zu gleicher Zeit stürmte eine abscheuliche Menge
„gottschedischer Anhänger, unter welchen sich
„viele der Vornehmsten des Hofs befanden, auf
„mich zu. Und die einzige Probe der Gnade,
„auf die ich mich verlassen hatte, bestand darin-
„nen, daß man die Gefangenschaft, und die In-
„quisition verhinderte, mit welchen das Konsi-
„storium wider mich verfahren wollte. Mehr
„habe ich für meine Arbeit nicht zu hoffen. Das
„Glück hat mich in sehr eingeschränkte Umstände
„versetzt. Man denkt nicht mehr daran, mir
„versprochenermaßen eine Beförderung zu ertheis
„len, man schlägt mir alle Vorschläge ab, und
„ich muß wohl gar hören, daß ich ein gefährlicher
„Mensch sey.“ — Das Vorspiel erschien 1743
auf zwey Quartbogen, und wurde sogleich auf
Gottscheds Ansuchen konfiszirt. Es ward daher
selten, und gieng lang in Handschriften herum, bis

die

die Schweitzer, denen nichts willkommner seyn konnte, noch in demselben Jahre zu Bern es erst in Quart, dann in Octav unter dem Titel wieder auflegen liessen: Kritische Betrachtungen und freie Untersuchungen zum Aufnehmen, und zur Verbeisserung der teutschen Schaubühne, und einer Zuschrift an die Frau Neuberinn. Es sind nämlich dem Vorspiel aus schweitzerischen Federn beygefügt: Kritische Betrachtungen über Gottsched's Ihpigenia, Lob der Nachläßigkeit in derselben, Kritick des fünften Aufzuges derselben, und kritische Untersuchungen der innerlichen Beschaffenheit des Kato von Gottsched. Zu den Anmerkungen, worinnen Rost einige Anspielungen seines Gedichts erläuterte, fügten sie noch andre bittre Erklärungen hinzu. Weil diese mit F. und R. bezeichnet waren, sagte Gottsched, nachdem er sie gelesen, sie rührten von einem Flegel, und von einem Reckel her. Im Jahr 1760 gab ein Ungenannter unter Rost's vermischten Gedichten auch das Vorspiel wieder heraus, ließ viele Noten hinweg, und setzte eine Zuschrift an Bodmer, und eine satirische Vorrede vor (die in dieser Sammlung befindlichen Gedichte die Nachtigall, und der frölliche Jüng-

linz sind nicht von Rost.) Ohne Gottscheden zu hassen, kann man behaupten, daß das Vorspiel daß beste Gedicht von Rost sey. Der ächte, reiche, und feine Witz darinnen müste auch denen gefallen, die gar nichts von Gottscheden wüsten. Es ist eine von den wenigen persönlichen Satiren, welche die individuelle Gelegenheit, die sie veranlaßte, überlebt haben. Rost hätte unser Boileau in der Satire werden können, wenn er in dieser Sphäre geblieben wäre. Zugleich gehört dies Gedicht in Ansehung des Plans, der Karakterisirungen, der Parodirung ernsthafter Heldengedichte, der Ironie, der Maschinen, und der Versifikation zu unsern besten komischen Epopeen. Will man das Vorspiel ein Pasquill nennen, so ist wohl nie ein Pasquill mit mehr Genie geschrieben worden.

Die Neigung zu reisen, und die vereitelten Aussichten zu einer Beförderung bewogen Rosten nochmals, nach Berlin zurückzukehren. Hier, wo er ungefehr ein Jahr blieb, arbeitete er an der politischen Zeitung, die Haude und Spener verlegen.

In wiefern die Vermuthung gegründet sey, die in den Hallischen Bemühungen Th. II. S. 483

483 geäuſſert wird, daß Roſt die Gedichte des Herrn von König geſammelt, und 1745 zu Dresden herausgegeben habe, kann ich nicht ſagen.

Nachdem Roſt in ſein Vaterland zurückgekehrt war, empfahl ihn ſein Gönner der Herr von Siepmann an den Grafen Brühl, der ihn im Jahre 1746 zu ſeinem Sekretair und Bibliothekar, anfangs mit dreihundert, nachher mit ſechshundert Thaler Gehalt machte, ja ihm noch einen Adjunkt beigab. Zu Dresden verheirathete er ſich mit einer Schweſter des Herrn Profeſſor Gärtner in Braunſchweig, die ihn nebſt drey Söhnen überlebt hat.

Im Jahre 1752 machte Roſt ein Epigramm auf die berühmte Theaterprinzipalinn Kochinn, welches mir aber nicht vollſtändig bekannt iſt. Wenn ein Sinngedicht, das in der Zürcher Wochenſchrift Crito unter Roſtens Namen vorkömmt, ihm nicht aus Fiction beigelegt worden, ſo gehört es in daſſelbe Jahr. Es heißt:

Auf die Vereinigung zwiſchen Pyladio und Oreſtrio.

Die Freundſchaft hat kein gleicheres Zwey,
Als Dudeldum und Dudeldey.

Es bezieht sich auf das Lob der Geistes- und Gemüthsvereinigung der beiden Poeten Sachsens und Oesterreichs, das in den poetischen Briefen von Gottsched, und von dem Herrn von Scheyb steht, und ist blos Parodie eines Einfalls von Swift über den Streit zweier Tonkünstler.

Die komische Oper des Herrn Weisse: der Teufel ist los, die am 6ten October 1752 zum erstenmal von der Rochischen Gesellschaft auf die Leipziger Bühne gebracht ward, machte ungemeines Aufsehen. Der Beifall, den sie fand, erregte die ganze gottschedische Schule, und jeder Gottschedianer beeiferte sich, die Unregelmäßigkeit dieser Oper zu erweisen. Gottsched selbst eiferte Theils wider diese Operette, theils wider die Furien, die in den Opernballetten zu Dresden erschienen waren, in einem französischen Briefe an den damaligen Directeur des Plaisirs den Herrn von Dieskau. Allein zum Unglück war dieser ein Beschützer der Rochischen Gesellschaft, und ließ es also geschehn, daß von diesem Brief eine Menge Abschriften gemacht wurden, die Gottscheden auch wegen der französischen Schnitzer seines Briefs wenig Ehre machten. Gottsched glaubte, Roch

und

und seine Schauspieler hätten diese Abschriften verbreitet, und fieng deswegen einen Prozeß an. Diese Händel veranlaßten ein Schreiben eines Teufels an Herrn G. Kunstrichter der Leipziger Bühne in Knittelversen, daß 1753 in Druck erschien, und das jetzt im ersten Theile der Anthologie der Teutschen zu finden ist. Man hat eine Epitre du diable à Voltaire, aber anders schreibt der Teufel an Voltaire, anders an Gottsched, mit diesem spricht er im Tone des Quodlibets. Das Gerücht der damaligen Zeiten war getheilt, einige hielten einen gewissen Magister Steinel für den Verfasser des Schreibens, vermuthlich, weil dieser Prologe und Schauspiele für die Kochische Gesellschaft zu verfertigen pflegte, andre aber mit mehr Wahrscheinlichkeit Kosten, nicht blos wegen seines ehmaligen Ausfalles auf Gottsched, sondern auch, weil er es liebte, Knittelverse zur Satire zu brauchen. So geht auch noch ein anders Gedicht von ihm im Manuscript herum: Der Teufel an die Frau Krebsinn. Je seltner in unsrer Sprache burleske Versuche sind, desto mehr Aufmerksamkeit verdient jenes Schreiben. Da wir keinen Butler, und keinen Marot haben, so

konnte der Verfaſſer zu ſeiner Abſicht nichts anders, als Knittelverſe, wählen. Ich will nicht unterſuchen, ob ſie völlig in Hans Sachſens Geiſte geſchrieben ſind, allein ſo viel iſt gewiß, daß dieſes Schreiben ſeinem Verfaſſer Ehre macht, und gewiß auch die zum Lachen nöthigt, deren Delikateſſe ſonſt geneigt ſeyn möchte, es plump zu nennen. Auſſer dem Herrn von Dieskau wuſte niemand um den Druck dieſes Schreibens, als der (nachher zu Petersburg als Staatsrath geſtorbne) Müller, und der Verfaſſer. Da Gottſched gerade damals eine Reiſe vor hatte, ſo ward es veranſtaltet, daß er auf allen Stationen das Schreiben vorfand. Im Voſſiſchen Muſenalmanach für 1783 ſtehen folgende Verſe bey Gelegenheit der Epiſtel des Teufels an Gottſched, die, ich weiß nicht, ob der Madam Gottſched angedichtet, oder im Ernſt beigelegt werden:

Hört, Chriſten, eine neue Mähr,
Noſt iſt des Teufels Sekretair,
Dies Amt iſt ihm gar eben recht,
Denn, wie der Herr, ſo iſt der Knecht.

Um dieſe Zeit unternahm Roſt, eine Sammlung von Briefen von mehrern Verfaſſern als Muſter des Briefſtils herauszugeben, und ließ in der That fünf Bogen davon drucken, aber hier hielt er inne, weil er ſelbſt die Entbehrlichkeit einer ſolchen Sammlung fühlte. Es war daher unbillig, daß man jene Bogen nach ſeinem Tode 1766 ausgegeben, und ſie mit Zuſätzen von einer andern Hand verunſtaltet hat.

Ungefehr im Jahre 1754 ward Roſt durch die Hochzeiten eines ſeiner Kollegen veranlaßt, die berüchtigte Erzählung die ſchöne Nacht zu ſchreiben, welche aber erſt anderthalb Jahr vor ſeinem Tode, und ohne ſein Vorwiſſen ganz in Kupfer geſtochen, und mit vielen ſchlechten Vignetten begleitet herauskam. Mit einigen Aenderungen findet man ſie nun unter dem Titel die Brautnacht in den oben angeführten vermiſchten Gedichten von Roſt. Der Dichter ruft hier nicht den Muſen, wie Katull, zu: Claudite oſtia, virgines, ſondern dringt, gleich dem Auſon, in das Brautgemach ein. Vermuthlich dachte er, wie Auſon: Ridere, nil vltra, expeto und: Laſciva eſt nobis pagina, vita proba.

Um dieſelbe Zeit brach eine heftige Feindſchaft zwiſchen Roſt und dem Herrn von Heinicke aus. Den erſten Grund dazu ſoll ſchon eine Stelle in Heinickens Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeines Longin im Jahr 1742 gelegt haben, wo er auf Roſten anſpielte. Von der Zeit an waren ſie immer kaltſinnig, und mistrauiſch gegen einander. Jetzt that Roſt einen Ausfall mit einer Grabſchrift, und Herr von Heinicke rächte ſich mit einem Gaſſenhauer.

Im Jahr 1760 erhielt Roſt die einträgliche Stelle eines Oberſteuerſekretairs. Dieſe Verbeſſerung ſeiner Umſtände war ihm deſto erwünſchter, da der Krieg ihm ſeinen Gehalt von dem Grafen Brühl entzogen, und er bey der Theurung in Dresden ſchon viel von dem Seinigen zugeſetzt hatte. So neu ihm anfangs ſeine Amtsgeſchäfte waren, ſo überwand doch ſeine Arbeitſamkeit alles. Schon ſeit ſeiner Verheirathung hatte er das ordentlichſte Leben geführt, und auch in dieſem Amte erwarb er ſich die Hochachtung aller derer, die Verdienſte zu ſchätzen wuſten. Bey dem Brande der Stadt Dresden im Jahre 1761 verlor er, gleich Kabnern, alles

das

das Seinige, und ertrug es, gleich ihm, mit Gelaſſenheit.

Er ſtarb 1765 im 48ſten Jahre ſeines Alters. Kurz vor ſeinem Tode verfertigte er zwey geiſtliche Lieder, welche auf zwey Quartblätblättern gedruckt wurden, und die ich im zweiten Theil der Biographie der Dichter mitgetheilt habe.

Roſt beſaß bey einem durch Leibesübungen gebildeten Körper eine edle und liebenswürdige Seele. Die tiefen Eindrücke einer guten Erziehung zeigten ſich bey ihm allezeit, quisquis erat vitae color. So leichtſinnig er anfangs von der Religion dachte, ſo eifrig verehrte und liebte er ſie gegen das Ende ſeines Lebens. Die Wiſſenſchaften hatten ihn nicht ſtolz, ſondern beſcheiden gemacht. Er hatte nichts von allem dem an ſich, was viele witzige Köpfe in Geſellſchaft zu ihrem großen Nachtheile unterſcheidet. Er war weder ſchimmernd, noch entſcheidend. In der Freundſchaft war er treu, dienſtfertig, und daher beliebt. Er liebte die Ergötzlichkeiten, aber mit Geſchmack. Er war ein zärtlicher Ehemann, und ein Vater, der ſeine Kinder ſehr ſorgfältig erzog. In ſeinen letzten Jahren bereute er ſeine

Feld-

Feldzüge gegen Gottsched, ob er gleich nicht leiden konnte, wenn man behauptete, daß auch die besten Pasquille der Vergessenheit nicht entrinnen würden. Seine vertrautesten Freunde waren die Herrn Gärtner, Gellert, dessen Bruder der Postkommissar, Straube, und Liskov. Doch bekamen diese alle vor dem Druck keine Zeile von allen den Gedichten zu sehn, die Rost selbst bey reifern Jahren, unerachtet des dadurch erlangten Ruhms, willig der Vergessenheit überließ.

Man kann Rosten nicht richtiger karakterisiren, als Bodmer in seinem Gedichte auf Drollinger's Tod gethan hat:

Zu diesem kam noch jüngst ein Schäfer, jung von Jahren,
An Witz und Listen alt, an Schalkheit wohl erfahren,
Der in der Schönen Herz verwegne Blicke schickt,
In finstre Gründe dringt, und, was er da erblickt,
Durch einen Busch verbirgt, wovon die Blätter weichen,
Und einen vollen Blick dem kühnen Auge reichen.

In

In ſeinen Verſen ſtrömt der Jugend friſches Blut,
Und jene Zeile brennt mit unbewachter Glut.
Ihr ſpröden Schönen flieht, flieht zarte Schäferinnen!
Sonſt wird euch dieſe Glut in Mark und Adern rinnen.
Ein Satyr kommt mit ihm, der eine Geiſel trägt,
Womit er peitſchend ſpielt, und lachend Wunden ſchlägt.
Der Dummheit Patriarch hat ſeine Streich' empfunden.
Doch ſtatt des Blutes floß nur Schande aus den Wunden.

Ein vorher ungedrucktes Lied von Roſt findet man in der ſechſten Abtheilung des Taſchenbuchs für Dichter und Dichterfreunde.

XXVI.

Friedrich Karl Kaſemir von Creutz.

Friedrich Karl Kaſemir Freiherr von Creutz ward zu Homburg an der Höhe den 24 November

ber 1724 gebohren. Schon 1731 verlor er seinen Vater durch den Tod. Nachdem er die ersten Grundsätze der lateinischen und griechischen Sprache von zwei Hofmeistern, die, nachdem sie seine ältern Brüder erzogen hatten, nur noch wenig Zeit bey ihm blieben, und von dem Rector der Homburger Schule, der bald nachher starb, erlernt hatte, trieb er die Schulwissenschaften für sich, und hatte von der Zeit an alles sich selbst zu danken, wie er dann nie eine Universität besucht hat. Er las die besten lateinischen Schriftsteller, und brachte es in dem Griechischen ziemlich weit. Schon im vierzehnten Jahre übersetzte er einzele Stücke aus griechischen Dichtern in teutsche Verse. Ohne Hülfe eines Lehrmeisters lernte er die französische Sprache, die er vollkommen verstand, und die er auch ziemlich rein schrieb, aber niemals brachte er es dahin, sie gut auszusprechen. Bey einem ausserordentlich starken Gedächtnisse, und bey einem unermüdeten Fleisse muste es ihm leicht werden, sich bald viel nützliche Kenntnisse zu erwerben. Geschichte, Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit lernte er ohne Anführer, mühsamer, aber desto gründlicher. Er war noch nicht zwey und

zwan-

zwanzig Jahre alt, als der Landgraf von Hessen-Homburg Friedrich Karl ihn im Jahre 1746 zum Hofrath mit Sitz und Stimme in der Regierung ernannte. Der Herr von Moser, der bald darauf allen Geschäften vorgesetzt wurde, schätzte die Fähigkeiten des jungen Creutz sehr. Als der Herr von Moser sich mit ihm über die Gerechtsame des Hauses Homburg unterredete, das damals in einen weitläuftigen Rechtshandel verwickelt war, fand er bey Creutz sehr viele Kenntnisse des teutschen Staatsrechts, und erklärte, daß niemand würdiger wäre, seine Stelle zu erhalten, wenn er sie einmal verlassen sollte. Letzteres geschah wirklich im Jahre 1749, da der Herr von Moser aus den Homburgischen Diensten gieng. Obgleich nun damals ein andrer Geheimderath die Stelle desselben erhielt, so ward es doch dem Herrn von Creutz übertragen, die Rechtsstreitigkeiten des homburgischen Hauses zu führen. Zwar war ihm hierinnen schon von seinen Vorgängern vorgearbeitet, allein es dauerte nicht lange, so schlug er darinnen einen neuen Weg ein, und arbeitete nach einem neuen Plane. Im Jahre 1750 gab er, jedoch ohne seinen Namen, seinen ersten publizistischen Ver-

such unter folgendem Titel heraus: Unpartheiische Untersuchung der Frage, ob ein regierender Herr nach der kaiserlichen Wahlkapitulation, und andern Reichskonstitutionen befugt sey, sich selbst, und aus eigner Macht bey der Landeshoheit, welche derselbe in eines abgetheilten, oder obgefundnen Herrn Lande zu besitzen behauptet, zu schützen, und sich in den Besitz, diesen aber aus den Besitz einer streitig gemachten Gerechtsame zu setzen. Hierauf folgte noch eine Menge rechtlicher Aufsätze und Vorstellungen, die er in dieser Streitsache verfertigte.

Bey der Leiche des Landgrafen von Hessen-Homburg Friedrich Karl hielt Creutz 1751 die Trauerrede. Die verwittwete Landgräfinn, die die Regierung übernahm, ernannte ihn zum obersten Staatsrathe. In Geschäften des Hauses Homburg muste er eine Reise nach Berlin unternehmen, und sich einige Monate daselbst aufhalten. Er fand am Berliner Hofe, sowohl diesmal, als bey wiederhohlten Reisen, die er in den Jahren 1754 und 1767 dahin thun muste, eine gute Aufnahme. Nach seiner großen Liebe zur Gelehrsamkeit verabsäumte Creutz nicht, sich die Bekanntschaft der vorzüglichsten Gelehrten in

Ber-

Berlin zu erwerben, und dadurch geſchahe es, daß die dortige Akademie ihn in einer Verſammlung am 16ten December 1751 unter die Zahl ihrer auswärtigen Mitglieder aufnahm, eine Ehre, die in der Folge auch die Kurfürſtlichen Akademien zu Mannheim, und zu München dem Herrn von Creutz erwieſen.

Im Jahre 1755 wurden die Irrungen zwiſchen den Häuſern Darmſtadt und Homburg ſo groß, und der Eifer des Herrn von Creutz in Behauptung der Homburgiſchen Prätenſionen ſo warm, daß er ſich das Schickſal zuzog, auf eine Darmſtädtiſche Feſtung zu kommen, wo er ein ganzes Jahr in Verhaft bleiben muſte.

Die Geſchäfte des Hauſes Homburg machten es nothwendig, daß Creutz, der nun die Würde eines geheimen Raths erhalten hatte, im Jahr 1756 nach Wien geſchickt wurde, um dem kaiſerlichen Hofe und dem Reichshofrathe Vorſtellungen zu thun, welchen Auftrag er zur Zufriedenheit ſeines Hofes ausführte. Zu Wien ſtand er in ſolcher Achtung, daß er von dem Kaiſer das Prädikat eines Reichshofrathes erhielt.

Als der Kurfürſt von der Pfalz von dem Kaiſer Aufträge in Anſehung der beiden Häuſer Darmſtadt und Homburg erhielt, muſte Creutz zweimal 1763 und 1769 nach Mannheim gehn. Der Kurfürſt gab bey mehr, als einer Gelegenheit, zu erkennen, wie ſehr er ihn ſchätzte.

Endlich hatte Creutz das Vergnügen, das gute Vernehmen zwiſchen den Häuſern Darmſtadt und Homburg wiederhergeſtellt zu ſehn, wozu er durch ſeine Bemühungen viel beitrug, und welches durch eine Vermählung ſeines Herrn mit einer Darmſtädtiſchen Prinzeſſinn befeſtigt wurde. Bey dieſer Vermählung genoß Creutz die Ehre, den Antrag zu thun, und den Vertrag abzuſchlieſſen.

So friſch und ſtark der Herr von Creutz zu ſeyn ſchien, ſo ward doch endlich ſeine Geſundheit durch gar zu viele Arbeiten und Nachtwachen erſchüttert. Immer an ſeinen Arbeitstiſch gebannt, an dem er ſtehend zu arbeiten pflegte, machte er ſich gar keine Bewegung, und floh die Geſellſchaft ſo viel, als möglich. Beſuchte er ja einmal ein Bad, ſo begleiteten ihn ſeine Geſchäfte auch dahin. Nachdem er ſchon mehrere Jahre hartnäckigen Verſtopfungen, und öfterm

Schnup-

Schnupfen war unterworfen gewesen, und dies alles nicht geachtet hatte, so bekam er mit Anfang des Jahres 1770 einen gefährlichen Anfall, der seine Brust und Eingeweide angrif, ob er es gleich nicht glaubte. Dennoch entschloß er sich, in das Wisbader Bad zu gehn, und er kam daselbst an, nachdem er unterwegens einen Blutsturz gehabt hatte. Vergebens hofte er, sich wieder zu erhohlen, sein Uebel vermehrte sich vielmehr mit jedem Tage. Auf dringende Vorstellungen einiger Freunde reiste er endlich zurück, und versäumte nun nichts, seine Genesung zu befördern, aber das Uebel war zu sehr eingewurzelt. Eine Art von Wassersucht, die Folge verdorbner Eingeweide, machte seinem Leben den 6 September 1770 ein Ende, da er erst 46 Jahr alt war. Obgleich die letzte Krankheit den Herrn von Creutz sehr schwermüthig machte (um desto mehr, da er auch in gesunden Tagen oft zur Schwermuth geneigt gewesen war) so hörte man ihn doch nie über die heftigen Schmerzen klagen, die damit verbunden waren. Er schmeichelte sich noch wenig Tage vor seinem Tode mit der Hofnung der Genesung, und setzte, so viel es seine Kräfte erlaubten, seine Amtsgeschäfte

fort. Sobald ihm aber die Aerzte die Unheilbarkeit seines Uebels erklärten, sah er mit Unerschrockenheit seinem Ende entgegen, und wafnete sich mit den Trostgründen der Religion. Denn er gestand, daß die Philosophie allein nicht die Schrecken des Todes besiegen könne.

Dies sind die wenigen Lebensumstände, die ich aus der unerträglich geschriebenen Lobrede auf den Freiherrn von Creuz habe auszeichnen können, welche zu Frankfurt am Mayn 1772 herauskam.

Als Gelehrter zeigte sich der Herr von Creuz durch folgende Schriften: 1) Versuch über die Seele, Frankfurt und Leipzig, erster Theil, 1753, zweiter Theil, 1754. In der Philosophie war Creuz ein vorzüglicher Verehrer von Wolfens System, aber nie hemmte dies seine eigne Untersuchungen, so wie er auch hier seine eignen Meinungen vorgetragen hat. Er will nämlich darthun, daß die Seele ein Mittelding zwischen dem Einfachen und Zusammengesetzten sey. Der erste Entwurf war schon im Jahr 1742 fertig, aber er war lange zu furchtsam, das Werk bekannt zu machen, und er wollte besonders vorher erst noch den Ausgang von dem Streite über die Monaden abwarten. In der Zeit, wie dieser

ſes Buch erſchien, war auch die Abſicht des Verfaſſers, die er dabey hatte, merkwürdig, ſeine philoſophiſche Lehrſätze auch Ungelehrten verſtändlich vorzutragen. Dem zweiten Theile dieſes Werks war ein Geſang aus dem Gedichte die Gräber beigefügt. 2) Conſiderationes metaphyſicae, Frankfurt, 1760, betreffen vornemlich die Frage von der beſten Welt. 3) Neue politiſche Kleinigkeiten, Frankfurt, 1766, vermiſchte Rhapſodien, die aus folgenden Aufſätzen beſtehen: Teutſche Gedanken über die bürgerliche Freiheit, Anmerkungen über den Nationalgeiſt, Anfang zu einer Philoſophie der Kameralwiſſenſchaften, vermiſchte Anmerkungen. Der zweite Aufſatz, betrift eine Schrift des jüngern Herrn von Moſer, und veranlaßte einen Streit, der mit deſto größerer Heftigkeit geführt wurde, je mehr ſchon politiſche Verhältniſſe eine Feindſchaft zwiſchen dieſen beiden Männern erregt hatten. Als nun Herr von Moſer ſogleich Gegenanmerkungen gegen die politiſchen Kleinigkeiten herausgab, ſo ſchrieb Creuz weiter 4) Verſuch einer pragmatiſchen Geſchichte von der merkwürdigen Zuſammenkunft des teutſchen Nationalgeiſtes und der politiſchen Kleinigkeiten auf

dem Römer zu Frankfurt, Eine weitere Vertheidigung des Nationalgeistes waren die Gedanken des Herrn von Moser über das neu erfundne vernünftige Staatsrecht des teutschen Reichs 1767. Creutz beantwortete sie in folgender Schrift. 5) Supplement des Versuches einer pragmatischen Geschichte, den teutschen Nationalgeist betreffend, oder gerettete Vernunft gegen die Einwürfe des neuesten Nationalpublizisten. Nachdem er auf diese Art mit dem Herrn von Moser über die ersten Grundsätze des teutschen Staatsrechts gestritten hatte, so veranlaßte ihn dies, seine Gedanken auch über andre Moserische Werke in folgenden Schriften zu sagen: 6) Patriotische Beherzigung des berüchtigsten Herrn und Dieners. 7) Die Sache, wie sie ist, oder der wahre Fürst und der wahre Minister. 8) Der wahre Geist der Gesetze. Diese letztern drey Schriften erschienen alle im Jahre 1767. Da nun einmal Creutz als ein Gegner des Herrn von Moser bekannt war, so hat man ihm auch diejenigen Schriften beigelegt, die gegen die Reliquien des Herrn von Moser erschienen sind, nämlich: Die Reliquien unter moralischer Quarantaine, Briefe die Reliquien und

deren

deren Verfaſſer betreffend, Vigilien zu den Reliqien. Ob ſie aber wirklich den Herrn von Creutz zum Verfaſſer gehabt, kann ich nicht beſtimmen. Der Verfaſſer ſeiner Lobrede ſagt S. 61: „Es iſt hier das feierliche Zeugniß nöthig, daß verſchiedne beiſſende Streitſchriften, „welche in der Streitſache mit dem Herrn von „Moſer dem Herrn von Creutz beigelegt worden „ſind, nicht aus ſeiner Feder gefloſſen, ſondern „von verſchiednen Verfaſſern geſchrieben worden, „obgleich Herr von Creutz einige Kenntniß davon „gehabt haben mag.“

Schon in der erſten Jugend verſuchte ſich Creutz in der Dichtkunſt, indem er ſchon in den Jahren 1742 und 1743 theils einzeln, theils in fremden Sammlungen Verſe bekannt machte. Im Jahr 1751 gab er zu Frankfurt am Mayn Oden und andre Gedichte heraus, welchen er drey Geſänge von dem Gedicht die Gräber beifügte, ſie wurden im Jahr 1753 neu aufgelegt. Dieſe Gedichte wurden weniger bekannt, als ſie es verdienten, wozu wohl theils ihr ernſthafter Innhalt, theils der Umſtand beitragen mochte, daß ſie von Gottſched gelobt wurden. Dies kam nämlich daher, weil Gottſched in den

Schriften des Herrn von Creuz bemerkt zu haben glaubte, daß er kein Freund von Klopstock's Muse sey. Wirklich heißt es auch einmal in einem seiner Gedichte:

Laß mir kein Lied von dir mislingen,
Erlöser, hör den sanften Ton!
Doch will ich christlich von dir singen,
Miltonisch singt ja Klopstock schon.

Doch hat er sich in der neuesten Ausgabe seiner Gedichte einigemal z. E. S. 191 mit Hochachtung von Klopstock geäussert. Wie neutral er in Ansehung Gottsched's gesinnt war, sieht man ebendaselbst Th. I. S. 248 aus folgenden Worten: „Vergessen Sie ja nicht, daß ich die Ver„dienste des allemal berühmten Gottsched's je„derzeit anerkannt, aber auch seine Fehler ein„gesehn habe, und noch ist dies meine Gesin„nung.“ Bekannter ward sein Name durch eine vollständige Ausgabe seines gröſsern Gedichts, das 1760 zu Frankfurth am Mayn unter folgendem Titel erschien: Die Gräber, ein philosophisches Gedicht nebst einem Anhange neuer Oden, und philosophischer Gedanken.

Die

Die Menge seiner Geschäfte, und mancherley Unruhen hinderten den Herrn von Creutz lange, sich durch eine Sammlung seiner poetischen Werke als Dichter bey dem Publikum wieder in Erinnerung zu bringen. Endlich sammelte er sie unter dem Titel: F. C. C. von Creutz Oden und andre Gedichte, auch kleine prosaische Aufsätze, zwey Theile, Frankfurt am Mayn, 1769. 8°. Diese Ausgabe ist folgenden Innhalts: 1) Oden, sowohl die besonders gedruckten, als die den Gräbern beigefügte, ingleichen auch neue. Es sind, wie der Verfasser selbst gesteht, meistens jugendliche Versuche in Zeiten aufgesetzt, wo der wahre Begrif der Ode noch unbekannt war. Jetzt können unmöglich Oden gefallen, wo man statt eines lyrischen Plans nur zufällige Gedanken in lyrischen Sylbenmaasen, statt des lyrischen Flugs nur einzele gute, und auch viele prosaische Verse, statt des lyrischen Feuers didactische Kälte, statt der Bilder Sentenzen, statt der Empfindungen, philosophische Gedanken, statt eines blühenden Kolorits Trockenheit, oder höchstens nur poetische Phraseologie findet. Bey der großen Menge dieser sogenannten Oden muste sich der Verfasser auch öfters wiederhohlen. In Ansehung der Zeiten, in denen sie geschrieben

ben worden, muß man an ihnen rühmen, daß sie eine reine, edle, körnichte, und simple Sprache haben. Ja, hin und wieder giebt es starke Stellen, die in einem Lehrgedichte glänzen würden. (Das ist das Urtheil, das ich von ihnen im dreizehnten Stücke der teutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften gefällt habe.) Die neuern, welche der Verfasser mit zwey Sternchen bezeichnet, sind um vieles ausgearbeiteter, als die alten. Alle aber haben ernsthafte und moralische Gegenstände; viele athmen Schwermuth, wie er dann Th. I. S. 101 schon im Jahr 1751 nach Ruhe, Einsamkeit, und Tod seufzte; vielen ist eine philosophische Einleitung vorgesetzt, oder philosophische Anmerkungen beigefügt. Gleich die erste Ode ist ein Versuch, den der Dichter im achtzehnten Jahre machte, doch hat er frühere Uebungsstücke aus seinem funfzehnten Jahre unterdrückt. 2) Anhang einiger prosaischen Briefe, welche Betrachtungen über allerley poetische und philosophische Materien, auch Fragmente von etlichen Gedichten des Verfassers enthalten. Ich bemerke daraus: Fragmente von einem Trauerspiele Sokrates in einer ungleichen Versart, Uebersetzung von Milton's Anrede an

das

das Licht, mehrere Kritiken über Milton, Gedanken über das recitativische Metrum im Trauerspiel, ein Paar Strophen aus einem Gedichte über die Vorsehung, Raisonnements über die Mängel der französischen Poesie. 3) Seneka, ein Trauerspiel in Versen und fünf Aufzügen, war ehedem schon einzeln erschienen. Man findet hier kein tragisches, immer wachsendes Interesse, sondern die ärmste Handlung, keine rührende Situationen, sondern elegische Klagen, keinen Held, welcher Bewundrung, sondern einen Stoicker, dessen Eigensinn Unwillen erregt, keine interessante Episoden, sondern eine episodische Liebe zwischen Aurelia und Piso, keine ausgebildete Karaktere, keine Sprache der Leidenschaften, sondern matte Deklamation. Das einzige ist zu loben, daß der Dichter die Tradition benutzt, deren Tacitus gedenkt, daß die Verschwörung die Absicht gehabt haben solle, den Seneka auf den Thron zu setzen, daß er den Seneka nicht ganz unschuldig seyn, sondern um die Verschwörung wissen läßt, ohne sie zu entdecken. 4) Die Gräber, ein philosophisches Gedicht in sechs Gesängen, das schönste der ganzen Sammlung, woraus man eigentlich Creu-

zens Muse beurtheilen muß, und das nur darum wenig bekannt ward, weil es ehedem zu einer Zeit mit den vielen Nachäffungen Young's erschien, die Teutschland heimsuchten. Creuzens Muse ist schwermüthig, aber keine Heuchlerinn. Als ein scharfsinniger Philosoph findet Creuz in wichtigen Lehren der Moral mehr Nahrung, als in reitzenden Schöpfungen der dichterischen Phantasie. Sind gleich die Gräber mehr poetische Rhapsodien, als ein Gedicht von regelmäßigem Plane, sind es gleich zufällige Betrachtungen, die durch Gräber veranlaßt werden, so wird doch der Leser durch natürliche Uebergänge von Wahrheit zu Wahrheit geleitet. Es sind feurige Monologen eines Weisen, der nicht blos in prächtigen Sentenzen, sondern in reichen Gedanken, und rührenden Empfindungen die Sterblichen zum Nachdenken über wichtige Gegenstände aufruft. Hier ist kein sich selbst wiederhohlender Unsinn, sondern tiefsinnige Meditation, feierlicher Enthusiasmus, geistreiche Größe, brittische Kühnheit, edle Neuheit, nachdrückliche Stärke, hallerische Kürze. An Präzision, Zierlichkeit, Leichtigkeit, und Korrektheit aber muß Creuz vielen Dichtern weichen. Das Sylbenmaas ist

ungleich, und kann daher nicht die Harmonie eines Pope haben. Der erſte Geſang ſchildert die Macht des Todes, und die Majeſtät des jüngſten Gerichts. Der zweite Geſang erinnert an die Vergänglichkeit und Eitelkeit irrdiſcher Dinge, und beſtraft die Menſchen, die dennoch ſo wenig ihres Todes eingedenk ſind. Der dritte Geſang trägt die Zweifel über die Unſterblichkeit der Seele vor. Der vierte Geſang betrift die Gewißheit und Ungewißheit unſres Todes. Der fünfte Geſang iſt eine angenehme und ausgearbeite Dichtung von dem Geiſt der Welt, und einem Hofmanne, der den Mönchsſtand erwählte. Der ſechſte Geſang endlich tröſtet den Menſchen damit, daß er nicht allein, ſondern daß alles in der Welt zum Untergang beſtimmt iſt. 5) Verſuch vom Menſchen, ein Lehrgedicht in zwey Büchern, wovon das erſte bey der erſten Ausgabe der Gräber erſchienen war. Es handelt eigentlich von der Geſelligkeit des Menſchen, und ſeiner Bildung durch die Wiſſenſchaften, und der Verfaſſer trägt Rouſſeau's Gedanken darüber mit den nöthigen Einſchränkungen vor. Die abſtracten Ideen dieſes Gedichts erlauben wenlger poetiſchen Schmuck, aber nie wird der Verfaſ-

ſer

ſer zu trocken, ſondern behauptet auch hier alle Eigenſchaften eines guten dogmatiſchen Dichters. Das erſte Buch ſoll erweiſen, daß Geſelligkeit nicht der Zweck unſres Daſeyns ſey. Im zweiten Buch ſoll dargethan werden, daß die Wiſſenſchaften nicht der Endzweck unſres Daſeyns ſind. 6) Lukreziſche Gedanken, vier Fragmente, poetiſche Rhapſodien, die nicht nur in Lukrezens Manier ausgeführt ſind, ſondern die auch Lukreziſche Ideen vortragen. Die Einleitung ſchildert die Revolutionen der Völker, und geht davon zu der allgemeinen Betrachtung über, daß nichts bleibt, wie es war. Das erſte und zweite Stück erzählt den Urſprung der Dinge. Das dritte und vierte erweiſt, daß wir nicht bloße Maſchinen ſind, ſondern eine Seele haben. 7) Einige Gedanken vom Trauerſpiel, die nicht viel ſagen wollen. 8) Philoſophiſche Gedanken, einzle Bemerkungen, die ſchon den Gräbern angehängt waren.

XXVII.

XXVII.

Christan Fürchtegott Gellert.

Christian Fürchtegott Gellert wurde 1715 in Haynichen im sächsischen Erzgebirge gebohren. Sein Vater war Prediger daselbst, der sein Amt funfzig Jahr verwaltete, und im fünf und siebzigsten Jahre starb, nachdem er von mittelmäßigen Einkünften dreizehn Kinder mit kluger Sparsamkeit erzogen hatte. Seine Mutter, eine gebohrne Schützinn, war eine fromme Frau, die sich bemühte, ihren Kindern von Kindheit an eine wahre Gottseeligkeit einzuflößen. In dem hohen Alter, das sie erreichte, indem sie erst im achtzigsten Jahre starb, erlebte sie an ihren drey ältesten Söhnen ungemein viel Freude. Der älteste Friedrich Lebrecht Gellert ward Oberpostkommissair zu Leipzig. (Der Dichter unterhielt mit diesem Bruder eine vorzügliche Freundschaft. Da er bey ihm lange Zeit an Tisch gieng, so ward dieser Tisch von vielen reichen Jünglin-

gen gesucht, die des Dichters Umgang zu genieſſen wünschten. Der Oberpostkommissair überlebte den Dichter nur um einen Monat.) Der zweite Christian Ehregott Gellert ziert noch die Freyberger Bergakademie, und hat sich durch seine metallurgische Schriften in ganz Europa bekannt gemacht. Der dritte, unser Dichter, hatte das Glück, unter seinen Freunden einen edlen Mann zu finden, der seiner Mutter solche Wohlthaten erwies, daß dadurch ihr Alter von drückenden Sorgen befreit wurde. Gellert erhielt den ersten Unterricht in der öffentlichen Schule seines kleinen Städtchens, der aber nicht so beschaffen war, daß er viel zur Entwicklung seiner Talente beitragen konnte. Eher trugen seine ersten Lehrer zur Bildung seines sittlichen Karakters etwas bey. Geduld, Gelassenheit, Gnügsamkeit, Zucht, und Ehrbarkeit war wohl das Vornehmste, was er seiner Erziehung zu danken hatte. In seinem eilften Jahre muste Gellert zur Bestreitung seiner kleinen Ausgaben allerley Dokumente abschreiben. Dadurch ward er mit dem Kanzleistil so vertraut, daß er noch einige Zeit nachher, da er von seinem Vater entfernt war, seine Briefe an ihn darinnen abfaßte.

faßte. Hatte nun gleich Gellert keine Gelegenheit, seinen Geschmack frühzeitig zu bilden, so wurden doch dem Triebe zur Dichtkunst, der sich früh bey ihm äusserte, keine Hindernisse in den Weg gelegt. Sein Vater liebte die Poesie, schrieb zuweilen selbst Gedichte, und war übrigens ein zu liebreicher Vater, als daß er der Neigung seiner Kinder hätte Gewalt anthun sollen. Der erste Versuch, den Gellert machte, war im dreizehnten Jahre ein Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters. Da dies Gedicht gelobt wurde, folgten bald mehrere Versuche nach. Im Jahre 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule nach Meißen, wo er, ausser der griechischen und lateinischen Sprache, auch die besten Muster der Beredsamkeit hätte kennen lernen sollen, wenn nicht damals fast in allen teutschen Schulen eine verkehrte Art die Alten auszulegen geherrscht hätte. Dabey wurde es damals fast für ein Verbrechen gehalten, sich um die Muttersprache zu bekümmern. Eben darum ist es nicht zu verwundern, daß Gellert, ob ihm gleich die besten Dichter des Alterthums erklärt wurden, dennoch an Günther, Neukirch, und Hanke Geschmack finden konnte, zumal, da

sie noch durch keine bessern Muster verdrängt, und die Lieblingslectüre jener Zeiten waren. Desto mehr Dank verdienten Gellert's damalige Lehrer wegen der Mühe, die sie sich gaben, Gellerts Herz und Sitten zu bilden, welches er immer mit Erkenntlichkeit von ihnen zu rühmen pflegte. In dieser Schule lernte er Gärtner, und Rabener kennen, und hier entstand unter ihnen jene zärtliche Freundschaft, die nur der Tod geendigt hat. Schon in Meißen zeigten sich bey Gellert Spuren von der Kränklichkeit seiner Konstitution, denn, so wenig sein Körper durch weichliche Pflege verwöhnt war, so schwächlich war er doch von Natur. Nachdem Gellert fünf Jahre in Meißen gewesen war, kehrte er zu seinem Vater zurück, theils, um sich von einer Krankheit zu erhohlen, theils sich hier noch einige Zeit zu dem akademischen Leben vorzubereiten, das er im Jahr 1734 zu Leipzig anfieng. Hier hörte er über die Philosophie den Adolph Friedrich Hofmann, über die Historie und Litteratur Jöcher, Christ, und Kappe, in der Theologie aber, der er sich zu widmen beschlossen hatte, Klausing und Weise, diese alle mit anhaltendem Fleiße. Nach vier Jahren ließ ihn sein Vater zurückkommen,

men, weil es ihm schwer fiel, ihn noch länger auf der Universität zu erhalten. Gellert hätte gern noch länger des akademischen Unterrichts genossen, er unterwarf sich aber dem Willen seines Vaters, und der Nothwendigkeit. Nach seiner Rückkunft in die Heimath fieng er an, sich auf die Kanzel zu wagen, aber mit gröster Schüchternheit. Denn sein erster Versuch, den er noch als Schüler gemacht hatte, öffentlich zu reden, war nicht geglückt, und die Erinnerung davon verfolgte ihn jetzt bey jeder Predigt. Wäre es ihm gelungen, sich von dieser Aengstlichkeit zu befreien, hätte er eine beßre Gesundheit, eine stärkre Brust, ein leicht fassendes und getreues Gedächtniß gehabt (er muste an einer Predigt acht Tage lernen) so würde er sich als geistlicher Redner hervorgethan, und durch die Leichtigkeit und Popularität seines Ausdrucks viel Nutzen gestiftet haben. An seinem Geburtsorte fanden seine Predigten vielen Beifall, denn damals war es überhaupt noch etwas Neues, die Wahrheiten der Religion in einer deutlichen, edlen, und empfindungsvollen Sprache vortragen zu hören. Seine häuslichen Umstände nöthigten ihn, auser der Ausbildung seiner Talente auch noch andre Arbeiten zu über-

nehmen. Auf Löscher's Empfehlung bekam er 1739 auf ein Jahr die Aufsicht über zwey junge Herrn von Lurtichau bey Dresden. Nachher unterrichtete er ein Jahr lang seiner Schwester Sohn, um ihn zur Universität vorzubereiten, und mit ihm einen seiner Brüder, der nachher auf der Schule starb. Dies Jahr 1740 war eines der gesundesten und heitersten seines Lebens, und er kannte in demselben keine Thränen, als Thränen des Danks, die er bey jeder kleinen Erquickung vergoß, die ihm die Vorsicht nach anhaltenden Arbeiten geniessen ließ. Schon zu der Zeit war er in der Abwartung des Gottesdienstes so gewissenhaft, daß er des Sonntags ohne die äusserste Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief geschrieben haben würde. Es kränkte ihn schon, wenn er hörte, daß man an diesem Tage einen Boten von einem Ort zum andern abfertigen wollte. Nachdem Gellert seinen Vetter hinlänglich vorbereitet zu haben glaubte, begleitete er ihn 1741 nach Leipzig, sowohl um die Aufsicht über ihn fortzusetzen, als auch sich selbst zum Dienst der Welt geschickter zu machen, ohne andre Aussichten zu haben, als die ihm sein Vertrauen auf die Vorsehung, und seine Begier-

gierde nützlich zu werden zeigte. Insbesondre hatte er die Absicht, des tiefsinnigen Hofmann's Vorlesungen, die ihm ehedem oft dunkel gewesen waren, noch einmal zu hören, aber der Philosoph starb einige Monate nach seiner Ankunft. Hofmann soll geäussert haben, Gellert könne einst einer der grösten Philosophen werden. Vielleicht war es daher ein Glück, daß sein Tod Gellerten hinderte, ganz sein Schüler zu werden; denn da er kein Mann von Geschmack war, und z. E. Mosheimen äusserst verachtete, den Gellert über alles schätzte, so wäre Gellert vielleicht durch ihn ein Philosoph auf Kosten seines guten Geschmacks geworden. Von dieser Zeit an beschäftigte sich Gellert mit dem Privatunterrichte einiger Edelleute, vorzüglich aber mit der Erweiterung seiner Einsichten, mitunter verfertigte er auch Gelegenheitsgedichte. Nach einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit strebte er nicht, auch konnte er bey dem Hange seines Körpers zur Hypochondrie anhaltendes Sitzen nicht vertragen. Um des lateinischen Stils willen las er den Cicero zu wiederhohltenmalen, oft laut, und schrieb ihn stellenweise ab. Das Französische lernte er meistens durch eignes Lesen,

und Ueberſetzen. Keine Sprache ward ihm leichter, als die engliſche, beſonders, weil er darinnen einen Ebert zum Lehrer hatte. Cicero, der Zuſchauer, Rollin's Werke, der Umgang mit ſolchen Freunden, wie Gärtner, und ihre Beurtheilungen gaben ſeinem Geſchmack eine beſſre Richtung. Eben ſo eifrig war er auf die Verbeſſerung ſeines Herzens bedacht, und daher kam es, daß alle ſeine Arbeiten, mehr oder weniger, auf die Beförderung der Frömmigkeit und Tugend abzweckten. Gellert war ungefehr wieder ein Jahr in Leipzig geweſen, als Schwabe 1742 die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes herauszugeben anfieng, eine Monatsſchrift, welche Aufſätze von ſehr verſchiedenem Werthe enthielt, aber dadurch, daß junge Dichter darinnen ihre Uebungsſtücke dem Publikum vorlegen konnten, und daß ſie die Ausbreitung der Lectüre beförderten, vielen Nutzen geſtiftet hat. Gellert ließ ſich bewegen, daran Theil zu nehmen, und gab einige Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte, ein Schäferſpiel das Band, und proſaiſche Abhandlungen in dieſes Journal. Dies brachte ihn unſchuldiger Weiſe in den Verdacht, als ob er ein Anhänger von Gottſched ſey. Sobald er nur

ſah,

ſah, daß dies Journal ein Tummelplatz von Streitigkeiten werden ſollte, entſagte er allem Antheil an demſelben. Da er nie zu Gottſched's Fahne geſchworen hatte, ſo war dies auch kein Abfall von ihm, wie es einige auslegten. So viel iſt gewiß, daß er einige Vorleſungen von Gottſched gehört, ja er ſagte einſt ſelbſt: „Es war „eine Zeit, da ich alles darum gegeben hätte, „von Gottſched gelobt zu werden, und nach ei„nem halben Jahre hätte ich alles darum gege„ben, ſeines Lobes überhoben zu ſeyn.“ So viel pflegte er auch ſelbſt zu geſtehn, daß er an der Ueberſetzung von Baylens Wörterbuche, die Gottſched veranſtaltete, Theil genommen habe. Es iſt aus Gellert's Schriften bekannt, mit welcher Strenge er ſeine erſten öffentlichen Verſuche in der Folge beurtheilte, und es iſt für einen jungen Schriftſteller nichts lehrreicher, als was er Th. 1. S. 302 u. f. darüber ſagt. Viele davon hat er ganz verworfen. Bey allen Mängeln hatten aber doch jene erſten Verſuche ſchon ſo viel Schönheiten, daß ſie allgemeine Aufmerkſamkeit erregten. In jedem neuen Stücke der Beluſtigungen ſah man zuerſt nach, ob eine Fabel von Gellert darinnen ſey. Ueberall las man

sie, las sie wieder, und wuste sie auswendig. Das Natürliche und Leichte der Erzählung, der sanfte, unschuldige Ton eines jungen Dichters, der vergnügen, und bessern wollte, der ohne zu beleidigen scherzte, immer nur mitleidig oder liebreich lächelte, machte, daß der Beifall seiner Fabeln immer allgemeiner wurde. Kein Wunder also, daß sich Gellert nun diese Dichtungsart vor allen andern wählte.

Um diese Zeit errichtete er mit Johann Elias Schlegel, dessen ältern Bruder er in Meißen gekannt hatte, eine zärtliche und vertraute Freundschaft. So lange Schlegel in Leipzig lebte, war er Gellert's beständiger Umgang, eben so bewundert, als geliebt von ihm. Gellert's Freundschaftlichkeit war mehr, als Temperament, sie entsprang aus einer wahren Liebe zur Religion, und Rechtschaffenheit. Sein Herz war ganz voll von seinen Freunden, er ergoß sich in ihr Lob, wenn er von ihnen sprach, in seinen Briefen, in seinen Gesellschaften, in seinen Vorlesungen. Weil Gellert zu Aemtern, bey denen man an gewisse anhaltende Arbeiten gebunden ist, keine zuverläßige Gesundheit zu haben glaubte, so entschloß er sich, sich dem Un-

ter-

terrichte der akademischen Jugend zu widmen, und nahm sich vor, ihren Geschmack zu bilden, doch so, daß er sie überzeugte, Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines guten Geschmacks. In der Absicht ward er 1744 Magister, und vertheidigte 1745 eine Dissertation de poesi apologorum, eorumque scriptoribus. Ein Ungenannter übersetzte sie Leipzig 1773 unter dem Titel: Gellert's Abhandlungen von der Fabel, und für das Rührende in der Komödie sehr schlecht. In der Geschicklichkeit zu unterrichten ward er täglich vollkommner, und, obgleich seine Stimme weder stark, noch angenehm war, sein ganzes Aeusserliche etwas Krankes und Hypochondrisches hatte, so erwarb doch das wirklich Praktische seiner Vorlesungen ihm den gröstem und allgemeinsten Beifall. Es verließ gewiß kein Studierender Leipzig, ohne ihn gehört zu haben, weil dies zur gröstem Empfehlung gereichte. Grafen und Edelleute liessen sich besondern Unterricht von ihm ertheilen. Oft muste er in öffentlichen Hörsälen lesen, weil sein Zimmer nicht zureichte. Batteux Einleitung in die schönen Wissenschaften, Ernesti Rhetorick, Stockhausen Entwurf einer Bibliothek, in der

Folge

Folge seine eigne Abhandlung über die Briefe, und die Moral waren die Gegenstände seiner Vorlesungen, in denen er auch oft Ausarbeitungen beurtheilte, oder ungedruckte Aufsätze, mit Kritik begleitet, vorlas. Auch pflegte er Büsching's Anleitung für Hofmeister zu erläutern, und, weil er durch diese Vorlesungen wirklich geschickte Männer für dieses Fach bildete, so bekam er endlich aller Orten her, Aufträge, Hofmeister zu wählen. Die Studierenden wurden so häufig an ihm empfohlen, und erhohlten sich in so vielen Fällen bey ihm Raths, daß er gewisse Stunden des Tages aussetzen muste, wo er allen, die mit ihm sprechen wollten, Gehör gab.

Gegen das Ende des Jahres 1744 verfiel er in ein bösartiges Fieber. Das Sonderbare dabey war, daß der Paroxismus, anstatt ihm das Bewustseyn zu rauben, deutlichere Ideen bey ihm erzeugte, als er in gesunden Tagen gehabt hatte. Ja diese Krankheit, die sein Blut läuterte, hatte auch in der Folge den glücklichen Einfluß auf seinen Geist, daß sie gleichsam ein neues Licht in demselben verbreitete, und daß er von nun an richtiger und korrekter zu schreiben

im

im Stande war. Das Jahr darauf begab er sich zu einem Freunde auf das Land, um das Landleben, das er ohnedies so sehr liebte, zu seiner Wiederherstellung zu geniessen. Da sein Geist hier neue Munterkeit gewann; so wurden hier viele Gedichte verfertigt.

Als die bessern Theilnehmer der Belustigungen vergebens auf eine Reformation dieses Journals drangen, entwarfen Adolph Schlegel, Kramer, und Gärtner den Plan zu einem neuen, das Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes genennt wurde, das 1744 anfieng, und von dem Verlagsorte, besonders da man anfangs die eigentlichen Verfasser nicht kannte, die bremischen Beiträge hieß. Dies fast aus lauter Gedichten bestehende Journal ward nicht allein dadurch wichtig, weil die besten Köpfe, nämlich ausser jenen Rabener, Schmidt, Ebert, Zachariä, Giseke, Klopstock daran Antheil nahmen, sondern auch weil sie sich durch wechselseitige Kritick bildeten. Sie hielten gewisse Zusammenkünfte, wo nur derjenige Aufsatz zum Druck bestimmt ward, der die Kritick der meisten ausgehalten hatte. Gellert trat erst 1745 zu dieser Gesellschaft. Er hatte bisher in der Stille

an neuen Fabeln und Erzählungen gearbeitet, die er nun mit edlem Mistrauen der Kritick der Gesellschaft unterwarf. Eine von den Erzählungen, die er damals verfertigte, und die die Schilderung einer Betschwester enthielt, brachten ihn auf die Gedanken, seine Talente auch zur Verbesserung des Theaters, von Seiten des Geschmacks sowohl als der Moral, anzuwenden. Es erschien also seine erste Komödie, die Betschwester, in den bremischen Beiträgen, und ward auch bald mit Beifall vorgestellt. Dies Stück machte ihm in der Folge viel Kummer, weil er immer besorgte, man möchte seine Absicht, die Scheinheiligkeit zu züchtigen, verkennen, und von seinem Stücke Anlaß nehmen, auch ächte Religionsübungen zu spotten, daher er in der Folge bey jeder neuen Auflage einige stärkere Züge verwischte. Sittlich schöne Züge, und edle Gedanken enthalten seine Lustspiele alle, aber es mangelt ihnen die vis comica, das immer anhaltende Interesse des Plans, und Lebhaftigkeit und Präcision der Sprache. Seine Karaktere sind aus dem Zirkel des bürgerlichen Lebens entlehnt, und wirklich teutsch.

Jetzt

Jezt wollte Gellert auch den ersten Theil seiner Fabeln und Erzählungen drucken lassen, allein, mit so vielem Beifall sie auch schon in den bremischen Beiträgen aufgenommen waren, trug dennoch Breitkopf, dem er sie geben wollte, Bedenken, sie zu verlegen. Wendler übernahm sie, und bereicherte sich in der Folge durch die wiederholten Auflagen der Gellertischen Schriften so sehr, daß er die Handlung aufgeben, und für sich leben konnte. So erschien 1746 der erste Theil der Fabeln, dem 1748 der zweite nachfolgte. Dies ist dasjenige Werk, dem Gellert die Unsterblichkeit zu danken hat. Der natürliche und naive Ton der Erzählung gefiel allen Klassen von lesern; der Edelmann und der Bauer, das Fräulein und das Landmädchen lasen sie mit gleichem Vergnügen. Sie wurden ein Erziehungsbuch, und, da bey ihnen Leichtigkeit mit gutem Geschmack vereinigt war, so verbreiteten sie einen bessern Geschmack durch alle Stände und alle Provinzen von Teutschland, als bisher geherrscht hatte. Ein kluges Frauenzimmer (so drückte Gellert einst sich in einem Briefe an einen Freund aus) gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem Verstande

ist

ist mir wichtig genug seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern, und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen. Ein so populairer Dichter konnte sich also mit Recht freuen, als einst ein Bauer ihm aus Dankbarkeit einen Wagen voll Holz brachte, und fragte, ob er der Herr wäre, der so schöne Fabeln machte. Es war sehr unbestimmt, wenn ihn einige den teutschen Lafontaine nannten. Wollten sie damit so viel sagen, daß Gellert unser bester Fabeldichter sey, wie es Lafontaine den Franzosen ist, so hatten sie Recht. Aber man konnte es auch so verstehn, als wenn Gellert den Lafontaine nachgeahmt habe, und da ist zwischen beiden Dichtern die gröſte Verschiedenheit. Lafontainens Drolligkeit und Humor würde Gellerten nie gekleidet haben. Gellert hat selbst es öfters von sich abgelehnt, daß Lafontaine sein Muster gewesen sey. Er hatte zwar, als er zu dichten anfieng, einige Fabeln der Franzosen, aber bey einer damals noch geringen Kenntniß der französischen Sprache nur mit Mühe gelesen. Gellerts Fabeln wurden auch bald den Ausländern durch Uebersetzungen bekannt gemacht. In schlechte Prosa übersetzte sie ein Ungenannter zu Strasburg

burg 1753. Einige ahmte der Herr von Rivery in ſeinen Fables et Contes 1754 frey nach. Herr Huber nahm einige in die Choix des Poeſies Allemandes auf. Sehr frey in Proſa überſetzte ſie Touſſaint 1768. Ein Ungenannter gab zu Frankfurth am Mayn heraus: Fables et contes de Gellert, premiere partie 1771, ſeconde partie 1773, und wollte nur die beſten Fabeln in Verſe überſetzen, er überſetzte ſehr weitſchweifig. Eine Frau von Stevens gab 1777 eine matte Ueberſetzung unter dem Titel heraus: Fables et contes traduites en vers par une femme aveugle. Von Graporta hat man unter dem Titel: Favole e Racconti del Gellert T. I. 1769 eine ſehr ſteife Ueberſetzung in italiäniſcher Proſa. Beſſer iſt die Auswahl (Saggio) von einigen Fabeln in terze rime, die 1778 herauskam. Die neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gedenkt B. VI 343 einer italieniſchen Ueberſetzung aller Gellertiſchen Fabeln von dem Paſtor Glück, ob ſie aber im Druck erſchienen, iſt mir unbekannt. Lodde überſetzte ſie glücklich in däniſche, Sumarokow und Maſinskoi in ruſſiſche Verſe. Meil gab beſondre Kupfer zu Gellert's Fabeln heraus.

Noch 1745 schrieb Gellert zwey neue Schauspiele Sylvia und die zärtlichen Schwestern. Sylvia ist ein Schäferspiel in Versen, eine Art von Schauspielen, die damals mehr gefielen, als jetzt. Dies hat einige naive Stellen, die aber allein zu dem Interesse nicht hinreichen, das zu einem Schauspiele erfordert wird. Die Sprödigkeit der Schönen, und die Blödigkeit der Anbeter belächelt man lieber in einer kleinen Erzählung, als in einem ganzen Schauspiele. Die zärtlichen Schwestern, ein Lustspiel in drey Aufzügen, ist dadurch merkwürdig, daß es das erste rührende Lustspiel in unserer Sprache war. Die beiden Schwestern lieben einander mit der größten Zärtlichkeit. Lottchen beneidet ihre Schwester nicht um eine reiche Parthie, sondern befördert es vielmehr selbst. Julchen will, als sie glaubt, Erbinn eines Ritterguts zu seyn, es ihrer Schwester abtreten. Beide sind zärtlich in der Liebe, Lottchen liebt ihren Liebhaber zärtlich, wenn er gleich nicht reich ist, erlebt aber den Schmerz, daß sie in ihm einen falschen Betrüger entdeckt; Julchen kann das Wort Liebe nicht hören, und verräth doch ihre Zärtlichkeit alle Augenblicke. Wegen des pedantischen Magisters,

der

der in dieſem Stücke erſcheint, muſte Gellert nach der Gewohnheit jener Zeiten ſich den ungerechten Vorwurf machen laſſen, als ob er dabey eine gewiſſe Perſon vor Augen gehabt hätte. Bey der erſten Erſcheinung that dieſes Stück auf dem Theater viel Wirkung, weil die beiden Schweſtern von zwey vorzüglichen Schauſpielerinnen gemacht wurden. Im Jahr 1748 ſammelte Gellert ſeine bisherigen Luſtſpiele, nämlich die Verſchweſtern, die zärtlichen Schweſtern, und Sylvia, und vermehrte ſie mit drey neuen Stücken: Das Orakel, das Loos in der Lotterie, und die kranke Frau. Das Orakel iſt eine ernſthafte Operette in zwey Aufzügen ganz in Verſen, eine freie Nachahmung eines proſaiſchen Nachſpiels vom Sainefoix. Gellert ſagt, daß er nie ein Singſpiel würde verfertigt haben, wenn er nicht auf hohen Befehl eins hätte verfertigen ſollen, nicht, weil er dieſe Art von Gedichten für unnatürlich gehalten, ſondern weil ſie ihm ſchwer geſchienen, wenn ſie ſchön ſeyn ſollen. Da es in dieſem Stücke auf Naivetät ankömmt, indem die Hauptperſon ein Mädchen iſt, das noch keine Mannsperſon geſehen hat, ſo hat das Stück [illegible]ter Gellerts Bearbeitung ſehr gewonnen. Das Loos in

der Lotterie ist ein Lustspiel in fünf Aufzügen, das sich unter Gellerts Stücken auf dem Theater wegen der Karaktere des phlegmatischen Orgon, des eigennützigen alten Dämon, der bösen Frau Orgon, und des Stutzer Simon jederzeit am besten ausgenommen hat. Der Titel rühret von dem Loose her, das durch seine verschiedenen Schicksale mancherley gute Situationen hervorbringt. Frau Damon legt ohne Vorbewust ihres geizigen Mannes in die Lotterie, um eine Verwandtin Karoline mit dem etwanigen Gewinnste auszusteuern. Eine boshafte Schwägerinn, Frau Orgon, entdeckt es dem Manne, der es seiner Frau entwendet, um es mit seinem Vortheil an seinen Mündel zu verkaufen. Der Mündel schenkt es der Frau Orgon, und diese der Karoline. Das Loos gewinnt zehntausend Thaler. — Die kranke Frau ist ein Nachspiel in einem Aufzuge, schildert eine Frau, die über den Anblick schöner Kleider bey einer andern krank wird, und die der Schneider kurirt. Der Dichter hat hier eine seiner eignen Erzählungen in eine Komödie verwandelt. Die Verschwester und die kranke Frau hat Chalier im Theatre Allemand 1770, das Loos in der Lotterie Junker im Theatre Alle-

Allemand 1772 ins Franzöſiſche überſetzt. Die Verſchweſter und das Loos in der Lotterie wurden 1772 ins Pohlniſche überſetzt.

Jener Zeitpunkt war überhaupt der arbeitſamſte in Gellerts ganzem Leben. Der Mangel eines erträglichen Romans in teutſcher Sprache, und die Begierde, auch dieſe Art von Dichtung zur Moral zu benutzen, bewog ihn, im Jahr 1746 ein Leben der ſchwediſchen Gräfinn von G** in zwey Theilen herauszugeben. Sehr tragiſche und ſehr wundervolle Begebenheiten häufen ſich in dieſem Romane. Der zweite Theil, der von dem Verfaſſer ſpäter ausgearbeitet worden, hält den Leſer nicht ſo ſehr durch Reflexionen auf, als der erſte. Eine billige Kritick wird übrigens immer den erſten Originalverſuch in dieſer Gattung Werke mit Nachſicht beurtheilen, wenn er gleich von andern, die nachher erſchienen ſind, verdunkelt wird. Formey überſetzte dieſen Roman 1754, und ein Ungenannter 1779 ins Franzöſiſche. 1776 erſchien Life of the Countess G. translated by a Lady. Auch hat man eine italieniſche Ueberſetzung von einem Ungenannten.

Schon damals erduldete Gellert manche Anfälle von Hypochondrie. Bey aller vorſichtigen

Enthaltung, bey aller Mäßigung im Arbeiten, bey aller Bewegung, die er sich machte, bey aller Mühe, die er sich gab, sich aufzuheitern, wurde doch seine Gesundheit in seinem männlichen Alter nicht besser. Viele Tage seines Lebens waren schon leidenvolle Tage für ihn. Um sich aufzumuntern, nahm er seine Zuflucht zur Religion, und sein menschenfreundliches Herz bewog ihn, die aus dieser Quelle geschöpften Vorstellungen in einer Schrift: Trostgründe wider ein sieches Leben 1747 auch andern mitzutheilen. Formey erweiterte sie in seiner französischen Uebersetzung zu einer ausführlichen Abhandlung.

Ungefehr sieben Jahre lebte Gellert mit seinen Freunden, den Verfassern der bremischen Beiträge, in einer Verbindung, die sowohl wegen der Aehnlichkeit ihrer Gesinnungen, Gaben, Absichten, und Arbeiten, als auch wegen ihrer unveränderlichen Zärtlichkeit nur selten möglich ist. Aber im Jahre 1751 wurden sie fast alle getrennt; indem die meisten auswärtige Versorgungen bekamen. Rabener allein blieb noch einige Jahre in seines Freundes Gesellschaft. Diese Zerstreuungen seiner Freunde war Gellerten

um so viel empfindlicher, je mehr er sich bey seinem anhaltenden Uebel in ihrer Gesellschaft aufzuheitern gewohnt war. Die Anfälle der Hypochondrie wurden immer häufiger und heftiger, doch schwächten sie nie seinen Eifer in dem Unterrichte junger Leute.

Die bessern Stunden, die ihm übrig blieben, wendete er, von Rabener ermuntert, auf eine Sammlung von Briefen. Rabener hatte schon längst gewünscht, daß die Teutschen sich zu einer ungezwungnern Schreibart in Briefen gewöhnen möchten. Er glaubte mit Recht, daß niemand fähiger wäre, den alten Kanzleistil verbannen zu helfen, als ein so beliebter Schriftsteller, wie Gellert war. Weil er aber die Abneigung desselben zu neuen Autorschaften kannte, so suchte er ihn durch eine freundschaftliche List dazu zu verleiten. Er that Gellerten den Antrag mit ihm Briefe ohne Namen herauszugeben, und Beiträge von andern Freunden damit zu verbinden. Unter dieser Bedingung ließ sich sein erst ganz unentschloßner Freund bewegen, aus denen Briefen, von denen er der Madam Cramer auf ihr Verlangen eine Abschrift gegeben hatte, diejenigen auszusuchen, die ihm dazu be-

quem schienen. Nachdem Rabener diejenigen darunter bezeichnet hatte, die nach seinem Urtheile den Druck verdienten, foderte er Gellerten auch zu einer Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen auf. So erschienen dann 1751 Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen. Da Briefe desto schöner sind, je individueller, und je weniger sie mit Absicht auf das Publikum geschrieben sind, so wählte Gellert lauter Briefe, die er wirklich geschrieben hatte. Ist also gleich ihr Innhalt nicht immer für das Publikum wichtig, so muß man auf Einkleidung und Vortrag sehen. Ein akademischer Gelehrter kann mit seinen Freunden von keinen so anziehenden Dingen reden, als ein Staatsmann. Auch war es Gellerten nicht um das Sinnreiche in seinen Briefen, sondern um das Natürliche zu thun. Da es die ersten guten Beispiele von Briefen in teutscher Sprache waren, so halfen sie das Vorurtheil benehmen, als wenn unsre Sprache nicht geschmeidig genug sey, unpedantische Höflichkeit, feinen Scherz, und zärtliche Empfindung vorzutragen. Wirklich trugen sie zur Verbesserung des Geschmacks sehr viel bey. Nur verkannte

man oft ihre Absicht insofern, daß Leute Gellertisch zu schreiben glaubten, die, ohne Gellerts Temperament und Verhältnisse zu haben, seine Art zu schreiben und zu erzählen kopirten. Die beigefügte praktische Abhandlnng war für junge Leute desto nützlicher, da abgeschmackte Briefsteller, wie Talander, damals den Geschmack der Jugend verdarben. Manches hätte Gellert selbst gern in seinen Briefen noch verändert, wenn ihm seine Krankheit nicht alle Lust zur Verbesserung seiner Arbeiten geraubt hätte. Der rechtschafne und edle Mann leuchtet auch aus vielen Stellen dieser Briefe hervor, in denen immer sein Herz spricht. Herr Huber übersetzte die vornehmsten davon unter dem Titel: Lettres choisies de Mr. Gellert 1770.

Im Jahr 1754 gab Gellert einige Lehrgedichte und Erzählungen heraus, die er schon vor einigen Jahren ausgearbeitet hatte. In der Sammlung seiner Werke heissen die Lehrgedichte richtiger moralische Gedichte, indem es nicht große didactische Gedichte von einem regelmäßigen Plane, sondern nur einzle moralische Gedanken sind. Da die Teutschen damals im Lehrgedichte schon bessere Muster hatten, so wurden

dieſe Gedichte von Gellert nicht mit dem lebhaften Beifall aufgenommen, wie ſeine übrigen Schriften. Er wuſte es, glaubte aber, daß die darinnen geſagten Wahrheiten doch von Nutzen ſeyn könnten, zumal da ſie bey der Deutlichkeit des Ausdrucks für jedermann faßlich ſind. Wer mit dem ſanften und unruhigen Gefühl der Tugend ſympathiſiren kann, wird ſie nicht ohne Rührung leſen. Ihre Gegenſtände ſind der Menſchenfreund, Reichthum und Ehre, der Chriſt, der Stolz, die Freundſchaft, der Ruhm. Sie ſtehn überſezt in der Choix variée de poesies philoſophiques et agreables traduites de l'Anglois et de l'Allemand, Avignon, 1770.

Schon ſeit einiger Zeit arbeitete Gellert an den geiſtlichen Oden und Liedern, die er 1751 das erſtemal heraus gab. Dieſe Arbeit war ſeinem Herzen die wichtigſte, die er in ſeinem ganzen Leben unternommen hatte, indem ihn immer der Gedanke befeuerte, noch jenſeits des Grabes damit Nutzen zu ſtiften. Niemals beſchäftigte er ſich damit, ohne ſich darauf vorzubereiten, ohne ſich zu beſtreben, die Wahrheit der Empfindungen, die er ausdrücken wollte, an ſeinem eignen Herzen zu erfahren. Er richtete ſich,

um den Nutzen seiner Lieder allgemeiner zu machen, mehr nach dem Verstande und Gefühl der meisten Christen, als nach denen, die einem höhern Schwunge der Andacht folgen können. Er wendete zwar viel Fleiß auf diese Lieder, doch wagte er es nicht, sie eher bekannt zu machen, als bis er sie der Kritick seiner anwesenden und abwesenden Freunde unterworfen hatte. Er nahm ihre Bemerkungen, besonders die von Herrn Johann Adolph Schlegel mit Dank an, und benutzte sie. Die allgemeine Erbauung, die diese Lieder gestiftet haben, und noch stiften, ist Ruhm genug für sie. Sie drücken Gellerts ganzen Karakter aus. Man sieht darinnen seine Empfindung des Praktischen in der Religion, das er auch in ihren Geheimnissen so leicht fand, seine Demuth, Mäßigung, Menschenliebe, seine Begierde, wo möglich, alle seine Brüder fromm zu sehen. Ueberall reden sie die Sprache der Schrift, doch diejenige vornemlich, welche, ohne ein tiefes Nachdenken zu fodern, verständlich ist, die Phantasie nicht mit vielen Bildern unterhält, und doch gerade auf das Herz wirkt. Diese Beschaffenheit haben selbst seine Lehrlieder, die entweder christliche Monologen und Ermahnungen

an

an ſich ſelbſt ſind; oder mehr den Ton der väterlichen und freundſchaftlichen Unterweiſung haben, als den rührenden Ausdruck der Empfindung. Sie machten allen Freunden der Religion Freude, aber niemand drückte ſie lebhafter aus, als Rabener. Sie wurden von Heilmann 1775 in die däniſche Sprache übergetragen, von den beſten Tonkünſtlern z. E. von einem Bach in Muſick geſetzt, ſie kamen in die beſten neuern Geſangbücher. Von den Thürmen auch der kleinſten Städte erſchallt das ſchöne Lied: Wie groß iſt des Allmächtgen Güte. Auch Katholicken ſchätzen ſie. Aus Böhmen ſchrieb ihm ein katholiſcher Landgeiſtlicher darüber, und wollte ihn im allen Ernſt bereden, katholiſch zu werden.

Im Jahr 1756 gab Gellert eine Sammlung vermiſchter Schriften heraus. Ein gewinnſüchtiger Buchhändler wollte dasjenige zuſammenraffen, was noch in den Beluſtigungen von ihm ſtand. Dies zu verhindern, revidirte er das, was er von Fabeln und proſaiſchen Abhandlungen nicht ganz verwerflich fand, mit der gröſten Strenge, und nahm es in dieſe Sammlung auf.

Gellert hatte zwölf Jahr zu Leipzig gelehrt, ohne ein öffentliches Amt zu ſuchen, theils weil er bey ſeiner ſchwächlichen Geſundheit nicht Kräfte genug dazu zu haben glaubte, theils aus Beſcheidenheit. Der Hof aber, aufmerkſam auf ſeine Verdienſte um die Akadmie, verlangte endlich ſelbſt, daß er um eine auſſerdentliche Profeſſur der Philoſophie anſuchen ſollte, und er ließ ſich durch ſeine vertrauten Freunde Rabener und Wagner dazu bereden. Er erhielt dies Amt 1751 mit einem Gehalt von hundert Thalern; er trat es mit einem Programm de comoedia commouente, das Leßing in der theatraliſchen Bibliotheck überſetzte, und mit einer Rede von dem Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten an, die jetzt in ſeinen Werken ſteht. Seine Vorleſungen und ſeinen Umgang mit den Studierenden (denn ſie hatten alle freien Zutritt zu ihm) wuſte er ſo einzurichten, daß er zur Beſſerung ihrer Herzen, und Bildung ihrer Sitzen eben ſo viel, als zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe beitrug. Schon der Wunſch, ſeine Achtung zu gewinnen, konnte ſie von Ausſchweifungen zurückhalten. Ein ſolcher Lehrer muſte viel über ſie vermögen, da er ſich bemühte,

wenn er ihnen mit ſanftem Ernſte die Frömmigkeit als den ſicherſten Weg zur Glückſeligkeit anprieß, ſeinen Ermahnungen den ſtärkſten Nachdruck durch ſein Beiſpiel geben konnte. Gellert hielt keine Vorleſungen, ohne ſich darauf vorzubereiten, entwarf alles der Materie und dem Ausdruck nach, und ſuchte durch wiederhohltes Nachdenken ſeinen Vortrag zum Nutzen ſeiner Zuhörer zu erweitern, und zu verſchönern. Er wuſte die, die ſich unter ſeiner Anführung im Schreiben übten, mit ſolcher Mäßigung des Lobes und des Tadels zu leiten, daß er weder ſchwächere Köpfe abſchreckte, noch glücklichere Geiſter zu einem eiteln Zutrauen beredete. Durch ſtrenge Beurtheilungen ſeiner eignen Schriften ſuchte er ſie zu einer Härte gegen ſich ſelbſt zu ermuntern.

Das Uebel der Hypochondrie ſtellte ſich ſeit dem Jahre 1752 mit neuer Heftigkeit ein. Seine Tage waren ängſtlich und trübe, ſeine Nächte unruhig, und voll ſchrecklicher Träume. Seine Bruſt litt durch Beklemmungen, und die Kräfte ſeines Geiſtes wurden niedergedrückt. So ſehr er auch ſeine Phantaſie durch Vernunft und Religion zu beherrſchen wuſte, ſo erfüllte doch dieſelbe

ſelbe ſeine Seele mit lauter ſchwarzen Bildern, und erregte Vorſtellungen, die er haßte. Er hütete ſich vor aller Ungeduld, war aber oft betrübt, daß ihn ſeine Schwachheit hinderte, ſeine Gedanken in den Betrachtungen der Religion nach ſeinem Wunſche zuſammen zu halten. Die Hülfe der Aerzte linderte ſein Uebel nur ſelten, der wiederhohlte Gebrauch des Lauchſtädter, und des Karlsbades verſchafte ihm zwar einige Erleichterung, hatte aber doch nicht die wohlthätige Wirkung, die er davon hofte. Bey den vielen ſchmerzhaften Leiden war Gellert immer auf ſeiner Hut wider die Empfindlichkeit, welche ein ſieches Leben zu begleiten pflegt, damit ſein Umgang weder ſeinen Freunden, noch den Jünglingen, die er zu unterrichten hatte, beſchwerlich würde. Ein liebreiches Weſen war ihm ſo eigen, daß ſich ſolches in ſeiner ganzen Phyſiognomie ausdrückte, auf ſeiner Stirne, in ſeinem trauernden Auge, in ſeinem Geſichte, in ſeiner ganzen Stellung.

Die Vorſehung, die er mit ernſtlicher Gewiſſenshaftigkeit ſtets vor Augen zu haben ſuchte, ließ es ihm auch nicht an auſſerordentlichen und unerwarteten Erquickungen und Aufmunterungen

fehlen. Ein Herr von Crauſſen aus Schleſien ſchrieb an ihn, und verſprach ihm einen anſehnlichen Jahrgehalt, und als Gellert dies beſcheiden ablehnte, ſo ertheilte der großmüthige Mann denſelben ſeiner alten Mutter bis an ihren Tod. Ein junger preußiſcher Offizier überraſchte Gellerten im Jahre 1754 auf die angenehmſte Weiſe mit ſeiner Dankbarkeit. Das Herz deſſelben war durch Gellerts Schriften gebeſſert worden, er hatte lange gewünſcht, ihm ſeine Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen. Als er nun gerade damals eine Erbſchaft in Leipzig zu heben hatte, drang er Gellerten auf die edelſten Art ein Geſchenk von zwanzig Louisd'ors auf. Dieſer angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten ſtärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott eine Heiterkeit über ſeine Seele aus, die ſeinem leidenden Körper auf einige Zeit heilſam wurde. Seine Leiden erneuerten ſich freilich bald wieder, indeſſen ſtärkten ihn Erfahrungen von der Art in ſeinem Beſtreben geduldig zu bleiben, und auf die Güte Gottes zu hoffen. Eben deswegen beſchäftigte er ſich oft mit Betrachtungen der Ewigkeit. Seine einſamen Spatziergänge, bald ins freie Feld, bald zu den Gräbern, hatten die Abſicht,

ſicht, ihn durch das Andenken an die Vergängſichkeit eines auch noch ſo angſtvollen Lebens, und an die Nähe eines von allen Leiden befreienden Todes zu einer freudigen Standhaftigkeit zu erwecken.

Die Kriegsunruhen im Jahr 1757, und die Nothwendigkeit eines Verſuchs, ob die Landluft ſeine Leiden erleichtern könnten, bewogen Gellerten, auf das Gut eines Kammerherrn von Zettwitz zu gehen, und ſowohl den Umgang deſſelben und ſeiner Gemahlinn, als den von dem benachbarten Graf Vitzthum und ſeiner Familie zu genieſſen, deren Freundſchaft er unter die vorzüglichſten Wohlthaten der Vorſehung rechnete. Einſt bey einem ſpäten Spatziergange nach einem benachbarten Gute eines Herrn von Schönberg, der auch zu ſeinen geliebten Freunden gehörte, erkältete er ſich, und zog ſich ein heftiges Seitenſtechen nebſt einem ſtarken Fieber zu. Er war dem Tode nahe, aber die Pflege der Familie, wo er war, und die Geſchicklichkeit des Arztes rettete ihn. Doch ein Körper, wie der ſeinige, konnte ſich von einem ſolchen Angriffe nur langſam wieder erhohlen, und völlig erhohlte er ſich

nie davon. Von der Zeit an blieb ihm eine auſſerordentliche Hagerkeit eigen. Mit den zurückkehrenden Kräften erneuerte ſich auch die Hypochondrie. Auf ein damals entſtandnes Gerüche von ſeinem Tode machte Kleiſt folgendes Epigramm:

Als jüngſt des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt ich, und weint, und ſah den Himmel offen,
Auch den belebten Raum der weiten Welt ſah ich,
Die Erde weinete, der Himmel freute ſich.

Man foderte Gellerten oft auf, neue Gedichte zu machen, und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er die Poeſie ganz aufgegeben zu haben ſchien, allein er hatte keine Neigung mehr dazu. Hingegen entſchloß er ſich, beſondre Vorleſungen über die Sittenlehre auszuarbeiten. Er hatte ſchon einigemal Fordycens Moral erklärt, dies brachte ihn auf die Gedanken, die nützlichſten Wahrheiten der Sittenlehre zu einem beſondern Gegenſtand ſeines akademiſchen Unterrichts zu machen. Der glückliche Mittelweg zwiſchen Syſtem und Deklamation, den er zu treffen wuſte, ſein rührender Vertrag erwarb dieſen Vorleſun-

leſungen den gröſten Beifall, und ſie wurden nicht blos von Studierenden, ſondern von Leuten aus allen Ständen beſucht. Gellert war ein vortreflicher Sittenlehrer, weil er in ſeinem Vortrag mehr auf das Nützliche, als auf das Neue und Auſſerordentliche ſah, weil er dem, was in der Moral leicht zu verſtehn, aber ſchwer auszuüben iſt, den Reitz gab, der die Aufmerkſamkeit der Menſchen unterhalten muß, weil er die Moral der Philoſophie lehrte, aber einer Philoſophie, die, in der Schule des Chriſtenthums unterrichtet, mehr Licht, und zugleich mehr Kraft zu beſſern hat.

In Leipzig war ſeit dem Anfang des Krieges wegen der Armeen, die Sachſen durchzogen, eine ſtete Ebbe und Flut von Fremden, unter denen Gellert durch ſeine Schriften in eben ſo groſſem Anſehn ſtand, als bey der Akademie, und er ward von allen denen beſucht, die Religion und Geſchmack ehrten. Nicht ſelten fanden ſich in ſeinem Hörſaale ſo viel Offiziere ein, als wenn es das Vorzimmer eines Generals geweſen wäre. Die preußiſchen Prinzen Karl und Heinrich unterredeten ſich öfters mit ihm, und er benutzte dies, ihnen im Namen ſeines Vaterlands für die

Gnade zu danken, womit ſie ihm die Laſt des Kriegs erleichterten. Denn, ob ihm gleich durch den Krieg die Auszahlung ſeiner kleinen Penſion gehemmt ward, ſo klagte er darüber minder, als über die Leiden ſeines Vaterlandes. Er hatte ſogar Gelegenheit, nach Dännemark zu kommen, und zur Erziehung des Kronprinzen gebraucht zu werden, allein er hielt es für ſeine Pflicht, in ſeinem unglücklichen Vaterlande zu leben, ſo lang ihn nicht ſeine nothdürftige Erhaltung nöthigte, es zu verlaſſen. Prinz Heinrich hatte beſonders viel Achtung gegen ihn, und gab ihm, weil er von ſeinen ſchwächlichen Umſtänden unterrichtet war, einen Beweis davon, indem er ihm das Pferd ſchenkte, das er in der Schlacht bey Freyberg geritten hatte, und worauf Gellert ſeit der Zeit täglich auszureiten pflegte. Am 18ten December 1760 ließ ihn der König von Preuſſen zu ſich rufen. Gellert ſprach mit eben ſo viel Anſtand, als Freimüthigkeit, und wuſte bey dem König ſich eben ſo ſehr in Achtung zu ſetzen, als die Ehre der teutſchen Litteratur zu vertheidigen. Es erſchienen damals ſechs Briefe von Gellert und Rabener wider Willen der Verfaſſer, und zu ihrem gröſten Verdruß, zum Theil aus unächten

ächten Handschriften, im Druck, wo bey dem lezten die Unterredung des Königs mit dem Dichter beigefügt war. Die Achtung des General Hülsen gegen Gellert bewog diesen General, seiner Geburtsstadt die Drangsale des Kriegs zu mildern. Der englische Gesandte Mitchel, der seine Schriften mit Vergnügen gelesen hatte, interessirte sich für die Auszahlung und Erhöhung seiner Pension.

Nach dem Tode des Philosophen Müller ließ ihn die Regierung befragen, ob er die dadurch erledigte ordentliche Professur annehmen wollte. So dringend seine Freunde ihn auch baten, sie anzunehmen, so willkommen ihm bey seiner Kränklichkeit ein gewisses und hinlängliches jährliches Einkommen hätte seyn sollen, so lehnte er es doch ab, theils aus Gnügsamkeit, theils aus Furcht, wegen seiner Gesundheit seine Pflichten nicht ganz erfüllen zu können, theils endlich aus Abneigung gegen die Konzilien- Dekanats- und andre Nebengeschäfte, und gegen die kollegialischen Streitigkeiten, die mit ordentlichen Professuren verknüpft zu seyn pflegen. Daher er auch in der Folge noch einmal eine ordentliche Lehrstelle verbat. Er bedurfte wenig,

weil er für seine Bequemlichkeit, und seine Vergnügungen wenig verlangte. Er verließ sich mit völliger Zuversicht auf die Vorsehung, und zu diesem Vertrauen hatte er auch in vielen rührenden Beweisen ihrer Güte sehr stärke Ermunterungen. Einer seiner geliebtesten Schüler, der Graf Moritz von Brühl gab ihm seit 1762 einen jährlichen Gehalt von anderthalb hundert Thalern, ohne daß Gellert seinen Wohlthäter entdecken konnte. Es vergieng fast kein Jahr, wo ihm nicht ansehnliche Geschenke auf der Post zugeschickt wurden.

In der Folge wurde ihm auch seine öffentliche Pension erhöht, und, als der Geschichtschreiber Mascov starb, erhielt Gellert den Gnadengehalt von 485 Thaler, den dieser gehabt hatte, ob er gleich, der bescheidne und gnügsame Mann, behauptete, daß es zu viel für ihn sey, und noch andern davon abgeben wollte. Kurfürst Friedrich Christian ehrte Gellerten nicht allein durch die stärksten Versicherungen seiner Achtung, sondern auch durch ein ansehnliches Geschenk. Immer erhielt Gellert aus fremden Landen von unbekannten Freunden, die seine Schüler gewesen waren, oder ihn seiner Schriften wegen hochschätz-

ſchätzten, anſehnliche Geſchenke. Der Herr von Rochow, den er im Kriege kennen gelernt hatte, und mit dem er nachher im Briefwechſel ſtand, gab ihm jährlich, aller ſeiner Weigerung unerachtet, Beweiſe ſeiner Freigebigkeit.

In dieſen Umſtänden hätte Gellert, deſſen Wünſche allezeit mäßig waren, ſehr glücklich ſeyn können, wenn ſein Körper weniger gelitten hätte. Allein dieſe Leiden lieſſen ihn in eben den Jahren, worinnen er alles zu haben ſchien, was ein ſo beſcheidner Mann erwarten, oder begehren konnte, zu keiner anhaltenden Freudigkeit kommen. Er wünſchte eine edlere Glückſeligkeit, und empfand unter der Finſterniß, die ſeine Seele überſchattete, nur zu ſehr, wie leer alles Irrdiſche ſey, wenn der Geiſt die Heiterkeit nicht empfinden kann, die einen höhern Urſprung hat. Doch durch anhaltende Vorſtellungen und Uebungen der Religion, die ihn immer auf Gott und ſeine Abſichten hinführten, triumphirte ſeine Seele über die Schmerzen ihrer Empfindung, und ward ruhig, wenn ſie ſich auch nicht mit Beſtändigkeit freuen konnte. In den letzten fünf Jahren ſeines Lebens kam Gellert zu der

Stille des Herzens, nach der er so lange geschmachtet hatte.

Das geheime Uebel, das ihn täglich verfolgte, wich keinen Arzeneien. Seine Aerzte riethen ihm, den Gebrauch des Karlsbades noch einmal zu versuchen, welches er auch 1763 und 1764 that. Die Kur war ihm beidemal nicht nachtheilig, ob er sich gleich keiner ausserordentlichen Wirkung von derselben erfreuen konnte. Im Bade genoß er das Vergnügen, Personen vom erhabensten Rang z. E. den General Laudon kennen zu lernen.

Im Jahr 1764 gab er eine Uebersetzung von Saurin's Glaubens- und Sittenlehre in Form eines Katechismus heraus.

So oft der Hof in den Jahren 1765 bis 1769 nach Leipzig kam, muste Gellert vor demselben öffentliche Vorlesungen halten. Die Vorlesung, die er 1765 von der Beschaffenheit, dem Umfange, und dem Nutzen der Moral hielt, preßte den Zuhörern wegen der rührenden Art, womit er darinnen des verstorbnen Kurfürsten gedachte, Thränen aus. Sie ward ohne Vorwissen des Verfassers in gewissen baierischen Sammlungen gedruckt, daher er sie 1766 selbst her-

herausgab. Im Jahr 1767 hielt er eine andre über die Ursachen von dem Vorzug der Alten vor den Neuern in den schönen Wissenschaften. Der Kurfürst schenkte ihm sein Portait und eine Schreibtafel, und ließ ihm eine Abschrift seiner noch ungedruckten Moral abfodern, um, wie er ihm sagen ließ, sich daraus zu belehren. Seine 1768 immer mehr erlöschende Kräfte erregten einmal den Gedanken bey ihm, ob er nicht alle akademische Geschäfte aufgeben, und sich auf dem Lande bey einigen Freunden blos mit der Vorbereitung zu seinem Ende beschäftigen sollte. Allein er verwarf diesen Gedanken, weil er die Pflicht noch stärker fühlte, den Studierenden so lange zu dienen, als ihn seine Kräfte nicht ganz verließen. Bey einem Tumulte im Jahr 1768 trug er durch die Ermahnungen, die er in seinen moralischen Vorlesungen an die akademische Jugend that, viel zur Wiederherstellung der Ruhe bey.

Indessen wurde seine Gesundheit immer schwächer, und er konnte sich nie ganz erhohlen. Man empfand deswegen fast allgemein eine zärtliche Bekümmerniß. Der Kurfürst nahm selbst Theil daran, und seine Fürsorge war so aufmerksam, daß er ihm, da er das Pferd einge-

büßt hatte, so ihm der Prinz Heinrich geschenkt, ein für ihn schickliches Pferd aus seinem Stall nach Leipzig führen ließ.

Entkräftung hinderte ihn, als 1768 eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke veranstaltet werden sollte, ihnen die Verbesserungen zu geben, die er gern darinnen gemacht hätte. Nur in den Lustspielen machte er einige Veränderungen. Diese Ausgabe, die 1769 erschien, eignete er dem Kurfürsten zu, und diese Zueignung ward sehr gnädig aufgenommen. Der erste Theil enthält sämmtliche Fabeln und Erzählungen, nebst einer Nachricht von alten teutschen Fabeln. Der zweite Theil besteht aus moralischen Gedichten und geistlichen Liedern. Der dritte begreift die Lustspiele. Im vierten sind die Briefe, und die schwedische Gräfinn zusammengestellt. Im fünften findet man verschiedne Abhandlungen und Reden.

Zu Ostern 1769 mußte er abermals eine Vorlesung vor dem Kurfürsten über die Selbstbeherrschung halten. Nach der Messe that er noch einmal eine Reise in seine Vaterstadt.

So sehr man ihm von Jahr zu Jahr anlag, seine Moral im Druck zu geben, so war doch

seine

seine Bescheidenheit nicht dazu zu bewegen gewesen. Dazu kam der Gedanke, daß bey der Unmöglichkeit, ein neues moralisches Kollegium auszuarbeiten, nach dem Drucke des Werks der Nutzen wegfallen könnte, den er bisher bey den Studierenden damit gestiftet. Nachdem aber schon verschiedentliche Stücke seiner moralischen Vorlesungen aus nachgeschriebenen Heften verstümmelt, und verdorben waren abgedruckt worden (z. E. Sittliche Schilderungen über die so wichtige Lehre des menschlichen Lebens, zu allen Zeiten glücklich zu seyn, nach den beliebsten Vorlesungen des Herrn Professor Gellerts über die Moral, Strasburg, 1768) so lagen ihm seine Freunde an, seine Moral durch eine sorgfältige Durchsicht so in Stand zu setzen, daß sie nach seinem Tode dem Publikum mitgetheilt werden könnte. Daran arbeitete er wirklich, als er im December 1769 von einer hartnäckigen Verstopfung befallen wurde, die die geschicktesten Aerzte nicht besiegen konnten. Gellert, der sogleich alle Hofnung des Lebens aufgegeben hatte, freute sich über seinen nahen Tod, vielleicht zum erstenmal mit einer Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Nichts konnte

lehr-

lehrreicher seyn, als sein Sterbebette, als seine Gebete und seine Sündenbekenntnisse, als seine Ermahnungen und Freundschaftsbetheurungen. Der Kurfürst, sobald er die Gefahr erfuhr, in der Gellerts Leben war, schickte seinen Leibarzt Derniani nach Leipzig, um noch alles zu versuchen, was zu seiner Erhaltung angewendet werden könnte, und ließ sich alle Tage durch Staffetten Nachricht von dem Befinden des Kranken geben. Nichts konnte aber mehr die Entzündung im Unterleibe hintertreiben. Sein ganz erschöpfter Körper starb langsam, seine Seele aber erhielt sich in einer beständigen Freudigkeit des Glaubens. Er entschlummerte endlich im Beiseyn des Geheimdekammerath Wagner, und des Pastor Heyer, die auf die Nachricht von der Gefahr ihres Freundes herbeigeeilt waren, in der Mitternacht den 13 December 1769.

Die Betrübniß, die sich mit dem anbrechenden Tage durch die Nachricht von seinem Tode in Leipzig verbreitete, war allgemein, und theilte sich von da dem übrigen Teutschland mit. Mehrere und aufrichtigere Thränen sind vielleicht auf kein Grab geflossen, als auf das seinige. Sein Lob ward mit einer Art von Enthusiasmus gepries-

gepriesen, und es geschahen Wallfahrten nach seinem Grabe, die endlich sogar der Leipziger Rath untersagen muste.

Gellert war von einer mittlern Leibesgröße, und, wenn er sein sinkendes Haupt empor trug, mehr lang, als kurz, ansehnlich, aber hager. Er hatte eine edle Bildung, eine hohe freie Stirne, beseelte blaue Augen, eine hohe gebogne Nase, und einen wohlgebildeten Mund. Seine kränklichen Umstände gaben ihm eine ernste Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber seine wohlwollende Seele immer hindurch schimmerte. Jeder Augenblick, wo er weniger litt, der Besuch eines Freundes, eine gelungne edle Absicht verbreitete ein angenehmes Lächeln über sein Gesicht. Seine Sprache war deutlich, biegsam, aber etwas hohl, und näherte sich dem Tone der Wemuth, wodurch sie so rührend wurde, daß niemand dem Beweglichen, das sie hatte, widerstehen konnte. Man hat sehr viele Bildnisse von ihm, die alle etwas Aehnliches haben. Bausens und Geyser's Bildnisse, die Schaumünzen auf ihn von Stieler, J. H. Meil, und Boltshauser, die Kameen mit seinem Kopfe von Kaugsdorf, verschiedene Arbeiten der Meißner Por-

Porzellanfabrick, sein Kopf in Wachs von Spahlen, und der Medaillon in Porzellan von der berlinischen Fabrick zeichnen sich unter den Versuchen, Gellerts Gestalt zu verewigen, aus.

An Wohlthätigkeit hatte Gellert wenig seines Gleichen. Er half mit Freuden, wenn er auch zuweilen das Nothwendige mit den Armen theilen muste. Die Studierenden hatten in ihrem Mangel eine sichre Zuflucht zu ihm. Er hielt sich ein Verzeichniß von denen, die Unterstützung bedurften. Er suchte hülflose Kranke auf, und schickte ihnen Erquickungen und Geld. Wenn sein eignes Vermögen nicht hinreichte, so machte er sich zur Pflicht, Vermögendere um Hülfe anzusprechen. Seine Dienstfertigkeit war so bekannt, daß man ihn von allen Orten her zum Vertrauten in Angelegenheiten des Herzens wählte. Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über Anträge zur Verheirathung für Entschliessungen fassen, Jünglinge, wie sie studieren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen, Weltleute, wie sie Versuchungen widerstehen sollten, und Gellert stand

einem

einem jeden nach seinem Vermögen mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Trost, und Fürbitte bey.

Eine Gesellschaft seiner Freunde und Verehrer liessen ihm in der Johanniskirche zu Leipzig ein Denkmal errichten; die Religion übergiebt sein in Metall gegoßnes, und mit einem Lorbeer gekröntes Bildniß der Tugend. Der ehemalige Verleger seiner Fabeln Wendler ließ ihm in seinem Garten ein Monument von sächsischem Marmor errichten. Im Jahr 1782 ließ der Buchhändler Herr Reich auf seinem Landgute bey Leipzig Gellerten und Sulzern gemeinschaftlich ein Denkmal setzen.

Im Jahr 1770 erschien der sechste und siebente Theil von Gellerts Schriften, worinnen nach seinem letzten Willen die Herrn Schlegel und Heyer seine moralischen Vorlesungen bekannt machten. Darauf folgte 1774 der achte und neunte Theil, worinnen sie ungedruckte Briefe desselben, theils aus Originalen, die ihnen Freunde von Gellert mittheilten, theils aus Abschriften herausgaben, in denen er selbst noch Aenderungen gemacht hatte, auf den Fall, wenn man sie nach seinem Tode des Drucks werth fän-

de-

de. Sie fügten auch einige Briefe von Gellert's Freunden z. E. von Kronegk, Graf Brühl, bey. Dieser ganze Briefwechsel enthält vortrefliche Belege zu seiner Biographie, indem er an edlen Zügen von seinem Karakter überaus reich ist. In dem neunten Theile von S. 287 an stehn Briefe, die ein Frauenzimmer mit Gellert gewechselt hat, und die zu den besten gehören, die je von einem teutschen Mädchen geschrieben worden. Es ist dies die damalige Mademoiselle Lucius, jetzige Madam Schlegel, an einen Prediger bey Weißenfels verheirathet. Im zehnten Theile erschien eine ausführliche Lebensbeschreibung Gellerts von Herrn Cramer, die ich hier in einen solchen Auszug gebracht habe, daß das Wesentliche daraus beibehalten, und einige Umstände aus andern Nachrichten eingeschaltet worden. Madam Fite hat dies Leben nebst Gellerts Briefen 1775 ins Französische übersetzt. Jenem zehnten Theile sind auch Gedichte auf Gellerts Tod von Cramer, Weiße, Denis, und Mastalier beigefügt. Auch findet man hier das Monument in der Johanniskirche in Kupfer gestochen.

Fol-

Folgende groſse Menge von Schriften wurden durch Gellerts Tod veranlaſst: 1) Gellerts Empfehlung, eine Vorleſung den 16 December 1769 gehalten von J. G. Eck. 2) Zärtliche Klagen geweint bey dem frühen Grabe Gellerts von Steiger. 3) Gellerts wahre Gröſse geprieſen von einem ehmaligen Schüler Waldau. 4) Empfindungen eines Ausländers bey Gellerts Tode von Peterſen. 5) Betrachtungen bey Gellerts Abſterben vom Herrn von Murr. 6) Gellerts Denkmal vom Herrn von Ammann. 7) Aufrichtige Geſinnungen über das Natürliche und Uebertriebne bey denen auf Gellert herausgekommenen Gedächtniſsſchriften. 8) Dankbares Andenken aufrichtiger Freunde an den Karakter des verewigten Gellert von Faber. 9) Gellert als ein Gelehrter und als ein Chriſt betrachtet von einem ſeiner Verehrer. 10) Betrachtungen bey Gellerts Tode von J. H. Faber. 11) Ueber einige Schriften, die Gellerts Tod veranlaſst hat, ein freundſchaftliches Geſpräch. 12) Gellert als Vater von einem Leipziger Frauenzimmer beſchrieben, wo das Frauenzimmer erzählt, wie väterlich er für ihr Herz, für ihren Geſchmack, und für ihre Wahl eines Gatten

gesogt habe. 13) Noch ein Wort zu den Schriften von Gellerts Tode von Schumann. 14) Gellerts Andenken in der Kampagne, Beweise, daß Gellerts Schriften auch bey Soldaten in Ansehn gestanden. 15) Monument erigé a l'honneur de Gellert par Choffin. 16) An Herrn Kamler Gellerts Tod betreffend von Hermes. 17) Freundschaftliche Briefe von Gellert an einen Hauptmann von Grabosky, viele sind aus fehlerhaften Abschriften abgedruckt, viele des Druckes nicht werth. 18) Anhang zu den freundschaftlichen Briefen. 19) Ein Traum (des Grafen Wedel) bey Gellerts Tode, herausgegeben von Froriep. 20) Moralische, satirische, und kritische Anatomie der Schriften auf Gellerts Tod. 21) Ermahnung an die Christen zur Beständigkeit in dem Beispiele Gellerts von Doctor Marthesius. 22) Der vortrefliche Karakter Gellerts von Franz. 23) Eloge de Gellert von Huber vor den Lettres choisies de Gellert. 24) Elogium Gellerti scripsit Ernesti. 25) Vermischte Gedichte von Gellert, jugendliche verworfne Versuche desselben, Gelegenheitsgedichte, Gedichte, die er nur korrigirt, und Gedichte, die in verbesserter Gestalt in

ſinen Werken ſtehn. 26) Zu Gellerts Gedächtniſſe von Kretſchmann ſteht nun in deſſen Werken. 27) Ehrendenkmal auf Gellert von dem Verfaſſer der Klagen. 28) Die weinende Muſe an Gellerts Grabe von Steiger. 29) Ode an den ſeligen Gellert von Lavater. 30) Ueber Gellerts Tod von Reinwald. 31) Dem Andenken Gellerts gewidmet von einer Gräfinn. 32) Vollſtändige Sammlung der Gedichte, welche Gellerts Tod veranlaßt. 33) Gellerts letzte Vorleſungen. 34) Das Grab Gellerts, ein Gedicht von Claus. 35) Gellert ein tugendhafter Gelehrter von einem ſeiner Zuhörer. 36) Exſequien der Grabeſänger Gellerts. 37) Lächerliche Empfindungen bey Gellerts Trauerklagen von einem elenden Scribenten. 38) Schwäbiſche Beiträge zu Gellerts Epicedien. 39) Randgloſſen zur moraliſchen, ſatiriſchen, und kritiſchen Anatomie. 40) Ueber den Werth einiger teutſchen Dichter von Mauvillon und Unzer, eine Schrift, die unter andern beweiſen ſoll, daß Gellert kein Genie geweſen ſey. 41) Gellert hat Genie, erwieſen von Zierlein. 42) Das eigentliche Geburtsjahr des verewigten Gellert gegen des ſeeligen Mannes Widerſprüche feſtge-

ſtellt von Treiber. 43) Vermiſchte Anmerkungen über Gellerts Moral, ſeine Schriften überhaupt, und ſeinen Karakter von Herrn Garve im zwölften Bande der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und in ſeinen zuſammengedruckten Abhandlungen. 44) Nachtrag zu Gellerts freundſchaftlichen Briefen herausgegeben von Bamberger. Obgleich beinahe alle dieſe Schriften, auſſer denen, die von denen Herrn Huber, Erneſti, Lavater, Kretſchmann, und Garve herrühren, in Vergeſſenheit gerathen ſind, ſo habe ich ſie doch hier angeführt, um zu zeigen, welche Eindrücke Gellerts Tod auf die Nation machte, und wie man ſich aller Orten, und in allen Ständen beeiferte, in der öffentlichen Betraurung deſſelben nicht zurückzubleiben.

XXVIII.

Daniel Schiebeler.

Daniel Schiebeler ward im Jahr 1741 im März zu Hamburg gebohren. Seine erſte Erzie-

ziehung erhielt er durch Privatlehrer, und frühzeitig zeigte er vorzügliche Talente, einen richtigen Verstand, viel Scharfsinn und Wißbegierde, ein glückliches Gedächtniß, und eine lebhafte Einbildungskraft. Glücklich wäre er gewesen, wenn seine Lehrer diese Talente zu pflegen, und ihnen die gehörige Richtung zu geben verstanden hätten. Aber einige seiner Lehrer wollten den Knaben nach einem gewissen Ideale bilden, das ihnen vorschwebte, sie mochten seiner natürlichen Anlage noch viel Zwang dabey anthun. Ein andrer seiner Hofmeister erweckte zwar bey ihm eine Neigung zur schönen Litteratur, indem er ihn mit einheimischen und ausländischen witzigen Schriften bekannt machte, aber er war einer von den Männern, die bey ihrer Einbildung, schöne Geister zu seyn, die seichtesten Köpfe sind. Besonders brachte er seinem Zöglinge den Geschmack an der Lectüre der Romane und Schauspiele bey, den er selbst hatte. Bey der lebhaften Einbildungskraft, die Schiebeler besaß, und die hier so viel Nahrung fand, war es kein Wunder, daß er mehr und zeitger daran hastete, als er gesollt hätte, ehe sein Verstand genug durch alte Litteratur und philosophische Kritick

ausgebildet war. Dies muste nothwendig auf seine Vorstellungsart, auf sein ganzes Gedankensystem einen großen Einfluß haben. Es war ein Glück für ihn, daß seine zu oft erhitzte Phantasie der guten Anlage seines Herzens, und denen ihm eingeprägten Grundsätzen der Religion keinen Eintrag that. Aber eine gewisse Sonderbarkeit, eine Abneigung von Gewohnheiten, die der Wohlstand eingeführt hat, rührte von jener Lectüre her, die ihn zu sehr in eine idealisirte Welt versetzte. So haßte er z. E. das Spiel so sehr, daß er in Gesellschaften, wo er Spieltische fand, alle Heiterkeit verlor. Indessen hatte doch jene Lectüre auch ihren zufälligen Nutzen. Seine Begierde, die neuern ausländischen Sprachen zu lernen, wurde dadurch sehr angefeuert. Er war schon in seinem zwanzigsten Jahre der französischen, englischen, italienischen, und spanischen Sprache mächtig, und in der Folge versuchte er in allen diesen Sprachen Gedichte. Der weitere Unterricht, den er nachdem im Hamburgischen Gymnasium bekam, war der Ausbildung seines moralischen und poetischen Karakters in vieler Absicht zuträglicher. Er genoß hier in der Religion und in den alten Sprachen die Unterweisung,

sung, und zugleich die Aufsicht eines rechtschafnen Mannes, des Subkonrektors Volkmann. Eben dies that der damalige Rektor Müller, der sich überhaupt viele Mühe gab, Jünglinge von Hofnung zu ermuntern, und zu bilden. Auch von dem damals noch lebenden Richey ward sein Genie durch öftere Unterredungen, über beider Lieblingsstudium immer mehr erweckt. Auf den Tod dieses Mannes ließ er 1761 ein Gedicht in die öffentlichen Zeitungen einrücken. Ueberhaupt; bewarb sich Schiebeler um die Freundschaft solcher Männer, die von pedantischem und egoistischen Stolze frey waren. Daher stand er in freundschaftlicher Verbindung mit dem Kapellmeister Telemann, den lebhafter Witz und jovialische Laune auch im spätesten Alter nicht verliessen, und für den Schiebeler oft Texte zu Kirchenstücken verfertigte. Daher unterhielt er eine genaue Freundschaft mit einem würdigen Hamburgischen Prediger Schulz. Daher hatte er eine besondre Achtung gegen den jetzigen Professor in Braunschweig Konrad Arnold Schmid, der damals als Rector in Lüneburg stand, und dessen Gesellschaft er bey verschiednen Gelegenheiten geniessen konnte. Zu seinen ältesten Gedich-

ten gehört eines, das er im Jahre 1757 an diesen Mann richtete, um ihm seine Verehrung zu bezeigen.

In den Jahren 1761 und 1762 verfertigte er sechs Theaterreden in Versen für die damals in Hamburg spielende Kochische Gesellschaft, welche man in der Leipzig 1776 erschienenen Sammlung theatralischer Gedichte S. 70 u. f. findet. Er schrieb auch einst für diese Gesellschaft ein Vorspiel: Der Schatten Karls des Zwölften. In diesen Zeiten machte er auch eine ziemliche Menge von Gelegenheitsgedichten, denen es nicht an schönen Stellen fehlte. Ausserdem gab ihm der Rector Müller bey angestellten Redeübungen zu verschiednen einzeln dramatischen Ausarbeitungen Gelegenheit. Eine derselben, eine Scene zwischen einem Märtyrer und seinem Sohn, verwandelte er in der Folge in eine Heroide, und ließ sie zu Göttingen 1764 unter dem Titel Clemens an' seinen Sohn Theodorus drucken.

Einige gute Köpfe, die mit ihm zugleich auf der Schule studierten, vereinigte seine Ermunterung mit ihm zu einer Gesellschaft, die wöchentlich einander ihre Arbeiten vorlas, und sich durch gemein-

gemeinschaftliche Kritiken besserte. Vorzüglich unterschied er von seinen damaligen Freunden den nachherigen Doctor Marsen, an den er ein englisches Gedicht richtete, das er 1762 drucken ließ.

Im Jahre 1763 gieng er auf die Universität Göttingen, um die Rechte zu studieren, wozu er sich nicht aus Neigung, sondern aus der Nothwendigkeit, sich zu einer der drey Fakultätswissenschaften zu bekennen, entschloß. Auch wandte er daselbst fast alle Zeit auf sein Lieblingsstudium der schönen Litteratur. Die dortige Universitätsbibliotheck war ihm hierzu eine angenehme Hülfe, und den Gebrauch derselben erleichterte ihm die Freundschaft des Herrn Professor Dieze, dessen Willfährigkeit sowohl als seine Vorliebe für die spanische Litteratur ihn mit Schiebeler immer vertrauter machte. Er schätzte die in seiner Gesellschaft hingebrachten Stunden desto höher, da sie ihm fast allen übrigen Umgang ersetzten. Nicht, als ob es ihm in Göttingen an Gelegenheit gefehlt hätte, Umgang zu halten, aber schon in so frühen Jahren verfiel er in eine hypochondrische Kränklichkeit, die ihm alle Zerstreuungen unschmackhaft machte, und die ihn vielleicht bis zur finsterſten Ungesellig-

keit gebracht haben würde, wenn ihm nicht die Veränderung des Orts zu Hülfe gekommen wäre. Er gieng nämlich im Jahr 1765 nach Leipzig, fand hier einige seiner alten Freunde wieder, und erwarb sich neue. Umgang, Annehmlichkeit des Orts, und der Grad von Vollkommenheit, auf dem er hier Musick und Theater fand, trugen viel dazu bey, ihn aufzuheitern.

Seine Liebe zur Musick gieng bis zur Leidenschaft. Vornemlich war die bedeutendere Singmusick sehr anziehend für ihn, und die Wahl, die sein Beifall traf, war insgemein richtig. Kleinere Stücke, die etwas Gefälliges und Ausdrückendes hatten, konnten ihn oft so sehr einnehmen, daß er sie ganze Wochen lang im Sinne hatte, und Stunden lang spielte. Keine Gattung der Poesie hatte so viel Reitz für ihn, als die musikalische. Aus Metastasio wuste er ganze Scenen auswendig, und wünschte nichts mehr, als ihm nacharbeiten zu können. Virtuosen konnten auf seine Freundschaft und Unterstützung rechnen.

Eben so eifrig war seine Liebe zum Theater, und sein Wunsch, für dasselbe zu arbeiten. Unter den Mitgliedern der Kochischen Gesellschaft,

die

die er noch von Hamburg her kannte, war ihm besonders die nähere Bekanntschaft mit Starke und seiner würdigen Gattinn schätzbar. Der Umgang mit dieser braven Frau trug viel dazu bey, bey Schiebeler die Ehrerbietung gegen das andre Geschlecht zu unterhalten, welche ihm in hohem Grade, oft bis zum Romantischen, eigen war, und die ihn von jeder Niederträchtigkeit zurückhielt.

Seine Neigung für die Musick, verbunden mit der für das Theater, erregte besonders das Bestreben bey ihm, etwas Musikalisches für die Bühne zu liefern, da sie damals an musikalischen Stücken noch Mangel hatte, und die Versuche des Herrn Weiße in dieser Gattung so viel Beifall erhielten, daß die Schauspieler mehrere Stücke von der Art zu haben wünschten. Er machte zuerst einen Versuch, die Operette von Favart la Feè Urgelle unter dem Titel Lisuart und Dariolette auf die Bühne zu bringen. Das Stück ward von der Kochischen Gesellschaft den 24 November 1766 das erstemal gespielt. Ursprünglich war der Entwurf nur zu einem kleinen Nachspiel ohne Musick gemacht, und so wurde es schon während seines Aufenthalts in Göttin-

gen

gen von der Ackermannischen Gesellschaft daselbst aufgeführt. Nachdem es Arien bekommen hatte, ward es in zwey Aufzüge abgetheilt. Da einige aber glaubten, eine Operette in zwey Aufzügen thue eine eben so üble Wirkung, als eine Symphonie in zwey Sätzen, so dehnte Schiebeler sein Stück kurz darauf, aber nicht zum Vortheile desselben in drey Aufzüge aus. Das Spiel des komischen Acteurs, der den Waffenträger machte, und Hillers vortrefliche Musick, die sich der großen, ernsthaften Oper näherte, erwarben dieser Operette mehr Beifall, als ihr innerer Werth, der, wenn man sie als Drama betrachtet, gering ist, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß die Arien viel Leichtigkeit haben, und der ganze Plan des Stücks nicht so viel Komisches zuläßt, als Weißens Operetten. Schiebeler arbeitete an allen seinen Schauspielen mit Mühe und Aengstlichkeit, und das sieht man ihnen an. Besonders fehlt es dem Dialog an der erforderlichen Geschmeidigkeit, und der ganzen Oekonomie seiner Stücke an jener natürlichen leichten Folge, wobey sich immer eines aus dem andern zu entwickeln scheint. Man darf nur Feè Urgelle mit Lisuart vergleichen, und die Verschiedenheit in

der

der Behandlung, freilich nicht zum Vortheile des teutschen Dichters, beobachten.

Im Jahre 1767 ließ er folgende drey Nachspiele auf der Kochischen Bühne aufführen, und dann drucken. Das erste war die Schule der Jünglinge. Ein lüderlicher Student wird durch eine erdichtete Nachricht von dem Tode eines seiner Freunde auf beßre Gedanken gebracht. Das Stück ist ganz ohne weibliche Rollen. Das zweite hieß die Muse, und war ein Stück mit eingestreuten Gesängen. Die Scene liegt im alten Griechenland. Einem Jünglinge, den der Vater nicht zum Heirathen bewegen kann, und der nur für die Bücher allein lebt, muß ein Mädchen als Muse erscheinen, und in dieser Rolle erobert sie sein Herz. Drittens die wahre Liebe. Eine erdichtete Krankheit, und ein erdichteter Bankerot geben einem Mädchen Gelegenheit, den wahren Liebhaber von dem falschen zu unterscheiden. Von diesen Stücken gefiel nur die Muse wegen der Gesänge auf der Bühne. Schiebeler empfand selbst die Mängel seiner Schauspiele. Hätte sein Genie theatralische Anlage gehabt, so müste es durch seine große Belesen-

leſenheit bald die gehörige Richtung und Nahrung erhalten haben.

In demſelben Jahre 1767 ließ er zwey größere Kantaten drucken. Die Iſraeliten in der Wüſte, und die Großmuth des Scipio. Affectvolle Stellen geben dem Tonkünſtler in Schiebelers Kantaten viele Gelegenheit, die Größe ſeiner Kunſt zu zeigen, wenn gleich ſeine Sprache nicht ſo dichteriſch iſt, als die von Kamler. Auch brachte er die bekannte Epiſode in Kamöns Heldengedichte von der Ines von Caſtro in eine lyriſche Erzählung, oder in eine ernſthafte Romanze. Aber das Wichtigſte, was von ihm in dieſem Jahre erſchien, und was unter allen ſeinen Gedichten den meiſten Beifall erhielt, waren Romanzen mit Melodien von Hiller. Für jetzt waren es nur noch folgende fünf: Apollo und Hedera, der Wettſtreit des Königs Pierus mit den Muſen, Pygmalion, Pan und Syrinx, Phaeton. Zu einer Zeit, wo wir noch wenig Romanzen in unſrer Sprache hatten, gefiel an dieſen die Leichtigkeit der Verſifikation, das Ungezwungne der Einfälle, der Kontraſt des Wunderbaren in der Mythologie mit den komiſchen Zügen, des Lächerlichen mit der klagenden Mine,

die

die der Verfaſſer annimmt. Uebrigens findet man bey ihm mehr Naivetät, als ſtarke Laune.

Als er im Jahr 1767 Gelegenheit hatte, Dresden zu beſuchen, hatte er das Vergnügen zum erſtenmal eine Vorſtellung italieniſcher Opern zu ſehn. Zugleich ward er durch den Herrn von Hagedorn der verwittweten Kurfürſtinn von Sachſen vorgeſtellt. Dies veranlaßte ihn, eine italieniſche Kantate auf ihre Geneſung zu verfertigen, und zu überreichen.

Unerachtet der mannigfaltigen Befriedigung, die ſeine Wünſche in Leipzig fanden, hatte er doch nur ſelten eine heitere Ruhe des Geiſtes. Zum Theil lag die Urſache davon in dem kränklichen Zuſtande ſeines Körpers, der bey einem äuſſerſt feſten und ſtarken Anſehn dennoch keiner ſichern Geſundheit genoß, und durch eine zu zärtliche Diät, durch hypochondriſche Vorſtellungen, und Mangel an Bewegung immer mehr geſchwächt wurde. Nur ſelten war ſeine Seele frey genug, die Vergnügungen des Lebens, den Reitz ländlicher Gegenden, die Freuden einer gewählten Geſellſchaft ganz zu genieſſen. Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, oft mit der Wahl ſeiner Studien, und mit ſeiner Abneigung von ernſt-

ernſthaften Wiſſenſchaften, oft mit ſeinen poetiſchen Arbeiten, oft mit den Hinderniſſen, die ſich der Ausführung kleiner romantiſcher Entwürfe in den Weg legten, oft mit einer gewiſſen Unbehülflichkeit, die er an ſich wahrnahm, gab jener grämlichen Gemüthsverfaſſung immer neue Nahrung. Dabey war ſein Herz zu weichen Empfindungen geſchaffen, körperliche Reitze, Vorzüge des Geiſtes und Herzens rührten ſeine Einbildungskraft aufs lebhafteſte. Perſonen des andern Geſchlechts, denen die Natur bey einer angenehmen Bildung Talente, beſonders zu Muſick und Theater, verliehen hatte, erweckten in ihm einen Beifall, der bald in eine lebhafte Zuneigung übergieng. Dieſe Zuneigung blieb meiſtens unerklärt, und muſte daher für ſein empfindliches Herz deſto peinlicher werden. Mehrere Gedichte verfertigte er, um einer berühmten Sängerinn, der Demoiſell Schmeling zu ſchmeicheln. Dies zog ihm verſchiedene Satiren, vielleicht von Nebenbuhlern zu. Eines ſeiner Gedichte auf ſie ward, und eben nicht auf die feinſte Art, parodirt. Wenn z. E. Schiebeler darinnen ſagte:

Oft

Oft hat die Thems dich angehöret,
Verwundrungsvoll den Lauf verweilt,
Und mit dem Beifall dich beehret,
Den sie Fauſtinen sonſt geſchenkt,

ſo hieß es in der Parodie:

Kein Mädchen hat dich je erhöret,
Noch ſich bey deinem Flehn verweilt,
Dich mit dem Beifall nie beehret,
Den man Poeten ſonſt geſchenkt.

Herr Eſchenburg, der damals in Leipzig ſtudierte, wuſte ſich Schiebelers Freundſchaft zu erwerben, ſo ſchwer dies auch bey dem zurückhaltenden Mistrauen fiel, das letzterm eigen war. Da Herr Eſchenburg damals eine Art von teutſchem Merkur unternahm, der unter dem Titel Unterhaltungen zu Hamburg erſchien, und wovon er die vier erſten Bände beſorgte, ſo nahm auch Schiebeler an dieſer Monatsſchrift Antheil. Was von ſeinen Beiträgen nicht in ſeine Werke gekommen, iſt folgendes: Im erſten Bande Klagen eines Schäfers, ein Lied, an Eckhof, Auszug aus einer ſpaniſchen Abhandlung über den Einfluß der Muſick aufs Herz; im dritten

Bande: Der Hahn und der Fuchs, ein Mährchen aus Chaucer, Leben von Chaucer, der Tag des Gerichts, ein Singgedicht, Lied an Antoinettens Geburtstage; im vierten Bande: Ismene eine Elegie. Sonst erschienen in den Unterhaltungen zuerst im Druck: Lisuart, und eine andre kleine Operette ganz in Versen Basilio und Quiteria aus dem Don Quixote gezogen, die Telemann komponirt hat.

Schiebeler hatte auch einigen Antheil an der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, und schrieb z. E. für dieselbe die Abhandlung über die spanische Poesie, und die über die Laune. Der Herausgeber der Bibliothek, Herr Weiße, war einer von den wenigen, die Schiebeler's Werth in der Nähe kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Im Jahre 1768 gab Schiebeler im Verlage des Buchdrucker Bock zu Hamburg die Romanzen mit Melodien verändert und verbessert heraus, und machte sich die Erinnerungen der Kunstrichter fleißig dabey zu Nutze.

Um Ostern 1768 verließ er Leipzig, nachdem er daselbst durch eine juristische Dissertation de modo poenarum den Doctortitel erhalten hatte, und

und gieng wieder nach Hamburg, wo ihm ein Kanonikat bey dem Domkapitel zu Theil geworden war. Hier verlebte er seine übrigen Tage, beglückt durch den Umgang seiner Freunde, unter denen die Herrn Ebeling und Bode die vornehmsten waren.

Im Jahr 1769 gab er zu Hamburg heraus: Musikalische Gedichte von S. Hier findet man: 1) Die Israeliten in der Wüste. 2) Elisuart und Dariolette. 3) Die Muse. 4) Scipio. 5) Basilio und Quiteria. 6) Poesies, die vorher auch einzeln gedruckt wären. Metastasio, dem sie gewidmet sind, machte dem Verfasser viele Lobsprüche darüber. 7) Ein Heldenbrief von Glumdalklirsch an Gildrich, eine komische Heroide, die sich auf Gulliver's Reisen bezieht. 8) Klemens an Theodorus. 9) Sechs geistliche Lieder nach bekannten Melodien. 10) Vermischte Lieder. Viele darunter sind im Geschmack italienischer Sonnette und Nachahmungen italienischer Gedichte. In der sanftern lyrischen Gattung, in dem Ausdruck der Empfindungen, besonders der Zärtlichkeit, haben seine Lieder einen Vorzug. Nur mangelt ihnen Originalität und Fülle der Gedanken, jene ward

durch ſeine Beleſenheit gehindert, und dieſe erfodert mehr philoſophiſches Studium, und praktiſche Weltkenntniß, als Schiebeler ſich zu erwerben Neigung und Gelegenheit hatte. Hier findet man nur eilf Gedichte. 11) Romanzen, ſechszehn an der Zahl, nämlich auſſer den oben angeführten drey aus der Geſchichte des Midas, ferner Pandore, Iphis, Eriſichton, Python, Eginhard und Emma, Alcindor, Parodie einer Stelle im Virgil, Roderich und Chimene.

Im Jahre 1771 ließ er zu Hamburg abermals Romanzen drucken, welche bewieſen, daß er in dieſer Gattung der Vollkommenheit immer näher zu kommen ſuchte. Hier ſind folgende ſechs neue Romanzen: Reiſe nach dem Parnaß, oder die Wahl dieſer Dichtungsart, welche hier alſo karakteriſirt wird:

Da nahte die Romanze
Halb ſchleichend, halb im Tanze,
Ihr Auge that Betrübniß kund,
Doch ſchalkhaft lacht ihr Roſenmund.

Die Geſchichte der Ariadne, Vulkanens Fall, die platoniſche Liebe, Rübezahl, und

Lied

Lied eines Nachtwächters sind die Ueberschriften der übrigen.

Leider war dies auch Schiebeler's Schwanengesang. Seine Kränklichkeit nahm immer mehr zu, und gieng in eine Art von Auszehrung über. Er selbst hatte immer eine ahndungsvolle Besorgniß seines baldigen Todes, ohne ihn jedoch ängstlich zu fürchten, oder ungeduldig zu wünschen. Während seiner letzten Krankheit waren alle Bemühungen seines Freundes des Doctor Mumsen vergebens; er starb in der ruhigsten Gemüthsfassung, und gestärkt durch die in seiner Seele immer lebhaft gebliebene Kraft der Religion, den 19 August 1771 im ein und dreißigsten Jahre seines Alters.

Im Jahre 1773 gab Herr Eschenburg heraus: Daniel Schiebeler's auserlesene Gedichte. Voran geht eine Nachricht von des Dichters Leben, die ich hier in einen Auszug gebracht habe. Nicht sämtliche Werke, sondern nur auserlesene Gedichte sind hier gesammelt, damit sich das Gute nicht unter dem Mittelmäßigen verlieren möchte. Man findet hier: 1) Poetick des Herzens, dies Gedicht wurde 1766 verfertigt, und im zweiten Bande der Unterhaltungen zu-

erſt gedruckt. Der erſte Entwurf war auf drey Geſänge angelegt, und da ſollte die Aufſchrift ſeyn: Ueber den richtigen Gebrauch des dichteriſchen Genies. Ein poetiſcher Brief von Perrault an Fontenelle gab dem Verfaſſer die Idee. Herrn Engels Moral, die bald darauf erſchien, machte ihn gegen die weitere Ausführung gleichgültiger. 2) Klemens an Theodorus. 3) Theodorus an Klemens, eine Antwort von Herrn Eſchenburg. 4) Glumdalklitſch an Gildrich. 5) Die Iſraeliten in der Wüſte. 6) Scipio. 7) Baſilio und Quiteria. 8) Geiſtliche Lieder, drey mehr, als in den muſikaliſchen Gedichten ſtehn. 9) Lyriſche Gedichte vermiſchten Innhalts. Hier findet man drey und dreißig neue Gedichte, zum Theil aus den Unterhaltungen. 10) Romanzen. Hier kommen noch hinzu: Leander und Hero, Pyreneus und die Muſen, der Flötenſpieler Agamemnon's, Proſerpina, Narciß, Tantalus, Harlekin und Kolombine (eine Parodie von Raſpens Hermin und Gunilde) Sieginar und Adelheid, der Hypochondriſt, die Entſtehung des Kartenſpiels, das Bauernmädchen und der Edelmann. 11) Epigrammen, die vorher in den Unterhaltungen geſtanden hatten.

XXIX.

XXIX.

Johann Friedrich Löwen.

Johann Friedrich Löwen war gebohren zu Klausthal auf dem Harze im Jahre 1729. Unter seinen Schriften (Th. II. S. 27) findet sich eine Ode, die er diesem seinem Vaterlande gewidmet hat. Er studierte die Rechte zu Göttingen, und hätte sich gern ganz dem akademischen Leben gewidmet, wenn er von den Seinigen die nöthigen Promotionskosten hätte erhalten können. Er wendete sich im Jahr 1751 nach Hamburg, und war entschlossen, mit Empfehlungsschreiben von Hagedornen nach London zu gehn, als ihn der Legationsrath Zink zu sich ins Haus nahm, und ihn ermunterte, sich durch Schriften in der Welt bekannt zu machen. Auf seinen Antrieb gab er noch in demselben Jahre seine ersten poetischen Versuche unter dem Titel: Zärtliche Lieder und anakreontische Scherze heraus. Er zog bey der Wahl der Dichtungsart, worinnen er sich

zuerſt zeigte, mehr die damalige Mode, als ſein eignes Genie, zu Rathe. Ueberhaupt nöthigten ihn ſeine Umſtände, ums Brod zu arbeiten, und ſo muſte er mehr und geſchwinder ſchreiben, als er es ſeiner Neigung nach würde gethan haben. Es erſchienen daher ſchon im Jahre 1752 wieder allerley Gedichte von ihm unter dem Titel: Poetiſche Nebenſtunden, die der (jetzige) Ritter Michaelis mit einer Vorrede begleitete. Drey Jahre darauf ließ er ſich von der Frau Unzerinn, und von einem Herrn Naumann bewegen, an einer Wochenſchrift Theil zu nehmen, die zu einer Zeit, da Nachtgedanken und Einſamkeiten der Geſchmack des Publikums waren, wegen ihres Titels viele Leſer fand. Sie hieß der Chriſt bey den Gräbern, und trug Löwen allein zweihundert Thaler ein. Doch nun fieng er ſchon mehr an, ſich in die Sphäre zu finden, für die er von der Natur beſtimmt war. Nämlich im Jahre 1755 legte er den erſten Grund zu ſeinem ſchriftſtelleriſchen Ruhm, und zeigte ſeine komiſchen Talente zuerſt in den proſaiſchen Satiren, die er unter dem Titel: Ein halbes Hundert Prophezeihungen auf das Jahr 1756 herausgab, und denen die Kunſtrichter den erſten Rang

unter

unter den Rabenerischen Nachahmungen einräumten. Von Pope, Hagedorn, und der Natur entzückt, beschrieb er 1757 den Billewerder, eine angenehme Gegend bey Hamburg, in einem mahlerisch didactischen Gedichte. Die satirischen Züge, die er nach Hagedorn's Art einstreute, und die Leichtigkeit der Versifikation, ein Vorzug, der überhoupt allen seinen Gedichten eigen ist, gaben der Schilderung des Billewerder einen größern Werth, als die Gemälde, die oft zu matt, weitschweifig, und zum Theil entlehnt waren. Die Beurtheilung dieses Gedichts in der Bibliotheck der schönen Wissenschaften beantwortete er in einem Schreiben an die Verfasser, das in den vierten Band dieses Journals eingerückt ward, und worinnen Löwen die willige Unterwürfigkeit gegen die Kritick bewies, die ihn nachher immer von dem großen Haufen teutscher Dichter ausgezeichnet hat. Er nahm einigen Antheil an den Hamburgischen Beiträgen, welche um diese Zeit Leyding und die Unzerinn herausgaben. Ein Lied darinnen: In Träumen abwechselnder Freuden, welches ihn zum Verfasser hatte, ist nachher unter die Lieder der Teutschen gekommen.

Das Theater hatte schon damals für ihn sehr viel Reitze, und er machte sich mit der damals in Hamburg spielenden Schönemannischen Gesellschaft so genau bekannt, daß er selbst Herz und Hand einer der vortreflichsten Schauspielerinn, der Demoiselle Schönemann eroberte, mit der er sich im Jahre 1757 verheirathete. Einige seiner scherzhaften Briefe (Schriften Th. III) sind öffentliche Beweise von seiner großen Zärtlichkeit gegen dieselbe. Er verschafte seinem Schwiegervater, der jetzt das Theater (am 2ten December mit einem Epilog von Löwen) schloß, und seine Gesellschaft auseinander gehen ließ, die Stelle als Rüstmeister zu Schwerin, wo Löwen im Anfang des Jahres 1757 Sekretair geworden war, und wo vordem Schönemann oft gespielt hatte. Den 1756 erfolgten Tod des vorigen Herzogs von Meklenburg, der sehr viel für das Theater gethan hatte, beklagte Löwen in einem eignen Gedichte, das jetzt im ersten Theil seiner Schriften steht. Bey den genauen Verbindungen, in welche Löwen auf die Art mit dem Theater gekommen war, ist es kein Wunder, daß er nun auch für dasselbe zu arbeiten anfieng. So übersetzte er z. E. die Semiramis von Voltaire

in

in Verſen, mit welcher Ueberſetzung er aber in der Folge ſelbſt unzufrieden war; ſie ward wider ſeinen Willen gedruckt. So ſchrieb er 1753 das Luſtſpiel Mistrauen aus Zärtlichkeit, von dem ich bey ſeinen Schriften reden werde. Von der Ausgabe von Krüger's Werken, die er 1763 beſorgte, und in deren Vorrede er patriotiſche Klagen über die Hinderniſſe führte, die der Vollkommenheit der teutſchen Bühne entgegen ſtehen, habe ich in Krüger's Leben geredet.

Sein erſtes großes komiſches Gedicht war die Walpurgisnacht, die im Jahre 1759 herauskam, worinnen er eine Reihe von Karaktern ſchilderte, die ſich auf dem Blocksberge einfinden, ein Gedicht, dem er hernach bey reifern Einſichten nur mit Zittern einen Platz unter ſeinen Schriften einräumte. Er erkannte nachher ſelbſt, daß der Einfall für eine Romanze gut, aber hier durch drey lange Geſänge zu ſehr ausgedehnt ſey. Seine ſatiriſchen Verſuche, und ſeine Götter- und Heldengeſpräche, die er 1760 in Proſa herausgab, wurden minder witzig, und unterhaltend befunden, als ſeine Prophezeihungen, und der wenige Beifall, den ſie erhielten, war Urſache, daß er nie eine Reviſion

und

und eine Sammlung seiner prosaischen Schriften unternommen hat. Im Jahr 1761 sammelte er zum erstenmal seine bisherigen poetischen Arbeiten unter dem Titel: Poetische Werke, in zwey Theilen.

Im Jahr 1762 betrat er die Bahn, auf der er den meisten Ruhm eingeerndtet hat. Die wenigen Bogen, die er unter dem Titel Romanzen herausgab, enthielten sechs Gedichte, die das Publikum auswendig lernte, und die der Verfasser nachher selbst zu verbessern nicht ermüdete. Er war nicht der erste, der Romanzen in unsrer Sprache dichtete, indem schon die von Herrn Gleim erschienen waren, aber er wählte eine andre Manier, stimmte den Bänkelsängerton an, ohne doch zu niedrig zu werden, und suchte durch das Humoristische der Züge und des Ausdrucks zu gefallen.

Sehr sauber gedruckt erschienen zu Hamburg 1765: Joh. Friedr. Löwen's Schriften, drey Theile. Hier wollte er nämlich nur diejenigen seiner Schriften sammeln, die er für die seinigen erkannte, und nach welchen er einzig und allein beurtheilt zu werden wünschte. Er gesteht, daß Zeit, Erfahrung, und Kritick ihn über den Werth seiner bisherigen Schriften eines bessern belehrt hät-

hätten. Dennoch findet man auch hier immer noch Gedichte faſt aus jeder Art von Poeſie, nämlich in dem erſten Theile: 1) Lehrgedichte, oder vielmehr nur kleinere moraliſche Gedichte, denen es oft an Plan und Zuſammenhang fehlt, in denen zu viel matte und ſchielende Stellen, und zu viele Nachahmungen andrer Dichter vorkommen. Doch gelingen dem Verfaſſer zuweilen einige Karaktere, zuweilen hat er eine Sentenz nicht übel ausgedrückt, und die Verſifikation iſt immer gut. Die Gegenſtände, die er darinnen behandelt, ſind folgende: Daß der Schein betrüge, die Mittel ſein Glück zu machen (wovon er ſelbſt bemerkt, daß es eher unter die ganz ſatiriſchen Gedichte gehöre) die Religion des Herzens (wo das Falſche derjenigen geſchildert wird, die die Religion auf den Lippen, nicht in dem Herzen führen) Gott iſt die Liebe (wo der Verfaſſer alle andre Wirkungen des göttlichen Willens als Zweige ſeiner Güte anſieht) der Genuß des Lebens (oder von dem Unterſchied des wahren und falſchen Genußes, gerichtet an den Leibmedikus von Leyſer) Glück und Ruhe (wie ſehr die Menſchen dieſes allgemeine Ziel verfehlen) der Adel (daß er nur dann einen Werth

habe,

habe, wenn ihn die Tugend ſchmückt, an den Herrn von Gemmingen gerichtet) Sittenſprüche (meiſtens aus dem Horaz gezogen) der Bildwerker (von deſſen Beſchreibung Gelegenheit ergriffen wird, die Zufriedenheit zu loben) an Tartüffe, oder Beweis, daß er noch immer Brüder habe. 2) Erzählungen, achtzehn an der Zahl, die meiſtens zu plauderhaft erzählt ſind, und wenig hervorſtechende Züge haben. Einige darunter ſind Fabeln, und die Erzählung von den Pfeilen des Amors, die ſich auch vor den übrigen auszeichnet, könnte zu den Romanzen gerechnet werden. 3) Gedicht dem Tode des Herzogs von Meklenburg gewidmet, ein poetiſcher Panegyrikus, dem es an Kraft und Neuheit fehlt. 4) Epigrammatiſche Gedichte, die beſten Einfälle ſind andern Dichtern abgeborgt, das Uebrige iſt unbedeutend.

Der zweite Theil iſt folgenden Innhalts: 1) Oden und Lieder in fünf Büchern. Zu einem Odendichter war der Verfaſſer nicht gebohren, und von ſeinen Liedern ſind auch zu viele andern Dichtern nachgeahmt; doch findet man hier ein und das andere ſcherzhafte leichte Lied, das ihm nicht ganz mislungen iſt. 2) Muſikaliſche Poeſien,

beſte-

beſtehend in drey Kantaten, wovon der ſterbende Heiland von Hertel in Muſick geſetzt worden. Affect und Imagination fehlen dieſen Kantaten ganz.

Der dritte Theil begreift folgendes: 1) Komiſche Gedichte. Dahin gehören: a) Die Walpurgisnacht, in der Sprache hier und da verbeſſert, ſo daß man einzle gute Stellen findet, wenn gleich das Ganze fehlerhaft bleibt. b) Marquiſe, ein komiſches Heldengedicht in fünf Geſängen, und in Proſa mit untermiſchten Verſen. Der Beinbruch eines Windſpiels macht den Innhalt aus. Die Proſa iſt ſchlechter, als die Verſe. c) Die obgedachten Romanzen, ſie betreffen einen aus der Schlacht bey Rosbach entronnenen ſchwäbiſchen Junker, ein durch Huſaren entweihtes Nonnenkloſter (nach einer Idee in Voltairens Pucelle) einen henkermäßig verliebten Schäfer, einen Dichter, der ſich ſelbſt geblendet, das Ende eines geplagten Ehemanns, Leben und Tod eines Marionettenſpielers. 2) Scherzhafte Briefe in Proſa mit Verſen untermiſcht. In der Vorrede zu ſeinen Werken klagt Löwen über die Hypochondrie, die oft die Munterkeit ſeines Geiſtes unter den Plagen des Körpers

pers gefangen halte. Zum Theil entſprang ſie vermuthlich aus den Nahrungsſorgen, und überhäuften Nebenarbeiten, die der mit ſeiner Stelle verbundne geringe Gehalt nothwendig machte.

Als Ackermann im Jahr 1766 ein neues Theater zu Hamburg einweihte, ſchrieb Löwen zu dieſer Feierlichkeit ein Vorſpiel: Die Komödie im Tempel der Tugend, das auch gedruckt ward, und das in dem Geſchmacke der ehedem mehr als jetzt gefallenden Allegorien abgefaßt war. Zur Verbeſſerung der Ackermanniſchen Geſellſchaft, ſuchte er durch eine Kritick beizutragen, die ſehr einſichtsvoll, billig, und gründlich war, und die unter dem Titel erſchien: Schreiben an einen Freund über die Ackermanniſche Geſellſchaft. Als darüber, wie gewöhnlich, viel Lärmen entſtand, ſagte der Verfaſſer unter der Miene einer Satire auf ſich ſelbſt, und in einer ironiſchen Vertheidigung der Truppe noch unangenehmere Wahrheiten. Dieſe zweite Schrift hieß: Schreiben des Ackermanniſchen Lichterputzers an einen Marionettenſpieler, als eine Abfertigung des Schreibens an einen Freund.

Nun kam auch der vierte Theil seiner Schriften hinzu. Voran steht eine Geschichte des teutschen Theaters, der erste Versuch von der Art. Sie betrift mehr die Schauspieler, als die Schriftsteller, macht in Ansehung derselben vieles zuerst bekannt, hat aber keinen guten Plan, und sehr viele Lücken, vielleicht auch etwas zu viel Partheilichkeit für die Schönemannische Gesellschaft. Der Verfasser wurde verschiedentlich darüber angegriffen, z. E. von dem Hamburger Korrespondenten, gegen den er eine erste und letzte Antwort drucken ließ, von einem Herrn Asi, der von Schuch dazu angestiftet wurde u. s. w. Hierauf folgen nachstehende Schauspiele: 1) Hermes und Nestan, oder das Orakel, ein prosaisches Trauerspiel in zweien Aufzügen. Der Stof ist eine griechische Anekdote, die der Verfasser in einem französischen Journal fand. Das Orakel hatte dem König der Lydier Darus geweissagt, ein Ungeheuer, das er in seinem Busen ernährte, würde, wofern nicht Wachsamkeit und Klugheit es verhinderte, die Tage seines Prinzen Nestan verkürzen. Er hatte ihn deshalb bisher fern vom Hofe in einer Einöde erziehen lassen. Jetzt läßt er ihn zurück-

kommen, um ihn zu vermählen. Er verliebt sich in die Tochter des Minister Orus mit Namen Osmira, und gesteht seinem Vater seine Liebe, der sie billigt. Allein Osmire liebt den Hermes, einen Vertrauten des Nestan, der mit ihm erzogen worden. Orus erkauft jemanden, der einen Versuch auf Nestan's Leben thun muß, um hernach den Hermes als einen Mörder anzuklagen. Hermes soll an den Altären getödtet werden, aber Nestan, der indessen seine Liebe entdeckt hatte, und gern seine Neigung seinem Freunde aufopfert, will ihn verkleidet retten, und wird darüber niedergestoßen. Nun findet es sich, daß Hermes der eigentliche Sohn des Königs ist. Orus ersticht sich. Die Karaktere haben nichts Vorzügliches, und die Situationen, die der Plan mit sich bringt, sind zu wenig benutzt. Die tragische Sprache ist dem Verfasser oft mislungen. 2) Das Mistrauen aus Zärtlichkeit, ein Lustspiel, das in der ersten Ausgabe fünf, hier nur drey Aufzüge hat. Es entstand aus Dupuis und des Ronais von Colle, das der Verfasser anfangs übersetzen wollte, von dem er aber nachher lieber nur einige Situationen und Sentimens beibehielt. Das Mistrauen übt ein

Vater

Vater aus, der jemanden ſeine Tochter verweigert, weil er vermuthet, er unterhalte eine Liebe mit einer gewiſſen Gräfinn. Die Zärtlichkeit gegen ſeine Tochter hilft dieſen Argwohn lebhafter machen. Endlich aber entdeckt es ſich, daß die Gräfinn des Jünglings Mutter iſt, und ſo iſt das Hinderniß der Heirath gehoben. Sowohl Karaktere, als Sprache haben auch hier viele Fehler. 3) Ich habe es beſchloſſen, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. Der Ausdruck: Ich habe es beſchloſſen, iſt die Lieblingsredensart eines Seekapitains, der eine Hauptperſon bey der Intrigue des Stücks iſt. Das Vornehmſte des Plans iſt aus dem Roman l'Enfant trouvé genommen, und die Epiſode mit dem Alten aus den Briefen des Marquis von Roſelle nachgeahmt. Arnold iſt von ſeinem ungerechten Vater enterbt worden. Sein Bruder Eraſt braucht dieſes, um ihn aufs äuſſerſte zu mishandeln. Um Arnolden zu ſeinem Recht zu verhelfen, wird folgende Intrigue geſpielt. Arnolds Sohn Argant muß ſich um Eraſt's Tochter Mariane bewerben, ohne ſich zu erkennen zu geben, und da er Eingang bey ihr findet, beredet er ſie, ihrem Vater heimlich die Schriften wegzu-

nehmen, die er zum Vorwand seines Verfahrens gegen Arnold gebraucht hat. Dies geschieht, und Ernst giebt auch seine Einwilligung zu der Heirath. Jene Episode besteht in der Beschämung eines ausschweifenden Jünglings, dessen Plane auf Marianen durch die Dazwischenkunft seines Vaters vereitelt werden. Dieses Stück, welches Ackermann gespielt hat, ist in seinem Plane leidlich, aber in der Ausführung oft nachläßig. 4) Der Liebhaber von Ohngefehr, oder die Rückkehr zur Tugend, ein Lustspiel in einem Aufzuge, aus einer Erzählung im Gilblas gezogen. Der Liebhaber von Ohngefehr ist ein junger Abentheurer, der sich aus dem Stegreif bey einem Vater für den Liebhaber seiner Tochter ausgiebt, den man eben erwartet. Noch mehr, er erdichtet, daß ihn Räuber überfallen hätten, und zieht unter diesem Vorwande Geld von dem Alten. Als nun aber der eigentliche Liebhaber dazu kömmt, so fehlt es jenem nicht an Erfindung, und er verwandelt sich sogleich in einen Grafen. Seine Streiche thun so lange gut, bis sein eigner Vater dazwischen kömmt. Beschämt entschließt er sich zu bessern, und erhält die zweite Tochter.

Man

Man hat dies Stück öfters nicht ohne Beifall aufgeführt. 5) Das Rätzel, oder was den Damen gefällt, ein Nachspiel. Als Schiebeler seinen Lisuart noch als Nachspiel Ackermannen gab, glaubte dieser, das Stück sey nicht komisch und lang genug, und übergab es Löwen zur Korrektur, der aber ein eignes Stück über denselben Gegenstand verfertigte. Darüber erhob sich nachher ein Streit zwischen Löwen und Schiebeler, indem letzterer über Plagiat schrie.

Als im Jahr 1767 einige Hamburger Kaufleute es unternahmen, der dortigen Bühne eine neue Gestalt, und eine bleibende Dauer zu geben, so beschlossen sie auch, Herrn Löwen bey der großen Reformation des Theaters, die sie projectirten, zu benutzen, und ihm die Aufsicht über die Wahl der Stücke, und den Unterricht junger Schauspielerinnen mit einem ansehnlichen Gehalt zu übertragen. Löwen, vermöge seines Patriotismus für das teutsche Theater, bedachte sich keinen Augenblick, seine Stelle in Schwerin niederzulegen, selbst seine Frau und Kinder die Bühne betreten zu lassen, und sich seines neuen Amts mit dem größten Eifer anzunehmen. Er war es, der dem Publikum diese wichtigen Un-

ternehmungen in einer Nachricht ankündigte. Um Hamburg zu einer Akademie für junge Schauspieler zu machen, nahm er sich vor, Vorlesungen über ihre Kunst zu halten, und kündigte sie in einer Anrede an dieselben an. Zum Besten einer jungen Schauspielerinn verwandelte er eine Operette von Favart in ein Nachspiel unter dem Titel die neue Agneſe, welches wegen der Naivetät in der Rolle der Agneſe auf dem Theater sehr gefiel. Man findet es in dem sechsten Bande der Unterhaltungen. In eben diesem Journale gab er, nachdem Lessing seine Dramaturgie geschlossen hatte, umständliche und gründliche Nachrichten von den Vorstellungen auf den niedersächsischen Theatern heraus.

Im Jahr 1768 gab er eine feurige und nachdrucksvolle Ueberſetzung von zwey Trauerspielen des Voltaire von dem Mahomet und den Scythen in reimlosen Jamben heraus. Die Hamburger Unternehmung bestand nicht über ein Jahr. Da hierauf das Theater wieder wandernd werden muste, so hatte Löwen nicht Luſt, mit den Seinigen umherzuziehn, sondern nahm lieber zu Rostock das Amt eines Kanzelliſten, eine

schlech-

ſchlechtere Stelle an, als die zu Schwerin geweſen war.

Der gröſte Beweis von Selbſtverleugnung, den Löwen ſeinen Kunſtrichtern geben konnte, war folgende Sammlung, die er 1769 herausgab: Romanzen nebſt einigen andern Poeſien. Er nahm nun die Verſicherung zurück, die er ehedem gethan hatte, an ſeinen Gedichten nichts mehr zu ändern. Vielmehr ſollten die Romanzen in ihrer neuen Geſtalt zeigen, wie er auch ſeine andern Werke nach und nach verbeſſern werde. Er machte mit den Romanzen den Anfang, weil er nun ſelbſt einſah, daß er zu dieſer Gattung die meiſten Talente hatte. Die ehmaligen Romanzen erſchienen hier glücklich verbeſſert, die eine vom Dichter Elpin iſt ganz verworfen. Dagegen kamen, auſſer einer ſchönen komiſchen Einleitung, neu hinzu: Lukretia, der getödtete Hahnrey (eine hiſtoriſche Romanze, die mit Proſa und Verſen nach Art der alten franzöſiſchen Romanzen abwechſelt) Harpagon (oder der Tod eines Geitzhalſes) die alte Jungfer (deren Sprödigkeit geſtraft wird (der erblindete Ehemann, Junker Veit (aus der Ninette à la cour) die gerächte Ehefrau, Hans Robert (eine Be-

ſpenſtergeſchichte) der Graf von Gleichen. Die angehängten andern Poeſien waren: 1) Der Komödiant, eine Erzählung, die ſchon lange im Manuſcript herumgegangen war, und worinnen er denen Eiferern gegen das Theater die Wahrheit nachdrücklich ſagte. 2) Zwey Kantaten. Aus dem Felde der muſikaliſchen Poeſie wollte er ſich doch nicht ganz verdrängen laſſen. Eine Probe ſeiner theoretiſchen Kenntniß von dieſer Dichtungsart hatte er ſchon ehedem in ſeines Freundes Hertel's muſikaliſchen Schriften durch eine Abhandlung von der Odenpoeſie gegeben. 3) Ein Epithalamium.

Im Jahre 1770 folgten auf jene komiſchen Gedichte Geiſtliche Lieder nebſt einigen veränderten Kirchengeſängen. Der eignen Lieder ſind ſechszehn, der veränderten acht. Löwen widerlegte durch dieſe Lieder den Wahn, als wenn nicht derſelbe Mann das Vergnügen und die Erbauung ſeiner Mitmenſchen befördern könne. Er beobachtet hier ſehr gut die Grenzen zwiſchen dem Faßlichen und Niedrigen, und weiß den bibliſch poetiſchen Ausdruck mit einer reinen Sprache glücklich zu verbinden.

Die

Die Anthologie der Teutſchen, und, die Muſenalmanache wurden von Zeit zu Zeit mit Beiträgen von Löwen geziert. In meinem Parterr rührte der erſte Aufſatz: Parodie der Schrift an das Hamburgiſche Publikum zur Beförderung des franzöſiſchen Schauſpiels von ihm her. Er widmete ſich nun der komiſchen Poeſie ganz, und ſie diente ihm zur Aufheiterung in den letzten ſiechen Zeiten ſeines Lebens. Daß ihm auch hier ſeine Laune nicht verlaſſen, beweiſt die neue Ausgabe ſeiner Romanzen, die er noch vor ſeinem Tode vollendete. Nämlich 1771 erſchienen: Romanzen, neue verbeſſerte Auflage, nebſt andern komiſchen Gedichten. In der erſten Abtheilung ſtehen die verbeſſerten Romanzen, von denen einige mehr Ausführung bekamen. Die vom Dichter Elpin iſt auch hier wieder aufgenommen. Neu ſind: Natürliche Rache einer Frau: und Ende eines geplagten Ehemanns. Die andre Abtheilung begreift folgende komiſche Gedichte: 1) Fragment eines Eheſtandsgeſprächs aus dem Olymp. 2) Der Dieb und der Beichtiger, eine komiſche Erzählung nach Prior. 3) Hoſtitanen, ſtand vorher in den Unterhaltungen, und iſt an Herrn von Thümmel gerichtet. 4)

Die verliebte Verzweiflung, ſtand vorher im Leipziger Almanach, und gehörte eigentlich unter die Romanzen. 5) Der geſtillte Aufruhr, eine komiſche Erzählung nach Grecourt. 6) Unter Chloens Fenſter von ihrem Liebhaber geſungen, eine Romanze, die vorher in der Anthologie der Teutſchen ſtand. 7) Klage eines Ephemeriſpoeten, eine Romanze, vorher im Göttinger Muſenalmanach. 8) Die Erzählung, der Komödiant. 9) Der Kanonikus und ſeine Köchinn, eine Erzählung nach Grecourt, vorher im Göttinger Almanach. 10) Das teufelmäßige Glück, eine Erzählung nach Grecourt, vorher im Leipziger Almanach. 11) Die gründliche Betrübniß nach Prior. 12) Amor im Kloſter, eine vortrefliche Romanze.

Sowohl mehrere komiſche Gedichte, als auch eine Ueberſetzung von Dorat's Gedicht über die Deklamation nebſt einem Katechismus für Schauſpieler, wie er vorhatte, zu liefern, hinderte ihn der Tod, indem er bereits den 23 December 1771 im zwey und vierzigſten Jahre ſeines Alters an der Auszehrung ſtarb.

XXX.

XXX.

Johann Benjamin Michaelis.

Johann Benjamin Michaelis ward zu Zittau den letzten December 1746 gebohren. Sein Vater war ein Tuchmacher daſelbſt, und gerade zu der Zeit, da die Erziehung ſeines Sohnes anfieng wichtig zu werden, bey der Einäſcherung der Stadt Zittau in dem dritten ſchleſiſchen Kriege in die dürftigſten Umſtände verſetzt worden. Indeſſen wurde doch der junge Michaelis in das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt geſchickt, wo die damaligen Lehrer deſſelben nicht ſo beſchaffen waren, daß ſie viel zur Bildung ſeines Geſchmacks hätten beitragen können. Indeß hatten Gellerts und Kleiſts Werke, und ein Band Berliner Litteraturbriefe, die ſich nach Zittau (das damals noch keinen Kretſchmann beſaß) verirrt hatten, frühzeitig in ihm eine Neigung zur Dichtkunſt erweckt. Schulübungen nicht zu rechnen, ſo war eine ſeiner erſten öffentlichen

Pro-

Proben davon ein Gedicht, das er gegen das Ende der Schuljahre an Gottscheden zu überschicken wagte. Er betrachtete Gottscheden damals, wie er ihm von seinen Lehrern war geschildert worden, als einen großen Mann, und das um desto mehr, da er wenig oder nichts von ihm gelesen hatte. Er wendete sich vornemlich deswegen an ihn, weil er hörte, daß er sich junger Leute annehme, und insbesondre der Kanal zu Stipendien und Freitischen wärr. Gottsched gab ihm eine ermunternde Antwort, und das machte dem Jüngling eine Freude, die ihm kein Brief eines Monarchen würde gemacht haben. Auf Zureden des Herrn Doctor Hefter zu Zittau faßte er den Entschluß, sich der Arzeneigelehrsamkeit zu widmen, und gieng in dieser Absicht im Jahr 1765 nach Leipzig. Seine Eltern konnten ihm fast nichts, als ihren Seegen mitgeben, aber er reiste mit der ruhigen Gleichgültigkeit über seine künftigen Schicksale ab, die nachher immer ein Hauptzug seines Karakters gewesen ist. Auf der Durchreise durch Dresden wagte er es, der verwittweten Kurfürstinn Antonia ein Gedicht zu überreichen, das gnädig aufgenommen ward. Sein erstes Jahr zu Leipzig war

für

für ihn ein sehr kümmerliches Jahr. Auf öffentliche Beneficien erhielt er nur erst die Anwartschaft, und von Hause konnte er so wenig unterstützt werden, daß er lange nicht einmal im Stande war, öffentlich auszugehen. Aber auch die verzweifelsten Umstände konnten niemals seinen Geist niederschlagen. Er verschloß sich in eine von den Klausen des ehmaligen Pauliner Klosters, die sehr gute Zellen für müßige Mönche gewesen seyn mögen, jetzt aber bey denen, für deren Armuth sie eine Zuflucht sind, die dauerhafteste Gesundheit, und die gröste Lebhaftigkeit erfodern, wenn sie nicht schädliche Gefängnisse seyn sollen. Michaelis gewann seine Einsiedeley so lieb, daß man ihn, auch nachher bey verbesserten Umständen, nicht überreden konnte, sie zu verlassen. Gottscheds Lehrstunden muste er zuweilen aus Pflicht besuchen. Aus Neigung hörte er Gellert und Ernesti, die er eifrigst verehrte. Aber anhaltender Fleiß in Besuchung der Hörsäle war so wenig seine Sache, als emsige Lectüre zu Hause. Dafür faßte er, gleichsam im Vorübergehn, mehr, als andre mit angespannter und hartnäckiger Aufmerksamkeit. Er wuste aus Büchern, in denen man ihn nur blättern gesehn

sehn hatte, sogleich ganze Stellen auswendig zu sagen. Eine gute Kenntniß der lateinischen Sprache, die er von der Schule mitgebracht, unterhielt bey ihm eine vorzügliche Achtung gegen die Alten, vornemlich gegen Virgil, Horaz, und Juvenal. Er war auch ein eifriger Verehrer der neuern lateinischen Dichter, insbesondre des Vida. Er verstand Französisch genug, um die Dichter dieser Nation im Original zu lesen; Boileau kam nicht von seinem Pulte. Oft beklagte er es, daß er die Britten, mit denen sein Genie weit mehr sympathisirte, und hauptsächlich den Pope nur aus Uebersetzungen kannte. Wie patriotisch er über die teutsche Dichtkunst gedacht, beweisen seine Schriften zur Gnüge. Am meisten ehrte er die Väter unsrer Dichtkunst von Opitz bis auf Hallern, so daß er auch einst ein eignes Werk über ihren Werth zu schreiben vorhatte. Von dieser Liebe der ältern Dichter stammten die Archaismen, welche er in der Folge ein wenig zu sehr zu suchen schien, obgleich nicht mit solcher Affectation, als einige neuere Schriftsteller. Eine weitläuftige Lectüre erlaubte ihm theils sein kleiner Vorrath von Büchern und Mangel an Freunden, theils seine eigne Lust

nicht

nicht. Mit Unrecht ward er daher zuweilen einer Nachahmung beschuldigt; so behauptete einst ein Kritiker, er habe dem Saintfoix nachgeahmt, von dem er doch nie eine Zeile gelesen hatte.

Sobald er die Arzeneiwissenschaft näher kennen lernte, so gewann er, statt größerer Lust, die stärkste Abneigung gegen sie. Er schauderte vor der Kunst des Anatomen zurück, und er glaubte alle die schrecklichen Uebel selbst zu empfinden, die ihm der Patholog beschrieb. Diejenige Theile der Medezin, die zu einer nähern Kenntniß der Natur leiten, Physiologie, Botanick, und Chymie waren ihm theils abstract, theils mit zu vielen das Gedächtniß marternden Terminologien überladen. Vermuthlich war es die Schuld seines Schulunterrichts, daß er Philosophie und Geschichte zu wenig achtete. Gottsched, Winkler, und Crusius konnten ihm aus verschiednen Ursachen durch ihren Lehrvortrag keine Neigung zur Philosophie einflößen, und einen Garve zu hören hatte er nur ganz zuletzt das Glück. Eine philosophische Untersuchung der schönen Wissenschaften war daher nicht nach seinem Geschmack, und der seichte Batteux blieb

immer sein einziges Handbuch. Eine größere Kenntniß der Philosophie würde ihm unstreitig in einem Zeitalter, wo sich, ohne einen Anstrich von Philosophie kaum noch ein Dichter einen allgemeinen Beifall versprechen kann, sehr viel genutzt, sie würde seinen Ideen und Entwürfen mehr Bestimmung, Richtigkeit, Deutlichkeit, Ordnung, und Präzision gegeben haben, als der philosophische Beobachter bey ihm findet. Die Geschichte war seinem Gedächtnisse, doch, bey aller übrigen Leichtigkeit, mit der es schöne Stellen behielt, zu lästig.

Die Beschäftigung seiner einsamen Stunden waren bisher Gedichte und zwar grösstentheils Fabeln gewesen. Eine Stube, drey Ellen hoch, zehn Schritte lang, und dreie breit, in die der Tag kaum blicken konnte, war ihm das, was Gellerten ehedem das Rosenthal gewesen. Er konnte niemanden über seine poetischen Arbeiten zu Rathe ziehn, als seine nächsten Stubennachbarn, die damals seine ganze Bekanntschaft und Freundschaft ausmachten. Diese waren die damals noch studirenden Gebrüdere Walz, ein Paar sehr junge Leute, wovon nur der eine etwas Gefühl, keiner von beiden aber einen richtigen

tigen Geschmack hatte. (Sie haben verschiednes aus dem Französischen übersetzt.) Ich nenne sie indessen mit Dankbarkeit, insofern sie es waren, die mir und meinem zu Wittenberg als Professor stehendem Bruder Michaelis Bekanntschaft, sobald er Autor geworden, verschaften, eine Bekanntschaft, die sich bald in die wärmste Freundschaft verwandelte. Sie waren die einzigen, zu denen Michaelis damals einiges Zutrauen hegte. Denn er war zu schüchtern, seine Aufsätze den Urtheilen ganz fremder Leute zu unterwerfen, und setzte doch in seine Kräfte ein so großes Mistrauen, daß er alles der Entscheidung andrer überließ, ein Mistrauen, welches in der Folge bey ihm mehr zunahm, als verschwand.

So sehr seine Fabeln auch denen Walzen gefielen, so kam ihm doch nie der Gedanke ein, sie für die Presse zu sammeln. Als er sich aber einst in der äussersten Verlegenheit, und gedrungen sah, seinen Freunden (welches er allemal ungern, und nur im äussersten Nothfall that) davon Eröfnung zu thun, so überredeten ihn diese, die selbst in keinem Ueberfluß lebten, das Mittel zu ergreifen, dessen sie sich selbst öfters bedienten, nämlich die Hülfe eines Buchhändlers zu suchen.

Nur mit Mühe brachten sie ihn dahin, seine Fabeln zu verhandeln. Nach manchen demüthigenden Zurückweisungen, denen Anfänger ausgesetzt zu seyn pflegen, brachte er sie endlich bey dem Buchhändler Heinsius gegen ein Honorarium von zehn Thalern unter, das ihm damals ein großer Reichthum dünkte. Und so erschienen 1766 zu Leipzig und Aurich: Fabeln, Lieder, und Satiren, acht Bogen in Octav. Vor den Fabeln geht ein poetischer Prolog voraus, worinnen er uns sagt, daß er die Fabel als die sicherste Satire erwählt habe. Die Fabeln sind in zwey Bücher eingetheilt, wovon das erste zwey und zwanzig, und das zweite zwanzig Fabeln enthält. Ein kleiner Epilog schließt. Sich mit Fabeln anzukündigen, war bey einer Nation sehr mislich, die schon so vortrefliche Muster in dieser Gattung besaß, als die Fabeln von Hagedorn, Gellert, Lichtwer, und Lessing sind. So sehr ehedem die äsopische Dichtungsart bey uns die herrschende gewesen war, so gleichgültig war Teutschland dagegen durch die Menge schaaler Nachahmer geworden. Nicht zu gedenken, daß es an und für sich eine Gattung von Gedichten ist, die nur durch ausserordentliche Reitze der Ausführung Le-

ser

ser an sich ziehen kann. Aber die Naivetät von Michaelis eignem Karakter, vermöge der er sich zu den Scenen des gemeinsten Lebens herablassen, und sie mit einer treuherzigen Schwatzhaftigkeit erzählen konnte, gab ihm zum Fabulisten einen vorzüglichen Beruf. Dazu kam eine ausserordentliche Leichtigkeit der Versifikation. Sobald er zu erzählen hatte, strömten ihm die Verse von selbst zu. Dennoch ist er nie in den Fehler einer wäßrichen Weitschweifigkeit verfallen. Vielmehr erzählt er kürzer, als Gellert und Lichtwer, zwischen denen er einen Mittelweg gegangen zu seyn scheint. Er hat nicht so viele, und so starke komische Züge, als der letztere, aber doch weit lebhaftere, als der erstere. Seine Satire wird hier schon zuweilen mehr bitter, als naiv. Das Verzeichniß, wo diejenigen Fabeln, so er von andern entlehnte, mit einem Sternchen bezeichnet sind, kann einem jeden überzeugen, daß der größere Theil ihm auch der Erfindung nach zugehöre, welches bey einer Dichtungsart bemerkt zu werden verdient, in welcher ein verjährtes Herkommen es zu erlauben scheint, daß man einander die ersten Ideen abborgt.

Der Lieder sind acht, ein Psalm, ein Lied über die Tugend, eines über eine Gegend seines Vaterlands, ein Kriegslied, eins über den Geiz, ein Paßionslied, eins über die Nacht, und eins über die Sittlichkeit der Komödie. Michaelis sagt selbst in der Vorrede, daß dies nur Ueberbleibsel einer großen Menge von Liedern sind, die er dem Feuer aufgeopfert, und daß er seine Schwäche in diesem Fache wohl kenne. Indessen fehlt es doch auch diesen Gedichten nicht an einzeln schönen Stellen.

Merkwürdiger sind zwey Satiren in Versen, die eine über die Pedanterey, die andre über die Schriftsteller nach der Mode. Die Sucht, die Engländer nachzuahmen, und das Uebersetzungsfieber, die damals unter den Teutschen herrschten, veranlaßten die zweite Satire, nur um des Kontrastes wegen stellte der Dichter die Pedanterey daneben, obgleich dies mehr ein Modefehler ehmaliger Zeiten war. Seit Kanitz und Haller war die poetische Satire ganz unbearbeitet geblieben; desto wichtiger waren diese beiden glücklichen Versuche, deren dreiste und feurige Sprache einen Dichter ankündigte, der einst jene beiden übertreffen könnte. Sie beweisen,

ſen, daß es wahr ſey, was im Prolog zu den Fabeln geſagt wird:

Am Pindus, wo zu künftgem Lohn
Den Dichtern Lorbeern keimen,
Da, Leſer, glaub' es, haſcht ich ſchon
Als Kind nach luſt'gen Reimen.

Dort war es, wo die Muſe mich
Zum Feind der Thoren weihte,
Sey ihnen, ſprach ſie, fürchterlich,
Wo nicht, ſey ihre Beute!

Eine Menge lebhafter komiſcher Gemählde in der fließendſten Verſifikation zeichneten dieſe beiden Satiren vor der ganzen Sammlung aus. Dennoch hatte er damals noch nicht Luſt, ſich dieſer Art von Gedichten vorzüglich zu widmen, indem er noch zu furchtſam war, die Geiſel zu führen. Aus eben dieſer Furchtſamkeit wählte er nur die Thorheiten der Schriftſteller zu Gegenſtänden der Satire.

Nur, als die Ermunterungen der Kunſtrichter, und auch etwas mehr Miſantropie bey ihm ſelbſt hinzukamen, ward er überzeugt, daß dies ſeine eigentliche Beſtimmung ſey. Er erkannte

zuletzt, daß alles, was er auſſerdem unternommen, nur als Streifereien in andre Gebiete anzuſehen wären, und beſtimmte zum voraus ſeine reifern Jahre nicht nur zu einer ganzen Reihe von Satiren, ſondern auch zu einem größern ſatiriſchen Gedichte. Er würde auch in der Folge immer mehr Gelegenheit gefunden haben, ſeine Kenntniß der Welt, dieſe vornehmſte Eigenſchaft eines Satirenſchreibers, die in ſeiner damaligen Lage nicht anders, als ſehr gering, ſeyn konnte, über den Schriftſtellerhorizont zu erweitern.

Die beſten Kunſtrichter vereinigten ſich, das Motto jener erſten Verſuche zu unterſchreiben:

Phoebe, faue, nouus ingreditur tua templa ſacerdos.

Michaelis hatte das ſeltne Glück, ohne alle Verbindungen den Eintritt in die Welt, den die Kritiker ſo gern erſchweren, ſich allgemein erleichtert zu ſehn. Noch mehr, er erndtete nicht blos kaltes Lob ein, ſondern erwarb ſich auch durch ſeine Gedichte die Zuneigung der verehrungswürdſten Männer. Gellert würdigte die Fabeln ſeines Beifalls, und ließ ſich das Fortkommen des Verfaſſers angelegen ſeyn. Herr

Weiße

Weiße schenkte ihm sogleich seine Gewogenheit, und unterstützte ihn von nun an mit Rath und That. Er bekam den Zutritt in das Haus des Herrn Oeser, der ihm viel Wohlthaten erzeigte. Die Töchter desselben waren die ersten gebildeten Mädchen, deren Umgang er genoß. Unter Oeser's Anführung lernte er die Anfangsgründe der Zeichenkunst, die er nachher (in seinem sechsten Brief) unter die Vorbereitungswissenschaften zur Bildung eines jungen Dichters gerechnet hat.

Aber die gröste Wohlthat, die er Oesern zu danken hatte, war die Empfehlung an Herrn Gleim. Dieser Pflegevater junger Genies schafte ihm ein kleines Stipendium von dem Halberstädter Domkapitel, und fieng an, einen vertrauten Briefwechsel mit ihm zu unterhalten. Durch Oesers Vermittelung ward im Jahr 1766 sein Name in Leipzig allgemein bekannt. Denn, als im Julius die Richtung des neuen Schauspielhauses geschehn, und, dem Herkommen gemäß, dabey eine Baurede, aber keine aus des Zimmermanns eigner Fabricke, gehalten werden sollte, bekam Michaelis durch Herrn Oeser den Auftrag, sie zu verfertigen, und er machte eine launichte Vertheidigung des Theaters in

Form einer Erzählung. Nicht allein eine ansehnliche Belohnung von den Erbauern, sondern auch die Menge von Leuten, die sich nun seiner Muse zu bedienen suchten, verbesserten seine Umstände ungemein. Doch, ein Miethlingsdichter zu seyn, widerstritt seiner Neigung gänzlich, und er würde sich auf diesem Wege noch viel mehr haben erwerben können, wenn er sich nicht manchen Verdienst durch Saumseeligkeit, oder Widersetzlichkeit gegen den Besteller verscherzt hätte. Er konnte sich an die individuellen Veranlassungen so wenig fesseln, daß aus seinen Gelegenheitsgedichten manche schöne Stücke in seinen Werken, vornemlich Erzählungen, erwachsen sind.

Das Glück hatte indessen noch in vielen andern wesentlichen Stücken für ihn gesorgt. Es hatte ihm nicht allein eine Stelle im Konvict, sondern auch eines der ansehnlichsten medizinischen Stipendien zugewandt. Aber die Medizin war auch nun das einzige, was ihm seine Tage verbitterte. Er erinnerte sich ihrer zwar immer nicht eher, als wenn die vierteljährige Prüfung herannahte, der er als Stipendiat unterworfen war; allein dann brach-

brachte sie desto mehr Leiden über ihn. Die Tage vorher waren Tage der Furcht und Angst, und der Ausgang des Examens zog ihm insgemein nachdrückliche Verweise des Doctor Ludwig zu, die ihn nicht unwillig, aber desto betrübter machten. Vermöge seines brennenden Eifers für das Wohl junger Leute, ermahnte ihn Ludwig (als erster Lehrer der Arzneigelehrsamkeit, und Aufseher der Stipendiaten) öfters, nicht, der Dichtkunst ganz zu entsagen, in der er selbst in seiner Jugend Versuche gemacht hatte, sondern, gleich einem Haller, Withof, Werlhof u. s. w. beide Künste des Apollo zu verbinden, und ernstlich an sein Unterkommen in der Zukunft zu denken. Der junge Dichter nannte ihn deswegen immer seinen Vater, wenn es ihm gleich unmöglich fiel, seinem Rathe zu folgen. Eine von Natur schwache Leibesbeschaffenheit, einsiedlerische Lebensart, bey der die nöthige Bewegung unterblieb, dürftige, und, bey bessern Umständen, reichliche, aber schlechte Kost, zerrütteten nach und nach Michaelis Gesundheit so sehr, daß er im Jahr 1768 in eine Nervenkrankheit verfiel, die ihn an den Rand des Grabes brachte, und ihn nöthigte, sich ein halbes

Jahr nach Hause zu begeben. Hier verfertigte er ein rührendes geistliches Lied, das in meinem ersten Almanach steht. Nach und nach erhohlte er sich wieder durch den Beistand des Doctor Hefter, und durch Hülfe der angenehmen Gegenden seines Vaterlands, von denen er in jenem an einem Schulfreund Grunwald gerichteten Gedichte (Fabeln L. u. S. S. 93) mit so viel Begeistrung spricht. Allein niemals hat seine Natur diese heftige Erschütterung ganz verwinden können. Hypochondrie, Empfindlichkeit, Zuckung der Nerven, Aengstlichkeit, Mistrauen waren die schrecklichen Nachwehen dieser Krankheit. Seine melancholische Einbildungskraft machte ihm nun die Medezin, deren Hülfe er doch selbst genossen hatte, ganz unerträglich. Die Herannahung der Zeit, da er von den letzten Geldern des Stipendiums nach dem Willen des Stifters promoviren sollte, und seine nun oft skrupulöse Gewissenhaftigkeit bewogen ihn, zum grösten Erstaunen des Doctor Ludwig auf ein so ansehnliches Geld freiwillig Verzicht zu thun, und das Versprechen hinzuzufügen, daß er auch die bisher empfangnen Gelder ersetzen wollte, sobald es seine Umstände erlaubten. Er

that

that diesen Schritt zu einer Zeit, da er nicht die geringste Aussicht zu einem gewissen Auskommen hatte, und sich auch nicht entschliessen konnte, eine von den brodbringenden Wissenschaften zu erwählen. Gelegenheitsgedichte machten nun seine einzigen Einkünfte aus, und so zwang ihn bald die Noth, zum zweitenmal Autor zu werden, wozu er sich sonst, bey seiner jetzigen Aengstlichkeit, auch mehrerer Liebe zur Bequemlichkeit, noch viel weniger, als ehedem, entschlossen haben würde. Und doch geschah es auch diesmal nicht anders, als auf unermüdeten Antrieb seiner Freunde, besonders den meinigen, und wir musten ihm oft Strophe für Strophe, Arie für Arie abnöthigen. Ob er gleich so vielen Vorrath hatte, daß sich daraus leicht eine Sammlung von beträchtlichem Umfang zusammensetzen ließ, so beschäftigte ihn doch die Ausgabe seiner einzelen Gedichte (erste Sammlung, dem Herrn Kanonikus Gleim gewidmet, Leipzig, bey Crusius, 1769 1 Alph. 1 B. 8°.) fast ein ganzes Jahr. Wenige Zeilen kosteten ihm oft den Schweiß vieler Tage, und nie konnte er sich selbst ganz befriedigen. Daher die Schwerfälligkeit und Dunkelheit, die von nun an Hauptfehler seiner Ge-

Gedichte wurden, Fehler, die er seinen Freunden kaum glauben wollte. Wie viel kostete es, ihn zu überreden, daß er seinen Namen unter der Vorrede preiß gab! Der Titel, einzele Gedichte, entstand aus der Idee, dem Publikum hier einzele Versuche in verschiednen Gattungen vorzulegen, aus denen er künftig in sämmtliche Werke diejenigen ausheben könnte, die es gebilligt haben würde. Er kam auf diesen Gedanken durch das Misvergnügen über die damals an Werth abnehmenden Hamburgischen Unterhaltungen, welches Institut ihm insofern gefallen hatte, als darinnen, wie ehemals in den bremischen Beiträgen, angehende Dichter ihre Versuche unerkannt aufstellen konnten. Er hatte einigen Antheil an dieser Monatsschrift, seit dem vierten Bande, genommen, auf Einladung des Herrn Ebeling, mit dem er zu Leipzig eine Freundschaft errichtete, die nachher zu Hamburg noch vertrauter ward. Das Vornehmste von dem, was er zu diesem Journal beigetragen, schaltete er in die einzeln Gedichte ein, ausser dem Traum B. V. S. 238 die Lehre der Alten V. 240 Vertrag mit den Moralisten V. 436, alles dreies Lieder, ausser der Ode an Oeser V. S. 339, welche

che bewies, daß er für die höhere Ode nicht gebohren war, und auſſer der Erzählung der Sohn B. VII. S. 225, welche zeigte, daß Rührung und Affect ſeine Sache nicht ſey. Einige Fabeln für Kinder ließ er in jenem Journal zurück, weil er um dieſe Zeit auf Antrieb des Buchhändler Cruſius eine eigne Sammlung von Kinderfabeln ankündigen ließ. Er glaubte, daß dieſe Dichtungsart bey der Erziehung die beſten Dienſte leiſte, und wollte deshalb eine ganze Reihe ſolcher Fabeln ausarbeiten, deren Lehre und Vortrag den Kindern ganz angemeſſen wäre. Er faßte dieſen Entſchluß eher, als die Fabeln für Kinder von Herrn Benzler erſchienen, der 1770 eine Sammlung aus verſchiednen Dichtern zu dieſem Endzweck verfertigte.

In den einzelen Gedichten findet man: 1) Eine poetiſche Zuſchrift an Gleim. 2) Walmir und Gertraud, oder, man kann es ja probiren, eine Operette in drey Aufzügen. Michaelis hatte zwar ſchon zuweilen Luſt bekommen, für das Theater zu arbeiten, und z. E. einen Amphitruo, angefangen, und ein Stück der Mann von Geſchmack entworfen, das er blos deswegen vertilgte, weil er fürchtete, man möch-

te

te es für eine persönliche Satire halten: aber der Beifall, den Schiebeler's Operette Lisuart damals erhielt, bewog ihn, gegen das Ende des Jahres 1766 den ersten Entwurf zu einer romantischen Operette zu machen. Von Lisuarts Beifalle hatte er indessen mehr gehört, als sich selbst überzeugt. Denn es ist in der That merkwürdig, daß er Lust zu dramatischen Arbeiten bekommen, ohne doch die theatralischen Vorstellungen selbst zu lieben. Er besuchte sie nur selten, gleichsam mit Gewalt von seinen Freunden dazu gezwungen, und hatte vielleicht nie eine ganz abgewartet. Dies kam theils von einer hypochondrischen Ungeduld, theils von der Zerstreuung, womit er jede lange Rede eines andern anhörte, die er in den Hörsälen bewies, und wodurch er alle die beleidigte, die ihm etwas vorlesen wollten, wenn sie auch eben so gut, als er schlecht, deklamirten. Selbst als er nachher mit dem Theater in nähere Verbindung trat, hat vielleicht niemand weniger die Kunst des Schauspielers beobachtet, woraus sich manches Untheatralische seiner Operetten erklären läßt. **Walmir und Gertraud**, zu dessen Vollendung ein ihm in die Hände gefallener Theil vom Shakespear, worinnen der Johannisnachtstraum

stand,

stand, sehr viel beitrug, sollte nach des Dichters Absicht ein Versuch seyn, die rührende Komödie in das lyrische Drama überzutragen. Verdiente diese Idee gleich Beifall (die nachher Herr Gotter durch seinen Romeo und andre bestätigt haben) so war doch das Unwahrscheinliche und Wunderbare, wodurch er diese Operette zu einem romantischen Stück machen wollte, seiner Absicht zu rühren sehr entgegen. Der edle und ernsthafte Dialog kostete ihm Mühe, und gelang ihm nur selten, desto mehr vergnügen die Arien, welche große Talente zur musikalischen Poesie verrathen. Obgleich Herr Schweitzer dies Stück in Musick gesetzt hat, so ist es doch nirgends aufgeführt worden. Der Innhalts des Stücks ist folgender. Der Feenkönig Oberon beschließt, die Treue der Gertraud gegen ihren Gemahl Walmir auf die härtesten Proben zu stellen. Ihr Gemahl wird in einen Stein verwandelt, und dennoch schwört sie, ihm treu zu bleiben. Oberon bietet ihr in Gestalt eines Ritters Liebe und Geschenke umsonst an. Als alle Versprechungen nichts helfen, sagt er ihr, wer er sey, und droht, sie mit ihren Kindern durch einen Zauberer hinrichten zu lassen, aber auch die ärgsten

Treh-

Drohungen erschüttern ihre Treue nicht, die am Ende durch die Wiederbelebung ihres Gemahls belohnt wird. Der Waffenträger Turban macht einige komische Zwischenspiele. Uebrigens hat der Plan viel Handlung, und veranlaßt viel Spektakel. 3) Je unnatürlicher je besser, eine komische Oper in drey Aufzügen, während seiner Krankheit in seinem Vaterlande entworfen. Einem Zauberer wird aufgetragen, das Unnatürlichste auf der Erde ausfindig zu machen, denn dies ist die Bedingung, unter der Irene, die Geliebte von dem Sohne der Zaubergöttinn Armide, wieder zum Leben erweckt werden soll. Da aber dem Zauberer sein Ring, der ihm dies Problem lösen helfen könnte, entwandt ist, so gebraucht er dazu seine Geister, einen Nix, einen Salamander, einen Kobold, und einen Sylphen. Diese entdecken ihm, daß das Unnatürlichste unter den Menschen zu suchen sey, und jeder führt ihm einen Karakter vor, der ihm am unnatürlichsten dünkt, den Schäfer, den Ritter, den Robinson. Immer ist der Zauberer noch ungewiß, bis endlich der Sylphe ihn mit einem zweiten Grandison bekannt macht. Man findet in diesem Stücke viel Humor, beson-

sonders in der Rolle des originellen Narren Moro. Die komischen Arien dieses Stücks waren in Teutschland die ersten in ihrer Art. Hingegen hat der Plan wieder sehr große Fehler, denn die Anordnung eines Plans von einigem Umfange war nie die Sache dieses Dichters. Die über natürlichen Wesen, die in diesem Stücke auftreten, werden seine Aufführung wohl auf immer hindern. 4) Die oben angeführte Baurede. 5) Ein Prolog und ein Epilog für ein Privattheater. 6) Das gerächte Israel, oder Pharaos Ende, eine Kantate, die schöne musikalische Stellen hat. 7) Einige Lieder, Erinnerung der Kinderjahre, Kriegslied, an Gleim, an Hymen nach dem Katull, drey Trinklieder. 8) Drey komische Erzählungen, die Nordlichter, die Irrlichter, und das Rauchen der Büsche, Erzählungen von einer ganz besondern Art, die der Dichter eine Phänomenogonie nannte. Es sind so zu reden umgekehrte Verwandlungen, das heißt, Erklärungen von Lufterscheinungen aus ehmaligen erdichteten Metamorphosen z. E. von dem Nordlichte aus dem menschlichen Wünschen, und daher zugleich lehrreich, und satirisch. Die originelle Laune, und der Reichthum des Ausdrucks,

ſo man durchgehends findet, giebt dieſen Erzählungen eine Stelle unter ſeinen vornehmſten Gedichten. 9) Satiren. Zu den ehmaligen, nun hier ganz umgearbeiteten, Satiren kam nun eine dritte über die Kinderzucht hinzu, welche die vorigen ſchon weit übertraf. 10) Zwey poetiſche Briefe, der eine über die vier Zeitalter der Liebe, der andre über die Flüchtigkeit des menſchlichen Lebens. Vertrauliche und ſcherzhafte poetiſche Sendſchreiben hatten wir vorher ſchon genug erhalten, aber die horaziſche und popiſche Epiſtel, in welcher ſich neuerlich Herr Göckingk ſo ſehr hervorgethan, ward von Michaelis zuerſt bearbeitet. 11) Funfzehn Sinngedichte.

Durch die Empfehlungen derer Herrn Weiße, Grave, und Engel, wovon der letztere der vornehmſte kritiſche Freund von Michaelis geworden war, bekam er gegen das Ende von 1769 eine ſehr einträgliche und bequeme Hofmeiſterſtelle in einer der angeſehenſten Kaufmannsfamilien zu Leipzig. Zu dieſem Berufe ſchien er wie geſchaffen zu ſeyn, und er gewann daher ſogleich die ganze Liebe ſeines Eleven, und ſeines Prinzipals.

An der erſten Einrichtung meines Almanachs der teutſchen Muſen nahm er einigen Antheil

theil, und er hat, ſo lang er lebte, mich dabey von Zeit zu Zeit mit poetiſchen Beiträgen unterſtützt, worunter ſich vornemlich der fliegende Drache als eine Fortſetzung der Phänomenogenie, eine Epiſtel an Herrn Dyck, und Gedanken eines Kunſtrichters bey dem Schluß der Leipziger Vorſtellungen auszeichnen. In dem letzten Gedichte ſind verſchiedene Ausfälle auf Herrn Clodius, welcher der einzige unter den Leipziger Freunden der ſchönen Wiſſenſchaften war, mit welchem Michaelis nicht ſympathiſirte. Die Aenderungen in Langens Erzählung von dem Kometen rührten gleichfalls von Michaelis her.

Der damalige Aufenthalt der Wäſeriſchen Schauſpielergeſellſchaft in Leipzig, veranlaßte Michaelis zu einigen Prologen und Epilogen, die ihm zu machen aufgetragen wurden. Auch hier bahnte er ſich einen eignen Weg, indem er die Laune und das Salz der Satire zuerſt in die Theaterreden einführte. Als er für dieſelbe Geſellſchaft ein Nachſpiel zum Rodrus am Namenstage des Landesherrn verfertigen muſte, ſchrieb er eines in Verſen, die Schatten betitelt, das auch 1770 gedruckt wurde. Er zeigt uns hier den Rodrus in Elyſium, und läßt durch die Kaſſan-

ora weißagen, daß Kodrus zweimal auf Erden zurückkehren werde, einmal als Mammus, und einmal als Heinrich der Vogler, von welchem letztern mehrere George und Auguste in Teutschland abstammen würden. Ein Ballet macht den Beschluß. Dieses Stück ist immer als ein Beweis von Michaelis meisterhafter Kunst, in Versen zu dialogiren, merkwürdig, so viel auch sonst der ganze Entwurf Unnatürliches und Unwahrscheinliches hat. Da die Wäserische Truppe die erste war, welche etwas von Michaelis auf die öffentliche Bühne brachte, da die Vorstellung der Schatten die erste war, die er ganz aushielt, so gewann er ein gewisses Vorurtheil für Wäser und seine Leute, das er sich auch da nicht wollte benehmen lassen, als Wäser es unternahm, sich der ungleich bessern Kochischen Truppe entgegenzustellen, und das nur nach und nach bey ihm verschwand. Denn es war eine sehr löbliche Seite seines Herzens, daß er in allen seinen Freundschaften bis zur Hartnäckigkeit standhaft blieb. Ein Paar seiner ersten Freunde hatten ihm in der Folge, da sie ihn nicht mehr in Abhängigkeit von sich erhalten konnten, wahre Bosheiten beweisen. Dennoch war er nicht zu bewegen, daß

er

er bey der Umarbeitung eines gewiſſen Gedichts den Namen des einen ganz ausgeſtrichen hätte.

Das Jahr 1770 entrückte ihn auf einmal in einen gröſsern Zirkel, als der geweſen, worinnen er bisher gelebt hatte. Er ward nach Hamburg berufen, daſelbſt die bekannte Zeitung, den hamburgiſchen Korreſpondenten, zu beſorgen, ein, dem erſten Anſchein nach, für ihn ſehr vortheilhafter Beruf. Aber er, der ſeine beſten Freunde, der ſeinen Gleim oft Vierteljahre auf Antwort warten laſſen konnte, hatte, beſonders auch nun wegen ſeiner Aengſtlichkeit, das expedite Weſen nicht, das ein an gewiſſe Tage gebundnes Geſchäft erfodert. Er vereinigte ſich daher gar bald mit der Eigenthümerinn der Zeitung mit Madame Fink, man nahm ihm im kurzen die Beſorgung des politiſchen Theils der Zeitung, und zugleich die Hälfte des verſprochnen Gehaltes wieder. Nur der Umgang mit Herrn Ebeling und mit Madame Kummerfeld (der ehedem auf der Bühne berühmten Dem. Schulz) konnte ihm eine ſo unangenehme Lage erträglich machen. Sowohl wegen jener Urſachen, als weil die Kritick gar mit ſeiner Neigung nicht

übereinkam, besorgte er nur noch eine kurze Zeit die gelehrten Artickel jener Zeitung.

Durch Vermittlung von Lessing, dessen Gewogenheit er hier zu erwerben das Glück hatte, erhielt er noch in demselben Jahre eine andre Station, die seiner Neigung gemäßer war. Er gieng nämlich als Theaterdichter (ein vorher noch nie gehörtes Amt, das aber nachher mehrere z. E. die Herrn Bock, Klinger, Plümicke, Schink bekleidet haben) zu der Seylerischen Schauspielergesellschaft, und bekam einen ansehnlichen Gehalt dafür, daß er die Theaterreden und Vorspiele für diese Gesellschaft, und jährlich ein Paar Operretten schreiben sollte. Sowohl mit Herrn Seyler, als der damals noch unter dem Namen Henselinn berühmten Seylerinn errichtete er eine vertraute Freundschaft. Abermals ein, wie es scheinen möchte, so erwünschter Beruf, daß er niemals ihn mit einem andern zu vertauschen hätte Ursache haben sollen. Aber Verbindungen mit der teutschen Bühne haben so manchen getäuscht, und so war auch die, die Michaelis mit ihr eingieng, von kurzer Dauer. Sein Gehalt, der nach dem ersten Versprechen in eine hannöverische Pension hatte

verwandelt werden ſollen, muſte in der Folge einer Geſellſchaft zur Laſt fallen, die ihr Brod von Ort zu Ort zu ſuchen genöthigt ward. Dieſes Herumreiſen gereichte der ſchwachen Geſundheit des Dichters wegen der damit verbundnen unregelmäßigen Lebensart, bey der ihm beſonders rauhe Koſt oft zu ſtarken Getränken verleitete, und ſeiner Oekonomie, die er nie gut zu verwalten gelernt hatte, zu großem Nachtheil.

Als ſich endlich die Umſtände der Geſellſchaft immer mehr verſchlimmerten, verließ er ſie im Jahr 1771 ganz, und warf ſich in die Arme ſeines Gleim, der ihm ſchon vor der theatraliſchen Verbindung Haus und Tiſch angeboten hatte, und der ihn nun auf das zärtlichſte aufnahm. Auſſer dem Vergnügen, bei einem Gleim zu leben, hatte er auch das Glück in Halberſtadt ſo viele berühmte Mitbrüder im Apollo vorzufinden, daß er ſeinen jetzigen Aufenthalt als einen wahren Parnaß betrachten konnte. Denn nun waren in Halberſtadt folgende berühmte Männer beiſammen, die, der auch nicht weit davon entfernte, Herr Göckingk in einem ſeiner Sinngedichte alſo karakteriſirt:

Stürb' jetzt Anakreon, und würden wir die Erben,
So nähmest du, o Gleim, die Leier willig hin,
Jacobi seine Kunst, sich Herzen zu erwerben,
Michaelis ohne Streit den sorgenlosen Sinn,
Schmidt sein Talent als Greis von Liedern noch
zu brennen,
Lichtwer sein Glück, vom Könige geschätzt zu seyn.

Man setze zu diesen Männern den um die Erziehung der Landjugend so verdienten Domherrn von Rochow, den durch mehrere Uebersetzungen bekannten Herrn Benzler, einen verstorbnen Feldprediger Jähns, der auch Verse machte, und bedenke selbst, was das für ein Aufenthalt für einen Jüngling von Michaelis Genie und Herzen seyn muste. Gleich nach seiner Ankunft in Halberstadt bezog er das Zimmer des damals abwesenden Herrn Jacobi. Die Amoretten, die dasselbe verzierten, und insbesondre ein kleiner wächserner Amor im Priesterhabite veranlaßte ein Paar satirische Briefe in Prosa mit untermischten Versen, die zu Halberstadt 1771 unter dem Titel erschienen: An den Herrn Kanonikus Jacobi aus seiner Studierstube, und An den Herrn Kanonikus Gleim, innliegend

einis-

einige satirische Versuche von unsers Jacobi Amorn. Die Hauptidee des ersten Briefs ist, daß er die in Abwesenheit des Herrn Jacobi müssigen Amoretten wolle Satiren machen lernen, und die des andern, daß er sie wirklich darinnen habe Versuche machen lassen. Dies giebt in beiden Briefen Anlaß, die Geisel der Satire über mancherley Karaktere und Gegenstände zu schwingen. Beide Briefe sind, besonders in den poetischen Stellen, voll des vortreflichsten satirischen Salzes, beide aber zogen ihm auch Verdruß zu. Die Beichte, die Pastor-Amor hört, ward als ein Spott über heilige Dinge ausgelegt. Die Worte:

> Noch waren's Prediger, wie ich,
> Nun sind sie Pröbste worden

wurden auf den Herrn Probst Spalding gezogen, der über einige seiner von Herrn Gleim bekannt gemachten Briefe seinen Unwillen bezeigt hatte. Aber Michaelis Herz wuste so wenig etwas von Religionsspott, als von persönlichem Haß, er würde aber solchen Mißdeutungen, gleich andern Satirikern, künftig noch mehr unterworfen gewesen seyn. Eine Beylage jener Briefe war eine

Probe von einer Romanzirung der Aeneide, die er ganz auszuführen dachte, und die einer seiner drolligsten Werke geworden wäre. Im Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1779 hat es ein Ungenannter versucht, dies Leben und Thaten des Helden Aeneas in einem zweiten Mährlein in Michaelis Manier fortzusetzen. Daß dies Werk von Michaelis Fragment geblieben, brauchen wir nun, nachdem die Travestirung von Herrn Blumauer erschienen ist, weniger zu bedauren. Als Herr Jacobi in einem Briefe Pastor-Amors Absolution betreffend sich von allem Antheil an den satirischen Ausfällen in jenen Briefen lossagte, folgte eine neue Epistel: An Herrn Kanonikus Jacobi, worinnen Michaelis betheuerte, daß er weder die Religion antasten, noch ein Pasquill schreiben wollen.

Im Jahr 1772 wandte er seine Muse zu Halberstadt zur Ausfeilung einiger Opereten an, die er während seines theatralischen Lebenslaufes entworfen hatte. Und so erschienen: Opereten von J. B. Michaelis, erster Theil, Leipzig, 1772. Man findet hier nur Stücke von einem Aufzug, weil er glaubte, daß die Kunstrichter, die gegen die komische Oper eiferten, sie noch am ersten

als Nachspiele dulden konnten. Die Stücke sind: 1) Amor's Guckkasten. Der Gedanke, daß Amor einst mit einem Guckkasten herumgezogen, und daß alle Spröden, die in denselben gesehen, besiegt worden, war von dem Dichter einem Freunde zu Gefallen in einer Romanze vorgetragen worden, die im hamburgischen Korrespondenten, und im Leipziger Almanach erschien. Hier ist die Romanze in eine Operette verwandelt, die schon dadurch sich auszeichnet, daß lauter mythologische Personen darinnen auftreten. Die naive Neugierde von den Nymphen der Diana, und die Einfälle des Gottes Komus tragen zu dem Unterhaltenden dieses Stücks eben so viel bey, als die vortreflichen Arien. Es ist von den Herrn Neefe und Reichardt komponirt, und von der Schuchischen Gesellschaft gespielt worden. 2) Der Einspruch. Hanne soll wider ihren Willen den Schulmeister heirathen, allein Barthel thut der Hanne, und Grete dem Schulmeister Einspruch. Der Schulmeister verläumdet seinen Nebenbuhler Barthel als einen Hexenmeister. Dieser muß wirklich den Schulmeister durch Taschenspielereien in Furcht setzen; dann erscheint ihm Hanne als eine weiße Frau, er hält sie in der

Angſt für den Geiſt ſeiner erſten Frau, und giebt den Ring, den er von Hannen hat, wieder heraus. Dieſes kleine Poſſenſpiel, das der Dichter ſchon 1770 anfieng, hat auf dem Theater, auf das es Koch und Döbbelin nach Neefens Kompoſition gebracht, wegen der vielen niedrigkomiſchen Auftritte gefallen. 3) Herkules auf dem Oeta, ein Vorſpiel ganz in Verſen, für die Seylerische Geſellſchaft zu einem Geburtstage des Königs von England verfertigt, und vorher im Leipziger Almanach abgedruckt. Hier iſt blos die Apotheoſe des Herkules; dasjenige, was ſich auf den Geburtstag bezog, ſagte in der erſten Ausgabe eine Oreade. Dies Stück iſt als ein Verſuch von dem merkwürdig, was Michaelis in der ernſten Oper hätte leiſten können. Mit der Herausgabe des zweiten Bandes von Operetten gedachte er ganz vom Theater Abſchied zu nehmen.

Ein wichtigeres Werk war ein Jahrgang von poetiſchen Briefen, die er monatlich auf Pränumeration herauszugeben anfing, und wovon 1772 ſechs erſchienen. Man ſieht aus ihnen, wie reif bereits ſein Vortrag moraliſcher Wahrheiten, ſeine Laune, ſeine Erfindungskraft, und

ſeine

ſeine Gabe der Erzählung geworden. Im erſten Briefe an Gleim überblickt er unſre ganze Dichterzunft, und theilt unter ſie Blumen und Bäume aus, womit, ſtatt des Marmors, ihre Gräber geziert werden ſollen. Der zweite Brief über die Kunſtrichter ward durch die Einwendungen veranlaßt, die man gegen das Gemälde machte, ſo Dorat in der Vorrede von Selim et Selima von der Eintracht der teutſchen Dichter entworfen hatte. Der Haupteinwurf beſtand darinnen, daß viele unſrer Dichter ſich wenigſtens einmal in ihrem Leben unter die Kunſtrichter gemiſcht hätten. Aber Michaelis behauptet hier, daß ſie doch nie die Poeſie ſelbſt zum Werkzeug ihrer Leidenſchaften gegeneinander gebraucht hätten. Der dritte Brief an Herrn Jacobi iſt eine glücklich erfundene rührende Erzählung Paros und Hyla, welche beweiſen ſoll, daß die heidniſche Venus beſſer gedacht habe, als der chriſtliche Prieſter in Herrn Jacobi's Sommerreiſe. Der vierte Brief, Herrn Uz gewidmet, erinnert die Sterblichen mit Popens Nachdruck an ihre Beſtimmung, die ſie weder zu Seraphen, noch zu Thieren, ſondern zu einem Mittelding zwiſchen beiden verordnet hat. Im fünften Brief an

Herrn

Herrn Hofrath Köpken in Magdeburg wird der Laune ihr Sitz im Monde angewiesen, von da aus sie den Sterblichen nach Willkühr mitspielt, und aus drey Thoren Schnurren, Kapriſen, und Grillen versendet, welche alle seltsame Auftritte auf der Welt veranlassen. Der sechste Brief an Herrn Oeser giebt Regeln zur Erziehung des Dichters, bey der die Natur das meiste thun muß, bey der man aber die Natur am meisten zu unterdrücken pflegt. Der siebente Brief sollte dieselbe Materie fortsetzen, und an Herrn Weiße gerichtet werden.

Allein mitten auf dieser neuen Laufbahn zum Ruhm nöthigte ihn eine gefährliche Krankheit stille zu stehn. Am vierten Julius 1772 überfiel ihn ein heftiger Blutauswurf, wovon er schon auf seiner dramatischen Pilgrimmschaft einige Anfälle gehabt hatte. Während dieser Krankheit besserte er seine schon gedruckten Gedichte aus, und brachte seine Kinderfabeln, mit denen er schon lange umgegangen war, in Ordnung. Zu denen, die ihn in dieser Arbeit fanden, pflegte er zu sagen, daß er sein poetisches Testament verfertige. Er selbst schöpfte indeß, nach Art der Hektiker, immer noch einige Hofnung, ob er

gleich

gleich den Tod nicht fürchtete. Er hatte sich lange nicht so leidlich befunden, als den 30 September. Gleim und die Wärterinn verlaßen ihn nur einen Augenblick, ein neuer Blutsturz überfällt ihn, als sie zurückkommen, finden sie ihn, was Freunde und Aerzte schon täglich gefürchtet hatten, todt. Bey seiner Beerdigung ward ein geistliches Lied von ihm gesungen, das er noch einige Tage zuvor verbesserte. So fand er in den sechs und zwanzig Jahren seines kurzen Lebens vom Schicksal mehr hin und hergeworfen, als viele im längsten Alter, seine Ruhe im Grabe.

Seine unangenehmen und unsichern Situationen waren Ursache, daß ihn Teutschland in der That nur halb kennen lernte, und man würde ihm Unrecht thun, wenn man es seiner Neigung zuschriebe, daß er eine lange Zeit nur einzle Gedichte in die Welt schickte. So sorglos er auch sonst für sein Glück war, so bemühte er sich doch zuletzt ernstlich, einen gewissen Aufenthalt zu bekommen. Er hatte stets einen Hang zum akademischen Leben. Ich that, in der Absicht, wieder seines persönlichen Umgangs zu genießen, ihm den Vorschlag, eine außerordentliche Lehrstelle bey der Universität Giesen zu suchen. Allein er

gieng

gieng sehr ungern daran, theils, weil ihm Gleims Verlust zu empfindlich war, theils weil er Ansuchungen nie gern gethan hatte. Ich hatte ihm die damit verbundnen Schwierigkeiten verschwiegen, die auch am Ende wirklich unsrer beider Hofnungen vereitelten. Dies kränkte ihn indessen so wenig, daß er vielmehr mich darüber zu trösten suchte, und über das mislungne Projekt lachte.

Freimäthigkeit und Lustigkeit würzten stets seinen Umgang.

Ein Herz noch nach der alten Welt,
Nebst einer kleinen Dichtergabe,
Die meinem lieben Gleim gefällt,
Ist aller Reichthum, den ich habe;
Um mehr verlier ich nicht ein Wort,

so sagt er einmal sehr wahr in einem seiner Gedichte. Gleichgültigkeit und Zufriedenheit erhoben ihn über alle seine Schicksale. Er drückte sich einst von Gleim so aus, daß dieser ihm sey, was Pope dem Gay war. Und in der That wird man selten zwey so übereinstimmende Karaktere in allen kleinen Zügen finden, als die von Gay und Michaelis. Auch in Ansehung der dichteri-

schen

schen Talente ist diese Parallele sehr treffend. Origineller Witz und lebhafte Drolligkeit, Reichthum und Leichtigkeit, so wie auf der andern Seite unkorrekte Ueppigkeit und Dunkelheit sind beiden gemein. Juvenal, oder vielleicht Persius würde uns Michaelis noch erst in der Folge geworden seyn. Kritiken muste man ihm sehr behutsam mittheilen, wenn sie ihm nicht allen Muth benehmen sollten. Journale las er in den letzten Jahren seines Lebens gar nicht mehr, weil ihn die Misbräuche derselben äusserst aufgebracht hatten, und er nichts mehr, als eine allgemeine Eintracht auf dem teutschen Parnaße, wünschte. Er erkannte kein einziges Rezensionsinstitut für ganz unpartheiisch, als das von Herrn Weiße. Nachdem er in einem seiner Briefe von den Gräbern mehrerer teutschen Dichter geredet, so sagte er von dem seinigen:

Nur, daß kein Narr und Kritiker mich stört,
Bepflanzt mir's allenfalls mit Nesseln!

Dies veranlaßte Herrn Gleim, ihm ein Pettschaft zu schenken, worein eine Nessel über Lorbeern gegraben war.

Von seinen Gedichten habe ich alles angeführet, ausser denen, die sich in den beiden ersten Bänden meiner Anthologie der Teutschen befinden. Hier steht insbesondre ein Beweis seiner zärtlichen Liebe gegen seine Aeltern, deren Andenken ihm unter allen Abänderungen seiner Umstände heilig blieb. Verschiedne Gefälligkeiten, die ihm Herr Boie erwiesen, bewogen ihn endlich, den dringenden Einladungen desselben nachzugeben, und auch ihm etwas für seinen Musenalmanach auf 1773 mitzutheilen. Unter diesen Beiträgen ist ein Gedicht über Gleims Garten das vorzüglichste, das er verfertigte, als er noch nach Giesen zu gehen dachte.

Einer Brochüre: Freude der Unterthanen bey der Anwesenheit des Kaisers, die 1769 zu Prag mit sehr grotesker Pracht gedruckt wurde, führe ich nur wegen folgender kleinen Anekdote an. Ein Prager Verleger trug es dem Buchhändler Crusius zu Leipzig auf, ihm einen Dichter zu dingen, der ihm Böhmens Freude über Josephs Anwesenheit ausdrückte. Crusius beredte seinen Freund Michaelis, es zu übernehmen. Allein der Prager Buchhändler, der über die Kürze des Gedichts unwillig war, und der

da

da behauptete, daß eine Ode lang genug seyn müste, um einen besondern Verlagsartikel abzugeben, wollte unter diesem Vorwande das versprochne Honorarium schmälern. Michaelis fand sich mit Recht so beleidigt, daß er gar nichts dafür annahm.

Unter [illegible]ehrern Werken, die er noch vorhatte, will ich nur einer Dichtkunst in Versen gedenken. Sein Brief über die Erziehung des Dichters läßt vermuthen, wie sie ausgefallen seyn würde.

Herr Gleim, welcher sowohl die Verbesserungen zu den bereits gedruckten Gedichten, als die Kindersabeln in Händen hat, machte dem Publikum die, immer noch unerfüllte, Hofnung, entweder die sämmtlichen Werke, oder doch die Fabeln, nach seiner edlen Denkungsart durch eine Subscription zum Besten der Eltern des Dichters herauszugeben, so wie er bereits seine eignen Gedichte nach den Minnesingern zum Besten der Schwestern von Michaelis hatte drucken lassen.

Vor dem Göttinger Musenalmanach des Herrn Göckingk für das Jahr 1776 steht sein Bildniß nach Calau von Sturm schlecht gestochen.

Es hat viel Aehnlichkeit in den Gesichtszügen, nur ist das Gesicht zu vollkommen gemacht, und die Nase gar nicht getroffen.

Michaelis Lied an Nerinen zum neuen Jahrstage hat unter der Aufschrift an Eudosien Herr Kamler in das sechste Buch seiner lyrischen Blumenlese, und eben derselbe sein Wiegenlied für gewisse Schönen ins dritte Buch S. 226 aufgenommen.

Eine Probe, wie Michaelis seine ältern Gedichte wirklich verbesserte, sieht man in der Fabel vom Kanarienvogel in dem obgedachten Göckingischen Almanach, welches die erste Fabel in der Sammlung von 1766 war.

Im ersten Theil des zweiten Bandes von des Herrn von Schirach steht eine Abhandlung über J. B. Michaelis Schriften und Genie, die aber mehr eine Lästerung, als eine kritische Beurtheilung verdient genannt zu werden.

Zu vier von Michaelis Fabeln hat Herr Johann Heinrich Meil Kupfer in folgender Sammlung gestochen: Fabeln nach dem Französischen des Herrn de la Fontaine mit Kupfern, Dresden, 1779.

Daß

Daß etwas von ihm in fremde Sprachen wäre übersetzt worden, ist mir unbekannt. Nur aus der Anzeige von der Idea della Poesia Alemanna T. 1. Napoli 1779 in der Neuen Bibliotheck der schönen Wissenschaften ersehe ich, daß einige Lieder von ihm in dieser Sammlung von Bertola ins Italienische sind übergetragen worden.

Im Jahr 1780 erschienen zu Gießen: Johann Benjamin Michaelis Werke, erster Band. Es enthält dieser erste Band, ausser dem Leben des Dichters von mir (das auch schon 1775 einzeln zu Frankfurth erschienen war) alle die zerstreuten Gedichte desselben, die sich weder in den Fabeln, Liedern, und Satiren, noch in den einzeln Gedichten, noch in den Operetten befinden. Sie sind unter folgende Rubricken geordnet: Poetische Briefe, theatralische Gedichte, Fabeln und Erzählungen, lyrische Gedichte, vermischte Gedichte. Weil sich der Gieser Verleger mit den Verlegern jener drey Sammlungen nicht vereinigen konnte, so ward diese Ausgabe nicht fortgesetzt. Doch hat der Verleger der einzeln Gedichte um die davon noch vorräthigen Exemplare einen Titel: Michaelis Werke zweiter Band geschlagen.

XXXI.

Gottlieb David Hartmann.

Gottlieb David Hartmann ward 1752 zu Roßway im Würtenbergiſchen gebohren. Sein Vater Iſrael Hartmann iſt Waiſenſchulmeiſter daſelbſt, und Vater von ſechs Kindern. Schon in den Knabenjahren zeichneten ſich bey Hartmann ſehr originelle Züge des Karakters aus. Steifer Sinn, Hinwegſehn über alle Hinderniſſe, und Gefühl der vollen Kraft ſeiner Seele bemerkte man ſchon früh an ihm. Sein Vater iſt kein Gelehrter, aber ein Mann von hellem Verſtand, und rechtſchafnem Herzen, und ſeine Mutter bey aller anſcheinenden Strenge eine zärtliche Mutter ihrer Kinder. Weder Reichthum, noch Armuth iſt das Loos ſeiner Aeltern; bey einer vergnügten, über ihren Stand ſich nicht erhebenden Denkungsart haben ſie ſo viel, als die Bedürfniſſe des Lebens erfodern. Unter dieſen Umſtänden lernte der junge Hartmann die Nothwendigkeiten

keiten nicht kennen, die sich der Reiche erdichtet, und so kostete es ihm nachher in spätern Jahren weniger Mühe, gnügsam zu seyn. Sein durch eine solche Erziehung abgehärteter Körper dauerte hernach manches aus, wo andre untergelegen hätten, und, was in allen seinen Schriften ein karakteristischer Zug ist, er bekam eine vorzügliche Fühlbarkeit für die Leiden der niedern Stände. Hartmann hatte eine gewisse Härte in seinem Karakter, die, wenn er der Sohn eines vornehmen Mannes gewesen wäre, leicht eine falsche Richtung hätte nehmen können. Für seine Wißbegierde war es freilich ein Hinderniß, daß ihm seine Aeltern nicht alle die Bücher schaffen konnten, die er wünschte, oder auch nicht wollten, weil sie von der Gelehrsamkeit keine Profession machten. Dagegen bemühten sie sich vornemlich mit unermüdetem Anhalten, ihm Grundsätze der Religion einzuflößen. Vielleicht fehlten sie in der Methode, und in den Büchern, die sie dazu brauchten, und die zum Theil mystisch und schwärmerisch waren. Doch war es von Hartmann unbillig, daß er sich in der Folge gegen jedermann darüber beklagte, und die gute Absicht seiner Aeltern übersah. Allein es war

ein Grundzug seines Karakters, daß er sich auf allen Wegen selbst leiten, sich nie auf das Ansehn eines andern stützen wollte.

Sowohl nach den Absichten seiner Aeltern, als auch nach seiner eignen Entschliessung wurde Hartmann der Theologie in früher Jugend gewidmet. Nach den Würtenbergischen Einrichtungen müssen die zur Theologie bestimmten Jünglinge schon vom vierzehnten Jahre an eine ganz besondre Erziehung bekommen. Solche Erziehungsanstalten können nun wohl nicht nach den verschiednen Subjekten geändert werden, aber vernünftige Lehrer werden die äußere Form doch nie zu einem drückenden Joch für denkende Köpfe machen. Hartmann klagte oft über Tyranney und Mangel an Geschmack bey seinen Lehrern, mit welchem Grunde, kann ich nicht sagen. Hartmanns Bestimmuug war also, jetzt bis zum Anfang der Universitätsjahre Lateinisch, Griechisch, und Hebräisch zu lernen, und damit Geschichte, Mathematick, und neuere Sprachen zu verbinden. Gut wäre es für seine Bildung gewesen, wenn er die vier Vorbereitungsjahre, die er hier zubringen muste, nach der durch die Gesetze bestimmten Absicht angewendet hätte,

und

und er soll es nachher oft bereut haben, daß er sich seinem eignen Hang zu sehr überlassen. Geboren mit einer ausserordentlichen Neigung zur Dichtkunst, immer schon nach eignen Produkten strebend, und bey Betrachtung selbst von Meisterwerken andrer doch halb ungeduldig verweilend, zum Widersprechen und zur Rechthaberey geneigt, muste er es unerträglich finden, vier Jahre lang in strenger Unterwürfigkeit zu leben. Hätte er unter denen, mit denen er hier zugleich erzogen wurde, einen einsichtsvollen Freund gefunden, der sich zu seinen Launen herabgelassen hätte, so wäre vielleicht seine Unzufriedenheit gehoben worden. So heftigen Widerstand auch Hartmann jederzeit that, wenn man ihn mit Gewalt zu etwas zwingen wollte, so gern gab er doch den Vorstellungen eines Freundes nach. Aber, wenn Jünglinge von dem Alter, das Hartmann damals hatte, beisammen leben, wenn überdies ein gewisser Wetteifer unter ihnen herrscht, so geschieht es nicht selten, daß sich die Köpfe vielmehr aneinander reiben, als daß durch Verbindung der Herzen eine innige Freundschaft entsteht. So musten freilich diese vier Jahre für Hartmann Jahre des Misvergnügens

seyn. Es kostete ihm manche Thräne, daß seine Lehrer ihm beständig Vorstellung gegen seine Art zu studieren thaten, und wurden diese Aufforderungen durch Briefe von seinem Vater bestätigt, so blutete sein Herz, er wollte anders handeln, und konnte nicht. Seine Einbildungskraft mahlte ihm das Klösterliche und Abgemeßne seines Tagewerkes noch schwärzer, als es war, und so schmachtete er, wie in einem Kerker, nach Freiheit. Diese Leiden des jungen Hartmann veranlaßten jemanden, (wie einige glauben, den Herrn Professor Seybold) einen Roman, worinnen er die Gebrechen von dieser Erziehungsanstalt zeigen wollte, nach ihm zu beiteln. Dies ist die Wirtembergische Klostergeschichte Hartmann, die Leipzig 1775 erschien, und worinnen alles Roman ist, auch die angehängten Gedichte haben unsern Hartmann nicht zum Verfasser.

Indessen trugen doch jene vier Jahre sehr viel zu Hartmanns Bildung bey. Durch den Widerstand, den er überall fand, wurden seine Kräfte recht in Uebung gebracht. Da er die lateinischen und teutschen Dichter, Journale, Romane u. s. w. des Nachts lesen, und seine Ausarbeitun-

tungen verstohlner Weise machen muste, so geschah es mit desto größerm Eifer. Auch sein moralischer Karakter gewann. Er wurde biegsamer und gefälliger, er bekam etwas mehr Welt- und Menschenkenntniß. Besonders nützlich wurden ihm jene vier Jahre dadurch, daß er zu dem Studium vieler alten Schriftsteller genöthigt wurde. Er empfand es bey der weitern Entwicklung seines Geistes selbst, wie vortheilhaft ihm das gewesen sey, und wie es ihm noch vortheilhafter hätte werden können, wenn er besonders die Griechen sorgfältiger studiert hätte. Unter allen seinen damaligen Lehrern sprach er immer von dem Herrn Professor Kübler in Blaubeuren mit der meisten Achtung. Nicht, als ob er bey diesem Nachgiebigkeit gegen seine jugendlichen Vorurthiele gefunden hätte, sondern weil er viele Erinnerungen, die ihm derselbe gab, in der Folge bestätigt fand.

Je mehr seiner Liebe zur teutschen Dichtkunst Einhalt geschah, desto tiefer schlug sie bey ihm Wurzel. Er las heimlich alles, was er nur von teutschen Dichtern auftreiben konnte. Doch sein Lieblingsdichter war Klopstock, der immer auf sein Herz am meisten wirkte, und den er mit dem

feu-

feurigsten Enthusiasmus verehrte. Nicht nur Hartmanns eignes von Natur ernstes Temperament, sondern auch in der Folge ein emsiges Studium von Sulzers Theorie bestimmten ihm ganz für die sittlichere und edlere Dichtkunst.

Im Jahre 1772 kam er auf die Universität Tübingen, und wurde hier in das theologische Stift aufgenommen. Da er es hier allen zuvorthun wollte, und da er hier mehr Jünglinge von seinem Alter und Talenten kennen lernte, so verdoppelte er seinen Fleiß, und studierte emsig, selbst auf Kosten seiner Gesundheit. Wie er nach einer gewissen peinlichen Unruhe seines Temperaments nichts erwarten konnte, so wäre er auch gern in einem Jahre ein Gelehrter geworden. Zu seinem Verdruß fand er nun noch so manche Lücke in seinen Kenntnissen. Durch den Umgang mit einigen philosophischen Köpfen erwachte bey ihm der Hang zur Spekulation. Er fieng an, Philosophie zu studieren, und, da er bald merkte, wie nöthig dem Philosophen die Kenntniß der Geschichte sey, da er auch besonders Vergnügen an der Geschichte der alten teutschen Dichtkunst fand, so fiel er auf alle diese Gegenstände mit der grösten Ungeduld, und bemächtigte sich derselben in kur-

zer

zer Zeit mit glücklicherm Erfolge, als viele bey anhaltenderm Fleiße mehrerer Jahre. Was er von diesen Kenntnissen sammelte, war blos sein Werk, nicht das Resultat von Kollegienheften.

In diesem Jahr 1772 schickte er mir ohne Namen unter einer gewissen Addresse verschiedne Uebersetzungen aus dem Horaz, einige scherzhafte, und einige ernste Gedichte zur Beurtheilung. Ich ermunterte ihn zu den letztern, und er gestand mir nachher, daß ihn seine eigne Neigung dazu bestimme, und daß Ossian, Klopstock, Denis, und Kretschmann von jeher seine liebste Lektüre gewesen. Was er von einzelen Gedichten in der ernsthaften Gattung in dem Jahre 1772 versuchte, waren fünf lyrische Stücke, die in meinem Almanach auf 1773 erschienen. Ein Gedicht, das er an Rhingulph, oder Kretschmann geschickt hatte, veranlaßte eine poetische Antwort von diesem, worinnen er Hartmannen den Namen Teknhard beylegte. Hartmann stimmte den Bardenton in seinen Oden ohne Affectation an, sprach mit Wärme und Nachdruck, und trug edle Gesinnungen vor. Einer seiner ersten Versuche war an den Herrn Regierungsrath Huber gerichtet, den er vorzüglich verehrte. Als Herr

Schwan

Schwan in einer Brochüre, die er unter dem Titel: Der Landprieſter im Oberrheiniſchen Kreiſe gegen meinen Almanach richtete, eine Digreßion über die neuern Barden machte, kritiſirte er auch einige Ausdrücke in Telynhard's Gedichten. Ueber dieſe Kritick ward Hartmann, nach ſeiner auffahrenden Art, und nach ſeiner Aengſtlichkeit äußerſt aufgebracht. Da ihm noch Feſtigkeit der Ueberzeugung mangelte, ſo muſte ich alles anwenden, um ihn zu bereden, daß er dem unerachtet dieſer Art von Dichtkunſt getreu blieb. In dem Almanache für 1774 feierte er das Andenken des Tages, an welchem ich ihn zur Dichtkunſt ermuntert hatte, in einer Ode: Mein Bardenfeſt. Ferner widmete er den Verdienſten des Herrn von Gemmingen eine Ode, ein kleines Gedicht an Henrietten nicht zu rechnen, ein Mädchen von zwölf Jahren, das bey ihm wegen ſeiner großen Vorzüge die erſte Empfindung von Liebe erweckte. In dem Almanach für 1775 ſchilderte er den Patrioten in der Ode an Herrn Huber, und lieferte ein Kinderlied nach einer bekannten Melodie. Nach ſeinem Tode ließ ich noch im Almanach für 1781 drey 1774 von ihm erhaltne Stücke drucken: Vaterlandsode, Meine

Leh-

Lehrer (voller Dankbarkeit gegen seine ehmaligen Lehrer) und Aufmunterung an Würtenberg bey der Genesung seines Landesvaters. — In der ersten Abtheilung des Taschenbuchs für Dichter erschienen 1774 zwey Gedichte von ihm mit T bezeichnet; die zweyte Abtheilung enthält unter demselben Buchstaben von ihm drey Oden an die Herrn Spittler, Bodmer, und Werthes. In Herrn Spittler weißagte er mir oft den großen Geschichtsforscher, den wir jetzt in ihm bewundern, und von Herrn Planch schrieb er mir immer mit dem grösten Enthusiasmus. Wie würde er sich jetzt freuen, den Ruhm dieser Männer in seinem Mittage zu sehen!

Durch mich erhielt Hartmann von Herrn Hofrath Meusel den Auftrag, Anzeigen von philosophischen Büchern für die Erfurter Zeitung zu machen. Auch die Aufnahme in die dasige gelehrte Gesellschaft, die ihm Herr Meusel bewirkte, diente ihm zur Ermunterung.

Frühzeitig fieng er einen Briefwechsel mit Herrn Lavater an, die durch eine natürliche Sympathie ihres Geistes immer vertraulicher wurde. Bey beiden war tiefes Gefühl, und feuriger

Schwung

Schwung der Imagination, bey Hartmann zwar minder rasch, aber doch auch lebhaft. Was er einmal gefaßt hatte, das hielt er mit der ganzen Kraft seiner Seele. In seinen Meinungen, in seinem Widerstreben gegen alles, was man ihm von allen Seiten dagegen zurief, war er unbeweglich. Aus Begierde, Lavatern kennen zu lernen, reiste Hartmann im October 1773 nach Zürch. Einige auf dieser Reise gemachte Beobachtungen hat er in der Erfurter Zeitung 1773 S. 724 u. f. mitgetheilt. Lavater that mehr an ihm, als er von dem großmüthigsten Freund hätte erwarten können. Hartmann gewann durch den Umgang mit Lavater mehr äußere Gefälligkeit, als er sonst hatte, mehr Herablassung zu andern, und überhaupt mehr Kunst des Umgangs. Durch die persönliche Bekanntschaft mit Bodmer ward er mit dem vortreflichen Karakter dieses Greises bekannt, und er unterließ nichts, sich seine Zuneigung zu erwerben. Er wechselte nachher fleißig mit Bodmer Briefe, und es war zum Erstaunen, mit welcher Geduld der Greis oft den ungebundesten Widerspruch von ihm duldete, ihn auf die rechte Bahn lenkte, ihm wichtige Winke zum Nachdenken und zur Lektüre gab. Bodmer

und

und Lavater machten ihn auch mit Sulzer bekannt.

Nichts war ihm lehrreicher, als der Briefwechsel mit dem großen Sprachkenner Fulda, durch den er mit den älteſten Urkunden der teutſchen Sprache, mit der Geſchichte aller Zeiten und Völker bekannt ward. Er ließ ſich keine Mühe verdrießen, die Begriffe, die Fulda unentwikkelt ließ, in einer verſtändlichen Sprache auszudrücken, und fortzubauen, wo Fulda Grund gelegt hatte.

Durch Herrn Hofrath Meuſel erlangte er Gelegenheit, Beyträge für den teutſchen Merkur zu liefern, und es wurden folgende Abhandlungen von ihm in denſelben eingerückt: Von der Zuläßigkeit irriger Phantaſien bey dem moraliſchen Gefühle, wo der Satz ausgeführt wird, daß man irrigen Phantaſien einigen Einfluß auf das moraliſche Gefühl geſtatten könne, wenn man nur vorher die ächten Gründe des Wahren und Guten erkenne, und ſtets dabey das wachſame Auge des Verſtandes auf ſie gerichtet habe; Philoſophiſche Betrachtung über den Schauer des Körpers bey unangenehmen Din-

gen, besonders bey zukünftigen, oder blos möglichen; Ueber das Ideal der Geschichte.

Am Ende des Jahres 1772 gab Hartmann heraus: Die Feyer des letzten Abends 1772, worinnen er die vornehmsten Begebenheiten des abgewichnen Jahres, die Revolution in Schweden, den Frieden in Teutschland, den englischen Krieg, das Schicksal von Pohlen dichterisch betrachtet, und manche andre Episoden einwebt. Das Gedicht ist theils in Hexametern, theils in lyrischen Sylbenmaasen abgefaßt, und redet die Bardensprache. Freymüthige und edle, stark gesagte Gesinnungen, die darinnen herrschen, machen dem Verfasser Ehre. Zwey Gedichte an Denis und Kretschmann sind beygefügt. Das für dieses Gedicht erhaltne Honorarium schenkte Hartmann seinen Eltern. Als jene Feyer mit Beyfall aufgenommen ward, gab er drauf zusammen heraus: Die Feyer des Jahres 1771 an den Genius des Jahrs, und die Feyer des Jahres 1773. Besonders hatte nun die letztere Feyer einen weitläuftigern und überdachtern Plan. Nicht blos öffentliche Weltbegebenheiten, sondern auch Vorfälle, die auf den Verfasser nähere Beziehung haben, sind hier feurig besungen. Am Ende

steht

steht wieder ein Anhang von drey Oden. Jene Art von lyrisch-epischen Gedichten, die er Fever nannte, gefiel besonders wegen des Patriotismus, und des Tugendeifers, den er darinnen an den Tag legte. Er gedachte, Jahr für Jahr so fortzufahren, und diese Gedichte immer karakteristischer und interessanter für die Nation zu machen. Hartmanns natürliche Offenheit, jede That mit ihrem rechten Namen zu bezeichnen, sein tiefer Abscheu vor allen dem, was die Rechte der Menschheit verletzt, sein hochstrebendes Gefühl gegen alles, was nur den Schatten einer Bedrückung zu haben schien, das alles leuchtet mit dem Glanz eines glücklichen Genies aus jenen Gedichten hervor. Eigentlich sind es mehr Skizzen, als vollendete Werke, aber zu solchen hatte er noch nicht Muse genug, und noch nicht genug Uebung im Kleinern. Vielleicht würde er einmal mehrere Jahrsfeiern zusammen geschmolzen, und ein grosses Gedicht daraus gemacht haben, wenigstens war dies eine von seinen Ideen, die er für ein reiferes Alter aufsparte.

Im Jahr 1773 erschien von ihm: Sophron, oder die Bestimmung des Jünglings, eine philosophische Betrachtung der innern und äußern

Dinge, auf die der Jüngling bey seiner Bestimmung Rücksicht nehmen sollte. Er hatte dieses Buch mit beständigem Gefühl von seiner eignen Lage und Schicksalen geschrieben. Er schrieb es mit der noch neuen Empfindung von seiner eignen Bestimmung, alles war ihm also wichtig, weil er von seiner Sache schrieb. Daher entstand aber auch oft der Mangel an Unpartheilichkeit, die unnöthige Einmischung von Anekdoten, und die Weitläuftigkeit bey bekannten Dingen. Eben deswegen ward er gegen diese Schrift selbst immer nach und nach gleichgültiger. Auch die Erinnerungen, die ihm sein Vater über einzle Stellen des Buchs machte, und welche voll des gesundesten Menschenverstandes, und der richtigsten Erfahrung waren, trugen dazu bey, daß er die Mängel seiner Arbeit weit schneller und richtiger entdeckte.

Der Buchhändler Richter zu Altenburg wollte 1774 gern ein zweites Paquet von litterarischen Briefen an das Publikum haben, wovon das erste, das 1769 erschien, den Herrn von Schirach zum Verfasser hatte, und ganz Klotzens Streitigkeiten mit Leßing und Herder gewidmet war. Hartmann übernahm die Fortsetzung,

setzung, aber ohne Beziehung auf jene Streitigkeiten, und der Titel erlaubte ihm, aus dem weiten Felde der Litteratur mancherley Gegenstände zu wählen. Vier Briefe über die Geschichte der Menschheit, ein Brief über die Theogonie, zwey Briefe über einige philosophische Behauptungen in Jerusalems Betrachtungen über die Religion, ein Brief über Meiners Psychologie, ein Brief über Fulda's Schrift von den Hauptdialecten der teutschen Sprache, und ein Brief über das Einfache machen den Innhalt dieser Sammlung aus.

Jetzt hatte Hartmann den Kopf voller Ideale, und, weil sie sich noch nicht auf gnugsame individuelle Kenntnisse stützten, so konnte es nicht fehlen, daß manches dieser Ideale zu chimärisch war. Hieher gehört vornemlich sein Aufsatz im Teutschen Merkur über das Ideal der Geschichte. Man sieht in demselben durchgehends einen denkenden, aber freilich noch unerfahrnen Jüngling, der keck über alte und neuere Schriftsteller urtheilt. Herr Huber hätte gewiß den Druck dieses Aufsatzes gehindert, wenn damals nicht Hartmann fast immer von Tübingen abwesend gewesen wäre, um sich zur Reise nach Mitau vorzubereiten.

Durch den Sophron, und durch Lavaters Empfehlung gewann Hartmann die Gunst von Sulzer, der ihn 1774 an das nach seinem Plan neu errichtete akademische Gymnasium zu Mitau als Professor der Philosophie mit einem Gehalt von dreihundert Thaler beförderte, da Hartmann schon manche Versuche gemacht hatte, sich seinem Vaterlande, und der Theologie zu entreißen. Ehe er Schwaben verließ, ward er noch Magister der Philosophie. Sein Herz ward innig bewegt, da er nun auf einen Schauplatz treten sollte, der Erfahrung und Menschenkenntniß foderte. Bey der großen Entfernung von seinen bisherigen Freunden konnte er nicht einmal hoffen, sich durch öftern Briefwechsel mit ihnen schadlos zu halten. In seinem Vaterlande hatten sich auch viele Umstände zu seinem Vortheile geändert, und unerachtet seines Mißvergnügens mit demselben behielt er doch stets eine entscheidende Neigung für Würtenberg. Nur der Gedanke, daß er doch einst zurückkommen, und alle Wanderungen bey seiner starken Leibesbeschaffenheit aushalten könne, stählten seinen Muth.

Niemand war geschickter, als Hartmann, durch den Eifer, womit er alle Unternehmungen angrif,

angrif, durch das allgemeine Interesse, das er jeder Sache durch seine Lebhaftigkeit zu geben wuste, bey dem neuen Institut in Mitau alles in Thätigkeit zu setzen. An Gelegenheit dazu konnte es ihm auch nicht fehlen, da der Herzog von Kurland Peter den Professoren freien Zutritt verstattete, und auch viele seiner Minister Hartmanen bald lieb gewannen.

Bey allen Arbeiten, die ihm sein Amt verursachten, hörte Hartmann dennoch nicht auf, thätig für das Publikum zu seyn. In der allgemeinen theologischen Bibliotheck, die damals zu Mitau erschien, pries er des Herrn Huber Versuche mit Gott zu reden, und beurtheilt die Schrift des Herrn Herder: Briefe zweier Brüder Jesu. Die letztere Rezension läßt fast vermuthen, als wenn nun Theologie sein letzter Zweck geworden wäre. Wenigstens versicherte er oft seine Freunde, daß er alle seine gegenwärtigen Bemühungen mehr für Vorübungen, als für Zweck ansehe. Er predigte auch einigemal in Mitau, und vielleicht wäre unter den theologischen Geschäften dies das schicklichste für ihn gewesen. Der Mangel einer gründlichen Kenntniß der morgenländischen Sprachen und der Kirchen-

geſchichte würde ihn ſtets gehindert haben, als gelehrter Theolog zu glänzen.

Da Hartmann ſchon in den Univerſitätsjahren einen ſehr fruchtbaren Schriftſteller verſprach, ſo könnte man ſich wundern, warum er in Mitau nicht mehr fürs Publikum gearbeitet habe. Aber hier war er nicht mehr der einſiedleriſche Jüngling, wie ehedem. Im Gedränge mannigfaltiger Bekanntſchaften, unter den Vorbereitungen für die Pflichten ſeines Amtes, und immer auch für die größern Werke, die er noch zu liefern gedachte, war es ihm damals unmöglich, alles das zu leiſten, was er ſich ſelbſt vorgenommen, und was er andre zu hoffen berechtigt hatte. Teutſche Geſchichte, vornemlich die des Hohenſtauñſchen Hauſes, Gedanken über die menſchliche Seele, eine Abhandlung vom Mahleriſchen in Klopſtock's Schriften u. ſ. w. waren ſeine vorzüglichſten Nebenarbeiten. Einige Zeit ſtudierte er die Geſchichte Würtenbergs eifrig, und hatte vor, wenn er genug vorbereitet wäre, ſie im Kleinen zu entwerfen, wie Herr Schlözer die von Korſika, und hernach zehn Jahr lang an einer ausführlichen Geſchichte dieſes Landes zu arbeiten. Auch hatte er im Sinn, Bodmers Le-

ben

ben zu ſchreiben, und ihn gegen unbilligen Tadel in Schutz zu nehmen.

Voll von gelehrten Entwürfen, und im Begrif, einen immer feſtern Karakter zu bekommen, gerade in der Epoche, da ſich ſeine Ideen zu läutern anfiengen, ſtarb Hartmann dahin. Schon hatte er ſich von einem hitzigen Fieber erhohlt, und wagte es, ſich der rauhen Witterung auszuſetzen. Die Krankheit ergrif ihn aufs neue, und ſeine ſonſt ſo feſte Konſtitution war in wenig Tagen überwältigt. Er gieng mit groſſer Gelaſſenheit dem Tode entgegen, und nur bey der Erinnerung an ſeine Eltern brach ihm das Herz. Er ſtarb am 5ten November 1775 im drey und zwanzigſten Jahr ſeines Alters. Der Herzog lieſs ihn beerdigen, und ſuchte ſelbſt ſeinen Vater durch einen ſehr gnädigen Brief, und durch Geſchenke aufzurichten.

Im Jahr 1779 gab Herr Wagenſeil (auch ein Schwabe) unterſtützt von einigen Freunden des Seeligen zu Gotha heraus: Hartmanns hinterlaſſene Schriften. Auf dem Titelblatt ſteht die Silhouette des Dichters. Voraus ſteht eine Nachricht von dem Leben und Karakter deſſelben, die ich hier, theils verkürzt, theils ver-

mehrt, gegeben habe. Sodann folgen die drey Jahresfeiern, und mehrere lyrische Gedichte, wovon einige hier zum erstenmal im Druck erscheinen. Doch das Lied S. 207 hat nicht Hartmannen, sondern Schubarten zum Verfasser. Den Beschluß machen prosaische Aufsätze, und Auszüge von Briefen. Im teutschen Museum 1779 S. 381 ist bemerkt, daß die Freunde und Verwandte von Hartmann übel mit dieser Sammlung zufrieden seyn, indem sie nur solche Stücke enthalte, die der Verfasser gröstentheils nie wieder würde haben drucken lassen, und von denen er frey gestanden, daß er sie zu rasch in die Welt geschickt habe. — Ein Gedicht auf Hartmanns Tod von Herrn Bilfinger steht in meinem Almanach für 1778.

XXXII.

Philipp Ernst Kaufseysen.

Philipp Ernst Kaufseysen war der Sohn eines reichen Kaufmanns, und ward im Jahre 1743

1743 zu Danzig gebohren. Weil man an ihm frühzeitig viel Neigung, und vorzügliche Fähigkeiten zu den Wissenschaften bemerkte, so ward er ihnen gewidmet. Sein Fleiß und seine Talente machten, daß er die niedern Schulen viel jünger, als gewöhnlich, verließ. Er gieng hierauf nach Jena, und erwarb sich dort viele, vornemlich aber philosophische, historische, und alle zur Litteratur gehörige Kenntnisse, denn für diese war er gebohren. Nach einiger Zeit ward er Magister, gieng nach Greifswalde, und hielt daselbst öffentliche Vorlesungen. Seine die Mittelmäßigkeit übersteigende Kenntnisse, seine natürliche, und dennoch ganz eigne Art zu denken, besonders aber sein gutes und wohlwollendes Herz machten ihn allen werth, die ihn kannten. Nur ein Laster, die Neigung zum Trunk beherrschte ihn. Dem Trunke folgte die Verschwendung, und diese gebahr Schulden, die er nicht bezahlen konnte. Um sich vor seinen Gläubigern zu sichern, verließ er Greifswalde heimlich, und nun, vom Mangel genöthigt, entschloß er sich, Kriegsdienste zu suchen.

Der damalige Krieg bot ihm bald die Gelegenheit an, preußische Dienste zu bekommen, und,

und, da es schon längst sein Wunsch gewesen war, sein Glück im Dienste des Königs von Preussen zu suchen, so ergrif er diese Gelegenheit, und gieng unter das Kleistische Regiment Freydragoner. Sein Betragen reitzte bald die Aufmerksamkeit des Generals von Kleist, und da dieser bey näherer Untersuchung fand, daß Kaufseysen nicht blos ein guter Dragoner, sondern auch ein Mann von so gutem Geschmack, und von so vielen Kenntnissen war, daß er zur Besorgung seines Briefwechsels keinen bessern finden könnte, so bot er ihm dieses Geschäfte an. Kaufseysen, der für seinen General eine ausserordentliche Achtung hegte, übernahm es mit Freuden, und verwaltete es mit so viel Fleiß und Geschicklichkeit, daß er das völlige Zutrauen seines Chefs gewann, der nunmehro anfieng, ihn mit Gnadenbezeugungen zu überhäufen.

Bald aber starb der General, das Regiment ward reduzirt, Kaufseysen hatte nichts erspart, für den preußischen Dienst aber, in welchem er sich so wohl befunden hatte, war er völlig eingenommen. Dies war ihm genug, sich durch einen Unteroffizier vom Regiment des Prinz Ferdinand von Preussen im Jahr 1769 anwer-

werben zu laſſen. Er verlangte, und nahm kein Handgeld, ſondern begnügte ſich mit der Hofnung des Avancements, das ihm der Werboffizier verſprach. So ward er gemeiner Muſketier, und, was das ſchlimmſte war, ein unbrauchbarer Muſketier. Er hatte einen ſchwächlichen Körper und einen freydenkenden Geiſt. Die Pflichten ſeines jetzigen Standes konnten ihm alſo nicht anders als ſehr beſchwerlich werden. Das Gefühl des Schönen ward durch ſeinen gegenwärtigen Zuſtand ſehr geſchwächt, doch konnte es auch durch die widrigſten Zufälle nicht ganz erſtickt werden. Er kämpfte mit dem Schickſal, ohne zu ſiegen, oder beſiegt zu werden, und ſo war er doch glücklicher, als er zu ſeyn ſchien. Seine vorzüglichen Talente erwarben ihm bald die Liebe ſeiner Vorgeſetzten, aber nur gar zu oft ſchwächte er ihre Zuneigung durch ſein eingewurzeltes, dem Kriegsſtande ſo ſehr entgegengeſetztes Laſter.

Sein vornehmſter Gönner war der Hauptmann von Thadden, der ihn, ob er gleich damals noch keine Kompagnie hatte, aus Liebe zu den Muſen aus allen Kräften unterſtützte. Kauſseyſens von Natur ſchwacher, durch Kummer und Leidenſchaften zerſtörter Körper war indeſſen

dessen unfähig, sein jetziges Schicksal lange zu ertragen. Einige Ohnmachten waren die ersten Vorboten des annähernden Todes, den er mit Gleichgültigkeit erwartete. Seine Krankheit nahm zu, und er ward ins Lazareth gebracht. Sein letztes Geschäft war ein Schreiben an den Herrn von Thadden, Religion, Unerschrockenheit, Vertrauen auf die göttliche Gnade, und gefühlvolle Dankbarkeit gegen seinen Beschützer waren die Empfindungen, die diesen Brief erfüllten. So starb er an der Auszehrung in dem Lazareth zu Ruppin den 21 December 1775 im drey und dreissigsten Jahre seines Alters.

Das erste Gedicht, das von ihm bekannt wurde, erschien in dem Göttinger Almanach für 1772, und drückte die Empfindungen eines Selbstmörders sehr stark aus. Ein artiges Lied an die Zephire folgte in demselben Almanach für 1773. Nachher habe ich in der ersten und dritten Abtheilung des Taschenbuches für Dichter unter seinem Namen und unter den Buchstaben K. M. und in meinem Almanach für 1774, theils mit seinem Namen, theils mit denselben Buchstaben, einige seiner Gedichte bekannt gemacht. Im Jahr 1782 erschienen zu Berlin:

Kaufs-

Kaufseyſen's Gedichte, nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von G. Danovius, Lieutenant bey dem preußiſchen Feldartilleriekorps. Als Herr Danovius denen Herrn Offiziers bey dem Regiment des Prinzen Ferdinand von Preuſſen eine Anweiſung in einigen militäriſchen Wiſſenſchaften zu geben hatte, lernte er den Herrn Hauptmann von Thadden kennen, und ſah bey ihm Kaufseyſen's Handſchriften. Er erbat ſie ſich, und erhielt von ihm die Erlaubniß, ſie drucken zu laſſen. Damit verband er die ſchon gedruckten Gedichte, und brachte alles unter folgende, etwas unbequeme, Rubriken: Sinngedichte, Kriegslieder, Romanzen, Gelegenheitsgedichte, Scherze und Empfindungen, moraliſche Gedichte, vermiſchte Gedichte, geiſtliche Oden und Lieder, ehedem gedruckte Gedichte. Im Anhang erzählte er das Leben des Dichters, ſo wie ich es hier von ihm entlehnt habe. Unkorrekt ſind Kaufseyſen's Gedichte alle, und er dichtete in zu vielerley Fächern, als daß er in einem vollkommen werden konnte, allein ein leichtes Lied mislung ihm nie ganz; und man findet immer einzelen guten Ausdruck der Empfindung, wo auch kein gutes Ganze iſt. Die

Sinn-

Sinngedichte ſind zu ſehr aus dem Stegreiſe gemacht. Viele moraliſche Gedichte kontraſtiren ſehr mit ſeinem unſittlichen Leben. In Kriegsliedern und Romanzen iſt er zu ſehr Nachahmer. In eigentlichen Oden hat er zu viel proſaiſche Stellen. Die meiſte Anlage hatte er unſtreitig zum Sanftrührenden der Elegie. Vieles in jener Sammlung hätte gar den Druck nicht verdient, und der Herausgeber hätte unſtreitig eine beſſre Auswahl treffen ſollen. In Herrn Böllners Leſebuch findet man auch einige Gedichte von Kaufeyſen.

XXXIII.

Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty.

Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty ward 1748 den 21 December zu Marienſee im Hannöveriſchen gebohren, wo ſein Vater Philipp Ernſt Hölty ſeit 1742 Prediger war. Seine Mutter hieß Eliſabeth Juliane, eine gebohrne Gößel, wel-

welche sein Vater nach dem Tode seiner ersten Frau 1748 geheirathet hatte. Sie starb 1757, und sein Vater heirathete das Jahr drauf die dritte Frau, die 1775 Wittwe ward. Hölty war in seiner Kindheit zur Bewunderung schön, bis in sein neuntes Jahr, da ihn die Blattern entstellten. Schon früh zeigte er viel Munterkeit und Wißbegierde. Sobald er schreiben konnte, schrieb er alles auf, was er merkwürdiges gehört hatte. Er betrug sich gegen jedermann liebreich und gefällig, und, wen er für rechtschaffen hielt, den vertheidigte er bey aller Gelegenheit.

In eben der Woche, da seine Mutter starb, bekam er die Blattern. Gram und Krankheit brachten ihn in Gefahr, das Gesicht zu verlieren, und raubten ihm seine natürliche Munterkeit. Als er nach zwey Jahren den völligen Gebrauch seiner Augen wiederbekam, verdoppelte er Eifer und Fleiß im Lernen. Sein Vater, der in Sprachen und Wissenschaften sehr geübt, auch der Dichtkunst nicht abgeneigt war, unterwieß ihn, ausser der teutschen, in der hebräischen, griechischen, lateinischen, und französischen Sprache, in der Geographie, Geschichte, und was sonst auf Schulen gelehrt wird. Sein Fleiß

gieng so weit, daß er des Nachts heimlich aufblieb. Der Vater untersagte es ihm, und die Mutter verschloß Licht und Lampen sorgfältig vor ihm. Dennoch wuste er sich mit Oel zu versorgen, und Lampen höhlte er sich von Rüben aus. Um früh wieder zu erwachen, band er sich um den Arm einen Bindfaden, woran ein Stein befestigt war, diesen legte er auf einen Stuhl vors Bette, damit, wenn er sich gegen Morgen umwendete, der Fall des Steins ihn wecken möchte.

Bey diesem Fleiße war er weder mürrisch, noch stolz, sondern heiter, sanft, gefällig, die Freude seiner Familie. Der sanfte häusliche Umgang, die heitere Stille des Landlebens, und sein lebhaftes Gefühl für die Reitze der Natur sicherten ihn gegen alle Nachtheile der Lesesucht. Eigner Geist und Empfindung strebte in seiner Seele empor, und zog Nahrung aus den Büchern, die er las.

Auser den Schulstunden gieng er gern mit Büchern in ein düstres Gehölz, las sie sich laut vor (welches auch nachher bey guten Schriften seine Gewohnheit blieb) und betrachtete die Schönheiten der Natur. Früh zeigte sich bey ihm ein Hang zum Schauerlichen. Er besuchte

ohne

ohne Furcht den Kirchhof, und machte selbst Erwachsnen das Grauen lächerlich; er verkleidete sich als ein Gespenst, und wankte, blos zu seinem Vergnügen, ohne die Absicht zu schrecken, des Abends auf Gräbern umher. Im eilften Jahr fieng er an, Verse auf den Tod eines kleinen Hundes, auf das Abc, und, was ihm sonst vorkam, zu machen, womit er aber, wie mit seinen geistlichen Reden, die er oft vor seinen Kamaraden vom Schemel hielt, gegen seinen Vater sehr geheim war. Selbst in der Kirche fielen ihm Reime ein, und, wenn er kein Papier bey sich hatte, so schrieb er sie an die Wand. Die heftige Begierde, seinen Geist zu beschäftigen, machte ihn gegen die Pflege des Körpers gleichgültig, und sein nachläßiger Anzug ward ihm oft von seinen Eltern verwiesen. Auch in der Folge muste man viel Ueberredung anwenden, wenn er den bestäubten Flausrock ablegen sollte, den er täglich trug.

Als Hölty sechszehn Jahr alt war, wuste er mehr, als die meisten Jünglinge, die die Akademie beziehn. Gleichwohl schickte sein Vater, überzeugt, daß ohne innige Vertraulichkeit mit den Alten keine Gelehrsamkeit Statt finde,

und um seinem Sohne mehr Weltkenntniß und feinere Sitten zu verschaffen, ihn 1765 auf die Schule nach Zelle, wo sein Oheim der Kanzleirath Gößel wohnte. Hier blieb er drey Jahre, und erwarb sich die Liebe und Achtung seiner Lehrer sowohl, als aller, die ihn kannten. Zu Michaelis 1768 gieng er zu seinem Vater zurück, und Ostern 1769 nach *) Göttingen, um Theologie zu studieren. Sein Vater bestimmte ihm die gewöhnliche Zeit von drey Jahren, und versorgte ihn hinlänglich. Auch vergaß Hölty seine Bestimmung nicht, sondern lernte gewissenhaft alles, was einem künftigen Prediger zu wissen nöthig ist. Indessen blieb einem Geiste, wie der seinige war, noch Zeit genug, sich mit Lesung der Alten und der Neuen (er las nun auch italienische Werke) und mit eignen Arbeiten zu beschäftigen. Auch auf der Universität war sein Fleiß unermüdet. Es war ihm leicht, ganze Tage und Nächte mit anhaltender Geduld über den Büchern Ruhe, Freuden der Welt, und geselliges Leben zu vergessen. Sein liebster Aufenthalt waren die Bibliothecken, und sein einsames Zimmer.

Eigent-

*) Miller und Geißler lassen ihn auch einige Zeit in Halle studieren.

Eigentlich naſchte er mehr in den meiſten Büchern, als daß er ſie zweckmäßig gewählt, und Vorrath aus ihnen geſammelt hätte. Oft machte er ſich ein Geſchäft daraus, ſchlechte Oden der Engländer und Italiener zu durcharbeiten, und zu verbeſſern. Gute Gedichte ſchrieb er ganz, oder ſtellenweiſe ab, auch überſetzte er ihrer viele aus fremden Sprachen. Da er in den letzten Jahren auch die ſpaniſche Sprache lernte, ſo hatte ſeine Wißbegierde ein großes Feld vor ſich. Nie ſah man ihn aber mürriſch, oder zerſtreut; wenn er im Leſen vertieft überfallen ward, machte er ruhig ſein Buch zu, und war mit ganzer Seele Freund. Eine ſeiner liebſten Unterhaltungen war, bouts rimés, oder gemeinſchaftliche Parodien, Nachahmungen der damals herrſchenden Bardengeſänge, und andre dergleichen Schnurren zu machen.

Nachdem er die erſte Zeit zu Göttingen ohne viele Bekanntſchaft zugebracht hatte, ward er im dritten Jahre mit den Herrn Bürger und Miller, und von Oſtern 1772 an nach und nach mit den Herrn Voß, Boie, Hahn, Leiſewitz, Kramer dem jüngern, und den Grafen Stolberg bekannt. Nun bat er ſeinen Vater, ihn

noch in Göttingen zu laſſen, und es ward ihm vorerſt noch ein halbes Jahr bewilligt. Aber Hölty ruhte nicht, bis er ein Stipendium, einen Freitiſch, und eine Stelle im philologiſchen Seminarium erhielt. Er meldete dies ſeinem Vater, und erbot ſich, was ihm noch fehlen möchte, durch Unterricht zu verdienen.

Hölty's erſter Anblick war nicht empfehlend. Stark von Wuchs, niedergebückt, unbehülflich, von trägem Gang, von todtenfalbem Geſicht, ſtumm und unbekümmert um ſeine Geſellſchaft, konnte er dem, der ihn das erſtemal ſah, unmöglich gefallen. Er zeigte ein treuherzig, aber auch einfältigſcheinendes Anſtaunen, einen Mistrauen verrathenden, nur halben Blick, ein beſtändig kränkliches Anſehen, und oft ward er daher von Leuten, die ihn nicht genauer kannten, für einen ſimpeln und phlegmatiſchen Menſchen angeſehen. Wirklich hatte ſein Körper ſo wenig natürliche Wärme, daß er ſich mit bloßem Kopfe unter einen heißen Ofen legen konnte, und man hätte nicht denken ſollen, daß in einem ſolchen Körper ein ſo feuriger Geiſt wohnte. Nur in ſeinen hellblauen Augen ſchimmerte ein treuherziges, mit etwas Schalkhaftigkeit vermiſch-

les Lächeln, das sich über sein Gesicht verbreitete, wenn er etwas mit Wohlgefallen las, oder eine schöne Gegend betrachtete. Dieses behagliche Staunen dauerte einige Zeit, und dann rufte er mannigmal mit voller Herzlichkeit aus: Das ist herrlich! Aber gewöhnlicher verschloß er seine Empfindungen in sich selbst, und, wenn er sie mittheilte, so geschah es fast immer auf eine besondre Art. Bey kleinen vertraulichen Schmäusen war er sehr frölich. Freunden, die er achtete, las er gern seine Gedichte vor, und hörte sich gern von ihnen loben. Seine Freunde haben ihn nur zweimal weinen sehn, einmal, als der Arzt ihm sagte, daß sein Blutauswerfen bedenklich sey, und das andremal auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters. Bey Unbekannten sprach er wenig oder nichts, und selbst unter seinen Freunden, wenn die Gesellschaft nur etwas zahlreich war, muste das Gespräch sehr anziehend, oder geradezu an ihn gerichtet seyn, ehe er sich darein mischte. Dann sprach er oft lebhaft, schnell, und mit erhöhter Stimme, und sein Gesicht ward weniger blaß. Alsdann war er am beredesten, wenn die Rede von guten Menschen war. Ueber eine That, die die Menschheit

heit entehrte, stand er anfangs in Zweifel, ward er aber davon überzeugt, so gerieth er in die heftigste Bewegung. Nichts brachte ihn mehr auf, als Verfolgung unterdrückter Unschuld, gekränkte Menschheit, Tücken der Bosheit. Beleidigungen und Unglücksfälle andrer rührten ihm mehr, als seine eignen. Nur selten hörte man ihn in Klagen über seinen siechen Körper ausbrechen. Mannigmal, wenn er lange mit abwesender Seele gesessen hatte, unterbrach er das Gespräch durch einen drollichten Einfall, der desto mehr Lachen erregte, da er ihn mit ganz trockner Stimme und ehrbarem Gesicht vorbrachte. Mit einem äusserlichen Scheine von Gleichgültigkeit verband eine brennende Neugierde. Er wuste zuerst, was jede Messe Gutes und Böses gebracht hatte, ihm entgieng keine Rezension, wiewohl ihm Lob und Tadel der Rezensenten beinahe gleich viel Freude machte.

Dienstwilliger und gefälliger kann man nicht seyn, als Hölty war. Er schlug keine Bitte ab, wenn man sie gleich unwissend auf Kosten seiner Ruhe that. Keinen Spatziergang lehnte er auch nur mit einer bedenklichen Mine ab, und oft erfuhren seine Freunde hinterher, daß

daß er nöthige Geschäfte deswegen zurückgesetzt und die Nacht drauf gearbeitet hatte. Miller lernte von ihm Englisch, Hahn Griechisch, und Voß Englisch und Italienisch.

Im Herbste 1773 fieng er an, Freunde fürs Geld im Englischen und Griechischen zu unterrichten, um seinem Vater eine Erleichterung zu verschaffen, und im Sommer 1774 (in welchem Jahre er auch, um Millern zu begleiten, eine Reise nach Leipzig that) unternahm er Uebersetzungen aus dem Englischen, wobey anfangs Herr Voß sein Gehülfe war. Zuerst ward 1775 seine Uebersetzung von dem Kenner, einer englischen Wochenschrift gedruckt, oder vielmehr nur ein Auszug daraus, in welchem alles blos Nationelle und Lokale wegblieb, so daß aus vier Bänden des Originals nur einer ward. Er hatte vor, ähnliche Auszüge aus dem Rambler, Adventurer, und Idler zu machen, die damals in Teutschland noch wenig bekannt waren. Hierauf folgten Hurd's moralische und politische Dialogen, und 1776 der erste Theil von den Werken des Grafen Shafresbury.

Spät im Herbste 1774 fieng er an, Blut auszuwerfen, das er für eine unschädliche Folge eines

eines im ersten akademischen Jahre gehabten hartnäckigen Hustens, und lange zurückgebliebenen Stechens hielt. Im Anfang des Mays 1775 wenige Wochen nach dem Tod seines Vaters gieng er nach Hannover, um den Herrn Leibmedikus Zimmermann um Rath zu fragen, welcher urtheilte, daß er vielleicht noch von der Schwindsucht gerettet werden könnte, wenn er die verordneten Arzeneien gebrauchte, und die vorgeschriebene Diät befolgte. Um dies zu thun, begab er sich nach Marienfee, wo er den Sommer über blieb. Nichts schmerzte ihn mehr, als die Trennung von seinen Göttinger Freunden, und das Gedicht, das er bey dieser Gelegenheit an Miller richtete, war voller trauriger Ahndungen. Im Julius schien sich seine Gesundheit etwas zu bessern, und da nahm er sich vor, zu Michaelis nach Wandsbeck zu ziehen, wohin sich Herr Voß begeben hatte. Nachdem er wieder ein Jahr in leidlichen Umständen hingebracht hatte, gieng er im August 1776 aufs neue nach Hannover, um unter Zimmermann's Aufsicht noch eine kleine Kur zu gebrauchen. Auch hier war er zu arbeitsam, indem er hier keinen Freund hatte, der ihm von dem vielen Studieren abzog. Schleichen-

chendes Fieber, Kopfweh, Bruſtbeſchwerungen plagten ihn faſt unaufhörlich, bis er den 1ten September 1776 ſtarb. Herr Voß hatte es einigen geklagt, daß ſich Hölty noch bey aller Kränklichkeit mit Ueberſetzungen quälen müſte, um etwas Geld zu einer kleinen Luſtreiſe zu ſammeln, worauf eine Freundinn funfzig Thaler zuſammenbrachte, und nach Hannover ſchickte. Aber Hölty war ſchon todt, und das Geld ward ſeinem älteſten Bruder geſchenkt.

Gleich nach ſeinem Tode ließ ſein Freund Herr Miller folgendes zu ſeinem Gedächtniſſe drucken: Etwas über Hölty's (perſönlichen und poetiſchen) Karakter als eine Beylage zum achzigſten Stück der teutſchen Kronick, eine Schrift, die viel Merkwürdiges enthält.

Hölty war in dem letzten Jahre, da er ſein Ende noch nicht ſo nahe glaubte, ſchon ſelbſt mit einer Sammlung ſeiner Gedichte beſchäftigt. Der Tod übereilte ihn, und ſeine Papiere wurden dem Herrn Boie anvertraut, der ſie herauszugeben verſprach. Mancherley Hinderniſſe verzögerten dieſe Ausgabe. Indeſſen unternahm es ein Herr Adam Friedrich Geisler der Jüngere

Christ. Ludw. Heinr. Hölty's sämmtlich hinterlassene Gedichte in zwey Theilen, Halle, 1782 herauszugeben, in welche Sammlung aber viele Gedichte kamen, die nicht von Hölty herrührten, oder doch nicht von ihn zum Druck bestimmt waren. Diese unächte Ausgabe veranlaßte nun folgende authentische: Gedichte von L. H. C. Hölty besorgt durch seine Freunde Fr. Leop. Grafen zu Stolberg, und J. H. Voß, Hamburg, 1783. Die Herausgeber wählten mit der größten Sorgfalt das Beste aus seinen Werken heraus, und gaben lieber zu wenig, als zu viel. Sie haben sogar die petrarchische Berklerode aus dem Wandsbecker Boten von 1774, und den Gesang der Barden Hölegast im Vossischen Almanach von 1776 nicht aufgenommen. Auch in Ansehung der Lesarten haben sie sorgfältig alles, was Hölty, so wie es vorher war, seiner unwürdig erkannte, nach seiner Anweisung oder Andeutung geändert. Die Sammlung enthält sieben und siebenzig Gedichte. Bey jedem steht das Jahr, in dem es verfertigt ward, das älteste darunter ist von 1768. Uebrigens wäre zu wünschen, daß die Gedichte auch nach der Folge der Jahre wären abgedruckt worden. Voraus

ist

ist Hölty's Leben geschickt, das ich hier etwas verkürzt und verändert geliefert habe.

Das erste, was mit Hölty's Namen im Druck erschien, waren acht Gedichte, theils ländliche, theils elegische, die ich 1772 im dritten Theil von der Anthologie der Teutschen bekannt machte. Schon damals urtheilte ich, daß unsre Sprache von der bilderreichen Phantasie und sanften Empfindung dieses neuen Dichters viel hoffen könne. Sowohl zu dem Almanach der teutschen Musen (auf das Jahr 1773 unter dem Buchstaben H, und auf das Jahr 1774 unter dem Buchstaben T) als auch zu dem Taschenbuche für Dichter (erste Abtheilung unter den Buchstaben H. und L. zweite Abtheilung unter dem Buchstaben H) gab er mir schätzbare Beyträge. Was er sonst bey seinem Leben drucken ließ, findet man in den Musenalmanachen derer Herrn Boie und Voß, nämlich in denen von Herrn Boie für die Jahre 1773, 1774, und 1775, theils mit seinem Namen, theils in dem für 1773 unter den Buchstaben V. L. in dem für 1774 unter den Buchstaben H. H. und in dem für 1775 unter T., in dem von Herrn Voß für 1776 mit seinem Namen. Nach seinem Tode machte Herr

Voß

Voß noch verſchiedenes von ſeinem Nachlaß in den Almanachen für 1777, 1778, und 1779, theils mit ſeinem Namen, theils mit dem Zeichen Y. bekannt. Vor dem Almanache für 1778 ſteht Hölty's Bildniß. In Anſehung der Gattung von Gedichten, der er ſich vorzüglich widmen wollte, war Hölty anfangs unentſchloſſen. Auf der Schule zu Zelle machte er Oden, die voll überhäufter Bilder, und gedehnter Allegorien waren, wozu ihn die Lectüre engliſcher lyriſcher Dichter verleitete. Sodann gieng er zur komiſchen Romanze über, aber ſeit 1772 gab er ihr auf immer den Abſchied, weil er überzeugt zu ſeyn glaubte, daß ſie ſein Fach nicht ſey. Er, der hernach ſelbſt der Barden ſpottete, ſchickte mir damals ſelbſt Bardengeſänge, die unter dem erdichteten Namen Kamann gedruckt werden ſollten, die er aber bald wieder zurückfoderte. Ein Paar ſeiner Bardenoden aus damaliger Epoche ſtehen in meinem Almanache für 1780. Als er in die Lectüre des Arioſt und Bernd vertieft war, nahm er ſich vor, ein großes romantiſches Gedicht aus den Zeiten der Kreuzzüge zu verfertigen, ein Vorhaben, das aber auch ſchon 1772 aufgegeben ward. Die Reliques of antient english

Poe-

Poetry veranlaßten ihn, die schauderhafte Ballade der Engländer zu bearbeiten, und wir haben ihm hierinnen mehrere vortrefliche Versuche zu danken. Als man ihm aber in neuern Zeiten anlag, noch mehrere Balladen zu verfertigen, so antwortete er, ihm komme ein Balladensänger, wie ein Harlekin, oder wie ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor. Er bestimmte sich zuletzt ganz allein für die ländlichen, und diejenigen Gedichte, die eine süße melancholische Schwärmerey gestatten. In seinen meisten lyrischen sowohl als elegischen Stücken findet man daher sanfte Rührung, enthusiastische Schwermuth, eine blühende und an originellen Bildern reiche Sprache, und so viel wahre Bilder aus der Natur, daß wohl niemand besser, als Hölty, die übrigen Jahrszeiten hätte schildern können, die Kleist unbearbeitet gelassen hat. Seine Religionsgesinnungen leuchten aus seinen Gedichten hervor. Religion, Tugend, Freundschaft und Liebe machen den vornehmsten Innhalt seiner Gedichte aus, und er redet von ihnen auf eine Art, die seinem Herzen Ehre macht. — Unter den Unternehmungen, die sein Tod vereitelte, soll eine Uebersetzung von dem englischen Elegien-

dich-

dichter Jerningham, und eine teutſche Dichterchreſtomathie geweſen ſeyn.

XXXIV.

Juſt Friedrich Wilhelm Zachariä.

Juſt Friedrich Wilhelm Zachariä wurde im Jahr 1726 den 1ten May zu Frankenhauſen im Thüringiſchen gebohren. Sein Vater war Friedrich Siegmund Zachariä, Schwarzburgiſcher Kammerſekretair und Regierungsadvokat, ſeine Mutter Martha Eliſabeth, gebohrne Müllerinn, Tochter eines dortigen Regiſtrators. Seinen erſten Unterricht erhielt er in der Schule ſeiner Vaterſtadt. Schon hier zeigte er eine lebhafte Einbildungskraft, und ſchon als Schüler machte er poetiſche Verſuche. Zu dieſen ermunterte ihn auch das Beiſpiel ſeines Vaters, der in ſeiner Gegend durch Gelegenheitsgedichte beliebt war. Im Jahr 1743 gieng er nach Leipzig,

um hier die Rechte zu ſtudieren. Aber weit mehr, als das Studium der Rechte lag ihm die ſchöne Litteratur, und die Befriedigung ſeines Hangs zur Dichtkunſt am Herzen. Der damalige Zeitpunkt, in welchem die erſte Morgenröthe des teutſchen Geſchmacks anbrach, der Ort ſeines Aufenthalts, wo ſich dieſer Geſchmack zuerſt zu bilden anfieng, die Bekanntſchaft mit denen, die ſich um ſeine Bildung zuerſt verdient machten, der Beifall, den ſeine erſten Verſuche fanden, dies alles muſte ſeine Neigung zur Poeſie begünſtigen und ermuntern. Gottſched wurd gar bald auf ſeine poetiſchen Fähigkeiten aufmerkſam, und, trieb ihn an, ſein komiſches Gedicht der Renommiſt in den Beluſtigungen bekannt zu machen. Allein, ſo wie Gottſched überhaupt die Anhänglichkeit beßrer Köpfe nich lange genoß, die zu viel eigne Kraft fühlten, als daß ſie die Herrſchaft hätten ertragen können, die er ſich anmaſſen wollte, ſo konnte auch Zachariä ihm nicht lange getreu bleiben. Sein guter Schutzgeiſt führte ihn ſchon 1744 in die Geſellſchaft jener vortreflichen Männer, die die bremiſchen Beiträge herausgaben, und die ich in Gellerts Leben genannt habe. Zachariä genoß ihre Ermunte-

rung, Belehrung, Beifall, und Freundschaft; drey davon, nämlich Gärtner, Ebert, und Konrad Arnold Schmid wurden in der Folge seine Kollegen in Braunschweig. Zachariä war es, der dasjenige, was die Mitarbeiter der bremischen Beiträge nicht in ihre Werke aufgenommen hatten, in zwey Bänden Braunschweig 1768, nach den Gattungen der Aufsätze geordnet, herausgab. Auch in der Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge, die 1750 herauskamen, erschienen Gedichte von ihm.

Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Leipzig kehrte er auf einige Zeit zu den Seinigen zurück, und gieng sodann im Jahr 1747 nach Göttingen. Hier war er vornemlich bey dem verstorbnen Rath Claproth sehr beliebt, durch den er auch Mitglied der dortigen teutschen Gesellschaft ward. Hier errichtete er eine vertraute Freundschaft mit dem Freihern von Gemmingen, die durch ihre gemeinschaftliche Lieblingsneigung, die Poesie, täglich enger ward, und auch nachher fortdauerte, nachdem sie durch den Ort ihres Aufenthalts getrennt waren.

Im

Im Jahr 1748 ward er Hofmeiſter am Karolinum zu Braunſchweig. Seine Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, ſein gebildeter Geſchmack, ſeine Verbindung mit den beſten Köpfen Teutſchlands wurden für ſeine Untergebene Beiſpiel und Ermunterung, und durch einen gefälligen Umgang erwarb er ſich ihr Zutrauen. Unter denen, die ſeiner Aufſicht anvertraut geweſen, verdienen der würdige Kurator der preußiſchen Univerſitäten der Freiherr von Zedlitz, und der als Dichter aus den Almanachen rühmlich bekannte baireuthiſche Kammerherr Freiherr von Spiegel beſonders genannt zu werden. Wie gern Zacharia die erſten Entwicklungen dichteriſcher Talente ermunterte, beweiſt die im Jahr 1767 von ihm herausgegebne Sammlung der Gedichte eines im ſiebzehnten Jahre auf dem Karolinum verſtorbnen Herrn von Lucke, und ſein Vorbericht zu dieſer Sammlung.

Der Herzog ernannte ihn 1761 zum ordentlichen Profeſſor der Dichtkunſt bey dieſem Inſtitut. In ſeinen Vorleſungen lehrte er die Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften nach dem Batteux, und die Mythologie nach Pomey und Gautruche; auch ſtellte er mit denen, die Anlage und

Neigung zur Poesie hatten, praktische Uebungen an.

Zu jenem Amte kam 1762 die Aufsicht über die Buchhandlung und Buchdruckerey des Waysenhauses, und über die Intelligenzblätter zu Braunschweig. Die thätige Aufmerksamkeit auf die Vortheile jener Buchhandlung, indem er ihr gangbare Schriften in Verlag verschafte, und selbst für sie arbeitete, machte er sich dieser Aufsicht eben so würdig, als durch seine Sorgfalt für die Aufnahme der Buchdruckerey, die während seiner Direktion viele wesentliche Verbesserungen erhielt. Mit der Aufsicht über die Intelligenzblätter war zugleich die Herausgabe der gelehrten Beiträge verbunden, die ihnen pflegen beigefügt zu werden. Diese besorgte er bis zum Jahre 1774, da er jene dreifache Aufsicht freiwillig abgab, und mit andern Vortheilen vertauschte. Auch war er vom Jahr 1768 bis 1774 Herausgeber der Neuen Braunschweigischen Zeitung, und Verfasser der meisten darinnen befindlichen Anzeigen und Beurtheilungen neuer Schriften.

Im Jahre 1763 bis 1764 gab er auf Pränumeration seine poetischen Schiften in neun Bän-

Bänden mit (schlechten) Kupfern heraus. Die ganze Sammlung ist dem Herzog Ferdinand von Braunschweig in einem Gedichte zugeschrieben. In dem ersten Bande findet man: 1) Der Renommist, ein scherzhaftes Heldengedicht in sechs Gesängen, und gereimten Versen, das, wie oben gedacht, zuerst in den Belustigungen erschien, hernach in den scherzhaften epischen Poesien nebst einigen Oden und Liedern stand, die Braunschweig 1754 und 1761 herauskamen. Ein Jenaischer Raufer wird geschildert, den die Leipziger Galanterie vergebens zu civilisiren sucht. Obgleich die feinere Welt, die zuweilen allzu natürliche Schilderung roher Studentensitten nicht hat billigen wollen, so sind doch schon hier Karakterisirungen, Gemählde, Parodien ernsthafter Epopeen, witzige und satirische Stellen, die einen guten Dichter verrathen. Die Galanterie, die Mode, Leipzigs Schutzgeist, der Gnome Pandur, der den Renommisten begleitet, und der Kaffeegott sind die, etwas zu gehäuften, Maschinen dieses Gedichts, das hierinnen, so wie in seiner ganzen Einrichtung, die erste Nachahmung von Boileau und Pope in unsrer Sprache war. 2) Verwandlungen, vier Bücher. Der Pu-

Pudergott läßt sich von einer Zaubergöttinn ein Band geben, womit er alle Anbeter der spröden Selinde verwandelt, weil er sie selbst liebt. Zuletzt wird Selinde selbst eine Statue. Man findet hier eine große Reihe schöner satirischer Schilderungen. Dies Gedicht stand zuerst in den bremischen Beiträgen, und ward 1764 in französische Prosa übersetzt. 3) Der Phaeton, ein scherzhaftes Heldengedicht in Hexametern und fünf Gesängen. Eine Schöne will selbst in einem Phaeton fahren, stürzt aber, wiewohl unbeschädigt, in einen See, woraus sie ihr Anbeter rettet. Der Neid und eine Wassernixe sind die einzigen Maschinen. Sowohl in Einfachheit des Plans, als in der Ausführung hat dieses Gedicht viele Vorzüge. Französisch übersetzt erschien es 1775, und in schönen lateinischen Versen von Reichard 1780. 4) Lagosiade, oder die Jagd ohne Jagd, ein scherzhaftes Heldengedicht in vier Gesängen in Prosa. Ein Hase wird mit einem Stock erschlagen. Der Plan ist geringfügig, und die Sprache hat nur einzle schöne Stellen. Dieses Gedicht stand zuerst in den vermischten Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge.

Im

Im zweiten Bande stehen: 1) Das Schnupftuch, ein scherzhaftes Heldengedicht in fünf Gesängen, und in gereimten Versen. Ein junger Graf hat ein Schnupftuch erbeutet, das seiner geliebten Belinde entfiel. Die Göttinn der Zwietracht nimmt die Gestalt der Schöne an, und befiehlt ihrem Kammermädchen, dem Grafen das Schnupftuch wieder abzufodern. Sein Hofmeister nöthigt ihn, es herauszugeben. Belinde ist schon im Begrif, es ihm wiederzuschicken, als die Zwietracht in Gestalt einer Freundinn ihr erzählt, wie der Graf damit, und mit ihrer Liebe geprahlt habe, sie behält es also. Ihre Mutter läßt den Grafen zum Spiel einladen, allein er kommt nicht, und Langeweile bemeistert sich der Gesellschaft, so daß sich die Assemblee frühzeitig zerschlägt. Noch Abends acht Uhr aber überrascht sie der Graf auf ihrem Zimmer, um zu hören, ob sie selbst den Befehl gegeben, das Schnupftuch zu hohlen, welches sie im Zorn bejaht. Allein am andern Tag nöthigt sie ihre Mutter, sich mit dem Grafen zu versöhnen, und das Schnupftuch zurückzugeben. Der Plan ist so gut angelegt, daß der Leser bis zuletzt in Erwartung hingehalten wird. Ueberhaupt hat unter

den komiſchen Heldengedichten des Verfaſſers dies den meiſten Beifall erhalten. Herr Huber hat es in der Choix des Poeſies Allemandes ins Franzöſiſche überſetzt. 2) Murner in der Hölle, ein ſcherzhaftes Heldengedicht in fünf Geſängen und Hexametern, erſchien zuerſt Roſtock 1757. Der Innhalt iſt der Tod eines Katers, der einer Fräulein gehörte, und der, als er den Papagey ermorden will, erſchlagen wird. Der Schatten des Katers erſcheint ſo lange als Geſpenſt, bis ſein Leichnam gehörig beerdigt wird. Dies Gedicht hat viele ſchöne Gemählde. Unter dem Titel Aelurias überſetzte es ein Herr Avenarius 1770 in ſchöne lateiniſche, ein ungenannter Franzoſe unter dem Titel Raton aux enfers in franzöſiſche Verſe, und Herr Raſpe 1782 unter dem Titel Tabby in Elyſium in engliſcher Proſa. 3) Hercynia, ein ſcherzhaftes Heldengedicht in fünf Geſängen in Proſa mit untermiſchten Verſen, erſchien in den Werken ſelbſt. Es iſt nicht ſowohl eine komiſche Epopee, als eine poetiſche Beſchreibung einer in die Gegenden des Harzes im November gethanen Reiſe, und Einfarth in die Grube. Doch kommen dabey eine Zauberinn, ein Zauberer, ein Rieſe, ein Bergſylphe, und eine Nymphe Hercynia vor.

Inn

Im dritten Bande finden sich: 1) Sechs Bücher Oden und Lieder, wovon die fünf ersten schon 1754 bey den scherzhaften epischen Poesien erschienen waren, das sechste aber hier zum erstenmal gedruckt ward. Die Ode war nicht Zachariä's Fach, indem er in Affect, Bildern, und Sprache sich zu ungleich ist. Einige gute Lieder hat Herr Ramler mit Veränderungen in seine lyrische Blumenlese aufgenommen. 2) Musikalische Gedichte, nämlich die Pjlgrimme auf Golgatha, ein musikalisches Drama, das befreite Jsrael, eine (von Telemann komponirte) Kantate nach Anleitung des mosaischen Lobgesangs, die Auferstehung, eine Kantate, und die Tageszeiten in vier Kantaten, so Telemann komponirte. Alle diese Gedichte haben mehr musikalische, als poetische Verdienste.

Im vierten Bande findet man: 1) Die Tageszeiten, ein mahlerisch Gedicht, das den Morgen, Mittag, Abend, und die Nacht sowohl nach den Scenen der Natur, als nach den verschiednen Beschäftigungen der Menschen, in Hexametern schildert. Die erste Ausgabe erschien 1755, die zweite 1757, hier in den Werken ist es sehr verbessert. In dem Gedicht über den

Morgen steht eine Digreßion über die Majestät der Sonne, in dem über den Mittag eine über einen geschmackvollen Gutbesitzer, über die Salzdahler Gallerie, über das Glück, und über den Werth der teutschen Dichter, in dem über den Abend eine über den Harz, über das Theater, und über die Tonkunst, in dem über die Nacht eine über den Kirchhof, und die Macht der Religion. Bey der ersten Erscheinung fand dieses Gedicht viele Bewunderer, und in einigen Stellen verkennt man auch den Dichter nicht, aber es sind auch platte Kopien der Natur, gehäufte und leere Beiwörter, matte prosaische Stellen, und unharmonische Verse darinnen. Ein gewisser Capitaine übersetzte dies Gedicht 1769 schlecht in französische Prosa, und ein ungenannter in mittelmäßige französische Verse 1773. 2) Der Tempel des Friedens, ein allegorisch-episches Gedicht in Hexametern, erschien zuerst Braunschweig 1756, und hat zu wenig große und originelle Bilder.

Der fünfte Band besteht aus folgenden Gedichten: 1) Die vier Stufen des weiblichen Alters, ein mahlerisches Gedicht in vier Gesängen und in Hexametern, das zuerst Rostock 1751

erschien

erschien. Die Gelegenheit dazu gab eine lateinische Uebersetzung des Doctor Ottrotschi von einem teutschen Gedichte eines gewissen Werthmüller, die unter dem Titel Quatuor humanae vitae aetates zu Zürch 1754 herauskam. Das Mädchen, die Jungfrau, die Frau und die Matrone werden nach ihren würdigsten Beschäftigungen geschildert, und das Gedicht enthält viele edle Gedanken. Der Pastor Glück übersetzte es 1769, und der Pater Belli 1774 in italienische Verse. Französisch findet man es in des Herrn Huber Choix, auch hat ein Ungenannter 1780 es in diese Sprache übergetragen. 2) Die Schöpfung der Hölle, ein Fragment eines größern Gedichts in Hexametern, das vorher Altenburg 1760 herauskam, eine verunglückte Nachahmung der ernsten epischen Dichter. 3) Die Unterwerfung gefallener Engel und ihre Bestimmung zu Schutzgeistern der Menschen, ein ähnliches Fragment, das mit dem vorigen in eine ernste Epopee kommen sollte, die der Verfasser nachher liegen ließ, weil er selbst seine Kräfte dazu zu schwach fand. 4) Die Vergnügungen der Melancholey, eine Uebersetzung eines englischen Gedichts von Warton in Hexametern.

5) Un-

5) Unterhaltungen mit ſeiner Seele, eine Probe der engliſchen Versart mit Reimen. Verſchiedne Stellen ſind aus Akenſide Pleaſures of Imagination nachgeahmt.

Der ſechſte, ſiebente, achte, und neunte Band enthält die poetiſche Ueberſetzung von Milton's verlornem Paradieſe in Hexametern, die 1762 erſchienen war, die aber als eine matte, ungetreue, und unharmoniſche Paraphraſe keinen Beifall gefunden hat.

Im Jahr 1766 gab Zachariä heraus: Cortes, erſter Band, oder die vier erſten Geſänge, einer ernſthaften Epopee in reimloſen Jamben. Die Eroberung von Mexiko ſollte der Innhalt dieſer Epopee werden, wovon die Anlage nach der Erzählung des Antonio de Solis auf vier und zwanzig Geſänge gemacht war. Der Dichter wollte die Eroberung aus dem Geſichtspunkt zeigen, inſofern man dabey die Ausbreitung der chriſtlichen Religion zur Abſicht gehabt habe, und in dieſer Rückſicht bediente er ſich deſſelben Wunderbaren, wie Klopſtock in der Meſſiade. Die übelangebrachten Maſchinen, die nicht immer glückliche Nachahmung Klopſtocks, die Ungleichheit der Sprache, und das Unharmoniſche

der

der Verse wurde allgemein getadelt. Der Verfaſſer nahm ſich daher vor, die Maſchinen künftig ganz wegzulaſſen, daß Gedicht nicht mehr nach dem Helden, ſondern nach der Haupthandlung zu betiteln, das Werk blos ein Gedicht zu nennen, und die erſten Geſänge ganz umgearbeitet zu liefern. Allein dieſes Vorhaben führte er nicht aus.

Mehrern Beifall fand das nützliche Unternehmen, das er in demſelben Jahre anfieng, das Andenken unſrer ältern Dichter zu erneuern. Jetzt erſchien nämlich der erſte Band von den auserleſenen Stücken der beſten teutſchen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten mit hiſtoriſchen Nachrichten und kritiſchen Anmerkungen verſehen. Der erſte Band beſteht blos in einem Auszuge aus Opitzens Werken. In dem zweiten Bande, der erſt 1771 nachfolgte, ſtehn Gedichte von Scultetus und Flemming. Nach Zacharia's Tode hat Herr Eſchenburg das Werk fortgeſetzt.

Im Jahr 1770 und 1771 gab er heraus: Spaniſches Theater, drey Bände, aus dem Franzöſiſchen des Linguet mit einigen Veränderungen überſetzt, eine Ueberſetzung, die deſto

angenehmer war, je weniger man sonst das spanische Theater in Teutschland kannte. Ackermann hat Stücke daraus aufgeführt.

In dem Jahre 1770 wagte er auch selbst einen kleinen dramatischen Versuch, der auch gespielt worden ist, nämlich: Der Adel des Herzens, oder die ausgeschlagne Erbschaft, ein Nachspiel von anderthalb Bogen. Der Heritier de village des Marivaux hat die Absicht, Leute, die sich in ihr plötzliches Glück nicht zu finden wissen, und die Scheinfreunde, die dieses Glück herbeilockt, zu schildern. Die Absicht dieses Stücks aber ist, den Bauer mit der Erbschaft von der edlen und rührenden Seite zu zeigen, und die Wahrheit zu bestätigen, daß die rohensten Seelen auch oft die erhabensten sind. In Ansehung der Sprache gehört dieses kleine Stück zu unsern guten Nachspielen.

Als Zachariä um seiner Chrestomathie willen den alten Burkard Waldis studierte, kam er auf den Gedanken, Fabeln in seiner Manier zu erzählen, und nachdem unter der Hand eine ziemliche Menge entstanden war, gab er 1771 ein und sechzig davon, doch, weil er glaubte, daß sich die Kritick oft zu sehr an den Namen halte,

hälte, ohne ſeinen Namen unter dem Titel heraus: Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier. Er ahmt hier den Waldis mit Witz und Laune in Manier und Sylbenmaas eben ſo nah, wie die Franzoſen den Marot. Voraus gehen Anmerkungen über den alten Dichter, und ſeine Art zu erzählen. Herr Eſchenburg beſorgte 1777 eine zweite Ausgabe davon, und fügte einige Fabeln von Waldis ſelbſt bey.

Im Göttinger Muſenalmanach für 1772 erſchienen von Zachariä: Ein 1766 auf die Vermählung des Königs von Dännemark verfertigtes Gedicht, eine Schilderung des arkadiſchen Thals, und ein Gedicht auf ein Klavier, das an ein Fräulein geſchickt ward.

Einen neuen Verſuch in der komiſchen Poeſie erhielten wir 1772 von Zachariä, doch ohne ſeinem Namen, unter dem Titel: Zwey neue ſchöne Mährlein, als erſtlich von der ſchönen Meluſine einer Meerfey, zweitens von einer untreuen Braut, die der Teufel hohlen ſollen, der lieben Jugend, und dem ehrſamen Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfaßt, eine Reihe von Romanzen, die ſich auf Volksmährchen gründen.

Der

Der hohe Preiß von der ehmaligen Ausgabe von Zachariä's Werken hatte Gelegenheit zu vielen Nachdrücken gegeben. Er entschloß sich daher selbst, eine wohlfeilere zu veranstalten, in der aber übrigens keine Verbesserungen vorgenommen wurden. Die Ausgabe von 1772 unter dem Titel: Zachariä's sämmtliche Schriften, zwey Theile, neue rechtmäßige, vom Verfasser selbst durchgesehnene Auflage, enthält alles, was in den ehmaligen stand, nur Milton ausgenommen, den er umgearbeitet nachzuliefern versprach, welches aber unterblieben ist.

In meinem Almanache für 1773 gab ich ein Gedicht von Zachariä an die Markgräfinn von Baireuth, als sie die Druckerey des Braunschweiger Waysenhauses besuchte.

Zachariä verheirathete sich im Jänner 1773 mit der Madem. Henriette Wagner, und diese Heirath war die Folge einer längst getroffenen, und durch fortgesetzte Zuneigung bewährten Wahl. Er besaß in ihr eine zärtliche, und für sein Wohl sehr geschäftige Gattinn.

Die zweite Auflage von Meinhard's Versuchen über den Karakter und die Werke der besten italienischen Dichter, die 1774 erschien, be-

gleis

gleitete Zachariä mit einem Vorbericht, worinnen er einige Lebensumstände des Verfassers bekannt machte. Meinhard war Zacharä's vertrautester Freund gewesen, und von ihm thätig unterstützt worden.

Zwey poetische Episteln voll schöner komischer und naiver Züge, beide an Herrn Ebert gerichtet, die eine bey Uebersendung eines Topfs mit Honig, die andre, als Herr Ebert Kanonikus ward, ingleichen eine neue Erzählung in Burkard Waldis Manier von Zachariä erschienen in meinem Almanache für 1774.

Zu Anfang des Jahres 1775 ertheilte ihm der Herzog ein Kanonikat bey dem Cyriakusstifte zu Braunschweig.

Im Göttinger Musenalmanach für 1776 erschien ein Gedicht von ihm, das er auf den Geburtstag seiner Gattinn verfertigt hatte, und das zum Beweiß seiner ehelichen Zärtlichkeit dienen kann.

Um diese Zeit war es, da seine sonst sehr feste Gesundheit durch ein anhaltendes Fieber erschüttert wurde, und auch, als dieses aufhörte, immer wankend blieb. Zwar gab es einigen Anschein zur Besserung, und er hofte sie durch eine

Reiſe zu vollenden, die er im Sommer des Jahres 1776 nach Pyrmont that. Durch vorzügliche Gnadenbezeigungen des Fürſten von Waldeck ermuntert, faßte er den Vorſatz, ein gröſſeres Gedicht Pyrmont-Elyſium zu verfertigen, und machte wirklich den Anfang dazu in einer von ſeiner anſcheinenden Geneſung hergenommenen Einleitung des erſten Geſanges, die er an einen ſeiner vertrauteſten Freunde, an den Kammerherrn von Kunzſch richtete, zu dem, während ſeiner Abweſenheit auf Gütern in Sachſen, ein falſches Gerücht von dem Tode des Dichters gekommen war. Dies Fragment erſchien nebſt drey andern poetiſchen Kleinigkeiten von Zacharia in dem Leipziger Muſenalmanach auf das Jahr 1771.

Schon vor mehrern Jahren als die Entdeckung der Inſel Tayti ſoviel Aufſehn machte, entwarf Zacharia eine poetiſche Schilderung derſelben. Die trüben Stunden, die ihm nach jener gefährlichen Krankheit auch nachher noch lange blieben, auf eine angenehme Art auszufüllen, unternahm er es, jene Schilderung zu verbeſſern, und zu vollenden. Erſt 1777 aber erſchien ſie im Druck unter dem Titel: Tayti,

oder

oder die glückliche Insel, ein Gedicht in reimlosen Jamben. Eine Weissagung von der Verderbniß der Sitten auf dieser Insel, die die Bekanntschaft mit den Europäern nach sich ziehen werde, beschließt das Gedicht auf eine sehr feierliche Art. Eine neue Sammlung seiner Gedichte war auch eine Idee, mit der er sich um diese Zeit oft beschäftigte. — Einige haben folgenden Feenroman, der im Jahr 1777 zu Braunschweig erschien, diesem Dichter beilegen wollen: Kleine Kronick des Königreichs Tarojaba von Herrn Wieland dem ältern. Der Verfasser giebt sich für einen Bruder des Herrn Wieland aus, weil er in dessen Manier erzählt hat.

Im November des Jahres 1776 verschlimmerte sich seine Krankheit immer mehr. Ein offner Beinschaden widerstand allen Versuchen seiner Aerzte. Wurde gleich zuweilen seine Hofnung durch einen Schein von Besserung belebt, so gieng doch die Krankheit endlich in eine mit Auszehrung verbundne Wassersucht über. Er starb am 30sten Jänner 1777 im ein und funfzigsten Jahr seines Alters. Seine Witwe ließ ihm ein Grabmal von Marmor mit folgender Inschrift aus einer seiner Oden setzen:

Ruht nun ſanft, o ihr entſchlafnen Gebeine!
Moder und Staub wird euch nur herrlicher machen!
Herrlicher noch ſollt ihr die zärtlichen Freunde
Und die Geliebte ſehn!

Zwey flüchtige Gedichte von ihm erſchienen noch nach ſeinem Tode, eines in meinem Almanach für 1778, und eines im Leipziger Muſenalmanach für 1778.

Zacharia beſaß viel Anſtand und Würde in ſeinem äuſſern Betragen, der edlern, vortheilhaften Bildung ſeines Körpers gemäß. Er liebte die ländliche Natur ungemein, und genoß ihre Freuden mit dankbarer Empfindung. Sein Umgang hatte ſehr viel Reitzendes. Er ſchätzte die geſelligen Freuden, beſonders ein Glas Punſch in einem freundſchaftlichen Zirkel, ſehr, und war insgemein die Seele der Geſellſchaft durch ſeine leichte natürliche Munterkeit, durch ſeine willige Theilnehmung an Scherzen, und durch ſeine ſehr glückliche und launigte Art zu erzählen. Als Dichter arbeitete er mit ausnehmender Leichtigkeit, und wuſte den ihn zerſtreuenden Ideen und Bildern meiſtens eine glückliche und gefällige Form zu geben. Oft hielt ihn freilich dieſe Fülle

und

und Leichtigkeit der Erfindung und Darstellung von der nöthigen Strenge der Auswahl, von der Korrektheit und Vollkommenheit zurück, die der Kenner in manchen seiner Gedichte ungern vermißt.

In der musikalischen Poesie war er desto glücklicher, weil er in der Musick ausübender Kenner war. Erst nach seiner Rückkehr aus Leipzig studierte er zu Frankenhausen die Anfangsgründe dieser Kunst bey dem dortigen Organisten **Wagner**, und schon ein Jahr nachher machte er Versuche in der Komposition. Zu Braunschweig fand diese Neigung von allen Seiten Nahrung, unter andern auch durch den täglichen Umgang mit einem Fleischer, dem er seine musikalischen Versuche zur Prüfung vorzulegen pflegte. Das Publikum nahm die doppelte Sammlung musikalischer Versuche, die er 1760 herausgab, mit Beifall auf. In **Marpurg's** Beiträgen zur Aufnahme der Musick steht ein launigter Brief von ihm über das musikalische Ausschreiben. Auch hatte er einst vor, musikalische Briefe herauszugeben.

Seine hinterlaßnen Handschriften wurden nach seinem Tode von der Wittwe seinem Freunde

Herrn Eſchenburg übergeben, der das Wichtigſte davon in folgender Sammlung bekannt machte: Hinterlaßne Schriften von Zachariä, ein Anhang zu der neueſten rechtmäßigen Auflage ſeiner poetiſchen Schriften, herausgegeben, und mit einer Nachricht von des Verfaſſers Leben und Schriften begleitet von Eſchenburg, Braunſchweig 1781. Aus der Nachricht von dem Leben des Dichters habe ich das Wichtigſte ausgezeichnet. Uebrigens enthält dieſe Sammlung folgende Aufſätze: 1) An mein Jahrhundert, über die Eroberungsſucht und Despotismus deſſelben. 2) Sehnſucht nach Einſamkeit. 3) Die Schnitter, oder über die Bedrückungen des Landvolks. Dieſe drey Gedichte in reimloſen Jamben ſind Bruchſtücke eines Werks, das Melancholien betitelt werden ſollte. 4) Beim Schluſſe des Jahres 1770. 5) Beim Schluſſe des Jahres 1772. 6) Ein Hochzeitgedicht an den Kammerherrn von Kunzſch. 7) Ein Hochzeitgedicht an Herrn Krauſe. 8) Jene Epiſtel an Herrn Ebert über das Kanonikat. 9) Poetiſches Kompliment an den Herrn Kapellmeiſter Schwanenberger. 10) Bey Anweſenheit des Königs von Dännemark in Braunſchweig. 11) Ein

Ein Impromtü an einen franzöſiſchen Gelehrten, der durch Braunſchweig reiſte. 12) An Dem. Ackermann als Julie im Romeo. 13) Auf ein Band an einen Blumenſtraus. 14) Ein Kind der Flora bey Ueberreichung einiger Blumen an ein Brautpaar. 15) Die oben angeführten Mährlein. 16) Anfang einer Batrachomyomachie, oder eines Froſch- und Mäuſekriegs. 17) Zwey vorher ungedruckte Fabeln in Burkard Waldis Manier. 18) Fragment von dem ſcherzhaften Gedicht Pyrmont-Elyſium. 19) Entwurf der erſten ſechszehn Geſänge von dem Gedicht über die Eroberung von Mexiko. Eine ſummariſche Angabe von dem Innhalt der acht letzten ſteht in der Vorrede. 20) Proben von der Umarbeitung dieſes Gedichts. 21) Anfang von einer Wochenſchrift der Schutzengel.

Herr Gleim ließ eine Klage über Zachariä's Tod drucken. Zachariä überſchickte noch bey ſeinem Leben ſeine von ihm ſelbſt ausgearbeitete Biographie an Herrn Rath Riedel, deren Herausgabe zu wünſchen wäre. Vor dem erſten Stücke des zweiten Bandes von der Sammlung vermiſchter Schriften zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte ſteht

ſein Bildniß von Rauke, und vor dem Leipziger Muſenalmanach für das Jahr 1779 von Geyſer geſtochen.

XXXV.

Johann Heinrich Thomſen.

Johann Heinrich Thomſen ward 1749 zu Nyus im Schleswigiſchen Angel gebohren, und hier muſte er unter Armuth und Druck ſeine beſten Jahre als Dorfſchulmeiſter zubringen. Mit den Talenten zur Dichtkunſt, zu der die Luſt bey ihm zuerſt durch eine unglückliche Liebe erwachte, verband er auch eine große Neigung zur Mathematick, worinnen er nicht weniger glückliche Fortſchritte machte. Merkwürdig iſt es bey dieſem Dichter, daß er ſich im Anfang ganz allein, und beinahe ohne alle Lektüre ſelbſt gebildet hat. Nachdem aber ein glückliches Ohngefehr ihm einige gute Muſter der Dichtkunſt in die Hände ſpielte, ſo ward dadurch bey ihm ein Streben

nach

nach gröſserer Vollkommenheit rege. Seine Verſuche hatten bis dahin blos in Stanzen, oder Elegien an ſeine Geliebte beſtanden, die er unter dem Namen Doris beſang. Dieſes Mädchen war eine Tochter eines reichen Pachters in Angeln, und verdiente es nicht nur ihrer körperlichen Reitze, ſondern noch mehr ihres Verſtandes und Herzens wegen, von einem Dichter, wie Thomſen, geliebt und beſungen zu werden. Sie ſoll auch ſelbſt Dichterinn geweſen ſeyn, und in ihren Gedichten ein richtiges feines Gefühl für das wahre Edle und Schöne, Beleſenheit und Geſchmack mehr, als ſich von einem Landmädchen erwarten lieſse, Enthuſiasmus für Religion und Tugend, und ſtandhafte Liebe für ihren Thomſen ausgedrückt haben. Daher läſst er ſie in einem ſeiner Gedichte ſagen:

Ich gab dir Lieder ein, und ſchenke dir mein Saitenſpiel.

Beide liebten ſich mit der reinſten aufrichtigſten Liebe, aber ihre Liebe blieb unbelohnt. Der reiche Pachter war zu ſtolz, ſeine Tochter einem armen Schulmeiſter zu geben. Sie ward wider ihren Willen an einen reichen Kornhändler ver-

heirathet, und ſtarb aus Gram wenige Jahre darauf. Wie ſehr Thomſen dieſen Verluſt fühlte, beweiſen ſeine beiden Elegien, die er 1773 darüber ſang, und die im Voſſiſchen Almanach für 1777 ſtehen. Erſt im Jahr 1771 wurden drey von ſeinen Gedichten bekannt, und mit vielem Beifall aufgenommen, indem ſie in den Göttinger Muſenalmanach für dieſes Jahr eingerückt wurden. Herr Boie ſoll ſie von Herrn Nicolai erhalten haben. In einer beigefügten Nachricht wurde eine kleine Sammlung ſeiner Gedichte herauszugeben verſprochen. Dies erregte die Aufmerkſamkeit des verſtorbenen Generallieutenant von Dewitz auf Loytmark, eines großen Verehrers der Wiſſenſchaften. Er ließ den Dichter zu ſich kommen, unterhielt ſich lange ſehr liebreich mit ihm, erkundigte ſich genau nach ſeinen Umſtänden, und ermunterte ihn, ſeine Verſuche fortzuſetzen. Und da es ihm ganz an Hülfsmitteln zu fehlen ſchien, ſo erlaubte er ihm den freien Gebrauch ſeiner in allen Fächern der Wiſſenſchaft und Künſte ausgeſuchten und reichhaltigen Bibliothek. Niemand war froher, als Thomſen, der ſich durch dieſe unerwartete Gnade auf einmal im Stande ſah, ſeine unbeſchränkte Wißbegierde

gierde zu befriedigen. Er lag jetzt Tag und Nacht über den Büchern, und that wirklich dadurch seiner Gesundheit merklichen Schaden. Er las Bücher aus mehrern Fächern, und legte sich nun noch auf das Studium der lateinischen und griechischen Sprache. Er brachte es auch durch diese Hülfsmittel, und seinen unermüdeten Fleiß in kurzer Zeit darinen so weit, daß er den Virgil, Homer, und Theokrit in der Originalsprache verstehn konnte. Dabey legte er sich besonders eifrig auf die Geschichte und Kritik, und suchte sich nach den besten alten und neuern Mustern zu bilden. Unter den neuern Sprachen liebte er vorzüglich die englische, und unter den Dichtern derselben den Young und Cowley. Da in der Büchersammlung des Herrn von Dewitz die besten mathematischen Werke, und verschiedne mathematische Instrumente enthalten waren, so setzte er sich auch in dieser Wissenschaft bald so fest, daß er auf die Empfehlung seines Gönners im Jahr 1772 die Stelle eines Inspectors und Oberlandmessers auf den Hahnischen Gütern im Meklenburgischen erhielt, welcher er auch bis im May 1777 rühmlich vorstand, da er im sieben und zwanzigsten Jahre seines Alters starb. Er

war ein rechtſchafner ungeheuchelter Chriſt, und wahrer Tugendfreund, und machte es ſich zu einer ſeiner angelegentlichſten Pflichten, ſeinen Mitchriſten eben dieſe Empfindung und Schätzung der Religion einzuflößen. Ein Kaufmann in Huſum Dyrchſen, ein Beförderer aller Talente, ließ Thomſens Portrait von einem Bauer Ipſen in Angeln mählen, der in der Mahlerey eben ein ſolcher Naturaliſt, wie Thomſen in der Poeſie war. Thomſen ſchrieb darüber einen proſaiſchen Brief mit eingeſtreuten Verſen, der im Wandsbecker Boten gedruckt ward, und den ich in meinem Almanach für 1778 daraus wiederhohlte. Im Göttinger Almanach für 1772 erſchienen zwey, in dem für 1773 ein, im Voſſiſchen für 1777 zwey, in dem für 1779 ein Gedicht von ihm. Ein Herr Hans Jeſſen gab zu Koppenhagen 1783 heraus: Johann Heinrich Thomſen nebſt Proben ſeiner Dichtkunſt. Voran ſteht das wenige, was Herr Jeſſen von Thomſens Leben erfahren können, und wovon ich hier das Weſentlichſte wiederhohlt habe. Die Proben beſtehn in den ſchon aus den Almanachen bekannten Stücken, den Brief an Dyrchſen, und das Gedicht an Doris im Göttinger Almanach

für

für 1772 ausgenommen. Hinzugekommen iſt eine rührende Klage über eine vermeinte Untreue ſeiner Doris, und ein Lied, das ich aus dem Altonaer Merkur in meinem Almanach für 1775 S. 173 aufnahm. Ob aber das letztere Thomſen wirklich zum Verfaſſer hat, kann ich darum nicht mit Gewißheit behaupten, weil ſich Herr Jeſſen dadurch bey mir verdächtig gemacht, daß er ſeine Sammlung mit einem Hochzeitliede ſchließt, das längſt unter des Herrn Kamlers lyriſchen Gedichten S. 137 ſteht. Er ſagt übrigens in der Vorrede, daß er noch viele Gedichte von Thomſen in der Handſchrift beſitze, die er in Angeln geſammelt habe, und jenen Proben nachfolgen zu laſſen denke, wenn es das Publikum verlange. Am zuverläßigſten beurtheilen wir alſo Thomſen aus ſeinen in den Almanachen befindlichen Gedichten. Die Gegenſtände ſeiner Poeſien ſind hier die Nachtigall, das Landleben, das Lob der Gottheit bey Betrachtung der Natur, ſeine geliebte Doris, ihre Liebe, und ihr Tod. Es ſind lauter lyriſche Stücke, zwey reimloſe Gedichte ausgenommen, die mehr den Gang der Erzählung haben, und wovon das eine ein Traum iſt, worinnen ihm ſeine verſtorbne Geliebte erſcheint.

ſcheint. Er wählte ſich lauter Gegenſtände aus ſeiner eignen Sphäre, beſang die Schönheit der Natur, die er auf dem Lande ſo gut zu beobachten Gelegenheit hatte, ſang die Empfindungen ſeines eignen Herzens. Voller Natur, ungekünſtelt haben ſeine Gedichte eine edle Simplizität und ungemein viel Wahrheit. In den Gedichten, die uns das Landleben ſchildern, ſieht man was die Reitze einer ſchönen Gegend auf ſeine Seele vermochten. Die Gedichte, die ſeiner Liebe gewidmet ſind, gehören zu unſern beſten Elegien, die Leiden der Liebe ſind rührend, und ihre Zärtlichkeit ſanft ausgedrückt. Die Herrn Fleiſcher, Reichard, und Forkel haben verſchiedne ſeiner Lieder in Muſick geſetzt.

XXXVI.

Johann Gottlieb Willamov.

Johann Gottlieb Willamov ward gebohren zu Mohrungen in Preuſſen im Jahr 1736. Sein Vater

Vater war Prediger daſelbſt, der ihn gröſtentheils ſelbſt unterrichtete, und beſonders ihm die erſten Anfangsgründe der hebräiſchen und griechiſchen Sprache beibrachte. Er zeigte frühzeitig ſehr viel Luſt zur Aſtronomie und zur Mahlerey, aber für die Tonkunſt hatte er gar kein Gehör. Schon im dreizehnten Jahre war er ſehr kränklich; die Seinigen thaten ihn daher, um ihn aufzuheitern, als Geſellſchafter zu gräflichen Kindern. Im Jahr 1752 gieng er auf die Univerſität nach Königsberg in Preuſſen, wo Philoſophie, Mathematick, morgenländiſche Sprachen, und Theologie ſein Hauptſtudium waren, doch hörte er auch bey Lindner über die ſchönen Wiſſenſchaften. Zur Uebung predigte er hier auch einigemal, ob er gleich mehr Neigung zum akademiſchen Leben, als zum Predigerſtand hatte. Im Jahr 1758 kam er als Profeſſor an das Gymnaſium zu Thorn, wo er bey einem mäßigen Gehalte arm, aber glücklich lebte. Vermöge ſeines milden und ſanften Temperamentes war er zum Lehrer, wie geſchaffen, und ſeine Lehrlinge liebten ihn darum auch ſehr. Hier ſchrieb er die Thörner gelehrten Nachrichten, und die gelehrten Artikel in dem daſigen Intelligenzblatte.

blatte. In den Nebenstunden trieb er außer der Poesie am eifrigsten Mathematick und Mahlerey, unter andern mahlte er sich auch selbst. Er verheirathete sich hier mit einer Mademoiselle Closen, einer sehr geistreichen Person.

Im Jahr 1763 gab er zu Berlin Dithyramben, oder zehn lyrische Gedichte von der höchsten Gattung heraus. Unter Dithyramben dachten sich die Griechen die höchste Stuffe lyrischer Begeisterung, indem hier Bacchus statt des Apoll die Dichter antrieben sollte. Wir haben keine eigentlichen Dithyramben aus dem Alterthum übrig, und also konnte Willamov sich hier nur nach dem Plan, der Sprache, und der Form der pindarischen Gedichte bilden. Theils Gegenstände der Mythologie, wie die Geschichte der Himmelsstürmer, die Trennung Siziliens vom festen Lande, theils neuere Begebenheiten, wie die Thaten von Sobieski, Peter, und Friedrich dem Großen, der Regierungsantritt Peter des Dritten, und der Frieden von 1763, theils allgemeine Gegenstände, wie der Krieg, sind hier aus jenem Gesichtspunkt bearbeitet, doch ist ihnen nicht allemal gnugsame Beziehung auf den Bacchus gegeben worden. Oft findet man starke

Stellen,

Stellen, und kühne Bilder, und durchgängig eine vertraute Bekanntſchaft mit den Griechen, ihren Dichtern, und Alterthümern, oft aber auch nur erkünſtelten Enthuſiasmus, und mehr neuzuſammengeſetzte Worte, als große Gedanken. Die Abſagung von der Dithyrambiſchen Poeſie um Daphnens willen, die ſich in dieſer Ausgabe am Ende befand, zernichtete alle vorhergehende Illuſion.

Folgende Brochüre, die auch 1763 erſchien: Sammlung, oder, nach der Mode, Magazin von Einfällen, Breslau, bey Korn, ſoll auch Willamoven zum Verfaſſer haben. Man findet hier: 1) Satiriſche Grabſchriften in Proſa und in Verſen. 2) Die allerneueſte Manier, höflich und galant zu reden, von Menantes dem Zweiten, eine Satire in Proſa. 3) Eine Geſchichte, ein Gedicht in der Manier der Dichter, die vor allzugroßer Empfindung nichts empfinden. 4) Der Ritter ohne Ahnen, ein ſatiriſches Geſpräch in Proſa. 5) Ueberſetzungen, die zur Satire auf gedankenloſe Ueberſetzer dienen ſollen. 6) Eine Bildergallerie, lauter ſatiriſche Gemählde. 7) Anhang eines Briefwechſels, der zum Muſter

dienen kann, wie man gelehrte Streitigkeiten führen soll.

Im Jahr 1765 ließ Willamov zu Berlin drucken: Das teutſche Athene, eine Ode an Herrn K***. Daß Berlin in allem Betracht das teutſche Athen ſey, wird hier in einer pindariſchen Ode dargethan. — In demſelben Jahre erſchienen von ihm: Dialogiſche Fabeln in zwey Büchern. Das erſte Buch enthält ſechs und zwanzig, das zweite ſieben und zwanzig Fabeln, worunter viele von des Verfaſſers eigner Erfindung ſind. Sie heißen dialogiſche, weil der Dichter nicht ſelbſt erzählt, ſondern ſeine Thiere oder Perſonen ſogleich ſelbſt dialogiren. Sowohl das Karakteriſtiſche dieſes Dialogs, als die Kürze, Simplizität, und Naivetät des Vortrags haben dieſen Fabeln viel Beifall erworben. Noch in demſelben Jahre gab Willamov heraus: Zwo Oden von dem Verfaſſer der Dithyramben. Die eine Ode iſt an Herrn Gleim gerichtet, und betrift eine gefährliche Krankheit deſſelben, in der andern an den Sekretair Hube zu Thorn redet der Dichter von den Vergnügungen des Landlebens.

Eine

Eine lateiniſche Abhandlung von ihm erſchien zu Berlin 1766, nämlich De ethopoeia comica Ariſtophanis libellus, eine gelehrte Vertheidigung des Ariſtophanes gegen die Meinung des Batteux, der da behauptet hatte, bey dieſem griechiſchen Luſtſpieldichter rede der Herr, wie der Knecht. In eben dieſem Jahre beſorgte er eine zweite Auflage von den Dithyramben. Nicht blos in der Sprache findet man Verbeſſerungen, ſondern überhaupt hat der Dichter alles mehr auf Bacchus zurückgeführt. Drey neue Dithyramben über Bacchus Rückzug aus Indien, über die Atlantiſche Inſel, und über Hermanns Sieg über die Römer kamen hinzu. Hingegen war der Dithyrambe vom Krieg weggefallen. In der Vorrede verſicherte der Verfaſſer, daß er keine Dithyramben mehr ſchreiben wolle. Denn, ſagt er, ſcharfe Gewürze, und lärmende Inſtrumente müſſen ſparſam gebraucht werden, wenn ſie nicht Unluſt verurſachen ſollen.

Im Jahr 1767 ſchrieb Willamov ein Programm de logica Pindari. Wenn Young in den Gedanken über die Originalwerke beweiſen will, daß das Genie nicht ſo ſelten ſey, als man glaube, und daß es nur auf die Zeitumſtände ankom-

me, wie es sich zeige, so beruft er sich auf die Scholastiker, und fährt also fort: „Wer sollte „vermuthen, daß man einen Pindar und einen „Scotus, Shakespear und Aquinas in einer „Klaße finden werde? Beide zeigten in gleichem „Grade ein Vermögen, das an ihnen zum Ori„ginal ward, und das sie keinem schuldig waren. „Das mächtige Feuer und die himmlische Ab„kunft schimmert in beiden, und wir sind noch „zweifelhaft, ob das Genie sich in dem hohen „Fluge, und den schönen Blumen der Poesie, „oder in der tiefen Einsicht in den bewunderns„würdigen scharfsinnigen, und feinen Distinctio„nen sichtbarer zeige, welche die Dornen der „Schule genannt werden.“ Was in diesem Zusammenhange wahr ist, bekömmt einen ganz andern Sinn, wenn Willamov den Pindar in einer eignen Abhandlung als einen guten Logiker aufstellt, und kann leicht misgedeutet werden.

Nachdem Willamov verschiedne Vokationen nach Warschau und Königsberg ausgeschlagen hatte, gieng er im Jahr 1767 nach Petersburg, um daselbst die Direktion der teutschen Schule nach Büschings Abgang zu übernehmen. Da er aber hier auch die Oekonomie dieses Instituts

diri-

dirigiren sollte, so stand er nicht nach an seinem rechten Platz, und aus Mangel ökonomischer Einsichten verwickelte er sich und das Institut in Schulden.

Im Jahr 1769 sang er eine Ode auf die Genesung der Kaiserinn von Rußland, die im Hamburgischen Korrespondenten erschien, und eine andre auf die Eroberung von Chocsim, die in meinem Almanach für 1770 steht. In Hexameter übersetzt, gab er 1771 die Batrachomyomachie des Homer unter dem Titel: der Krieg der Frösche und der Mäuse mit beigedrucktem Originale zu Petersburg heraus. Die Uebersetzung war nur mittelmäßig. Er widmete sie der Kaiserinn, die ihm dafür eine goldene Dose verehrte, worauf eine Minerva, mit etlichen Genien umgeben, zu sehen war. In meinem Almanach für 1771 erschien von ihm eine Ode über die Inokulation der Kaiserinn von Rußland.

Eine moralische Wochenschrift für das teutsche Publikum zu Petersburg, die unter dem Titel Spaziergänge 1777 erschien, legen einige Willamoven bey. Die Gedichte, die sich darinnen befanden, scheinen diese Muthmaßung

zu bestätigen. Man findet nämlich darinnen zwey Erzählungen, vier Fabeln, eine Ode auf das Geburtsfest der Kaiserinn, die er wirklich unter seine Werke aufgenommen, Fragment eines komischen Heldengedichts der bekriegte Amor, mehrere Grabschriften, Lied auf einen Spatziergang nach einem Frühlingsregen, das auch in seinen Werken steht, eine Romanze, und eine dialogische Fabel. — In meinem Almanach für 1772 ließ Willamov zwey Idyllen in Prosa mit eingestreuten Versen, ein Abschiedslied der rußischen Flotte, und ein Epigramm bekannt machen.

Im Jahre 1776 legte er seine Aufsicht über die teutsche Schule zu Petersburg nieder. Die großmüthige Kaiserinn ließ ihn noch einige Zeit, bis er eine andre Verforgung bekäme, seinen Gehalt aus einem andern Fond zahlen. Bald darauf ward er zum Lehrer bey einem Fräuleinstift in Petersburg angestellt, wo er vornemlich im Zeichnen, und in der Mathematick Unterricht geben muste. Weil aber hier der Gehalt sehr gering war, so muste er mit Gelegenheitsgedichten, und Antheil an mehrern Wochenschriften etwas zu verdienen suchen. Ja, es soll hier

mit

mit ihm ſo weit gekommen ſeyn, daß es ihm mannigmal an Kleidern fehlte, in guter Geſellſchaft zu erſcheinen, welchem Mangel er aus Blödigkeit durch Betteley nicht abhelfen wollte. Weil er aus unzeitiger Schaam und Großmuth ſeine bey der Direktion der Schule gemachte Schulden nicht alle angezeigt hatte, ſo ward er einſt plötzlich auf der Straße in das Gefängniß geſchleppt. Ob er nun gleich bald wieder daraus befreit ward, ſo zog er es ſich doch ſo ſehr zu Gemüthe, daß er wenige Tage drauf an einem hitzigen Fieber ſtarb. Dies geſchah am 6 May 1777.

Noch bey ſeinem Leben überſchickte er den erſten Band ſeiner poetiſchen Werke nach Leipzig zum Druck. Dieſer erſchien aber erſt nach ſeinem Tode 1779 unter folgendem Titel: Johann Gottlieb Willamov's ſämmtliche poetiſche Schriften. Dieſer erſte Band enthält lauter lyriſche Stücke unter folgenden Rubricken: Enkomien, Dithyramben, Oden zwey Bücher, Lieder, und eine Ueberſetzung von vier rußiſchen Liedern. Die Ueberſchrift Enkomien wählte er, theils weil das teutſche Wort Lobgedichte zu verächtlich geworden, theils weil er Loboden in

Pindar's Ton geben wollte. Auſſer zwey Lobgedichten auf die Kaiſerinn, und den Großfürſten findet man hier vier der ehmaligen Dithyramben, nämlich die auf Peter den Großen, auf Hermann, auf Sobieski, und auf Friedrich den Großen, aus denen nun die Beziehung auf den Bacchus weggeworfen worden. Unter der Aufſchrift Dithyramben findet man die Himmelsſtürmer, Bacchus Rückzug aus Indien, und die an den Bacchus ſehr verändert. Neu hinzugekommen ſind zwey Dithyramben über den Burgunder, und über Bacchus und Ariadne. Verworfen hat der Verfaſſer die drey Dithyramben über Siziliens Trennung von Italien, über Peter den Dritten, und die Abdankung an Bacchus. Gleich die zwey erſten Oden ſind die ehmaligen Dithyramben über die atlantiſche Inſel, und auf den Frieden. Nicht allein die oben einzeln angezeigten Oden haben hier ihren Platz gefunden, ſondern man findet auch hier viele neue, beſonders im erſten Buche über rußiſche Gegenſtände z. E. über die Gründung von Petersburg, über Peterhof, über Zarskoe Selo, über den kaiſerlichen Garten, über die Schlacht bey Kagul, über die Schlacht bey Tſchesme. Viele dieſer Oden haben

ben ſtarke lyriſche Stellen. Im zweiten Buche beziehen ſich viele Oden auf eine gewiſſe Daphne, und auf ein Fräulein von Br. Als Freunde des Verfaſſers kommen in dieſen Oden die Herrn Gleim und Zachariä, und ein Prediger Kloſe in Thorn vor. Einige Oden ſind ſchon von 1762, 1763, und 1764 datirt. Die erſten drey Lieder ſind Kriegslieder, die ſich auf die rußiſchen Feldzüge beziehn. Auſſerdem findet man auch ſiebzehn Lieder, welche beweiſen, daß die ſanfte Poeſie mehr das eigentliche Fach des Dichters war, als die heroiſche, ob er ſich gleich auch nicht unglücklich an dieſe wagte. Beſonders ſchön iſt das Lied auf eine verdorrte Linde. Die aus dem Rußiſchen überſetzten Lieder ſollten zur Probe von einer Sammlung ſolcher Lieder dienen, wovon er einen ziemlichen Vorrath beſaß, und die er drucken laſſen wollte, wenn dieſe Probe dem Publikum gefiele. Im Vorberichte ſagte der Verleger, einer von Willamov's Freunden habe von ſeinen hinterlaßenen Erben deſſen Papiere erhalten um ſie zu ihrem Vortheile anzuwenden, dieſer bringe ſie in Ordnung, und die Freunde von Willamov's Muſe hätten ſobald als möglich einen zweiten Band zu erwarten, dem man auch

einige Nachricht von des Dichters Leben beifügen werde. Aber noch immer iſt dieſer zweite Band nicht erſchienen.

In den religiöſen Nebenſtunden von Herrn Treſcho, der Willamov's Freund war, findet man einige Lebensumſtände des Dichters angegeben. Im Februar des teutſchen Muſeum vom Jahr 1781 ſteht ein Lied auf Willamov's Tod, mit Anmerkungen begleitet, in denen einiges von ſeinen Schickſalen erzählt wird. Treſcho und das Muſeum ſind die Quellen des wenigen geweſen, was ich von ſeinem Leben habe beibringen können.

XXXVII.

Albrecht von Haller.

Albrecht von Haller ward gebohren zu Bern den 16 October 1708, und ſtammte aus einem alten patriziſchen Geſchlechte. Sein Vater Niklas Emanuel Haller war Advokat vor dem großen Rath zu Bern, und der erſte proteſtantiſche Landſchrei-

ſchreiber in der 1712 eroberten Grafſchaft Baden. Seine Mutter war eine Tochter Anton Engel's, Mitglieds des großen Raths zu Bern, und Landvoigts zu Unterſeen. Haller war in ſeiner erſten Jugend beſtändig elend und ſchwach, denn die engliſche Krankheit hinderte ihn an der nöthigen Bewegung. Dies erweckte bey ihm eine Neigung zur Stille, einen Hang zum Schreiben, Zeichnen und Leſen. Schon im vierten Jahre ſchrieb er alle Ausgaben, und alle neu erlernte Worte nieder. Sein Vater hatte ihm einen vortreflichen Lehrer, einen alten Mann Abraham Baillody gewählt, der, weil er jemanden das Abendmahl verweigert, ſeine Pfarre verloren hatte. Dieſen behielt er bis 1721, da ſein Vater ſtarb, und die Vormünder ihm den Mann nicht mehr laſſen wollten. Schon früh bewies der junge Haller einen Geſchmack an langen und weitausſehenden Arbeiten. Im neunten Jahr machte er ſich ſelbſt Wörterbücher über das alte und neue Teſtament, ſchrieb eine kaldäiſche Grammatick, und ſetzte bey zweitauſend Lebensbeſchreibungen berühmter Männer in der Manier des Bayle und Moreri auf, die er um dieſe Zeit ſchon geleſen hatte. Bey dem allen hielt man

ihn für ganz einfältig, und eine allgemeine Verachtung begleitete seine oft sehr edeln Handlungen. Aeltern und Verwandten tadelten seine unendliche Lesesucht; so schmerzhaft ihm dies war, so fuhr er doch fort, alle Arten von Büchern mit unersättlicher Begierde zu lesen. Er war neun und ein halb Jahr alt, da er durch ein Exercitium ohne Fehler ad lectiones publicas in Bern befördert wurde, sein Vater lohnte ihm dafür mit — einem Verweise. Er hatte schon das Jahr vorher die dazu nöthigen Proben abgelegt, aber sein Lehrer behauptete, man müße die allzugroße Ehrbegierde des Knaben unterdrücken. Im zehnten Jahre bekam er Lust, Verse zu machen, und von der Zeit an bis ins sechzehnte Jahr war bey ihm die Liebe zur Dichtkunst am stärksten, für die er in spätern Jahren erkaltete, weil er erkannt zu haben behauptete, daß es eine für eine entbehrliche Beschäftigung allzumühsame Wißenschaft sey. Seine Art, Gedichte zu machen, war damals folgende. Er nahm ein Gedicht von einem andern z. E. von Brockes, schrieb dann über denselben Gegenstand seine eignen Gedanken nieder, und verglich sie mit jenem. Alle Welt verachtete ihn wegen dieser Liebe zur

Dicht-

Dichtkunſt. Haller war zwölf und ein halb Jahr alt, da er ſeinen Vater verlor, und nun war er ſich faſt allein überlaſſen. Seine ernſte Denkungsart entfernte ſeine jugendliche Freunde von ihm. Sein Herz war zur Freundſchaft gemacht, er war dienſtfertig und eifrig für das Wohl anderer, im Umgang bey aller Eingezogenheit munter, verträglich, und liebreich. Dennoch verlor er die Liebe der Jugend; theils ſeine Unfähigkeit zu den Beluſtigungen dieſes Alters, theils ſeine anſcheinende Armuth ſollen dazu beigetragen haben. Denn bey aller Freiheit, die ihm ſeine Vormünder ließen, hielten ſie ihm die nöthige Unterſtützung mit Geld zurück, ob ihm gleich ſein Vater ein ziemliches Vermögen hinterlaſſen hatte. Sein Vater hatte zuletzt auf dem Lande gelebt, nun aber ward Haller nach Bern in das Gymnaſium geſchickt. Die Profeſſoren hielten ihre Vorleſungen, er aber machte unterdeſſen Verſe. Zu Hauſe las er eben ſo viel, wie ſonſt. Im Jahr 1722 gieng er nach Biel, einen Freund zu beſuchen, deſſen Vater ein Arzt war. Der Arzt, ein geſchworner Karteſianer, wollte Hallern mit dem Syſtem des Descartes bekannt machen, aber Haller hatte, einen unüberwindlichen

lichen Eckel dagegen. Er ward in Biel kränklich, und, wollte er jemanden sprechen, sah er sich, wie in seinem väterlichen Hause, verachtet. Daher schloß er sich ganze Monate in sein Zimmer ein, und machte Verse. Er machte Gedichte von allerley Art, und in mancherley Sprachen; z. E. ein episches Gedicht von viertausend Versen, Trauerspiele, Uebersetzungen aus Horaz, Virgil, Ovid, u. s. w. Er nahm sich die Mühe, alles sorgfaltig abzuschreiben, und, als einst Feuer bey dem Nachbar auskam, war er nur bedacht, sich mit seinen poetischen Manuscripten zu retten. Aber in der Folge, im Jahre 1729 verdammte er selbst diese poetischen Versuche zum Feuer.

Hallers Vater hatte ihn zum geistlichen Stande bestimmt, er aber hatte Lust zur Arzeneiwissenschaft. Um aber von dem Kartesianer in Biel befreit zu werden, bat er seine Vormünder um Erlaubniß zu reisen, und gieng auf Anrathen eines Bernischen Arztes auf die Universität Tübingen, wo er im December 1723 ankam, und zu dem nachmaligen Petersburgischen Professer Düvernoi ins Haus zog. Elias Camerarius brachte ihm hier einen philosophischen

Scep-

Scepticismus bey, und ermahnte ihn, nur mit seinen eignen Augen zu sehen. Auch hier nahm sein Aeußerliches die Leute wider ihn ein, denn er wuste noch nicht im gemeinen Leben sich Achtung zu erwerben. Tübingen war für ihn die große Welt. Doch schon 1725 setzte er sich durch die Vertheidigung einer Disputation unter Duvernoi's Vorsitz in besseres Ansehn. Welchen Grund Haller übrigens hier zu seinen medizinischen Kenntnissen gelegt, gehört in eine medizinische Biographie desselben. In Tübingen machte Haller mehrere Gedichte, die Beifall fanden, davon er aber nur die Hymne auf den Morgen der Erhaltung würdig gefunden hat. Lange aber gefiel es Hallern in Tübingen nicht. Denn es herrschte damals eine Lebensart daselbst, die sie mit Fleiß und Eifer für die Wissenschaften nicht vertrug. Zwar war er selbst für Verführung sicher, indem er den Wein nicht liebte, und von dem Umgang mit Frauenzimmern ihn seine Schüchternheit zurückhielt, aber auch Ausschweifungen an andern zu sehen, war ihm unerträglich. Ueberdies war der Eifer der damaligen Professoren ziemlich lau. Er hatte den Duvernoi über Boerhavens Institutionen

lesen

lesen hören, daher war bey ihm ein Verlangen entstanden, den Unterricht dieses großen Mannes selbst zu geniessen, er gieng also im April 1725 nach Leiden. Boerhavens Hörsal war damals die Pflanzschule europäischer Aerzte; ausserdem lehrte daselbst ein Albinus, botanischer Garten, und anatomisches Theater waren in dem besten Zustande. Hier ward vornemlich Haller der Arzt gebildet. Er schrieb nicht allein die Vorlesungen der Lehrer, sondern auch alles auf, was ihm einiger Aufmerksamkeit werth zu seyn schien. Seit dem Jahre 1725 fieng er an, aus allen Büchern, die er las, Auszüge, mit Urtheilen begleitet, aufzusetzen, eine Arbeit, die er bis an seinen Tod fortgesetzt hat. Als ihm in Leiden einst das Heimweh anwandelte, verfertigte er ein Gedicht, das seine Sehnsucht nach seinem Vaterlande ausdrückte. Boerhave schätzte ihn vorzüglich, und erlaubte ihm, in seinem Garten die Pflanzen selbst zu studieren. Nach einer im Jahr 1726 durch Teutschland gethanen Reise promovirte Haller zu Leiden den 23 May 1727, schon seine damalige Doctordisputation de ductu salivali Caschwizio zeugte von den seltensten Erfahrungen, und den tiefsten Einsichten.

Um

Um groſse Aerzte kennen zu lernen, unternahm er nun eine Reiſe nach London, und nach Paris. Im letztern Orte benutzte er die Vorleſungen eines Winslow, und ſchrieb einige Fabeln. Von Paris aus hatte er vor, nach Italien zu gehn, aber eine Krankheit hielt ihn davon ab. Am Ende des Februars 1728 gieng er über Strasburg nach Baſel, um hier unter der Anführung des groſsen Bernouilli die Mathematick zu ſtudieren. Haller fand ſo viel Geſchmack an dieſer Wiſſenſchaft, daſs er ſelbſt eine Arithmetick, eine Geometrie u. ſ. w. ſchrieb, ob er ſie gleich nie drucken laſſen, und daſs er hernach in Bern oft Lehrſtunden in der Mathematick gegeben hat. In Baſel erwachte bey ihm zuerſt recht die Luſt zur Botanick. Zwar hatte er ſie bisher nicht ganz verabſäumt, aber doch noch nie eine Pflanze aufgehoben. Nachdem er verſchiedne kleine botaniſche Reiſen um Baſel herum gethan hatte, unternahm er im Julius 1728 um der Kräuter willen eine Reiſe durch die ganze Schweitz. Hier entſtand das vortrefliche Gedicht die Alpen, und ſo viele ſchöne Stellen ſind doppelt ſchön, weil ſie auch wahr ſind.

Nach seiner Zurückkunft nach Basel ward er vornemlich durch Drollinger und Stähelin ermuntert, neue Versuche in der Dichtkunst zu machen. Anfangs war Lohenstein sein Muster in der teutschen Poesie gewesen. Denn, was nach Lohenstein's Zeiten in Teutschland war gedichtet worden, konnte einen denkenden Kopf, wie Haller, nicht unterhalten. Auf seinen Reisen hatte er sich mit den englischen, und besonders mit den philosophischen Dichtern dieser Nation bekannt gemacht, nach denen er sich nun bildete. Haller wollte wichtigern Geschäften keine Zeit durch die Poesie rauben, daher schrieb er oft die schönsten Stellen seiner Gedichte über Tische auf, seine meisten Verse machte er beim Botanisiren, und schrieb sie nieder, wenn er nach Hause kam. An einem einsamen und wüsten Orte bey Bern fieng er an, sein Gedicht über die Ewigkeit zu verfertigen, und auf einem Berge bey Bern das über den Ursprung des Uebels. Auf einer Reise, die er 1728, und dabey in einem Tertianfieber that, entwarf er das Gedicht über Vernunft, Aberglauben, und Unglauben. Das Gedicht über die Falschheit der menschlichen Tugenden wurde nach den Masern gemacht. Nie setzte er

sich

ſich nieder, ein Gedicht zu ſchreiben, ſondern er ſchrieb Gedichte, weil er ſie ſchon ganz im Kopfe fertig hatte.

Im Jahr 1729 kehrte Haller nach Bern zurück, um hier als Arzt zu praktiziren, und dies hatte den erwünſchteſten Fortgang. Glückliche Kuren verſchaften ihm das Zutrauen der vornehmſten Häuſer. Dennoch erlangte er die gehofften Belohnungen ſeines Fleißes nicht. Als er 1734 die erledigte Stelle eines Arztes bey dem Hoſpitale daſelbſt ſuchte, ſo hieß es, er iſt ein Poet, und, als die Lehrſtelle der Beredſamkeit offen ward, ſo ſagte man, ſie gehöre nicht für einen Arzt. Dies veranlaßte das Gedicht Gedanken bey einer Begebenheit. Vom Jahre 1730 bis 1736 machte er alle Jahre Reiſen auf die Alpen, und gieng auf botaniſche Entdeckungen aus, unbekümmert um die Berner, die darüber ſpotteten, und, wenn er mit Kräutern bereichert nach Hauſe kam, fragten, ob er dann eine Kuh halte? Im Jahr 1734 wirkte er die Erlaubniß aus, ein anatomiſches Theater zu Bern anzulegen, wobey er, obgleich unbeſoldet, Vorleſungen hielt. Auſſerdem ſtudierte er die lateiniſchen Klaſſiker nach der Zeitfolge,

und beschäftigte sich mit alten Münzen. Im Jahr 1734 nahm ihn die Akademie zu Upsal zu ihrem Mitgliede auf. Im folgenden Jahre bekam er die Aufsicht über die Bibliotheck zu Bern, welche Stelle er so verwaltete, als wenn er sein Leben einzig dabey zugebracht hätte.

Im Jahr 1732 kam zuerst eine Sammlung seiner Gedichte zu Bern ohne Namen heraus. Er hatte nie vor, sie drucken zu lassen, aber ein Staatsmann zu Bern, Steiger, wollte sie nach einer Abschrift, die er davon besaß, abdrucken lassen. Als dies Haller erfuhr, besorgte er selbst eine Ausgabe davon, weil er es für rathsam hielt, einiges, das im Manuscript stand, auszulassen. Anfangs legte man diese Gedichte in Teutschland dem berühmten Berner Philosophen Müralt bey. In der Schweitz wurden theils in diesen Gedichten gefährliche Urtheile über die Religion gefunden, theils seine Satiren auf besondere Personen gedeutet. Eine Menge elender Verse wurden Hallern in Bern beigelegt, und sobald nur Verse bekannt wurden, sollte er sie gemacht haben. So machte man ihn zum Verfasser eines Gedichts, das bey einer bürgerlichen Unruhe erschien, und so bekam er unschuldig immer mehr

Fein-

Feinde. Da Haller's Gedichte zu einer Zeit erſchienen, wo es wegen des Strites zwiſchen Bodmer und Gottſched bey der Sekte des letztern Mode war, alles zu ſchmähen, was aus der Schweitz kam, da auch ſeine Gedichte für die Gottſchedianer zu hart und zu ſchwer waren, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie ſie bey aller Gelegenheit für ſchwülſtig und unſinnig ausſchrieen. Die Greifswalder Verſuche und die Halliſchen Bemühungen wurden mit Kritiken über Hallers Gedichte angefüllt. Lamprecht parodirte das Gedicht über die Ewigkeit. Dies veranlaßte Breitingern 1744 zu Zürch eine Vertheidigung der ſchweizeriſchen Muſe Herrn D. Albrecht Hallers herauszugeben.

Im Jänner 1736 erhielt Heller den Ruf zu einer medeziniſchen Lehrſtelle in Göttingen. Gern wäre er in ſeinem Vaterlande geblieben, und ſeine Freunde ſuchten ihm auch eine Penſion und eine Anwartſchaft auf ein Phyſikat auszuwirken, allein ſeine Feinde ſprengten aus, ſein Ruf nach Göttingen ſey erdichtet, und ſo muſte er um ſeiner Ehre willen dahin abgehen. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Göttingen ſtarb ihm ſeine erſte Gattinn Mariane, eine gebohrne

Wyß, die er 1731 geheirathet hatte, und deren Andenken er jetzt ein Gedicht widmete. Als überdies bald hernach einer seiner Söhne starb, so ward ihm Göttingen ein melancholischer Aufenthalt, ob man gleich hier alles that, um ihn aufzumuntern. Man rufte einen seiner Freunde aus der Schweitz nach Göttingen, man ließ ihm ein anatomisches Theater, und einen botanischen Garten errichten, man schenkte ihm ein Haus, und vermehrte seinen Gehalt. Hallers Ruhm zog eine Menge Schüler aus den entferntesten Ländern dahin. Er war in seinem neuen Amte so unermüdet, daß er sogar Sonntags anatomirte; denn auf der Anatomie, Physiologie, und Botanick schränkte er jetzt seine gelehrte Arbeiten ein.

Als Haller 1739 eine Reise in sein Vaterland that, verheirathete er sich aufs neue mit Elisabeth, einer Tochter des Rathsherrn Bucher, aber diese zweite Gattinn verlor er bey seiner Rückkunft in Göttingen im ersten Kindbette, und nun kehrte seine Melancholie desto heftiger zurück. Die Commentarii über Boerhavens akademische Vorlesungen, die er 1739 herauszugeben anfieng, erwarben ihm einen großen Ruhm unter den Aerzten, der durch die 1742 erschiene-

ae enumeratio ſtirpium Helueticarum noch mehr vermehrt wurde. Er nahm Antheil an der Bibliotheque raiſonnée, die zu Amſterdam herauskam, und rezenſirte hier außer den mediziniſchen auch hiſtoriſche, litterariſche, philoſophiſche, theologiſche Werke, und Romane. Die Icones anatomicae, die er 1743 herauszugeben anfieng, waren reich an neuen Entdeckungen.

1739 bekam er den Titel eines Leibarztes, und 1743 den eines Hofraths, auch wurde er 1740 Mitglied der Societät zu London. Nun fieng man auch an, ſeine Verdienſte in ſeinem Vaterlande zu erkennen. Denn 1745 ward er Mitglied des großen Raths der Republick Bern, ein Glück, das dort höher geſchätzt wird, als die gröſten Ehrenſtellen, zu denen ein Berner bey irgend einem Hofe gelangen könnte. Haller muſte deswegen eine Reiſe nach Hauſe thun, doch er kehrte nach Göttingen zurück, weil er noch viele Schriften auszuarbeiten vorhatte, wozu ihm Göttingen gelegener war, als ſeine Vaterſtadt.

Im Jahr 1745 fieng Haller an, an der Göttingiſchen gelehrten Zeitung Theil zu nehmen, welches er bis an ſeinen Tod fortgeſetzt, und wo

er faſt noch ein weitläuftigeres Feld der Kritick bearbeitet hat, als in der Bibliotheque raiſonnée. Direktor der Societät, unter deren Aufſicht jene Zeitung ſteht, ward er 1747, eine Stelle, die mit einer guten Beſoldung, und einer ziemlichen Macht verknüpft war. 1746 bekam er einen heftigen und lang dauernden gelehrten Streit mit dem Hofrath Hamberger in Jena, der eine uralte Lehre vom Athemhohlen erneuern wollte. Auſſer, daß er 1747 Mitglied der Stockholmer Akademie ward, zeichnet ſich dieſes Jahr ſeines Lebens vornemlich durch die erſte Erſcheinung von den primis lineis phiſiologiae aus, die ein ganz neues Syſtem, nämlich das von der Reizbarkeit vortrugen. 1748 ſchlug er einen Ruf nach Erfurt, und einen andern nach Utrecht aus, dafür ihm auch der König von England, der in dieſem Jahre nach Göttingen kam, mit vielen Gnadenbezeigungen überhäufte. Als er 1749 den Antrag bekam, in Dienſten der Republick mit fünftauſend Thaler Gehalt nach London zu gehn, und es ablehnte, ward ihm ohne ſein Begehren auf des Königs Koſten in Wien ein Adelsbrief ausgewirkt. In eben dieſem Jahre bekam er einen Antrag nach Berlin, wo er ſich Titel, Rang,

und

und Beſoldung ſelbſt wählen ſollte, auch dieſes verbat er, doch ließ er ſich in die dortige Akademie aufnehmen. 1750 errichtete er ein Collegium chirurgicum zu Göttingen, worüber er die Direction bekam, ingleichen eine Hebammenſchule. Er muſte den Plan von der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen entwerfen, und ward 1751 zum Präſidenten derſelben ernannt. Ihre Commentarios bereicherte er von Zeit zu Zeit mit vortreflichen Abhandlungen, hier erſchien z. E. jener merkwürdige Aufſatz de partibus corporis humani ſenſibilibus et irritabilibus. Jetzt gab er in zwey Quartbänden ein Manuſcript von Boerhavens methodo ſtudii medici heraus, wo aber ſeine eignen Zuſätze mehr als zwey Drittel ausmachten. Die Academia curioſorum und die Bologna nahmen ihn zu Mitgliedern auf, und ſein Ruhm verbreitete ſich überhaupt durch ganz Europa. So ward er 1752 Mitglied der Akademie der Wundärzte in Paris. Ein neues Verdienſt erwarb er ſich 1753 durch die enumeratio plantarum horti regii et agri Göttingenſis. Haller ſagt in der Vorrede, daß er ehedem Willens geweſen ſey, alle in Teutſchland wachſende Kräuter zu beſchreiben, ſich aber nun auf die Gegend von Göt-

tingen eingeſchränkt habe. Ueberhaupt hat Haller die Kräuterkunde ſehr bereichert, eine Menge neuer Pflanzen entdeckt, und neue Geſchlechter gefunden.

Haller vermißte in Göttingen das vertrauliche und Freye des Umganges, und muſte ſich daher auf ſein Zimmer einſchränken. Die Gnade des Königs und des Miniſters erweckte ihm viel Neid bey ſeinen Kollegen. Seine Geſundheit litt viel durch öftere hitzige Fieber, beſonders war er einem gewiſſen Nervenfieber unterworfen. Als er daher im May 1753 eine Reiſe nach Bern that, beſchloß er dem akademiſchen Leben ganz zu entſagen. Er ſuchte um ſeine Erlaſſung von Göttingen an, doch behielt er abweſend (mit Einwilligung der Republik Bern) einen Gehalt von zweihundert Thalern, und die Präſidentenſtelle bey der Societät der Wiſſenſchaften bey, wofür er ſowohl an den gelehrten Zeitungen, als an den Commentariis Antheil zu nehmen fortfuhr. Zu Bern ward er Ammann, welches die vierte Stelle unter den Staatsbedienten der Republick iſt. Auf Reiſen, die er, um Salzwerke zu unterſuchen, 1754 thun muſte, machte er abermals viele botaniſche Entdeckungen. Im Jahr 1753 nahm ihm die

die Florentiniſche Akademie zu ihrem Mitglied auf. 1754 ward er zu Bern in den akademiſchen Senat aufgenommen, der die Angelegenheiten der Gymnaſien von Bern und Lauſanne beſorgt; und in demſelben Jahr zu einem der acht fremden Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris erwählt. In Bern fieng er wieder an, ſich der praktiſchen Medizin zu widmen. Er verheirathete ſich hier zum drittenmal mit einer Tochter des berühmten Jenaiſchen Arztes Teichmeyer. Zwar ward ihm 1755 die durch Mosheim's Tod erledigte Stelle eines Kanzlers, ſo wie bald darauf die Kanzlerſtelle bey der Univerſität Halle angetragen, aber beide Anträge ſchlug er aus, auf dringendes Bitten des Rathes zu Bern, der ihn im Vaterlande zu behalten wünſchte. In demſelben Jahre wurde er Beiſitzer im Sanitätsrath der Republick, imgleichen auch ein Mitglied der Arkadier. Die Sammlung kleiner Halleriſchen Schriften, welche 1756 erſchien, beſtand in Vorreden, die er zu verſchiednen Werken und Ueberſetzungen z. E. zu der Klariſſe, an deren Ueberſetzung er Theil nahm, geſchrieben hatte. Mit verſchiednen andern kleinen proſaiſchen Aufſätzen z. E. mit einer Vergleichung, die er zwiſchen

ſchen ſich und Hagedorn in Anſehung der Zeitumſtände, unter denen ſie zu dichten anfiengen, anſtellt, vermehrt, kam dieſe Sammlung 1771 neu in drey Theilen heraus. Im Jahr 1757 machte ſich Haller durch Stiftung und Einrichtung eines Wayſenhauſes in Bern verdient. Man gab ihm eine Stelle im Oberkonſiſtorium ausdrücklich deswegen, daß er mit über die guten Sitten wachen helfen ſollte. Noch mehr benutzte der Staat ſeine Einſichten im folgenden Jahre, da man ihn nach Kulm ſchickte, um Alterthümer zu unterſuchen, und zum Gouverneur von Roche, und Aufſeher der dortigen Salzwerke erwählte. 1757 hatte er das unſterbliche Werk die Elementa phyſiologiae corporis humani, dies erſte wahre philoſophiſche Syſtem begonnen, auch die Diſputationis praeticas zu ſammeln angefangen, die nachher bis zu ſieben Quartbänden anwuchſen. 1759 nahm ihn die botaniſche Akademie zu Florenz unter ihre Mitglieder auf. Im Jahr 1760 vermehrte er die Beſchreibung von den ſtirpibus Helveticis mit einem wichtigen Auctario. Aufs neue ward er 1761 in einen gelehrten Streit mit dem Herrn von Haen in Wien verwickelt, wodurch mehrere Schriften veranlaßt wurden. 1762 beſchenk-

ſchenkte er das Publikum mit einer Sammlung von den operibus anatomicis minoribus. Im Jahr 1764 trat er der ökonomiſchen Geſellſchaft in Zürch bey, ſo wie 1765 den ähnlichen Geſellſchaften zu Hannover und Zelle. Viel trug er in dem leztern Jahre dazu bey, die Einigkeit zwiſchen Wallis und dem Kanton Bern wiederherzuſtellen, und die Grenzen beider Lande aufs neue feſtzuſetzen. Eine neue Würde im Staat ward ihm 1766 zu Theil, indem er in den Appellationsrath kam, der in Civilſachen die Obrigkeit vorſtellt. Er muſte 1767 die Kirchenordnung für die Landſchaft Waadt revidiren, und war auch bey der Kommiſſion, welche niedergeſezt wurde, die Streitigkeiten von Genf beizulegen. Einen Ruf nach Rußland, den er in dieſem Jahre erhielt, lehnte er ab. 1768 vollendete er die Beſchreibung von den Stirpibus Helueticis in einer ausführlichen Hiſtoria derſelben. Verdient machte er ſich um die mediziniſche Litteratur, durch neue Ausgaben der alten Aerzte, die er jezt unter dem Titel Principes artes medicae zu beſorgen anfieng. Im Jahr 1770 ſchrieb der König von England an den Rath zu Bern, um ihn für Göttingen abzufodern, allein es glückte dem Rath,

ihn

ihm dem Vaterlande zu erhalten. 1771 machte er den Anfang zu einer Litteratur, oder vielmehr pragmatiſchen Geſchichte aller mediziniſchen Wiſſenſchaften mit der Bibliotheca botanica, die ewig ein Denkmal ſeiner unermeßlichen Beleſenheit, und ſeiner ſcharfſinnigen Beurtheilungskraft bleiben wird. Er nahm auch jetzo Antheil an der Pariſer Encyklopädie. In dieſem Jahr 1771 fieng er eine Reihe politiſcher Romane an, welche die Abſicht hatten, darzuthun, welches die beſte Regierungsform ſey. Im Uſong, welcher jetzt erſchien, führte er den Satz aus, daß auch ein Deſpot ſeine Völker beglücken könne, wenn der Fürſt Einſicht und Tugend beſitze. Sowohl wegen Imagination, als Sprache hat dieſer Roman unter den Halleriſchen Schriften dieſer Art am meiſten gefallen, und iſt in mehrere Sprachen überſetzt worden. Im Jahr 1772 nahm ihn das Kollegium der Aerzte zu Edinburg zu ihrem Mitgliede auf, ſo wie 1773 die Akademien zu Padua und Koppenhagen, indem jene gelehrte Geſellſchaft einen Ruhm darinnen ſuchte, Hallern unter ihre Mitglieder zu zählen. Vermöge ſeines Eifers für die chriſtliche Religion unternahm er die Vertheidigung derſelben gegen

Vol-

Voltaire, und andre Zweifler in den Briefen (eines Vaters an seine Tochter) über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung 1772, worin der erste Entwurf schon in den letztern Reden Usong's enthalten war. Der zweite politische Roman: Alfred König der Angelsachsen, der 1773 erschien, hat zur Absicht, die gemäßigte Monarchie zu beschreiben, und zu zeigen, wie das Beispiel eines tugendhaften Fürsten alle untergeordnete Diener des Staats zur Erfüllung ihrer Pflichten ermuntern könne. Ein dritter Roman 1774 unter dem Titel: Fabius und Cato, ein Stück römischer Geschichte, beschloß die Reihe, und sollte von den Vorzügen der Aristokratie in einem mittelmäßigen Staate überzeugen. Haller war billig genug, in der Vorrede zu sagen: „Vielleicht täuschen mich Vorurtheile; ich „bin in der Aristokratie gebohren." Dauerhaftere Denkmale seines Namens waren die Bibliotheca anatomica, und chirurgica, die jetzt herauskamen. Im Jahr 1775 machte ihn die ökonomische Gesellschafft in Bern zu ihrem Präsidenten. Um noch seine letzten Jahre dem Dienste der Religion zu widmen, unternahm er jetzt Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister

wider

wider die Offenbarung, die vornehmlich gegen die Questions sur l'Encyclopedie gerichtet waren. In seiner Jugend soll er selbst einige Zeit mehrere Zweifel gegen die Religion gehegt haben, bis endlich Dimon's Werk über die Wahrheit der Auferstehung Christi seinen Glauben vollkommen befestigte. Die außerordentlichste Belohnung seiner Verdienste erfolgte 1776, indem ihm hier der gekrönte Weise, Gustav König von Schweden den Nordsternorden ertheilte. In diesem Jahre machte er den Anfang von der Bibliotheca practica, die leider Fragment geblieben ist. Im Jahr 1777 nahm ihm die Akademie zu Petersburg zu ihrem Mitgliede auf. Seine Physiologie fieng er jetzt an unter dem Titel de functionibus praecipuis partium corporis humani ganz neu umzuarbeiten, wovon er aber nur vier Bände vollendet hat. Als am 17ten Julius 1777 Kaiser Joseph in die Schweitz kam, reiste er Voltairen, der sehnsuchtsvoll auf seinen Besuch wartete vorbey, besuchte den von Alter und Krankheit niedergedrückten Haller, und unterredete sich eine ganze Stunde mit ihm. Haller sprach mit so viel Würde, daß der Kaiser nachdem nicht anders als mit Hochachtung von ihm redete.

redete. Der Besitzer des Hauses, in welchem die Zusammenkunft geschah, ließ zum Andenken derselben ein Monument errichten. Als der Kaiser nachher von Haller's Krankheit hörte, schickte er ihm zur Labung eine seltne Art von Wein, die aber zu spät ankam. Eine Nachricht von des Kaisers Besuch steht im April des teutschen Museum von 1779.

Seit dem October 1777 fühlte Haller, daß sein Ende herbeinahe. Wegen eines oft schmerzhaften Harndrangs nahm er eine Menge von Opium, und zuletzt täglich acht Gran. Bey aller Schwäche seines Körpers verließ ihn seine Arbeitsamkeit nicht. Noch im November, und im Anfang des Decembers arbeitete er von sieben bis fünf Uhr mit ungeschwächter Kraft seines Geistes. Ward er gleich oft hinfällig, so erhohlte er sich doch immer wieder. Endlich aber unterlag die Natur, und er entschlief den 12ten December Abends um acht Uhr. Eine Nachricht von seinem Tode giebt Herr Zimmermann im Februar des teutschen Museum von 1778. Es hinterließ Haller aus seinen drey Ehen vier Söhne, und vier Töchter. Sein ältester Sohn Emanuel Haller hat sich durch vortrefliche Werke

über die Botanick, und die schweizerische Geschichte berühmt gemacht, und ist Mitglied von dem großen Rath zu Bern. Der zweite ward Kaufmann in Frankreich, der dritte französischer Offizier, und der vierte bey der Staatskanzley in Bern angestellt. Die erste und zweite Tochter wurden an Mitglieder des Berner Raths verheirathet, die dritte an einen Obristen der englischen ostindischen Gesellschaft, und die vierte an einen Kaufmann.

Haller hatte einen schönen Wuchs, und eine glückliche Gesichtsbildung. Die Lebhaftigkeit seiner Augen zeugte von seinem Scharfsinn. Er war im Stande, zu gleicher Zeit, Schach zu spielen, zu lesen, oder auch eine Rechnung zu machen. Ohne Hülfe von Wörterbüchern verstand er die französische, englische, holländische, italienische, spanische, und schwedische Sprache. Er war, wie Herr Zimmermann im Museum versichert, äusserst kolerischen und reizbaren Temperaments, nicht leicht zu versöhnen, und in Religionssachen ein Vertheidiger der Intoleranz. Sein ähnlichstes Bildniß ist das von Freudenberger, das die Berner Bibliotheck ziert. Geyser hat ihn sowohl einzeln, als vor meinem Al-

manach

manach für 1779 gestochen. Von Crusius gestochen steht er vor dem neunten Band der Bibliotheck der schönen Wissenschaften.

Schon 1755 gab der berühmte Zimmermann, ein würdiger Schüler Haller's, ein Leben desselben heraus. Seine genaue Bekanntschaft mit ihm setzte ihn vorzüglich in Stand, uns den Mann genauer, als irgend jemand, zu schildern. Digreßionen und redneriſcher Vortrag machten es etwas weitläuftig, Fehler, denen der Verfasser bey einer neuen Umarbeitung, die er schon so lange versprochen, unstreitig abhelfen wird. Diese Lebensbeschreibung habe ich vorzüglich benutzt. Herr Hofrath Heyne schrieb Hallern 1778 ein würdiges Elogium. Herr Baldinger hielt ihm in demselben Jahr zu Göttingen eine Lobrede, die seine medeciniſchen Verdienste schildert. Das Grabmal Hallers ward in einer Ode besungen, die zu Basel 1778 erschien, und wobey das Grab auch in einem Kupferstich abgebildet ist. Der Marquis de Luchet ließ eine Eloge, und Balthasar eine teutsche Lobrede auf ihn drucken. Die Eloge historique des Herrn Senebier, die auch ins Teutsche übersetzt worden, ist theils wegen des von 1755 an kürz-

lich fortgesetzten Lebenslaufs, wo ich sie benutzt habe, theils wegen des beigefügten vollständigen Verzeichnisses von Haller's Schriften merkwürdig. Herr Stäudlin zu Tübingen widmete Haller's Verdiensten 1780 ein Gedicht in drey Gesängen in Denis Manier. Die Medaille, so Mörikofer in der Schweitz auf Hallern verfertigt, steht vor Herrn Zimmermann's Lebensbeschreibung abgebildet.

Die erste Ausgabe von dem Versuch schweitzerischer Gedichte erschien, wie oben gedacht, ohne des Verfassers Namen zu Bern 1732. Alle nachfolgende Ausgaben haben Veränderungen und Verbesserungen, doch hat der Verfasser jederzeit die alten Lesarten angezeigt, durch deren Vergleichung man in den Stand gesetzt wird, über die Ursachen der neuen nachzudenken. Die folgenden Ausgaben, die der Verfasser selbst besorgte, sind: Bern 1734, 1743, Göttingen 1748, 1749, 1751, 1753, 1758, 1762, 1768. Die eilfte und letzte erschien zu Bern 1777. In der Vorrede versichert Haller, daß, wenn er auch eine neue Auflage erleben sollte, er doch keine neue Revision seiner Gedichte unternehmen würde. Ein neues Gedicht erscheint hier, und

ein

ein altes iſt verworfen. Die Varianten ſtehen nicht mehr unter dem Text, wie ſonſt, ſondern machen einen Anhang aus. Das Portrait des Dichters und Vignetten zieren dieſe Ausgabe. Der Nachdrücke nicht zu gedenken, ſo giebt es auch zwey von Haller nicht ſelbſt beſorgte Ausgaben Danzig 1743 und Zürch 1750, worinnen Stücke, die er verworfen, und unter andern auch franzöſiſche Verſe vorkommen. Von dem Gedicht über die Alpen erſchien zu Bern 1773 eine prächtige Ausgabe in Quart, wo vor jeder Strophe eine Vignette ſteht, und Tſcharner's franzöſiſche Ueberſetzung beigefügt iſt. Die beſte franzöſiſche Ueberſetzung von Haller's Gedichten iſt die, ſo der Herr von Tſcharner in zierlicher Proſa 1750, 1752, 1760 und 1775 herausgegeben. Ein Herr S. gab 1779 eine italieniſche Ueberſetzung in wohlklingenden Verſen heraus.

Haller fieng in unſrer Poeſie eine neue Epoche an, indem er ſie wieder denken lehrte, zu einer Zeit, da ſie ganz gedankenlos geworden war, und den Ton der lehrenden Dichtkunſt wieder angab, nachdem die Opitziſche Sprache ganz in Vergeſſenheit gekommen war. Er zeigte, wie fähig unſre Sprache ſey, viel Gedanken mit we-

nig Worten auszudrücken. Als ein philoſophiſcher Dichter muſte er bey einer Nation ſein Glück machen, die die Philoſophie vorzüglich ihr Eigenthum nennen kann. Dem Nachdruck, dem Adel, und der Größe der Gedanken opferte er oft Geſchmeidigkeit und Wohlklang auf. Beſcheiden nannte er ſelbſt ſeine Gedichte ſchweizeriſche, weil er ſie von den Spuren des Provinzialdialectes nicht frey ſprechen wollte, ob er gleich bey jeder Ausgabe Sprachfehler zu vertilgen ſuchte. Und wie beſcheiden ſagt er in einer ſeiner Vorreden: Ich habe niemals verlangt, Dichter zu ſeyn!

Seine poetiſchen Werke beſtehen aus folgenden Stücken: 1) Eine poetiſche Zuſchrift an den Schultheiß Steiger. 2) Morgengedanken, ein lyriſches Stück, eines der früheſten Gedichte, das Haller im ſechszehnten Jahre verfertigte, und das Betrachtungen über die Größe des Schöpfers in der Natur enthält. 3) Sehnſucht nach dem Vaterlande. 4) Ueber die Ehre, das vornehmſte unter den lyriſchen Stücken dieſes Dichters, und eine unſrer älteſten Lehroden vom Jahr 1728, voll herrlicher Maximen. 5) Die Alpen, ein mahleriſches Gedicht in zehnzeiligten Stro-

Strophen. Die Wahrheit und die Stärke der Beschreibungen, die vortreflichen moralischen Reflexionen machen es zu einem der vornehmsten Gedichte unter Haller's Werken. 6) Gedanken über Vernunft, Aberglauben, und Unglauben. Einer von Haller's Freunden, Stähelin, erhob sehr oft die Poesie der Engländer auf Kosten der teutschen Dichtkunst. Dies bewog Hallern, in einem nach englischen Geschmack eingerichteten Gedichte darzuthun, daß die teutsche Sprache keinen Antheil an dem Mangel philosophischer Dichter habe. Es werden in diesem Gedichte die Schwächen der menschlichen Vernunft gezeigt, welche Ursache sind, daß wir von einem Aeussersten in das andre, von Aberglauben in Unglauben verfallen. Das Resultat ist:

Vernunft, steh still bey Gott, mehr ist ein Ueberfluß.

Episoden und Digressionen haben die Hallerischen Lehrgedichte nicht. 7) Die Falschheit menschlicher Tugenden. Der Verfasser urtheilt von diesem Gedichte selbst, der Plan sey deutlicher, aber die Verse schwächer. Mit Recht wird dies Gedicht zu den poetischen Satiren gerechnet,

und Ernſt und Eifer zeichnen es aus. 8) **Die Tugend**, ein lyriſches Gedicht in ſapphiſchem Sylbenmaaß, beweiſt, daß die Tugend kein leerer Name ſey. 9) **Doris**, ein lyriſches Gedicht, worinnen er ſie zur Liebe auffodert. 10) **Die verdorbnen Sitten**, die vornehmſte Satire des Verfaſſers. Es iſt ein Werk ſeiner Jugend, und er macht darüber ſelbſt die Anmerkung: „Junge Leute, die in Büchern die Welt kennen gelernt haben, wo die Laſter immer geſcholten, „die Tugenden immer geehrt, und die vollkommenſten Muſter ihnen vorgemahlt werden, fallen leicht in den Fehler, daß alles, was ſie ſehen, ihnen unvollkommen und tadelhaft vorkömmt.“ 11) Ein Hochzeitgedicht. 12) **Der Mann nach der Welt**, eine Satire, ſchildert einen jungen Stutzer, und eine ungerechte, und eigennützige Magiſtratsperſon. 13) **An den Profeſſor Geßner zu Zürch**, theils Lobode, theils Aufmunterung zur Zufriedenheit. 14) **Gedanken bey einer Begebenheit**, ein kleines lyriſches Stück, deſſen Veranlaſſung ich oben angezeigt habe. 15) **Ueber den Urſprung des Uebels in drey Büchern**, das vornehmſte Lehrgedicht des Verfaſſers. Das erſte Buch handelt von den

Kla-

Klagen der Menschen, das zweite von Gottes Absicht bey der Schöpfung, und das dritte von den Folgen des Sündenfalles. Es ward 1734 verfertigt. 16) Ein Hochzeitgedicht. 17) Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit, voll großer und erhabner Gedanken. 18) Ueber Marianens anscheinende Besserung, ein lyrisches Stück. 19) Trauerode bey dem Absterben seiner geliebten Mariane. 20) Ueber eben dieselbe, das Jahr nach ihrem Tode. 21) Ueber das Einweihungsfest der göttingischen hohen Schule, eine Ode. 22) An den Herrn von Münchhausen bey der Einweihung der Universität Göttingen. 23) Antwort auf Bodmer's Elegie über Marianens Absterben. 24) Ode über den Tod seiner zweiten Frau. 25) Vier Fabeln. 26) Kantate bey der Anwesenheit des Königs von England in Göttingen. 27) Serenate zu Ehren des Königs von England. 28) Einige Sinngedichte. 29) Bey dem Tode der Frau Hofräthinn Ayrer.

Haller's ausgebreiteter Ruhm, und rastlose Thätigkeit veranlaßten einen Briefwechsel, den er mit den grösten Gelehrten in ganz Europa über wissenschaftliche Gegenstände unterhielt, und den

man in ſechs Bänden herausgegeben, wovon drey Bände in teutſcher Sprache ſind.

XXXVIII.

Sidonia Sophie Charlotte Seidelinn.

Sidonia Sophie Charlotte Seidelinn war zu Burg im Magdeburgiſchen den 24 November 1743 gebohren. Ihr Vater war Timotheus Juſtus Lange, Doktor der Arzeneigelehrſamkeit und Phyſikus daſelbſt, ein Sohn des halliſchen Gottesgelehrten Joachim Lange, und ein Bruder des Dichters Lange. Ihre Mutter, eine gebohrne Tiſcherinn verlor ſie bereits in ihrem achten Jahre, eine überaus zärtliche Mutter, deren Andenken ihr ſtets in lebhafter Erinnerung blieb. Nach dem Tode ihrer Mutter ward ſie auf einige Zeit zu einem Onkel gethan, der Inſpektor zu Koburg war, da ſie aber ihr Vater nicht lange miſſen konnte, ſo nahm er ſie bald wieder zu ſich. Ihr Vater beeiferte ſich ſelbſt, ihren

ihren Verstand zu bilden, und widmete jeden Augenblick, der ihm von seinen medizinischen Arbeiten übrig blieb, dieser Beschäftigung. Diesen ihren geliebten Vater, ihren Lehrer und Freund, dessen sie Zeit ihres Lebens in Gesprächen, Briefen, und Gedichten nicht ohne Wehmuth und Dankbarkeit gedenken konnte, verlor sie in ihrem sechszehnten Jahre, indem ihn der Tod in seinen besten Jahen dahin riß. Nun ward ihre häusliche Glückseeligkeit und Zufriedenheit ganz unterbrochen. Sie hatte eine Stiefmutter, die, ob sie gleich die Schwester ihrer Mutter war, stiefmütterlich dachte. Die Vermögensumstände ihres Vaters waren durch mancherley Unglücksfälle zerrüttet worden. Ihre fünf jüngern Brüder kamen in das Waisenhaus nach Halle. Sie aber ward in das Haus eines Domherrn zu Magdeburg, des Freiherrn von Wulffen, der auf seinen Gütern zu Pitzbuhl lebte, um den sich ihr Vater viel Verdienste erworben hatte, aufgenommen. Hier brachte sie unter stiller Wehmuth über den Tod ihrer Eltern, mit Ausbildung ihrer Seelenkräfte, und Uebung in den Kenntnissen und Geschäften, die ihrer weiblichen Bestimmung gemäß waren, ihre Tage zu. Hier unter Fremden Leuten ver-

verſchloß ſie ihren Gram in ihre Bruſt, und fand endlich eine Art von Vergnügen darinnen, ihren traurigen Gedanken nachzuhängen. Dies ſtimmte ihre zärtliche Seele zu einer ſanften Schwermuth, die ſie nie ganz verließ, und ein Zufall gab ihrer Melancholie einen Anſtrich von Feierlichkeit und Religioſität, zu der ihr Herz ohnedies gebildet war. Young's Nachtgedanken nämlich waren es, die ihr von ungefähr in die Hände fielen, und mit denen ſie eigentlich ihre Lektüre anfieng. Da dieſe Gedichte ganz mit ihrer damaligen Lage übereinkamen, und den Bedürfniſſen ihrer Seele vollkommen entſprachen, ſo fand ſie außerordentlich viel Geſchmack daran. Durch ſie erwachte in ihr die Neigung zur Dichtkunſt, ſie fieng an, ſich in mehrern poetiſchen Aufſätzen zu verſuchen, die alle das Gepräge ihres Lieblingsdichters trugen. Sechs Jahre brachte ſie zu Pitzbuhl ſtill und unbemerkt zu. Die Ausſichten von Glück, die ſich ihr hier bey großmüthigen Gönnern zeigten, waren den Wünſchen ihres Herzens nicht gemäß. Sie ſehnte ſich nach einem ſtillen Leben, und nach einer Verbindung mit ſolchen Herzen, denen ſie die Empfindungen des ihrigen mittheilen könnte. Endlich nahm ſie ihres Vaters Bru-

der,

der, der einzige unter vielen, die damals noch lebten, der Dichter Lange zu sich nach Laublingen. An ihm fand sie einen zweiten Vater, den zärtlichsten Freund und den treuesten Führer, der, nach dem Verlust seiner Gattinn und seines Sohnes, an ihr allein seine Freude fand. Er suchte ihre Seele und ihre Poesie zu erheitern, und auf frohere Gegenstände zu leiten. Hier ward sie mit der teutschen Litteratur zuerst bekannt, diese Lektüre, das Beispiel ihres Onkels, seine poetischen Freunde, die auch die ihrigen wurden, alles dies muste ihrer Neigung zur Dichtkunst neue Nahrung geben. Sie war aber zu bescheiden, und zu wenig für die Produkte ihres Geistes eingenommen, als daß sie dieselben jemanden mitgetheilt hätte. Selbst ihr Onkel bekam nur wenig davon zu sehen. Die wenigsten, die Laublingen besuchten, lernten sie nach ihrem ganzen Werth schätzen, weil sie nicht leicht ihre Zurückhaltung ablegte. Nur Herrn Karl Marthäi (der sich auch als Dichter bekannt gemacht) glückte es, sie so lange zu beobachten, daß er ihre Vorzüge entdeckte, und sich ihre Freundschaft erwarb. Durch ihn lernte sie der Dichter Friedrich Schmitt kennen, und ward ihr Freund.

Mit

Mit beiden Männern unterhielt sie bis an ihren Tod einen vertrauten Briefwechsel. Beide rühmten sie ihrem gemeinschaftlichen Freunde, dem (durch eine moralische Wochenschrift und verschiedne Gedichte bekannten) Herrn Seidel, der damals Pfarrer zu Ezelwangen im Sulzbachischen war, so oft, daß er sie aus ihren Beschreibungen hochzuschätzen anfieng. Diese Hochschätzung wuchs, als er das Glück erhielt, selbst mit ihr Briefe zu wechseln, immermehr, und verwandelte sich allmählig in eine mehr als freundschaftliche Zuneigung, so, daß sich endlich beide verlobten, ohne je einander gesehen zu haben. Im Frühjahr 1773 reiste Herr Seidel nach Laublingen, und wurde den 6 May mit ihr getraut. Sie gebahr ihrem Manne, den sie durch ihre Zärtlichkeit beglückte, zwey Söhne, den ersten 1774, welcher noch lebt, und schon diesen mit vieler Gefahr ihres Lebens. Die Geburt des andern (der ihr bald im Tode folgte) veranlaßte neunzehn Tage nach ihrer Niederkunft den 4 Junius 1778 durch eine Hämorrhagie ihren Tod in einem Alter von fünf und dreißig Jahren. Ihr Körperbau war nie sehr fest, für ihren thätigen und fühlenden Geist zu schwach, durch Erfah-

rungen vieler nagenden Leiden, und durch zweimaliges Abortiren geschwächt. Unerachtet jener Schwermuth war doch ihr Umgang nichts weniger, als finster, vielmehr hatte er oft die angenehmste Heiterkeit. Nur gegen Fremde war sie schüchtern, gegen Freunde aber voll offner Vertraulichkeit, die oft in eine sanfte Frölichkeit übergieng. Sie hatte sogar einen Hang zur lachenden Satire; weil sie diesen aber kannte, und fürchtete, so wachte sie darüber mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit. Sie war sogar eine Freundinn der ehrbaren komischen Muse. Mit einer sehr lebhaften Phantasie verband sie einen wahren philosophischen Scharfsinn. Nie versäumte sie irgend eine ihrer Pflichten, um ihren Hang zur Schriftstellerey zu befriedigen. Sie übernahm Geschäfte und Arbeiten, sie übte sich in Geschicklichkeiten, an die auch manches Frauenzimmer nicht denkt, dem vor Lektüre eckelt. Nichts war weiter von ihrem Karakter entfernt, als auch nur ein Anstrich von Pedanterey, als der Schein, mehr wissen zu wollen, als jedes gut erzogne Frauenzimmer wissen soll. Ihr hinterlaßner Gatte, der jetzt als Prediger zu Nürnberg steht,

und

und dem ich die Mittheilung obiger Nachrichten zu danken habe, verſprach bald nach ihrem Tode, ihre Gedichte herauszugeben. Mangel an Muſe und mehrere Hinderniſſe haben ihre Ausgabe verzögert, doch wird er vielleicht nun in kurzem das Verlangen des Publikums befriedigen, uud zugleich einen Abriß ihres perſönlichen und ſchriftſtelleriſchen Karakters beifügen. Noch bey ihrem Leben machte ich in der fünften und ſechſten Abtheilung des Taſchenbuchs für Dichter und Dichterfreunde 1775 und 1776 folgende Gedichte von ihr bekannt: 1) die Muſe Teutſchlands, ein reimloſes lyriſches Gedicht, welches die Wahrheit ausführt, daß die teutſche Muſe, ununterſtützt von Fürſten, die Thronen vorbeigehe, und ſich andre Gegenſtände wähle. 2) An ein Kind, über das Lächeln und Weinen deſſelben, ſanfte und rührende Gedanken in einem reimloſen Liede. 3) Sehnſucht an Selid, welches der Name war, den ſie ihrem Gatten in Gedichten beizulegen pflegte, ein gereimtes ſanft ſchwärmeriſches Lied. In meinem Almanach für 1778 erſchienen von ihr: 1) Meinem lieben Fritzen an ſeinem Geburtstage. 2) Ueber die Scenen ihres Lebens. 3) Zwey Gedichte mit dem

dem Namen Klariſſa. Ob bey ihrem Leben noch mehr von ihr gedruckt worden, weiß ich nicht. Ihre Dichteriſchen Talente werden bey der Herausgabe ihrer Werke erſt in ihrem völligen Glanze erſcheinen.

XXXIX.

Peter Wilhelm Hensler.

Peter Wilhelm Hensler (den man zum Unterſchied von ſeinem ältern noch lebenden Bruder, dem berühmten Arzte, der ſich auch als Dichter gezeigt hat, dem Herrn Archiater Philipp Gabriel Hensler zu Altona, Hensler den jüngern zu nennen pflegt) ward den 14ten Februar 1747 zu Preez im Holſteiniſchen, vierzehn Tage vor dem Ableben ſeines Vaters Friedrich Hensler, Kloſterpredigers daſelbſt, gebohren. Ihn, wie ſeine drey Schweſtern, und zwey Brüder, erzog die überlebende Mutter Margarethe Eliſabeth, gebohrne Weddekop, unterſtützt durch

viele Gönner, besonders durch das gräfliche Ranzowische Haus, mit wenigem Vermögen, aber mit vieler Treue und Sorgfalt. Er studierte vom Jahre 1759 bis 1763 zuerst auf dem Altonaischen Gymnasium, und nachher zu Kiel und Göttingen die Rechtsgelehrsamkeit, und lebte nach seinen akademischen Jahren einige Zeit zu Ascheberg bey dem Grafen Ranzow, und nachher in Altona, wo er bey der Steuer eine kleine Bedienung erhielt, in einem Hause und in der genauesten Freundschaft mit dem damaligen Stadtphysikus Struensee. Nach ein Paar Jahren ward er Sekretair des geheimen Raths von Levezow, damals dänischen Amtmanns zu Reinfeld, bey dem er bis in den Herbst 1766 blieb. Eine vortheilhafte, obgleich anfangs fehlgeschlagene, Aussicht, die ihm ein Gönner eröfnete, führte ihn nach Stade, wo er einstweilen zu prakticiren anfieng. Hier glückte es ihm nicht nur als Anwald sehr bald, sondern er ward auch nach einiger Zeit von der Ritterschaft und den Ständen des Herzogthums Bremen zum adjungirten Landsyndikus erwählt, und kam ein Paar Jahre drauf in den völligen Besitz dieser Stelle. Nicht lange nachher wünschte ihn sein

ehe-

ehemaliger Freund, der damals so hoch gestiegene Graf Struensee in dänische Dienste zu ziehn, aber die Dankbarkeit, die er dem Zutraun schuldig war, das er in seinem neuen Vaterlande genoß, hielt ihn davon ab, und dieses Zutrauens hatte er sich zu erfreuen, so lang er lebte. Er heirathete im December 1772 die älteste Tochter des seeligen Pastor Alberti zu Hamburg Johanna Dorothee Wilhelmine, und vermehrte sein Wohl durch häusliches Glück, das er aber nur wenige Jahre genoß. Nach einigen Zufällen, die nicht sehr bedeutend schienen, ergrif ihn im Julius 1779 ein hitziges Fieber. Schon mit demselben behaftet, eilte er zu seinen Bruder den Archiater nach Altona, welcher seine Kenntniß mit dem Rathe des englischen Arztes Roß verband, aber alles war vergeblich. Er starb den 29 Julius 1779 im zwey und dreißigsten Jahre seines Alters, und hinterließ einen Sohn und zwey Töchter, alle drey zu unmündig, ihren Verlust zu empfinden.

Er hatte Eigenschaften, die ihn als Freund und als Geschäftsmann werth machten. Seine Berufspflichten trieb er fleißig und ordentlich. Er übernahm nicht leicht eine Sache, von

deren Güte er nicht überzeugt war, übernahm er sie aber, so konnte man auf seine Treue und Betriebsamkeit rechnen. Was ihn eigentlich auszeichnete, war eine nicht gemeine Geradheit des Kopfes und Herzens, und ein unwandelbarer Frohsinn. Sein Blick war rein und schnell, er schied die Nebenumstände leicht ab, und bemeisterte sich des Hauptpunktes bald! den er mit möglichster Richtigkeit und Deutlichkeit ins Licht setzte. Es waren daher seine Aufsätze immer kürzer und einfältiger, als gewöhnlich; die Hauptsache darinnen genau und klar bestimmt, die Sprache ungesucht, und der Sache angemessen; nur so viel Kunstworte, als zur Hindeutung auf Gesetz und Rechtsregel nöthig waren, und aus der Kanzleysprache nur so viel, als Herkommen und Formalien durchaus heischten. In andern Arten von Kenntnissen, in die er sich nicht verbreitet hatte, gieng er eben so gerade auf das Wesentliche, faßte es richtig, und hielt daran fest. Vorurtheile und konventionelle Sätze bemerkte er leicht, ließ sich nicht davon befangen, handelte ihnen in der Stille entgegen, ohne ihnen Hohn zu sprechen. Mit eben dem scharfen Blicke, den auch sein Auge verrieth, beobachtete

er

er die Menſchen, bemächtigte ſich ihres Karakters bald, und mit kühler Beurtheilung entſchied er ihren Werth, aber ſo, daß ihm immer der Kopf weniger wog, als das Herz, ſo, daß er nicht hart urtheilte, obgleich man aus ſeinem Benehmen ſeine Meinung ihm abmerkte. Es iſt dies ſonſt für ofne Seelen erſt ein Erwerb, wenn ſie in der Welt gelebt haben, und durch Geſchäfte zu Klugheit geſtimmt ſind. Bey ihm war es Karakter, und ſchon in den Jünglingsjahren war er nicht voreilig, ſein Urtheil zu ſagen, aber feſt genug, demſelben gemäß zu handeln. Wo es indeßen Pflicht war, ſprach er ſo freimüthig, als man es je kann, und er war glücklich genug, nicht leicht zu beleidigen, weil er den Widerſpruch aus der Natur der Sache herzuleiten verſtand. Auch für ſeine Freunde öfnete er ſich ganz, doch faſt immer nur aufgefodert. Vor dem geringſten Anſchein von Gleißnerey zog er ſich auf immer zurück. Er konnte es nicht ertragen, wenn jemand auf etwas gefliſſentlich Anſpruch machte, wenn er es auch war, und noch weniger, wenn er es nicht war. Schlecht und recht wollte er den Menſchen haben, mit dem er Umgang pflegen ſollte, und das machte ihn eckel in ſeinen

Verbindungen. Doch ließ er von seinen Freunden sich einreden, und wandte auf Weisung sein Herz dem wieder zu, von dem es gewichen war. Aber gegen alle Ziererey empörte er sich unablässig, bey Süßthun, Empfindeley, und Schöngeisterey war sein Spott, was er sonst nicht war, bitter, und seine kühle Beurtheilung, die ihn nicht leicht verließ, verließ ihn da, wo er Unredlichkeit und Chikane gewahr ward, oder nur argwöhnte. Da allein konnte er sich starker Leidenschaften nicht erwehren, und sprach lauter und übereilter, als es oft die Klugheit erlaubte, oder als es Nutzen zu schaffen vermochte. Seine Gedichte tragen Spuren von dieser geraden Stimmung seiner Seele. Was ihn aber außer dieser Geradheit noch besonders karakterisirte, war von Jugend auf bis an sein Ende ein gewisser Frohsinn, der ihn nie verließ. Er war vieles Naturgenusses fähig, und sehr glücklich darinnen, daß er auf jedem Flecke, wo er gieng und stand, was Gutes auffand, das ihm wohl that, oder ihn belustigte. Mit jeder Gegenwart vergnügt seyn, und seines Wohls stündlich genießen verstand er, und tadelte es an manchen Freunden, die immer in der Zukunft sich weideten, und

darüber die Freuden der Gegenwart tödteten. Dieſer Frohſinn äußerte ſich bey ihm in einer komiſchen Darſtellungsart der Sache, in einem frohen ſchalkhaften Spöttein über menſchliches Beginnen, an dem er das Thörichte aufhaſchte, aber nicht leicht bitter und ſchadenfroh ward. Im gewöhnlichen Laufe des Weltumganas erlaubte er es ſich freilich nicht. Aber der war auch ſeine Sphäre nicht, und man konnte ihm den Zwang, den er ſich anthat, anmerken, wenn man ihn ein wenig kannte. Aber, wo er ſich ſelbſt gelaſſen war, und ſich öfnen konnte, im Zirkel der Seinigen, die er innig liebte, und einiger Freunde ließ er dieſem Geiſte freien Lauf. Da war er in ſeinem Elemente, belebte alles um ſich her, und theilte das Gefühl der Freude uud des unſchuldigen Lächelns allen mit, die dieſes Gefühls fähig waren. Es war auch der Ton ſeiner Briefe, und iſt der eigentliche Stiel ſeiner meiſten Gedichte.

Ziemlich früh zeigte ſich bey ihm die Neigung zur Dichtkunſt, und er überließ ſich derſelben in ſeinen Jünglingsjahren. Es waren kleine Lieder und Spöttereien, oft etwas zu frey, und etwas zu ſchalkhaft, aber ſie blieben auch nur

unter ſeinen Bekannten, und in reifern Jahren vertilgte er ſie faſt alle, oder änderte ſie. Immer aber, und beſonders nach den Jünglingsjahren war die Dichterey blos Erholung für ihn nach ernſten Arbeiten, und, ſich blos allein damit zu beſchäftigen, war wider die Begriffe, die er ſich vom Beruf des Menſchen machte. Er glaubte, jedermann müſſe irgend eine unmittelbare Beförderung des Wohls ſeiner Mitbürger zu ſeinem Hauptwerke machen, und es war ihm recht angelegen, wenn er von dem angenehmen Hange dazu jemanden abziehn, und ihn dem Dienſt der Welt näher bringen konnte. Seine Epigrammen waren alſo blos Spiele ſeiner Muſe, auch theilte er ſie eigentlich nur ſeinen Freunden mit, aber einige derſelben, beſonders die Herrn Klaudius, Boie, und Voß drangen darauf, daß er ſie ausbeſſerte, und ſo wurden ſie in verſchiednen Sammlungen gedruckt, z. E. im Göttinger Muſenalmanach für 1772, 1773, 1775, 1776, 1777, 1779, im Voßiſchen Almanach für 1777, 1778, 1779, 1780, 1781, in meinem Almanach für 1776, im Taſchenbuch für Dichter in der dritten, vierten, fünften, ſechſten, achten und neunten Abtheilung. Sonſt hat er

nichts

nichts drucken laſſen, als ein dramatiſches klei-
nes Stück Lorenz Konau, Altona, 1776, wor-
innen er Perſonen ſchildert, denen Werthers
Leiden den Kopf verrückt, und wodurch er be-
weiſen wollte, daß dieſer Roman eine ſehr ge-
fährliche Lektüre ſey. Die Mängel dieſes Stücks
bekannte er, bekam aber die Zeit nicht, ihnen
abzuhelfen. In den letzten Jahren ſeines Lebens
las er viel Schriften aus dem Mittelalter, ver-
gnügte ſich beſonders an der Manier der Rit-
terzeiten, und an dem aufkeimenden guten Ge-
ſchmack des funfzehnten Jahrhunderts, machte
viele litterariſche Anmerkungen und Auszüge aus
dieſen Schriften, die er nach und nach dem
Drucke beſtimmte, und wovon er auch ſchon ei-
nige ins teutſche Muſeum einrücken ließ. Dieſe
Lektüre gab ſeinem Dichten eine neue Richtung,
und erzeugte bey ihm einen Geſchmack an Ro-
manzen und Balladen. Hierinnen würde er bey
längerm Leben etwas Vorzügliches geliefert ha-
ben. Er bekam die Sprache und die Denkart
dieſes Alters ſehr in ſeine Gewalt, aber er lebte
zu kurz, um die mancherley Abriſſe und Anlagen
auszuführen, die er gemacht hatte.

Zu Altona 1782 erschienen auf Kosten der Wittwe: Gedichte von P. W. Hensler ehmaligen Landsyndikus in Stade. Der Vorbericht enthält die Nachrichten von seinem Leben aus der Feder seines Bruders, die ich hier für meine Leser ausgezeichnet habe. Die in periodischen Schriften zerstreuten Gedichte findet man hier gesammelt und geordnet. Dazu kommen einige ungedruckte Epigramme, und mehrere, die vollendet, oder verbessert werden musten, und diese haben sein Bruder und Herr Voss ergänzt und geändert. Sie thaten hierinnen nichts, als was der Verfasser seinen Freunden schon bey seinem Leben sehr gern gestattete. Sie sind jedoch in dem Verzeichnisse mit einem Kreutze bezeichnet. Außerdem hat der Bruder auch einige seiner eignen Gedichte, die vorher schon gedruckt waren, eingeschaltet, und diese erkennt man an einem vorstehenden Sterne im Register. Zuerst stehen die Epigrammen in drey Bücher abgetheilt. Darauf folgen Erzählungen, und andre Gedichte, und zuletzt Fragmente. Neue und glückliche Einfälle, Kraft und Schärfe des Vortrags sind die Vorzüge von den Epigrammen dieses Dichters.

XL.

XL.

Gotthold Ephraim Leßing.

Die Nachrichten von dem Leben dieses unsterblichen Dichters können nicht anders, als noch sehr unvollkommen, ausfallen, da seine Freunde ihm bisher noch kein Denkmal errichtet haben, und besonders die Schrift noch nicht erschienen ist, die uns Herr Moses Mendelssohn über ihn versprochen hat.

Gotthold Ephraim Leßing ward zu Kamenz in der Lausitz 1729 gebohren, wo sein Vater Prediger war. Drey seiner Brüder haben sich als Schriftsteller gezeigt, Johann Gottlieb Leßing, Konrektor zu Chemnitz, durch Paraphrasen biblischer Bücher und lateinische Verse, Karl Gotthelf Leßing, Münzdirektor zu Breslau, durch Schauspiele, und noch ein Leßing ungefehr ums Jahr 1766 durch eine Wochenschrift der Student, die er zu Leipzig schrieb. Den ersten Unterricht erhielt Leßing von einem Vetter, der zu Putzkau eine halbe Meile von Bischofs-

schofswerda Pastor war. Unser Lessing gieng von der Schule seiner Vaterstadt nach Leipzig und Wittenberg, um daselbst die Theologie zu studieren, am letztern Orte ward er auch Magister. Nach geendigten akademischen Jahren ward er Hofmeister bey einem Herrn Winkler zu Leipzig, vornemlich um mit ihm auf Reisen zu gehen, welche Hofnung aber durch den plötzlichen Tod von dem Vater seines Untergebenen vereitelt wurde. Von Mylius, mit dem er genaue Freundschaft unterhielt, beredet, wandte er sich nach Berlin, wo er in den Jahren 1752 bis 1756 die politischen Zeitungen schrieb, und mit Ramler, Moses Mendelsohn, und Nikolai eine vertraute Freundschaft errichtete. Während des siebenjährigen schlesischen Kriegs war er die meiste Zeit Sekretair des preußischen Generals Tauenzien. Im Jahr 1767 ward er mit einem ansehnlichen Gehalte nach Hamburg berufen, anfangs für die neue Theaterunternehmung neue Schauspiele zu schreiben, und, als er dieses verbat, den Schauspielern und Zuschauern durch kritische Beurtheilungen zu nützen. Als aber die Hamburger Unternehmung schon im folgenden Jahr scheiterte, entfernen

fernte sich Leßing wieder von ihr, und unternahm die schon vor der Hamburger Verbindung vorgehabte Reise nach Italien aus Liebe für die Alterthumskunde auf eigne Kosten. Nachdem er von da zurückgekommen, ward er Bibliothekar zu Wolfenbüttel mit dem Prädikate eines Hofrathes. Er heirathet die Wittwe eines Hamburger Kaufmanns, mit der er einen schon erwachsnen Stiefsohn bekam, die aber noch vor ihm starb. Im Jahr 1776 hatte man die Idee, ihn nach Mannheim zu ziehen, als aber Hindernisse in Ansehung der Religion dies vereitelten, nahm man ihn wenigstens zum Mitglied der dortigen Akademie auf. Nachdem er schon seit langer Zeit eine Abnahme seiner Gesundheit gespürt hatte, starb er den 15 Februar 1781 zu Wolfenbüttel an der Brustwassersucht, und einem daher erfolgten Steckfluß. Bey der Oeffnung des Leichnams fand man ungewöhnliche Verknöcherungen in seiner Brust. Eine Nachricht von seinem Tode hat Herr Leisewitz im Göttinger Magazin geliefert. Vor dem zwölften Bande der allgemeinen teutschen Bibliothek und vor dem Göttinger Almanach auf 1778 steht sein Portrait. Sein Bildniß prangt an den

Ham-

Hamburger und Prager Bühnen. Auf mehrern teutſchen Theatern ward das Gedächtniß ſeines Todes öffentlich gefeiert. S. Gothaer Theaterkalender auf 1782. S. 78. Abramſon prägte eine Medaille zu ſeinem Andenken, auf der man eine Urne mit verloſchner Lampe, die Wahrheit mit umgeſtürzter Fackel, die Natur verhüllt, und die Worte lieſt: Veritas amicum luget, aemulum natura. Im vierten und fünften Stück des teutſchen Muſeum vom Jahr 1781 ſtehen zwey Gedichte, im Voßiſchen Almanach für 1783 ein Epigramm von Gleim auf ſeinen Tod.

Einer ſeiner früheſten poetiſchen Verſuche war, wie er in den Schriften Th. II. S. 64 ſelbſt erzählt, ein weitläuftiges Lehrgedicht über die Mehrheit der Welten. Die neue Theorie des Whiſton, und Hugo's Weltbeſchauer hatten damals ſeine Phantaſie befeuert. Allein er geſteht ſelbſt, daß er damals noch nicht gewuſt wie ſich abſtrakte Wahrheiten ſinnlich machen, und trocknen Betrachtungen ein lachendes Anſehen geben laſſe. Als er nachher ſahe, daß Fontenelle in den Geſprächen von mehr, als einer Welt den Gegenſtand in Proſa beſſer bearbeitet habe, als er in Verſen, ſo ließ er ſein Gedicht liegen, von dem man

an dem angeführten Orte noch einige Fragmente finden kann. Schon auf der Schule bekam er, durch die Lektüre des Theophrast, Plautus, und Terenz gereizt, Lust, Komödien zu schreiben, schon zu der Zeit, da er die Menschen nur noch aus Büchern kannte, beschäftigte er sich damit, ihre Thorheiten zu schildern.

Zu Hamburg erschien im Jahr 1747 eine Wochenschrift, in welcher prosaische und poetische Aufsätze abwechselten, die Ermunterungen. Lessing nahm nebst Fuchs und Mylius Antheil daran, und machte in denselben zuerst einige Lieder und Singgedichte bekannt. Ausserdem erschien auch hier ein Lustspiel von ihm in einem Aufzuge: Damon, oder die wahre Freundschaft. Damon und Leander, zwey wahre Freunde, bewerben sich beide um eine junge Wittwe, und, obgleich Nebenbuhler, reden sie sich doch einander bey ihr das Wort. Die Wittwe ist auch selbst unentschlüßig. Beide haben ihr Vermögen auf Schiffe gegeben, die nach Ostindien handeln. Nun beschließt die Wittwe, den zu nehmen, der bey dem Handel der glücklichste seyn würde. Leander bekömmt Nachricht, als wenn sein Schif verunglückt sey. Der Verlust

der

der Wittwe schmerzt ihn so sehr, daß er sich verleiten läßt, unredlich gegen seinen Freund zu werden, und, indem er ihm die Nachricht von dem Schiffe verbirgt, ihn zu bereden, daß sie Schaden und Gewinnst theilen wollen. Es findet sich aber, daß nicht Leanders, sondern Damons Schif verunglückt ist. Die Wittwe entschädigt den redlichen Damon durch ihre Hand. Ich habe dieses Stück im ersten Theile der Amologie der teutschen wieder abdrucken lassen.

Den Entwurf zu dem Lustspiele der junge Gelehrte in drey Aufzügen brachte Leßing schon mit nach Leipzig, wo er durch die damals blühende Neuberische Gesellschaft es weiter auszuarbeiten ermuntert ward. Hier lernte er durch Besuchung der Bühne so vielerley, was einem dramatischen Dichter zu wissen nöthig ist, und was er aus der bloßen Lectüre nicht erlernen kann. Nachdem er seine Arbeit der Kritick des Herrn Käſtner unterworfen hatte, verlangte er auch das Urtheil der Frau Neuberinn, die aber das Stück sogleich im Jenner 1748 aufführen ließ. Es fand vielen Beifall, und muste ihn an einem Orte finden, der von je her ein Sammelplatz

platz junger Gelehrten gewesen ist. In neuern Zeiten ist es fast gar nicht mehr gespielt worden, nur die Wiener, und die Schuchinn haben es einmal aufgeführt, vermuthlich, weil es unakademische Zuschauer minder interessirt. Der Vater (dem es übrigens auch nicht an einem Anstriche von Pedanterey fehlt) will den Sohn zu einer Heirath mit einem Mädchen nöthigen, das er erzogen hat. Das Mädchen liebt einen andern, und will dennoch aus Gehorsam den jungen Gelehrten nehmen. Das Kammermädchen sucht es dadurch zu vereiteln, daß sie den jungen Gelehrten durch eine arge Schilderung von ihrer Mamsell vom Heirathen abzuschrecken sucht, und den Alten durch einen erdichteten Brief überredet, als wenn es mit einem Dokument, worauf bey dem Vermögen des Mädchens viel ankömmt, nicht sonderlich stehe. Aber der junge Gelehrte setzt eine Ehre darein, eine böse und arme Frau zu bekommen, und, als das Mädchen hört, daß ein Brief unterschoben worden, entdeckt sie es selbst dem Alten. Endlich aber bringt eine traurige Nachricht, daß er einen bey der Berliner Akademie gehoften Preiß nicht erhalten habe, den jungen Gelehrten

ſo ſehr auf, daß er ſchwört, nie zu heirathen, und auf Reiſen geht. Der Alte wird dadurch gewonnen, daß das Mädchen ihm das Dokument abtritt.

Unſre Bühne, für die damals, außer Gelerten, nur noch Gottſched und ſeine Anhänger gearbeitet hatten, konnte ſich zu dem Debüt eines ſolchen Dichters allerdings Glück wünſchen. Schon hier zeigte er außerordentliche Talente, komiſche Karaktere zu zeichnen, und zu entwickeln. In ſpätern Stücken kam philoſophiſche Menſchenkenntniß, und Obſervationsgeiſt hinzu. Ueberhaupt, von ſeinen Verdienſten um unſre Komödie zu reden, ſo wußte niemand beſſer, als er, aus noch ſo einfach ſcheinenden Ideen die fruchtbarſten und anziehendenſten Situationen zu ziehn, und den Leſer bis zum Ausgang in erwartungsvoller Aufmerkſamkeit zu erhalten. Ihm haben wir die wahre komiſche Sprache zu danken. Natürlich, und dennoch gewählt, lebhaft und dennoch fein, familiär und dennoch witzig und neu, körnicht und dennoch geſchmeidig hat ſein Dialog alle die vornehmſten Eigenſchaften des dramatiſchen Stils, und erhält anſſer-

dem

dem noch durch eine mühsame Feile die zierlichste Nettigkeit.

In demselben Jahre 1748 ward ein andres Lustspiel der Misogyn (damals noch in einem Aufzüge) verfertigt. Eine dreifache unglückliche Heirath hat bey dem Manne einen unauslöschlichen Haß gegen das weibliche Geschlecht erregt, so daß er seinem Sohne durchaus nicht gestatten will, zu heirathen. Des Sohns Geliebte sucht, als Mannsperson verkleidet, des Vaters Gunst zu gewinnen. In dieser Verkleidung spielt sie auch den Liebhaber bey der Schwester ihres Geliebten, um die sich eigentlich ein gewisser Leander bewirbt, der einen Prozeß gegen den Weiberfeind führt. Er läßt ihm versprechen, diesen Prozeß liegen zu lassen, wenn er ihm seine Tochter gäbe, und gelangt dadurch zu seinem Endzweck. Man hat von diesem Stücke eine dänische Uebersetzung. Lessing hatte auch schon damals ein Trauerspiel angefangen, und es fast vollendet, allein er vernichtete es, als er hörte, daß einer der besten Schauspieler der Neuberinn, daß Koch diese Truppe verlassen wolle.

Im Jahr 1748 verfertigte er auch ein Lustspiel die alte Jungfer in drey Aufzügen, das

1749 zu Berlin in Druck erschein. Um eine vier und funfzigjährige Junfer bewirbt sich ein alter ausgedienter Offizier ihres Vermögens wegen, und sie giebt ihm nach vielen Zierereien ihr Jawort. Ihr Neffe Lelio, der mit Schmerzen auf die Erbschaft wartet, wendet alles an, diese Heirath zu hintertreiben. Zu dem Ende muß ein Kerl, der Gebacknes verkauft, sich für den Offizier ausgeben, und ihr auf alle Art einen Widerwillen beibringen. Indem aber der maskiete Kerl bey ihr ist, kommt der wahre Offizier dazu, der den Neffen durch das Versprechen, das Vermögen mit ihm zu theilen, gewinnt. Der Innhalt veranlaßt einige freiere Reden, weswegen das Stück soll konsiscirt worden seyn. Die Kochische und Seylerische Gesellschaft haben es gespielt. In dem ersten Theil der Anthologie der Teutschen habe ich dieses Possenspiel wieder bekannt gemacht, daraus ward Frankfurth 1775 folgender Abdruck gemacht: G. E. Leßing's zwey Lustspiele, Damon, und die alte Jungfer.

Im Jahr 1749 schrieb Leßing das schöne Nachspiel: Die Juden. Ein Reisender erwirbt sich durch die Errettung eines Mannes von Räubern, die sich als Juden vermummt hatten, durch

die

die Entdeckung, daß der Mann die Räuber in der Perſon ſeines Voigts und ſeines Schulzen in ſeinem eignen Hauſe habe, und durch die edelſte Geſinnungen die Achtung einer Familie ſo ſehr, daß man ihm die Tochter anbeitet, zuletzt aber findet es ſich, daß er ein Jude iſt. Dies Stück hatte die Abſicht, die Unbilligkeit des Haſſes zu zeigen, den man insgemein auf die ganze jüdiſche Nation wirft. Da die damaligen Rezenſenten des Stücks es für unwahrſcheinlich erklärten, daß ein Jude ſo edel denken könne, ſo veranlaßte dies in der Folge eine Abhandlung Leßing's darüber die man in der theatraliſchen Bibliothek findet, wo auch ein Brief von Moſes Mendelſohn über dieſen Gegenſtand eingeſchaltet iſt. Döbbelin, Marchand, Abbt, und Seyler haben dieſes Stück ſpielen laſſen. In Junker's theatre Allemand ſteht es überſetzt; 1782 überſetzte es Ebert in das Franzöſiſche.

Noch wichtiger iſt eine andre Leßingiſche Arbeit von dieſem Jahre, der Freigeiſt, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, eines unſrer ausgearbeiteſten Karakterſtücke. Der Freigeiſt, der kein leichtſinniger Spötter, ſondern ein denkender Kopf iſt, wird von dem Vorurtheil, als wenn

es keine redlichen Geiſtliche gebe, durch die vortreflichen Geſinnungen eines gewiſſen Theophan zurückgebracht. Sie bewerben ſich beide um zwey Schweſtern, wovon die eine Henriette lebhaften, und die andre Juliane ſtillen Temperaments iſt. Der Freigeiſt liebt Henrietten, Theophan Julianen, und nach manchem Mißverſtändniſſe geht dieſer Tauſch wirklich vor. In Anſehung des Mißverſtändniſſes hat der Plan des Stücks, wie Leßing in der theatraliſchen Bibliothek St. IV. S. 216 ſelbſt ſagt, viel Aehnliches mit den Caprices du Coeur et de l'Eſprit von de Liſle. Der Freigeiſt ſteht in Junker's theatre Allemand.

Im Jahr 1750 gab Leſſing in Gemeinſchaft mit Mylius zu Stuttgard Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters heraus, die mit dem vierten Stück geſchloſſen wurden. Die Veranlaſſung zu dieſer periodiſchen Schrift war der Gedanke, daß man die Teutſchen bisher nur mit dem franzöſiſchen Theater bekannt gemacht habe, und daß die dramatiſchen Verdienſte der Alten, und der übrigen europäiſchen Völker zu wenig unter uns geſchätzt würden. Außerdem ſollten die beſten theoretiſchen Abhandlungen über das

Thea-

Theater hier gesammelt, neue Schauspiele beurtheilt, und ganze Stücke übersetzt geliefert werden. Dieser Plan rührte von Lessing her. Merkwürdig ist die Behauptung in der Vorrede: „Wollte der Teutsche in der dramatischen Poesie „seinem eignen Naturell folgen, so würde unsre „Schaubühne mehr der englischen, als franzö„sischen, gleichen.“ Von Leßing rühete in dieser Schrift her: 1) Eine ausführliche Lebensbeschreibung des Plautus. 2) Uebersetzung des Lustspiels von Plautus, die Gefangenen, welche man in die Berlin 1784 erschienene Lustspiele des Plautus aufgenommen hat. 3) Die drey Abhandlungen des Korneille vom Nutzen und den Theilen des dramatischen Gedichts, vom Trauerspiel, und über die Einheiten.

In demselben Jahre 1750 bereicherte Leßing unsre Bühne mit dem Nachspiele der Schatz, worinnen er den Trinummus des Plautus so vortrefflich modernisirte, und worinnen der Dialog so viel Lebhaftigkeit hat. Lelio verthut in Abwesenheit seines Vaters Anselm alles, zuletzt will er auch das Haus verkaufen. Da aber seines Vaters Freund weiß, daß in diesem Hause ein Schatz verborgen ist, so kauft er das Haus. Weil sich

ferner für des Anſelm Tochter ein Freier findet, zu ihrer Verheirathung es aber nöthig iſt, einen Theil des Schatzes herzugeben, doch ſo, daß der lüderliche Lelio nichts davon inne wird, ſo muß ein Kerl vorgeben, als wenn er vom Anſelm käme, und das Geld für ſeine Tochter brächte. Aber Anſelm kommt ſelbſt, findet ſein Haus verkauft, und einen Kerl, der von ihm herkommen ſoll. Das Stück iſt übrigens ohne alle weibliche Rollen. In Junker's theatre Allemand ſteht es überſetzt.

Im Jahr 1751 machte Leſſing eine Samm-
4 lung von Liedern und Sinngedichten unter dem Titel: Kleinigkeiten bekannt, wovon die Handſchrift ſchon ſeit drey Jahren fertig gelegen hatte. Sie fanden allgemeinen Beifall, obgleich noch einige mittelmäßige Stücke darunter waren, die er nachher verworfen hat. Da er das Ganze nachher in ſeinen Schriften verbeſſert geliefert, ſo war es unbillig, daß man es in ſeiner alten Geſtalt Stuttgard 1769 wieder auflegte.

Das folgende Jahr 1752 ließ er eine Ueberſetzung von des Spaniers Huart Examen de los ingenios unter dem Titel: Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften zu Wittenberg drucken.

In

In demſelben Jahr überſetzte er den erſten Theil von des Marigny Geſchichte der Araber unter den Kalifen. Die beiden andern Theile ſind von andern ſchlechtern Händen überſetzt worden.

Seine bisherigen poetiſchen Arbeiten ſammelte er nun, vermehrte ſie mit neuen, und fügte proſaiſche Aufſätze hinzu. So erſchienen zu Berlin 1753 — 1755: G. E. Leßing's Schriften ſechs Theile in Duodez. Der erſte Theil enthält: 1) Lieder, zwey Bücher, ſcherzhafte Ideen über Wein und Liebe mit Witz und Feinheit vorgetragen. Das erſte Buch enthält fünf und vierzig, das zweite neun und zwanzig Lieder, wovon viele in Herrn Kamler's lyriſche Blumenleſe gekommen ſind. 2) Oden, acht an der Zahl, denen er ſelbſt dieſen Namen nur mit Zittern gab, indem er einſah, wie tief ſein Fluch unter den Muſtern in dieſer Gattung blieb. 3) Fabeln, dreizehn in Verſen, und zehn in Proſa, alle aber in Anſehung der Erfindung gröſtentheils neu. Auch die in Verſen ſind kurz und ſimpel erzählt. 4) Drey und funfzig Sinngedichte, worunter einige dem Martial, und der griechiſchen Anthologie nachgeahmt ſind. Da Witz Leßing's hervorſtechendeſtes Talent war, ſo gehören ſeine

Epigramme zu den Meisterstücken in dieser Gattung. S. 220 und 222 stehen bittre Sinngedichte auf Voltairen, der damals in Berlin war. 5) Ein und zwanzig lateinische Epigramme. 6) Fragmante von Lehrgedichten über die menschliche Glückseeligkeit, über den jetzigen Geschmack in der Poesie, über den Vorzug der Alten vor den Neuern (das vorher in Mylius physikalischen Belustigungen stand) über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst, und über die Religion, welches leztre sechs Gesänge bekommen sollte, und wovon der Anfang des ersten Gesangs schon zur Probe war gedruckt worden. Leßing klagt hier, daß ihm zum Dichten Bequemlichkeit, und zum Ausarbeiten Zeit mangle.

Der zweite Theil besteht aus prosaischen Briefen über allerhand gelehrte Gegenstände, die uns den scharfsinnigen Forscher, den prüfenden Litterator, den belesenen Gelehrten zeigen, der sich über alle Wissenschaften mit gleicher Penetration ausbreitete, und nichts ohne Untersuchung annahm, sondern vielmehr Sachen beleuchtete, die hundert blos fleißige Gelehrte übersehen, oder unrichtig gesehen hatten. Man findet

hier

hier z. E. Betrachtungen über eine Handschrift von unglücklichen Dichtern, über den von Luther verfolgten Lemnius, der hier vertheidigt wird, über Rousseau's Rede von den Wissenschaften, über den Reim, über den Eingang der Meßiade (bey welcher Gelegenheit eine Probe von einer lateinischen Uebersetzung derselben in Versen mitgetheilt wird, die er in Gemeinschaft mit einem seiner Brüder unternahm) Fragmente von einem Trauerspiel in Versen, Samuel Henzi, aus der schweitzerischen Geschichte, Berichtigungen von Jöcher's Gelehrten-Lexikon u. s. w. Leßing soll in der That Willens gewesen seyn, eine besondre Kritick über Jöcher's Werk bekannt zu machen, Jöcher aber, dem für seinen Ruhm zu bange war, ihm seine schriftlichen Bemerkungen abgekauft haben. Ueberhaupt soll es Leßingen eigen gewesen seyn, wenn ihm ein Werk in die Hände fiel, das Aufsehen machte, so studierte er sich in dies Werk, und in die Materie, von der es handelte, wenn sie ihm vorher auch noch so fremd war, in kurzer Zeit mit dem gröstea Eifer hinein, und war bald im Stand, etwas eignes darinnen und etwas beßres zu leisten. So veranlaßten ihn die Minnesinger, die

Bodmer herausgab, Erklärungen dieſer alten Dichter zu entwerfen. Er verſchloß ſich dann, wenn er ſo etwas vorhatte, ſo lange vor allen ſeinen Freunden, bis alles vollendet war. Immer war ſeine Art zu arbeiten ſo beſchaffen, daß er an alle Unternehmungen mit ungeſtümen Feuer gieng, das nicht eher als mit dem Ziel (z. E. mit der Erlernung der ſpaniſchen Sprache) aufhörte, hernach ſich aber wieder eine Zeit lang den Vergnügungen überließ. Dem Druck etwas zu übergeben, entſchloß er ſich nie, als bis ihn ſeine Umſtände einigen Geldverdienſt nothwendig machten.

Der dritte Theil enthält proſaiſche Aufſätze, welche die Ehre berühmter Männer gegen öfters wiederhohlte Beſchuldigungen ſehr ſchaffſinnig retten, wie es dann Leßing ſich vorzüglich angelegen ſeyn ließ, verjährten Vorurtheilen zu widerſprechen. Es ſind Muſter kritiſcher Unterſuchungen, die gründlich ohne Kompilation, gelehrt und doch nicht trocken ſind. Man findet hier: 1) Rettung des Horaz gegen die Beſchuldigungen der Feigheit, der Wolluſt, und der Irreligion. 2) Rettung des Kardan gegen die Beſchuldigung der Atheiſterey. 3) Rettung des

Inep-

Inepti religiosi und ſeines ungenannten Verfaſſers gegen Voigt, der es ein böſes und gottloſes Büchelchen genannt hatte. Rettung des Cochläus gegen die Behauptung des Doctor Kraft, daß Cochläus der erſte Erfinder der Verläumdung ſey, als wenn Luther aus Neid über den Ablaßkram die Reformation unternommen habe. Eine ſchlechte Widerlegung dieſes letztern Aufſatzes erſchien 1756 unter dem Titel: Vertheidigung des ſeeligen Luthers und ſeiner Reformation, wider den Verfaſſer der Kleinigkeiten, herausgegeben von M. S. B. H.

Der vierte Theil beſteht aus den beiden Luſtſpielen: Der junge Gelehrte und die Juden, ſo wie der fünfte aus dem Freigeiſte und dem Schatze.

Der ſechſte Theil iſt, auſſer dem Miſogyn, durch das Trauerſpiel in fünf Aufzügen Miß Sara Sampſon merkwürdig, das der Verfaſſer öfters für ſein Lieblingsſtück erklärte. Leßing zeigte ſich hier in einem neuen Fach, im Trauerſpiel, und, vielleicht durch den Beifall veranlaßt, den der Kaufmann von London auf teutſchen Bühnen fand, führte er bey uns zuerſt das bürgerliche Trauerſpiel ein, das noch kein

Teut-

Teutſcher verſucht hatte, weil bis dahin immer noch die Verſifikation in der Tragödie für nothwendig war gehalten worden. Die Scene des Stücks liegt in England. Mellefont, allen Ausſchweifungen ergeben, ſucht jetzt ein tugendhaftes Frauenzimmer, die Miß Sara, durch das Verſprechen der Ehe zu täuſchen, das er zu erfüllen immer aufſchiebt, ob ſie gleich nur unter dieſer Bedingung mit ihm aus dem väterlichen Hauſe entflohn iſt. Eine ſeiner ehmaligen Buhlerinnen, Marwood, (ein Gegenbild von der Milwood des Lillo) verfolgt ihn, ſucht ihn von der Verbindung mit der Sara abzuziehn, und, als ſie ſieht, daß dies unmöglich ſeyn würde, vergiftet ſie die Sara, worauf ſich Mellefont entleibt. Die Karaktere des zwiſchen Tugend und Laſter ſchwankenden Mellefont, der abſcheulichen Marwood, der durch Tugend erhabnen Sara, des alten redlichen Dieners Waitwell, und des naiven Kindes Arabella ſind vortreflich gezeichnet. Starke Situationen und kraftvoller Dialog haben es auf dem Theater ſehr beliebt gemacht, auf dem es ſich noch erhält. Nur hat man insgemein bey den öffentlichen Vorſtellungen wegen allzugroßer Länge des Stücks

einige episodische Scenen weggelassen, und den Dialog abgekürzt. Uebrigens war dies auch das erste teutsche Original, das von der ehmaligen scrupulösen Einheit des Orts abwich. Im Journal etranger steht ein Auszug daraus mit Uebersetzung der besten Stellen, ganz findet man es in Junker's Theatre. Dies war das erste teutsche Schauspiel, das man zu Paris in der Uebersetzung aufführte. Vandal und Zwergius übersetzten es ins Dänische.

Einige prosaische und poetische Schriften seines verstorbnen Freundes Mylius sammelte Leßing 1754 unter dem Titel: Christlob Mylius vermischte Schriften, und begleitete sie mit einer historischkritischen Vorrede.

Die vielen Fehler in Langens damals erschienen Uebersetzung des Horaz, dieses Lieblingsschriftstellers von Leßing, die von einer großen Unkunde der lateinischen Sprache zeugten, rügte Leßing in einer sehr beißenden Kritick: Vademecum für Herrn Lange in Taschenformat, Berlin, 1754. Die Schrift ward dadurch veranlaßt, weil sich Lange gegen einige Bemerkungen, die in Leßing's Schriften standen, heftig vertheidigt hatte.

Weil Leßing mit manchen Aufsätzen in den Beiträgen zur Aufnahme des Theaters unzufrieden war, so setzte er nun 1754 bis 1758 das Werk unter dem Titel Theatralische Bibliotheck ganz allein fort. Er schränkte den ehmaligen weitläuftigen Plan auf das Beste über die Theorie des Dramas, und auf die vorzüglichsten Dichter ein. Beurtheilungen neuer teutscher Schriften, und Nachrichten von dem Zustande der teutschen Bühne blieben nun ganz weg. Von dieser Bibliotheck erschienen vier Stücke, die folgendes enthielten: 1) Chaßiron's und Gellert's Abhandlungen vom rührenden Lustspiel übersetzt, nebst einem Endurtheil von Leßing über diesen Gegenstand. 2) Thomson's (dessen Bildniß vor dem ersten Stück steht) Leben, aus Cibbers Sammlungen übersetzt. 3) Auszug aus dem Trauerspiel Virginia des Augustino de Montiano y Luyando, oder eigentlich aus der französischen Uebersetzung dieses Stücks. 4) Auszug aus dem Schauspieler des Remond von Saint Albine, nur ein Auszug, erstlich, weil Leßing glaubte, daß die teutschen Schauspieler nicht viel daraus lernen könnten, zweitens, weil er nicht wünschte, daß teutsche Zuschauer ihre

Art

Art zu beurtheilen daraus borgen möchten. 5) Leben von Destouches, dessen Bildniß vor dem dritten Stücke steht. Ueber das Lustspiel, die Juden. 7) Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneka bekannt sind; ein meisterhafter Anfang von einer Zergliederung dieser Trauerspiele wird mit dem rasenden Herkules, und dem Thyest gemacht. 8) Riccoboni's Geschichte der italienischen Schaubühne. 9) Auszüge aus der Sophonisbe des Trissino, und der Rosemunde des Rucelai, als den ersten italienischen Trauerspielen, welche nach den Regeln und in dem Geschmacke der Alten in Italien verfertigt worden. 10) Auszug aus der Kolandra des Kardinal Bibiena, als dem ersten regelmäßigen italiänischen Lustspiel. 11) Des Abt Du Bos Abhandlung von den theatralischen Vorstellungen der Alten. 12) Geschichte der englischen Schaubühne, oder chronologisches Verzeichniß der englischen dramatischen Dichter. 13) Dryden's Versuch über die dramatische Poesie. 14) Entwürfe ungedruckter Lustspiele des italienischen Theaters zu Paris, als ein Magazin für teutsche Dichter.

Gemeinschaftlich mit Moses Mendelsohn schrieb Leßing 1755 die Schrift: Pope ein Metaphysicker, worinnen die Verfaßer den Satz auszuführen suchten, daß Pope's System von dem Leibnitzischen ganz verschieden sey, veranlaßt durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie.

Im Jahr 1756 übersetzte Leßing die Sittenlehre der Vernunft von Franz Hutcheson in zwey Bänden.

In der Bibliotheck der schönen Wissenschaften und der freien Künste, die 1757 unter eines seiner Freunde, des Herrn Nicolai, Direction ihren Anfang nahm, lieferte Leßing eine scharfe Beurtheilung von Lieberkühn's Uebersetzungen griechischer Idyllendichter, von Duschens Pope und Schilderungen, und von Thomson's Sophonisbe nach Schlegel's Uebersetzung.

Im Jahr 1759 übersetzte Leßing des Engländer Richardson Fabeln, die nachher 1772 und 1773 wieder aufgelegt worden sind. In demselben Jahre begleitete er eine prosaische Uebersetzung von Thomson's Trauerspielen mit einer Vorrede vom Nachtheil einer ängstlichen Regelmäßigkeit. Diese Uebersetzung hatte ihr Daseyn einer gelehrten Gesellschaft zu Stralsund zu dan-

danken, die unter dem Namen der englischen noch daselbst blüht.

In demselben Jahre erschienen zum erstenmal Leßing's Fabeln drey Bücher, nebst Abhandlungen mit dieser Dichtart verwandten Innhalts. Die Gelegenheit zu diesem Werke gab der Entschluß des Verfassers, seine ehmaligen Schriften nach und nach ganz umzuarbeiten, und der Anfang ward hier mit den Fabeln gemacht, doch so, daß nur die prosaischen verbessert, und sehr viele neue hinzugethan wurden. Leßing nahm sich vor, die Fabel der Einfalt des Aesop zurückzuführen, und den poetischen Schmuck wegzuwerfen, den ihr viele Neuere gegeben hatten. Dabey trug er sie in Prosa vor, aber in der feinsten, zierlichsten, körnichsten Prosa, Scharfsinn in der Erfindung, und Witz in Vortrag machen sie zu einem seiner vorzüglichsten Werke. Jedes der drey Bücher hat dreißig Fabeln, und unter diesen neunzig Fabeln sind nur sechs und zwanzig von fremder Erfindung, die aber unter Leßing's Bearbeitung neue Gestalt und Wendung erhalten haben. Angehängt sind Abhandlungen vom Wesen der Fabeln, vom Gebrauch der Thiere in der Fabel, von der Ein-

theilung der Fabel, von dem Vortrage der Fabel, und von einem besondern Nutzen der Fabel in Schulen. Außer, daß diese Abhandlungen Leßing's Manier in dieser Dichtungsart rechtfertigen, sind sie ein vortreflicher Beitrag zur Poetick, indem der Begrif der Fabel hier zuerst mit eben so viel Philosophie, als Gelehrsamkeit festgesetzt worden. Im Jahr 1777 erschien eine zweyte Ausgabe der Fabeln. Herr d'Antheimy übersetzte sie 1764 in Französische, bey der neuen Ausgabe dieser Uebersetzung, die 1781 erschien, ward der teutsche Text beigefügt.

Von Leßing's Verdiensten um die 1759 erschienene Ausgabe des alten Logau habe ich in dem Leben dieses alten Dichters geredet.

An den ersten Bänden der Briefe die neueste Litteratur betreffend, die den 4 Jänner 1759 ihren Anfang nahmen, war er einer der vornehmsten Mitarbiter, und seine Aufsätze in denselben stechen durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn, und Lebhaftigkeit hervor. Von ihm sind im ersten Bande die allgemeinen Betrachtungen über die Unfruchtbarkeit der neuesten Litteratur, die Kritick von Duschens Pope, die Beurtheilung von des Herrn von Pathen Uebersetzung

ſetzung der Fabeln des Gay, von dem Bolingbrocke von Bergmann, von des Herrn von Paltben Verſuchen zu vergnügen, von Wieland's proſaiſchen Schriften, von Gleim's Kriegsliedern, von der Bibliotheck der ſchönen Wiſſenſchaften, von Gottſched's Vorrath zur Geſchichte der teutſchen dramatiſchen Dichtkunſt (bey welcher Gelegenheit Shakeſpear's Werke ſehr warm empfohlen, und Fragmente aus einem Nationaldrama von Leßing, aus dem Doctor Fauſt mitgetheilt werden) von Klopſtock's Meßiade, und von Hanakdaus Fabeln; im zweyten Bande die Beurtheilung von Steinbrüchel's Pindar, von den Tändeleien des Herrn von Gerſtenberg, von Grynäus auserleſenen Meiſterſtücken der engliſchen Dichter, von Kleiſt Ciſtides und Peches, von Duſchens Schilderungen; im dritten Bande die ausführlichen Beurtheilungen von Kramer's nordiſchem Aufſeher, und von Gebauer's portugieſiſcher Geſchichte; im vierten Bande die Beurtheilung von Wieland's Johanna Grav, Heinzens Anmerkungen über Gottſched's Grammatick, und Uhl's Sylloge epiſtolarum; im fünften Bande die Beurtheilung von Duſchens Ueberſetzung des Georgikon, von dem

ersten Theil von Weißens Beitrag zum teutschen Theater, im sechsten Bande die Rechtfertigung seiner Kritick über den nordischen Aufseher gegen Basedow, im siebenten Bande von Bodmer's Parodie seiner Fabeln, im drey und zwanzigsten Bande von Meinhard's Versuchen.

Ins Jahr 1759 gehört auch noch ein neues Trauerspiel dieses Dichters in einem Aufzuge: Philotas. Mehrere Umstände machten dieses kleine Stück merkwürdig. Es ist ein Trauerspiel in einem Aufzuge, die Scene liegt im Alterthum, und doch sprechen die Personen Prosa, der Hauptheld ist ein Knabe, und im Dialog kommen witzige Einfälle vor, die sonst dem Trauerspiel fremd zu seyn pflegten. Philotas, der Sohn eines macedonischen Königs, ist in einem Treffen, wo er die erste Probe seiner Tapferkeit ablegte, verwundet worden, und in die Gefangenschaft des Königs Aridäus gerathen, worüber er äußerst erbittert ist. Den Sohn des Aridäus aber hat ein gleiches Schicksal betroffen, und so will Aridäus gern beide Söhne gegen einander auswechseln. Der Gedanke, daß, wenn Philotas nicht mehr lebte, sein Vater sich für den gefangenen Prinzen alles bedingen könnte, bewegt den Philotas,

lotas, sich zu ermorden. Er ruht nicht, bis man ihm wieder ein Schwerd giebt, womit er sich durchbohrt. Die erhabenen Gesinnungen einer Heldenseele, die wenig Dichter so stark geschildert haben, überraschen doppelt aus dem Munde eines Knaben. Die Kochische und Ackermannsche Gesellschaft hat dies Stück gespielt. Französisch steht es in Friedels Nouveau Theatre Allemand.

Leßingen haben wir es zu danken, daß Diderot's philosophische Ideen, das Theater der Natur näher zu bringen, unter uns allgemein bekannt geworden. Ihm haben wir das beste Muster einer dramatischen Uebersetzung aus dem Französischen zu danken. Denn 1760 erschien von ihm zu Berlin: Theater des Herrn Diderot in zwey Theilen, wovon 1782 eine neue Auflage gemacht ward.

Zu der allgemeinen teutschen Bibliotheck, die 1765 ihren Anfang nahm, hat Leßing mehrere Recensionen beigetragen.

Im Jahre 1766 veranlaßten ihn die Bemerkungen, die er über Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums gemacht hatte, zu einem Werke, das vornemlich ein Denkmal seiner Philosophie und Gelehrsamkeit ist, worinnen er,

der groſse Kenner der alten Litteratur, ſich auch nun als einen eben ſo groſsen Kenner der alten Kunſt bewährte. Ich meine den Laokoon, oder über die Grenzen der Poeſie und Mahlerey, erſter Theil. Von der Gruppe des Laokoon nahm er Anlaſs, die Grenzen der Poeſie und Mahlerey zuerſt recht zu beſtimmen. Betrachtungen über Homer, Sophokles, und Virgil, Kritiken über Spence, Caylus, und Winkelmann, und viele andre Digreſſionen machen dies Werk mannigfaltig. Das Wichtigſte, was zur Prüfung dieſes Werks geſchrieben worden, iſt der erſte Theil der kritiſchen Wälder 1769. Leſſing ſetzte ſein Werk nicht fort, ſondern hatte vor, es neu auszuarbeiten, und alle antiquariſche Unterſuchungen daraus wegzulaſſen.

Das Jahr 1767 brachte uns eine neue verbeſſerte Ausgabe von den Luſtſpielen dieſes Dichters in zwey Bänden. Im erſten Bande ſtehen der junge Gelehrte, die Juden, und der Miſogyn, welches letztere Stück nun hier drey Aufzüge enthielt. In dem zweiten Bande findet man auſser dem Freigeiſt und dem Schatz ein neues Luſtſpiel in fünf Aufzügen: Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück, verfertigt im

Jahr

Jahr 1763. Der Major Tellheim, ein preußischer Offizier, wird nach Ende des Kriegs nicht allein reduzirt, sondern auch mit der Feldkriegskasse in einen Prozeß verwickelt. Dieser Tellheim ist der rechtschaffenste und edelste Mann, in seinem größten Unglück bleibt seine Seele über seine Lage erhaben, er nimmt weder Geld von seinem ehmaligen Wachmeister, noch das Geld von einer Offizierswittwe an, ob er es gleich ihrem Manne vorgeschossen hatte. Ein sächsisches Fräulein, das er innigst liebte, sucht, weil sie lange keine Nachrichten von ihm erhalten, ihn in Berlin auf, und will ihn mit ihrer Hand beglücken, aber er hat zu viel Delikatesse, diese Hand in seiner gegenwärtigen Lage anzunehmen. Aber sobald er durch ihr Kammermädchen die (erdichtete) Nachricht bekommt, daß das Fräulein sich in unglücklichen Umständen befinde, so ist er nun eben so eifrig, sich mit ihr zu verbinden, als sie nun die Spröde macht. Das Mißverständniß ist zwischen beiden aufs äußerste gestiegen, als der Major seinen Prozeß gewinnt, und der ankommende Onkel des Fräuleins beide vereinigt. Nicht nur die beiden Hauptkaraktere des philosophischen Tellheim, und der muntern Minna,

ſondern die auch bey aller Rohheit biedern Juſt und Werner, und das Kammermädchen Franciſca ſind meiſterhaft bearbeitet. Das Rührende und Ernſte iſt in dieſem Stücke mit dem untergeordneten Komiſchen vortreflich vereinigt. Es iſt nicht allein unſer beſtes Drama in Diderot's Manier, ſondern überhaupt unſer erſtes Luſtſpiel. Die Sprache der edlen Rollen zeugt eben ſo ſehr von Weltkenntniß und Studium, als die in den niedern vom Obſervationsgeiſte und komiſchen Talenten. Die ächt teutſchen Sitten beweiſen, daß es nicht unmöglich ſey, teutſche Karaktere auf die Bühne zu bringen. Selbſt den Franzoſen Ricault wollte Leſſing bey einer neuen Ausgabe in einen teutſchen Bruder Lüderlich verwandeln. Alle teutſche Theater haben dieſes Stück mit dem gröſten Beifall gegeben. Herr Großmann überſetzte es 1772 ins Franzöſiſche. Sehr verſtümmelt und verunſtaltet ward es von Rochon de Chabannes 1774 unter dem Titel: les Amans generaux auf die franzöſiſche Bühne gebracht. Von den Luſtſpielen ward 1771 eine neue unveränderte Auflage gemacht.

Die Verbindung mit der Hamburger Theater-Unternehmung veranlaßte im Jahr 1767 noch

ein

ein andres unsterbliches Werk von Leßing, die Hamburgische Dramaturgie in zwey Bänden. Ursprünglich sollte der Zweck dieser wöchentlich erscheinenden Blätter seyn, die damaligen Schauspieler, und die zu Hamburg aufgeführten Stükke zu beurtheilen, aber dies war nur Gelegenheit zu einem Werke, das das Vortreflichste enthält, was je über die Theorie des Theaters geschrieben worden ist. Die beleidigte Eitelkeit der Schauspieler nöthigte Leßingen bald, von ihnen ganz zu schweigen, und über ihre Kunst findet man daher nur im Eingange ein Paar allgemeine Betrachtungen. Das übrige alles ist der Kunst der Dichter gewidmet. Da Leßing gern unsre Bühne zu einem Nationaltheater erheben wollte, so suchte er uns vornemlich die Augen über die Schwäche der so lang angebeteten Franzosen zu öfnen. Dies geschah durch ausführliche Beurtheilungen solcher Trauerspiele, auf die die französische Nation vor allen andern stolz ist. Nachdem schon einige Kunstrichter vor der Art gewarnt hatten, wie die Franzosen sich mit den Regeln der Alten abzufinden pflegen, so wurden andre geneigt, diese Regeln selbst zu verachten. Leßing, dieser große Kenner des Alterthums, such

ſuchte uns daher mit dem wahren Sinn dieſer Regeln bekannt zu machen, erklärte uns das Weſen des Trauerſpiels, und den ſo oft misverſtandnen Ariſtoteles. Seine Dramaturgie iſt, von dieſer Seite betrachtet, ein Schatz von Philoſophie und Gelehrſamkeit. Nachdem Mercier oft Hofnung zu einer franzöſiſchen Ueberſetzung dieſes Werks gemacht hatte, überſetzt es nun Herr Junker in dieſe Sprache, doch mit Weglaßung desjenigen, was Franzoſen nicht intereſſiren kann.

Nachdem Klotz bey mehrern Gelegenheiten Einwürfe gegen Stellen des Leſſingiſchen Laokoon gemacht hatte, ſo ward Leßing unwillig, und richtete gegen ihn 1768 zwey Bände antiquariſche Briefe, worinnen vornemlich Klotzens Werk von den geſchnittenen Steinen geprüft, überhaupt aber viele Punkte aus der Geſchichte der Kunſt des Alterthums erörtert werden. Eben ſo, als Klotz gegen Leßingen behauptete, daß die Alten den Tod als Skelett vorgeſtellt hätten, zeigte Leſſing die milde und angenehme Art, wie ſie ihn vorgeſtellt, in der Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet, eine Unterſuchung, 1769.

Als Leſſing nach Uebernahme des Bibliothekariats zu Wolfenbüttel vor allen Dingen die

Hand-

Handschriften der Bibliotheck musterte, machte er eine für die Kirchengeschichte mittlerer Zeiten wichtige Entdeckung, die er dem Publikum in folgendem Werke mittheilte: Berengarius Turonensis, oder Ankündigung eines wichtigen Werks, wovon in der Bibliotheck zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisshero völlig unbekannt gewesen 1770. In dieser Schrift erwies Leßing, daß aus dieser Handschrift sich die bisher unbekannte eigentliche Meinung des Berengar vom Abendmahl darthun lasse, und jedermann erstaunte, Leßing's Talente in einem ganz fremden, und gewiß nicht reitzendem Fache, in der Untersuchung der alten Ketzergeschichte glänzen zu sehen.

Zachariä erhielt 1771 für den zweiten Theil seiner auserlesenen Stücke der besten teutschen Dichter die von Leßing aufgefundnen Gedichte des Scultetus, mit zwey kritischen Briefen über diesen Dichter begleitet. Scultetus Gedichte wurden auch einzeln abgedruckt.

Unter dem Titel vermischter Schriften fieng Leßing 1771 an, auch den übrigen undramatischen Theil seiner ehmaligen Schriften zu überarbeiten, wozu ihm ein Nachdruck, der da-

von im Werke war, bewog. In dem erſten Theile dieſer vermiſchten Schriften ſtehen: 1) Hundert und vier und vierzig Sinngedichte. 2) Epigrammata. 3) Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmſten Epigrammatiſten, eine neue Abhandlung, worinnen Leßing der Theorie und Geſchichte des Sinngedichts denſelben Dienſt leiſtete, wie ehedem der Fabel. 4) Lieder.

Im Jahr 1772 ſammelte Leßing ſeine Trauerſpiele, und gab hier: 1) Miß Sara Sampſon. 2) Philotas, beide verbeſſert. 3) Emilia Galotti, ein neues Trauerſpiel in fünf Aufzügen, das unter ſeinen Trauerſpielen, was Minna unter den Luſtſpielen, iſt. Es iſt in Proſa, obgleich ein Fürſt und ein Kammerherr darinnen eine vorzügliche Rolle ſpielen. Ein Prinz von Guaſtalla, von ſeinem Kammerherrn Marinelli verleitet, läßt die Tochter eines Offiziers Odoardo Galotti, die liebenswürdige Emilia, entführen, und den ihr beſtimmten Bräutigam, den Grafen Appiani, ermorden. Allein, ehe das Mädchen der Raub des Prinzen werden ſoll, ermordet es der Vater lieber ſelbſt. So hat Leßing die Geſchichte der Virginia in neuere

Zei-

Zeiten und Gegenden verpflanzt. Die Karaktere des alten ungestümen, und doch biedern Odoardo, der stolzen, rachsüchtigen, und bis zum Wahnsinn schwermüthigen Orsina, (einer gefallnen Maitresse) des von Natur nicht bösen, aber schwachen Prinzen, des an Hofränken unerschöpflichen Böswichts Marinelli, der frommen guten Emilia, an der man selbst ihre Schwachheiten liebt, und der nachsichtsvollen sanften Klaudia sind eben so vortreflich erfunden, als ausgeführt. An herrlichen Maximen, und besonders an Lehren für Fürsten ist das Stück überaus reich. Alle Bühnen haben es vorgestellt, aber wenige ganz, so wie es dasselbe verdiente. Herrn Garrens Briefe über dasselbe stehn in des Herrn Engel Philosophen für die Welt. Herr Professor Klein in Mannheim schrieb 1781 eine Abhandlung über Lessings Meinung vom heroischen Trauerspiel, und über Emilia Galotti. Im Jahr 1773 schrieb ich eine Abhandlung über einige Schönheiten der Emilia Goloni, der ich (des Juden Baruch) vorher in einer Hamburger Zeitung befindliche Briefe über dieses Stück beifügte. Der Rector Siessens machte von diesem Trauerspiel eine schlechte lateinische

Ueber-

Ueberſetzung; 1784 erſchien eine rußiſche davon.

Im Jahr 1773 fieng Leßing an, gelehrte kritiſche Betrachtungen über die Entdeckungen, die er in der ihm anvertrauten Bibliotheck gemacht hatte, unter dem Titel: Zur Geſchichte und Litteratur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliotheck zu Wolfenbüttel herauszugeben, wovon bey ſeinem Leben nach und nach vier Beiträge erſchienen. Den fünften und ſechſten gab Herr Eſchenburg nach ſeinem Tode heraus. Für die ſchöne Litteratur iſt die darinnen vorkommende Entdeckung vom dem wahren Verfaſſer der Fabeln der Minneſinger das Wichtigſte.

Schon im dritten Beitrage machte Leßing ein Fragment einer neuern Handſchrift über die Duldung der Deiſten bekannt, das die Aufmerkſamkeit der Theologen erregte. Der ganze vierte Beitrag beſtand in Fragmenten deſſelben Ungenannten von Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln, von der Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben können, vom Durchgang der Iſraeliten durchs rothe Meer, daß die Bücher des

alten

elten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren, und über die Auferstehungsgeschichte. Da diese Fragmente, besonders das letzte, immer mehr Aufsehen erregten, so gab er 1779 ein größres Stück derselben vom Zweck Jesu und seiner Jünger heraus, welches von vielen theologischen Schriftstellern bestritten, und wiederlegt wurde. Bey dieser Gelegenheit ward Leßing selbst in Streitigkeiten mit Theologen verwickelt. Z. E. mit Schumann, Götze, und so weiter. Er schrieb damals mehrere dahin einschlagende Schriften z. E. über den Beweis des Geistes und der Kraft, das Testament Johannis, Eine Duplick, Eine Parabel, Axiomata, Anti-Götze, Nöthige Antwort auf eine sehr unnütze Frage u. s. w. Ganz zuletzt waren noch Briefe von Leßing angekündigt, die er an Walch richten wollte, die aber durch seinen Tod unterblieben sind.

Ebenfalls in der Wolfenbüttler Bibliotheck entdeckte Leßing ein Manuskript, das ihn in den Stand setzte, zu beweisen, daß das Alter der Oelmalerey größer sey, als man geglaubt hatte. Daher entstand die Schrift: Vom Alter der Oelmalerey aus dem Theophilus Presbyter 1774.

Die philoſophiſchen Aufſätze von Karl Wilhelm Jeruſalem (einem Sohne des berühmten Abt Jeruſalem, der durch ſeinen Selbſtmord und den darauf gebauten Roman Werthers Leiden bekannt iſt) gab Leſſing 1776 heraus, und fügte Zuſätze über die darinnen abgehandelten Gegenſtände hinzu.

Jene theologiſche Streitigkeiten gaben Leſſingen Anlaß zu einem heroiſchen Drama in reimloſen Jamben und fünf Aufzügen: Nathan der Weiſe, das 1779 erſchien. Die Scene liegt in den Ritterzeiten des Mittelalters. Der weiſe Jude Nathan überzeugte ſowohl einen Tempelherrn, als den Sultan Saladin durch Geſinnungen und Handlungen, daß nicht die Religionsparthey, ſondern das gute Herz den edlen Karakter mache. Ein Patriarch ſpielt darinnen eine böſe Rolle. Das Stück hat vortrefliche Situationen, obgleich der Endzweck des Stücks mehr iſt, durch große Gedanken, als durch Handlung zu rühren. Der Dialog, obgleich in Verſen, iſt ſo natürlich, als immer in irgend einem proſaiſchen Stücke von Leſſing. Die Parabel vom Ring iſt aus dem Bokkaz, und einer Erzählung des Paganutius in den Operibus der

Olym-

Olympiae Fuluae Morutae entlehnt. Die philosophiſchen Stellen, und überhaupt die Größe des Stücks haben die Vorſtellung deſſelben gehindert, bis es erſt neuerlich in Berlin, doch ohne Beifall, vorgeſtellt ward. Doch für das Theater ſcheint es Leßing gar nicht beſtimmt zu haben. Herr Engel zählt es daher unter die Lehrgedichte in dramatiſcher Form, und ſagt davon im erſten Theil ſeiner Poetick S. 349: „Es wäre unbegreiflich, wie man es als ein Schauſpiel, was „es nicht ſeyn ſoll, und nicht vielmehr als das, „was es ſo ſichtbar iſt, als Lehrgedicht hätte betrachten können, wenn man nicht einmal gewiſſe eingeſchränkte Begriffe von den Dichtungsarten feſtgeſezt hätte, auf die man alles zurückbringen, und darnach zu richten gewohnt wäre. „Die ganze Anlage und Gruppirung der Karaktere, die ganze Verwicklung, ſelbſt die Liebesgeſchichte zwiſchen dem Tempelherrn und der Jüdinn Recha, die Auflöſung, wo am Ende Deiſt, „Jude, Mahomeddaner, Chriſt, alle als Glieder einer Familie erſcheinen, kurz, das ganze „Werk in jedem ſeiner Theile zielt ganz ſichtbar „auf die großen Wahrheiten ab, die uns der „Dichter lehren will.“ Herr Friedel hat es im

Nouveau theatre allemand ins Französische, Herr Ratpe 1780 ins Englische, und ein Ungenannter 1781 ins Holländische übersetzt. Die darinnen enthaltnen Lehren wurden bestritten von Herrn Tralles in den zufälligen altteutschen und christlichen Betrachtungen 1779, und von Herrn Pfranger in dem dagegen gerichteten Drama: der Mönch von Libanon 1782.

In den Musenalmanachen erschienen von Leßing bey seinem Leben im Göttinger für 1779 diejenigen Sinngedichte, unter denen steht: Aus der neuen Hamburger Zeitung, für 1772 eine Erzählung, und im Voßischen für 1780 einige Sinngedichte, ein Epilog, und ein Paar Lieder aus den Jahren 1745, 1746, 1747, 1754, 1779. Nach seinem Tode machte Herr Voß im Almanache für 1783 noch zwey Sinngedichte von ihm bekannt.

Sein noch lebender Bruder, Herrr Karl Gotthold Leßing ist nun für die Bekanntmachung seiner hinterlassenen Papiere, und für neuen Abdruck seiner Werke besorgt, und fügt bey jedem die nöthigen historischen Nachrichten bey. Im Jahr 1784 machte er einen zweiten und dritten Theil der vermischten Schriften bekannt.

kannt. Im zweiten Theile stehen erstlich Oden, Fabeln, Fragmente, und Sinngedichte, meistens aus den ehemaligen Schriften, und aus den Almanachen (neu sind eine Ode auf den Eintritt des Jahrs 1754, und zwey Fabeln) zweitens sehr schöne Materialien zur Geschichte der äsopischen Fabel. Der dritte Theil enthält die Rettungen, unter die nun auch die Vertheidigung des Lessings gestellt ist, die sonst unter den Briefen stand.

Ferner erhielten wir 1784 den ersten Theil eines theatralischen Nachlasses, welcher aus folgenden Bruchstücken besteht: 1) Weiber sind Weiber, ein Lustspiel nach dem Zuschnitt des Plautus, ein Fragment, das nur aus dem ersten Aufzug, und dem Anfang des zweiten besteht. 2) Vor diesem, nur die vier ersten Auftritte eines Lustspiels. 3) Der Schlaftrunk, ein Lustspiel, eines der wichtigsten Fragmente, das schon ehedem bis auf wenige Bogen abgedruckt war, und dann liegen blieb, weil Lessing die Papiere, die den Schluß enthielten, verlegt, und die Lust verloren hatte, einen neuen Schluß zu machen. Die Veranlassung zu diesem Lustspiel war folgende: Lessing behauptete einst in einer Gesellschaft, wo

Kamler dabey war, es müſſe ſich aus jedem Stoff ein Drama machen laſſen. Nun wohl, ſagte Kamler, ſo machen Sie ein Luſtſpiel, wo die Kataſtrophe durch einen Schlaftrunk geſchieht. Leßing nahm die Auffoderung an, und ſchrieb dieſes Stück. 4) Die Matrone von Ephes, ein Luſtſpiel, wozu nur noch einige Schlußſcenen fehlen. So oft dieſes Süjet auch bearbeitet worden, ſo wird doch derjenige es hier aus einem neuen Geſichtspunkt dargeſtellt erwarten, der ſich erinnert, was Leßing an den gewöhnlichen Matronen von Ephes in der Dramaturgie getadelt hat. 5) Tarantula, eine im Jahr 1749 verfertigte Poſſenoper, eine Satire auf ſchlechte muſikaliſche Stücke. 6) Die glückliche Erbinn, ein Luſtſpiel nach Goldoni, ein ganz kleines Fragment. 7) Juſtin, nur der Plan eines Luſtſpiels nach dem Pſeudolus des Plautus. 8) Vorrede zu Nachſpielen mit Hanswurſt, die er zu machen gedachte. Denn man erinnert ſich aus der Dramaturgie, wie ſehr er Gottſcheden getadelt, daß er das Kind mit dem Bade weggeworfen habe.

Alle dieſe unvollendeten Werke beweiſen zur Gnüge, welchen Verluſt die teutſche Bühne durch Leßing's Tod in Anſehung deſſen, was ſie von

ihm

ihm noch zu erwarten hatte, erlitten. Dazu kommen noch unzählige andre Plane von Schauspielen, die er in seinem Pulte bewahrte, und von denen uns der zweite Theil des Nachlasses weiter unterrichten wird, besonders auch Plane zu Trauerspielen z. E. zu einem Spartacus, einem Nero u. s. w. Welche Hofnungen aber für die Litteratur überhaupt durch seinen Tod vereitelt worden, beweisen noch andre angefangene Handschriften über wichtige Gegenstände z. E. ein Leben von Reiske, Anmerkungen über die teutsche Sprache und alte teutsche Litteratur, Kollektanen über das Heldenbuch, eine genauere Ausgabe des Renner, über die beste Einrichtung eines teutschen Wörterbuchs nebst einer Probe desselben bestehend in dem Buchstaben A, Abhandlung über die körperliche Beredsamkeit, eine Ausgabe des Phädrus, eine Abhandlung über den Sophokles, die im Jahr 1760 schon bis S. 113 abgedruckt ward, nicht zu rechnen die Beobachtungen, die er auf seiner italienischen Reise gemacht hatte.

Herr Professor Schütz zu Jena gab 1782 drey akademische Vorlesungen über G. E. Leßings Genie und Schriften heraus.

XLI.

Gotthold Samuel Lange.

Gotthold Samuel Lange ward gebohren zu Halle 1711. Sein Vater war der durch viele Schriften, und durch seinen Streit mit Wolfen bekannte Theolog Joachim Lange, der ihm auch selbst den ersten Unterricht ertheilte. Nachdem er seine Schul- und Universitätsjahre in seiner Vaterstadt vollendet hatte, ließ er sich die Magisterwürde ertheilen. Weil er aber an dem akademischen Leben kein Vergnügen fand, suchte er einen Predigerdienst. Er ward 1737 Prediger zu Laublingen unweit Halle, und in der Folge zugleich Inspector der Kirchen und Schulen im Saalkreise. Er starb 1781 im ein und siebzigsten Jahre seines Alters. Seine erste Autorschaft war im Jahr 1737 eine vollständige Sammlung aller der Schriften, welche in der Langischen und Wolfischen Streitigkeit erschienen waren. Seine ersten poetischen Versuche machte er in einer Gesellschaft von Freunden, die

zu

zu Halle sich ihre Arbeiten zur Prüfung vorlegten, und wovon er der Stifter war. Er hatte anfangs einen ziemlich Gottschedischen Geschmack, von dem ihn der Umgang mit Pyra zurückbrachte. Seine ersten Gedichte erschienen in der Sammlung, die ich schon in seines Freundes Pyra's Leben angezeigt habe, in Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern Zürch 1745, die Halle 1749 vermehrt herauskamen. Die Gedichte, so Damons Namen führen, rühren von Lange her. Das Ganze ist dem Professor Meier in Halle, mit dem Lange eine vertraute Freundschaft unterhielt, in einer Ode gewidmet. Von Lange findet man hier nur sechs Oden, die in der Geschichte unsrer lyrischen Dichtkunst insofern merkwürdig sind, als sie zu einer Zeit, da die Teutschen den Begrif einer wahren Ode ganz verloren hatten, auf die Kopirung römischer Bilder, und zu einer Zeit, wo man das Wesen der Poesie noch im Reim suchte, auf reimlose Sylbenmaaße aufmerksam zu machen suchten. Sonst findet man selten ein gutes Ganze, und schöne Bilder oft durch eine niedrige, prosaische Sprache, die von dem Mangel des Geschmacks bey dem Verfasser zeugt, verdorben. Im Jahre 1746 wagte

ſich Lange an eine Ueberſetzung der Pſalmen, der er den Titel Oden Davids gab, die aber weder ſo getreu, noch ſo erhaben und edel iſt, als es ein ſolches Original erfodert. Die freundſchaftlichen Briefe in Proſa, die Berlin 1746 erſchienen, ſind ein Briefwechſel zwiſchen Lange und Gleim, der von der Wärme ihrer Freundſchaft zeugt. Ihr gemeinſchaftlicher Freund Sulzer gab ſie heraus. An der Wochenſchrift der Geſellige, die Meier zu Halle 1747 herauszugeben anfieng, nahm Lange vielen Antheil. Sein vornehmſtes Werk in der lyriſchen Poeſie waren die horaziſchen Oden, die mit einer Vorrede von Meier von dem Werth der Reime zu Halle 1747 gedruckt wurden. Einige dem Horaz gut nachgeahmte Bilder beweiſen die poetiſchen Talente des Verfaſſers, aber die Sprache iſt ſich nicht gleich, und oft zu gedehnt. Es ſind drey und dreyßig Oden, theils dem Lobe Gottes, theils Friedrichs Siegen, theils den Freunden des Verfaſſers gewidmet. Lange half die Bahn brechen, und das damalige Publikum von den gedankenloſen Oden der Gottſchedianer zurückbringen. Dem Doctor Baumgarten zu Gefallen, der mit den Herrnhutern in einen Streit

verwi-

verwickelt worden war, ſchrieb er auf Meier's Antrieb eine Satire auf dieſe Secte unter dem Titel: Eine wunderſchöne Hiſtorie von dem gehörnten Siegfried dem Zweiten 1747. Als Meier in ſeinen Gedanken von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode behauptet hatte, daß ſich kein mathematiſcher Beweis von ihrer Unſterblichkeit geben ließe, ſo ſchrieb Lange 1749 einen Verſuch des von Meier geleugneten mathematiſchen Erweiſes u. ſ. w. An dem moraliſchen Blatte der Menſch, das ſeit 1751 in Halle geſchrieben wurde, nahm Lange vielen Antheil. Im Jahr 1752 überſetzte er den Horaz, den er ſo oft nachgeahmt hatt, mit ſchlechtem Erfolge unter dem Titel: Des Q. Horatius Flaccus Oden fünf Bücher und von der Dichtkunſt poetiſch überſetzt. Der lateiniſche Text iſt beigedruckt. Die Ueberſetzung iſt ohne Reime, doch nicht in Horazens Sylbenmaaßen, übrigens weder treu, noch edel, noch harmoniſch. Ich habe ſchon in Leßing's Leben angeführt, wie dieſer in einem ſogenannten Vademecum auffallende Beweiſe von Langens zu geringer Kenntniß der römiſchen Sprache geführt hat. Lange ſuchte ſich in folgenden beiden Schriften zu vertheidigen: Schreiben

wegen

wegen der Leßingiſchen Beurtheilung der Ueberſetzung des Horaz, und Schreiben an Herrn Profeſſor Nicolai zu Frankfurt, welches die Streitigkeit mit dem Herrn Leßing wegen der Ueberſetzung des Horaz betrift. Unter denjenigen, die im Jahr 1764 gegen Heumann's hinterlaßne Schrift vom Abendmahl auftraten, war auch Lange, indem er ein Sendſchreiben wegen des Heumanniſchen Erweiſes herausgab. Dieſes Jahr 1764 zerſtörte auf einmal ſeine häusliche Glückſeligkeit. Im Junius nämlich ſtarb ihm ſeine Gattinn, und vier Monate nachher ſein einziger Sohn. Seine Gattinn Anna Dorothea, eine gebohrne Gnuginn, war ihm nicht nur durch die Zärtlichkeit werth, mit der ſie ihn liebte, ſondern auch durch ihre gelehrten Kenntniſſe, und poetiſchen Talente. Ihre Gedichte ſtehen unter dem Namen Doris unter Thirſis und Damöt freundſchaftlichen Liedern, als ein Anhang bey den horaziſchen Oden, und in einer nachher anzuführenden Sammlung von Briefen. Es ſind theils Oden, theils anakreontiſche Stücke. Auch ihre Schweſter Amalia Wilhelmine Silberinn machte Verſe. Im Jahr 1765 drückte Lange ſeinen Schmerz über dieſen Verluſt in einem

einem Denkmal ehelicher und väterlicher Liebe aus. Von Klotz ermuntert, ſuchte Lange 1769 ſeine Leier wieder hervor, aber ſie klang ziemlich verſtimmt in dem Gedichte: An den Herrn Geheimderath Klotz aus des Klaudians Eingange zum zweiten Buch von dem Raube der Proſerpina, wo am Ende Klotz mit dem Herkules verglichen wird. Beſſer war eine an Meier gerichtete Erzählung, die in demſelben Jahre erſchien: Der Komet, mein letztes Gedicht in gereimten Verſen. Nachdem im Eingang die mancherley gelehrten Hypotheſen von den Kometen angeführt worden, erzählt der Verfaſſer eine poetiſche Viſion, wo der Komet durch Beſchwörungen herabgebracht, und über ſeine Entſtehung befragt worden ſey. Der Komet ſagt, er ſey ehedem ein Dichter geweſen, der ſo lang geſchrieben, bis er ſich um ſeinen Ruhm geſchrieben habe. Der komiſche Ton iſt ſtellenweiſe recht gut getroffen, nur iſt das Ganze zu weitſchweifig; daher ich es abkürzte, und es mit Veränderungen von Michaelis meinem erſten Almanach einverleibte. Auch im Jahre 1769 gab Lange den erſten Theil einer Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe heraus, wovon der zweite

Theil

Theil 1770 nachfolgte. Einen dritten Theil behielt er zurück, weil hier Briefe aus zu neuern Zeiten würden vorgekommen seyn. Es waren Briefe, die vordem seine Freunde Gleim, Sulzer, Bodmer, Meier u. s. w. an ihn geschrieben. Obgleich der Litterator hier einige Materialien zu der ältern Geschichte unsrer schönen Litteratur findet, so ist doch auch zu viel geringfügiges darunter, das nach Verfluß jener Epoche nicht mehr interesirt. Bey Klotzens Tod 1771 brach Lange sein ehmaliges Versprechen, daß der Komet sein letztes Gedicht seyn sollte. Im Jahr 1777 machte er noch mehr Gedichte, die sich aber durch keine Vorzüge auszeichneten, in folgender Sammlung bekannt: Poetische, moralische, ökonomische, und kritische Beschäftigungen einer Gesellschaft auf dem Lande. Als sein Freund Meier starb, so schrieb er auf dessen Verlangen sein Leben 1778, aber nicht auf eine solche Art, daß es Beifall erhalten konnte. So viel aus der oben angeführten Briefsammlung erhellt, so hatte Lange einst vor, ein Heldengedicht Moses, ingleichen eine Abhandlung über das Erhabene zu schreiben. Im Taschenbuche für Dichter in der fünften Abtheilung ha-

be ich eine Ode von Lange an Ramler vom Jahr 1745 mitgetheilt, die mit zu seinen besten gehört.

Langens Leben sollte nach seinem Willen sein Freund Meier schreiben. Da dieser aber vor ihm starb, so empfahl er es Herrn Seidel, und versicherte ihn, daß er selbst alles aufgeschrieben, auch ward dieser von Langens zweiter Frau, die ihn überlebt, von neuem dazu aufgefodert. Als Herr Seidel aber die dazu nöthigen Papiere verlangte, erhielt er zur Antwort, Herr Professor Eberhard in Halle würde das Geschäft übernehmen. Aber Herr Eberhard soll diesem Vorhaben wieder entsagt haben, ohne daß doch Herr Seidel die Papiere erhalten hat.

XLII.

Johann Nicolaus Götz.

Johann Nicolaus Götz ward gebohren zu Worms im Jahre 1721. Schon im vierzehnten Jahre zeigten sich bey ihm ausserordentliche Talente.

lente. In den Jahren 1739 bis 1743 studierte er theils zu Halle die Theologie (wo er mit Gleim und Uz Freundschaft errichtete) theils that er Reisen durch Teutschland (wo er sich zu Berlin die Freundschaft eines Kamlers erwarb) und durch Frankreich. Nachdem er binnen der Zeit durch eine schwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht worden war, kam er 1743 nach Worms zurück. Aber 1744 muste er sich schon wieder aus seiner Vaterstadt entfernen, und er klagt in einem seiner Gedichte über Tyrannen, die diese Entfernung nothwendig gemacht hätte. Er ward in der Folge Prediger zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim, seit 1776 auch Assessor des dortigen Konsistoriums, und 1777 Fürstlich Badenscher Specialsuperintendent daselbst. Er starb 1781, nachdem er schon einige Jahre sehr kränklich und gebrechlich gewesen war, und hinterließ mehrere Söhne, wovon sich einer zu Mannheim als Buchhändler niedergelassen hat. Sein, ihm nicht sehr ähnliches Bildniß steht vor dem sechszehnten Bande der allgemeinen teutschen Bibliothek, von Schleuen gestochen. Das älteste Datum, das ich bey seinen Gedichten angegeben gefun-

gefunden habe, ist vom Jahre 1740. Schon zu Halle übersetzte er mit Herrn Uz gemeinschaftlich den Anakreon. Diese gemeinschaftliche Uebersetzung erschien unter dem Titel: Die Gedichte Anakreons, und der Sappho Oden, aus dem Griechischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet zu Karlsruhe 1746 im Druck. Die beigefügten Anmerkungen sind ganz von Götz allein, und waren in unserer Sprache die ersten in ihrer Art, nämlich solche, die die Schönheiten des Dichters entwickelten. Als einen Anhang fügte Götz seine ersten poetischen Versuche bey. Mehrere unbedeutende Gelegenheitsgedichte abgerechnet, waren hier schon einige schöne Lieder darunter. Ueberhaupt hat das scherzhafte und empfindungsvolle Lied, das sinnliche Freuden und Leiden schildert, die Elegie und Idylle in unsrer Sprache Götzen viel zu danken. / Eine glückliche Imagination in Ideen und Bildern, feine und naive Scherze, Natur, Leichtigkeit, Mannigfaltigkeit, liebliche und rührende Beschreibungen, Harmonie des Verses machen viele seiner Gedichte zu Meisterstücken, nur einige sind sich nicht gleich, nicht korrekt genug, oder tragen Spuren des frühen Zeitalters, in dem sie verfertigt wor-

den. Bei der zweiten Ausgabe von der Ueberſetzung des Anakreon, die 1760 erſchien, ließ er ſeine eignen jugendlichen Verſuche ganz weg, weil er ſeit der Zeit die Unvollkommenheit derſelben eingeſehen hatte. Im Jahr 1748 überſetzte er den Tempel zu Gnidus von Montesquieu in das Teutſche. 1750 verfertigte er eine Ueberſetzung von dem Ver-vert des Greſſet unter dem Titel Paperle. Neue eigne poetiſche Verſuche machte er 1752 unter der Aufſchrift Gedichte eines Wormſers bekannt. Seinen Namen verſchwieg er dabey ſorgfältig, weil er zu fürchten hatte, daß man in ſeiner Gegend Lieder von dem Innhalt der ſeinigen einem Geiſtlichen zu ſehr verargen möchte. Ja ſeit der Zeit bis an ſeinen Tod verbarg er alles, was er dichtete, ſorgfältig in vermiſchten Sammlungen, von deren Herausgebern er ſich die ſtrengſte Verſchweigung ſeines Namens bedung. Sein vertrauteſter kritiſcher Freund war Herr Ramler, dem er ſeine vornehmſten poetiſchen Arbeiten zur Reviſion überſandte. Daher machte dieſer einiges davon, doch ohne den Verfaſſer zu nennen, in ſeinem Batteux bekannt. So ſteht in der Ausgabe ſeines Batteux von 1762 im erſten Theil S. 412 eine Nachahmung

mung der drei und zwanzigſten Idylle des Theokrit von Götz, und eine Ueberſetzung eines griechiſchen Epigramms von ihm im dritten Theil S. 197; in der Ausgabe von 1774 im erſten Theil S. 467 eine neue Idylle von ihm, und eine Nachahmung von der erſten Elegie des Tibull im dritten Theil S. 120. Aber das Wichtigſte von dem ihm anvertrauten Schätzen verſparte Herr Kamler für die Lieder der Teutſchen, die er 1766 herausgab. Hier erſchienen von Götz die Lieder S. 7. 89. 179. 200. 211. 216. 226. 229. 245. 258. 268. 301. 311. 316. 322 in allem funfzehn der vortreflichſten, theils naiven, theils ſchalkhaften Lieder. Einige davon ſtanden ſchon hinter dem Anakreon, aber die meiſten waren neu. Benutzt auch Götz dabey die Ideen fremder Dichter, wie er z. E. bey dem herrlichen Liede: Holde liebenswerthe Wüſte, ein Gedicht des Chaulieu vor Augen gehabt hat, ſo weiß er doch alles ſo zu verſchönern, daß es ſein Eigenthum wird. Noch ſtärkern Antheil hatte Götz an dem erſten Theil der lyriſchen Blumenleſe von Herrn Kamler, der 1774 erſchien. Denn hier ſind folgende ſechzig Lieder von ihm: S. 5, 8, 11, 12, 14, 17, 20, 21, 28, 33, 37, 38, 41, 42, 43, 47, 57,

80, 83, 101, 111, 121, 123, 152, 153, 180, 182, 183,
184, 185, 191, 196, 208, 221, 223, 234, 239, 260,
261, 275, 278, 281, 290, 296, 311, 312, 336, 339,
352, 353, 361, 379, 384, 396, 409, 441, 443. Der
zweite Theil der lyrischen Blumenlese, der 1778
herauskam, ist eigentlich eine neue Auflage von
den ehmaligen Liedern der Teutschen. Da aber
mehrere alte Lieder weggefallen, und an ihre
Stelle andre gekommen waren, so kommen auch
hier einige neue Lieder von Götz vor, z. E. S.
28. 49. 82. 83. 115. 139. 142. 205. 214. 224. 227.
238. 239. 247. 257. 264. 277. 297. 299. 300. 325.
335. 348. 350. 367. 368. 369. 372. 379. 393. 395. 397.
Die Musenalmanache derer Herrn Boie und
Voß wurden von Zeit zu Zeit mit schönen Bei-
trägen von Götz bereichert. Im dem Musen-
almanach für 1771 stehn unter dem Buchstaben
O von ihm sieben Gedichte (worunter die komi-
schen Erzählungen vom Romanenritter, und von
der Kaiserinn die vornehmsten sind) in dem für
1772 unter demselben Buchstaben neun Gedichte
(worunter eine schöne Allegorie vom Vergnügen,
ein erhabnes Lob der Gottheit, die Fabel von
den Bienen, und eine Nachahmung nach Katull
sich auszeichnen) indem für 1773 unter demselben

Buch-

Buchstaben zwölf Gedichte (worunter die über den schönsten Gürtel, und Florenz Warnung an einen Pfirsichbaum vorzüglich lieblich sind) und unter dem Buchstaben Y sieben Gedichte (worunter die naive Idylle, die den Amor mit einem Vogel vergleicht, und die Ode an die Nachtigall den Preis verdient) indem für 1774 unter dem Buchstaben O. ein Gedicht, und unter den Buchstaben Z. T. vier Gedichte (worunter die Hendekasyllaben auf einen Namenstag am merkwürdigsten sind) in dem für 1775 unter dem Buchstaben O. ein Gedicht, in dem für 1777 eine Schilderung der goldnen Zeit in Hexametern S. 5 welche die besten Bilder alter Dichter vereinigt. Nach Götzens Tode machte Herr Voß noch in den Almanachen für 1782 und 1784 unter dem Buchstaben O einige Gedichte von ihm bekannt. Im zweiten Theil der Anologie der Teutschen, der 1771 erschien, hob ich zwanzig der besten Gedichte von Götz aus, die an der ersten Ausgabe des Anakreon standen. Weil ich ihn dabey genennt hatte, so verlangte er von mir, daß ich die Blätter der Anthologie, worauf sein Name stand, umdrucken lassen sollte, und als ich dies that, versprach er mich dagegen

mit neuen Beiträgen zu unterſtützen, welches auch bey dem dritten Theil der Anthologie, der 1772 folgte, geſchah. Von ihm ſind die zwölf Gedichte, die zum Anfange dieſes Theils ſtehn, und außerordentlich phantaſiereich ſind. Gleich das erſte hat bey allem Anſchein des Tändelnden überraſchend große und neue Bilder. In zwey Erzählungen, wo Proſa und Verſe abwechſeln, ſind viele rührende Stellen, und ſchöne Schilderungen. Die Erhebung der Seele zu Gott, hat die neue Idee, daß es im Karakter eines Einſiedlers gemacht iſt, dem ein unſichtbares Chor von Geiſtern antwortet. S. 297. machte ich zuerſt die Elegie, die Mädcheninſel bekannt, die der Herr von Knebel 1773 einzeln abdrucken ließ, und die hernach in den Göttinger Almanach kam. Es iſt die Königinn der teutſchen Elegien, ganz im Geiſte des Alterthums. Auch für meinen Almanach erhielt ich nach und nach mehrere treffliche Geſchenke von Gön. Im Almanach für 1771 ſind die vierzehn Gedichte S. 113—124 von ihm, darunter iſt eine Romanze von Entführung Europens, die nun in der lyriſchen Blumenleſe ſteht, und eine Ode voll natürlicher ſchöner Bilder. Im Almanach für 1772 ſind von ihm die acht Gedichte

dichte S. 29—43, darunter eine Ueberſetzung einer ſpaniſchen Ode, und ein Paar ſeiner ältern Verſuche von 1743 und 1745 ſind. Im Almanach für 1773 ſind von ihm die zehn Gedichte unter dem Zeichen On, worunter einige aus dem Franzöſiſchen nachgeahmt ſind. Im Almanach für 1774 ſind von ihm die zehn Gedichte S. 23, 49, 62, 66, 8[illegible], 117, 130, 139, 147, 148, worunter beſonders die erſten fünf viel Naivetät haben. Man findet hier auch Gedichte von den Jahren 1740 und 1743. Im Almanach für 1775 ſteht von ihm S. 63 eine ſchöne Erzählung aus den Zeiten der Minneſinger in Proſa mit untermiſchten Verſen. Im Almanach für 1776 ſind von ihm zehn Gedichte unter dem Buchſtaben O, darunter ein liebliches Gedicht über das Veilchen, und eine proſaiſche Idylle iſt. Im Almanach für 1777 ſind von ihm drey Gedichte unter dem Buchſtaben G und zwey unter dem Buchſtaben Z. Im Almanach für 1778 ſteht unter dem Buchſtaben Z eine Ode nach dem Franzöſiſchen, und unter der Rubrick der Ungenannten vier Epigramme aus der griechiſchen Anthologie, aus der Götz auch ſchon ſonſt viel überſetzt hatte. Im Almanach für 1779 ſind von ihm drey Gedichte unter

dem Buchstaben Z und zwey reimlose Oden unter den Buchstaben Oe und Q. Machen gleich seine ernsten Oden kein so schönes Ganze aus, als die Kamleriſchen, so verdient er doch in der Geschichte unsrer Poesie unter denen bemerkt zu werden, die die höhere lyrische Sprache bearbeitet haben. Auch für das Taschenbuch für Dichter, das 1774 anfieng, erhielt ich Beiträge von Götz, wovon der Verleger Herr Dyck auch einige auf die Zeit aufsparte, da er (seit der siebenten Abtheilung) die Herausgabe dieser Sammlung allein besorgte. In der ersten Abtheilung sind von ihm ein und dreißig Gedichte unter den Buchstaben A. G. K. O. Pf. Tz. und W. Einige haben arkadische Lieblichkeit, andre ahmen den Alten vortreflich nach, einiges sind ernste, andres scherzhafte Lieder, manches sind Oden, manches naive Sinngedichte. Man findet hier regelmäßige lyrische Sylbenmaaße, und unregelmäßige Stanzen. Fünf Uebersetzungen aus Horaz, und eine aus Properz sind darunter. Wenige haben die alten Dichter so eifrig studiert, und nachgeahmt, als Götz. In der zweiten Abtheilung sind von ihm sechs Gedichte unter den Buchstaben Pf. und Z. Lieder, Oden, und Hendekasylla-

ben.

laden. In der dritten Abtheilung ſtehn zwey Idyllen von ihm unter dem Buchſtaben Pf. Die vierte Abtheilung hat achtzehn Gedichte von ihm, lauter Ueberſetzungen aus Jeſaias, Sarbiev, Pindar, Voltaire, Tibull, und andern. In der fünften Abtheilung ſtehn zwey Gedichte von ihm unter den Buchſtaben B. T. und O. In der ſechſten Abtheilung findet man neun Gedichte unter den Buchſtaben O. und O. R. worunter die Oden auf eine ſchlafende Schöne, und auf einen Garten viele antike Bilder, und die über das Vaterland viel Enthuſiasmus hat. Auch iſt hier ein ſchönes anakreontiſches Gedicht von der Flora. In der ſiebenten Abtheilung ſind zwölf Gedichte von ihm unter dem Buchſtaben O. worunter viele Singgedichte ſind. In der achten Abtheilung ſind zwey Gedichte von ihm unter dem Buchſtaben O. worunter der Traum ein ſchönes anakreontiſches Gedicht iſt. In der neunten Abtheilung findet man von ihm acht Gedichte unter den Buchſtaben Oe und Z. meiſtens Oden, worunter eine von 1745 wegen ihrer Schönheiten am meiſten überraſcht, auch iſt eine Elegie aus dem Properz überſetzt. In der zehnten Abtheilung iſt unter dem Buchſtaben Q eine Elegie nach

dem Tibull, und unter Z. eine Ode nach Sarbiev von ihm. Vorzüglich verdienen die herrliche Idylle Lamon, die vortrefliche Schilderung des anbrechenden Tages in Hexametern, das Gemählde eines zufriednen Lebens an einen Freund, und das ſüſſe Gedicht an die Veilchen bemerkt zu werden. — Die Schreibtafel, eine vermiſchte Sammlung von poetiſchen und proſaiſchen Aufſätzen, die Herr Schwan zu Mannheim 1774 — 1778 herausgab, prangte öfters mit Beiträgen von Götz. In der zweiten Lieferung iſt die. 1. 3. 4. 7. 13. und 19te Nummer von ihm. Ein anakreontiſch Gedicht ausgenommen, ſind die übrigen Epigrammen gröſtentheils aus der griechiſchen Antologie überſetzt. In der vierten Lieferung rühren N. 1. 11. 45. 46. 47 von ihm her. N. 1. 45 und 46 ſind ernſthafte Oden, und N. 47 ein moraliſches Gedicht vom Nutzen der Leiden. Unter N. 6 ſtehn wieder ſechs Epigrammen aus der Anthologie. In der fünften Lieferung findet man ihn unter N. 3. 20. 21. 23 und 27. N. 3 und 27 ſind wieder mehrere Ueberſetzungen aus der Anthologie. N. 23 iſt eine ſchöne Ode über die Verachtung der Reichthümer. Die ſechſte Lieferung hat nur zwey Epigrammen aus der Anthologie von ihm S. 85 und 106.

Er hatte vor, die Pſyche des Lafontaine, und das Gedicht des Pater Cera Iesus puer zu überſetzen, wie er dann in ſeinem Alter die Ueberſetzungen mehr liebte, als von einem Kopf, der ſelbſt ſo reich war, zu wünſchen geweſen wäre. Seine Erben haben alle ſeine Handſchriften Herrn Ramler übergeben, der nun eine Ausgabe ſeiner Werke beſorgt, und erſt dann, wenn das Beſte, was er gedichtet, in einen Band vereinigt ſeyn wird, wird man ihn allgemein als einen großen Dichter erkennen, da er bey ſeinem Leben nur wenigen aus einzeln Stücken bekannt war.

XLIII.

Johann Jakob Bodmer.

Johann Jakob Bodmer ward zu Greifenberg, einem Dorfe bey Zürch 1698 den 19 Julius gebohren. Sein Vater Jakob Bodmer war Prediger daſelbſt, und ſeine Mutter eine gebohrne Orelli. Die ſchöne ländliche Gegend war das gröſte

gröſte Vergnügen des Knaben, und der gröſte Theil ſeines Zeitvertreibs, da es ihm an Umgang mangelte, und er an dem Sohne des daſigen Landvoigt Lochmann nur den einzigen Spielkameraden hatte. Doch dieſer, älter als Bodmer, ward eher nach Zürch gethan. Dieſe Trennung ſchmerzte Bodmern ſo ſehr, daß er nun, alles Umgangs beraubt, faſt leutescheu wurde. Aus Langeweile verfiel er auf Lektüre, die er bisher noch nicht geliebt hatte. Nachdem er die Bibel durchſtudiert hatte, worinnen ihn die hiſtoriſchen Erzählungen unterhielten, ſuchte er in allen Ecken ſeines väterlichen Hauſes Bücher auf. Buchholzens Herkules und Ladiela, ſo ihm in die Hände fiel, brachte ihm einen ſolchen Geſchmack an Romanen bey, daß er ihnen nun aller Orten nachjagte. Hingegen wollte ihm das Latein, wozu ihm ſein Vater anhielt, gar nicht ſchmecken. Endlich hielt es ſein Vater für nothwendig, ihn in das Zürcher Gymnaſium, in das ſogenannte Collegium humanitatis zu ſchicken. Hier lebte er gleichſam neu auf, indem die Freundſchaft, die er mit Jünglingen, z. E. mit Heinrich Zimmermann, der hernach als Theolog berühmt ward, und mit Heinrich Meiſter, der

der 1781 starb, errichten konnte, die bisherige Leere seines Herzens ausfüllte. Unter den Lateinern, die er hier studieren muste, war Currius sein Lieblingsschriftsteller, nicht um des Latein, sondern um des abentheuerlichen Innhalts willen, wie er dann in seinen Nebenstunden alle Reisebeschreibungen las, die er nur haben werden konnte. Er hatte Logis und Kost bey seiner Mutter Bruder Orelli, der die Lektüre liebte, und besonders viel alte Romane besaß, welche Bodmern sehr willkommen waren. Von der romantischen Denkungsart, die er dadurch erlangte, war es kein Wunder, daß ihm das Studium der Theologie, wozu ihn sein Vater bestimmte, nicht behagen wollte, wozu auch die damals hierinnen herrschende Lehrmethode das ihrige beitrug. Noch in seinen letzten Jahren äußerte er, daß er sich gewiß den theologischen Wissenschaften gewidmet haben würde, wenn sie damals schon von Männern, wie Eberhard, Seinhart, und Semler wären behandelt worden. Man nehme hierzu die schwache Brust, die er hatte, und eine unüberwindliche Schüchternheit, die ihm in seinem ganzen Leben, wenn er öffentlich reden sollte, eigen blieb, so hat man Gründe genug, die

die ihm eine Abneigung gegen den Predigerstand beibringen musten. Ovids Verwandlungen, wie sie Wickram aus Albrechts von Halberstadt Uebersetzung umgeändert, erweckten in ihm die Begierde, das Original zu lesen, und nun studierte er die Klassiker eifrig, besonders den Virgil, und die Odyßee, doch minder wegen der Sprache, als wegen der darinnen enthaltenen Abentheuer. Durch die ländliche Erziehung zum eingezognen Leben gewöhnt, lag er fast immer nur über den Büchern. So sehr er den Werth der Freundschaft zu schätzen wuste, so ängstlich wich er dem lauten Lärm aus. In sich vertieft, war er wirklich in der Jugend weniger gesellig, und munter, als in späterm Alter. Mitten im Kreise von Zechern trank er nichts, als Wasser. Durch unermüdeten Fleiß ward er bald der alten Sprachen vollkommen kundig, und er schrieb die gelehrte Sprache schon ziemlich fertig, ehe er sich in der Mutterspracbe auszudrücken im Stande war. Was er nur von seinem Gelde erübrigen konnte, verwandte er auf Bücher, und ward hierinnen ganz unersättlich. Eine unbeschreibliche Freude hatte er, als ihm ein Bruder von Heinrich Meister das lang gesuchte

Wör-

Wörterbuch von Bayle auftrieb, das einzige Exemplar, das damals ein Privatmann in Zürch davon besaß, denn damals sah es in Zürch noch ziemlich finster aus; Leibnitz und Wolf waren noch nicht über den Rhein gekommen, und Scheuchzer ward verketzert, weil er das Kopernikanische System billigte. Bayle ward von Bodmer verschlungen, dieser und Montaigne waren seine ersten Führer in der Philosophie, die ihm desto werther wurden, je verstohlner er sie studieren muste. Von der systematischen Philosophie ist er nie ein Liebhaber geworden; metaphysische Untersuchungen verwarf er als Geschäft, und liebte sie, als Zeitvertreib, er erfüllte damit weniger seinen Verstand, als seine Imagination. Als er zu Zürch Breitingern und Hagenbuchen kennen lernte, die nachher seine Busenfreunde wurden, und bey ihnen so viel Liebe für die alte Litteratur fand, so befeuerte dies auch seine eigne Neigung zu derselben noch mehr. Die französische Sprache lernte er mit solchem Eifer, daß er sie bald sogar vollkommen schreiben konnte: der Telemach machte sie ihm zuerst wegen der darinnen erscheinenden alten Helden interessant. Kaum hatte er durch einen Zufall

Opi-

Opitzens Werke kennen lernen, so gewann er sie so lieb, daß sie sein beständiges Taschenbuch wurden, daher ihn seine Mitschüler nur den Opitz zu nennen pflegten. Bisher hatte er immer noch seine Abneigung vor dem geistlichen Stande verheimlicht, aus Furcht, wenn er sie seinem Vater entdeckte, vielleicht zu einem ihm noch unangenehmern Berufe gezwungen zu werden. Als aber die Zeit der Ordination herbeikam, und er sich nun erklären muste, wirkte es zwar seine mütterliche Grosmutter bey seinem Vater aus, daß er nicht Prediger werden sollte, allein jene Furcht ward erfüllt, man bestimmte ihn zu einer Sache, wozu er noch weniger Neigung hatte, zur Handlung. Um ihm Lust dazu beizubringen, ließ man ihn 1718 Reisen nach Lyon und Genf thun. Darauf ward er nach Lugano oder Lavis, wo seine Onkel die Orelle Niederlagen hatten, in die Lehre gethan, die ihn auch auf einige Zeit nach Bergamo, und Mailand schickten. Aber diese Lebensart war ihm ganz zuwider, und kein Unterricht wollte bey ihm fruchten. Seine Aufseher, und seine Kamaraden lachten über den Lehrjungen, der sich in Büchern vergrub. Er versüßte sich seine Leiden durch ei-

nen

nen gelehrten Briefwechsel mit seinen abwesenden Freunden, oft mischte er in seine damalige Briefe italienische Sonnette und lateinische Verse von seiner Fabrick ein. Als man endlich überzeugt war, daß er zur Handlung nicht tauge, so ward er 1719 wieder heim berufen. Dieser erste Ausflug trug ihm indessen doch einige Menschenkenntniß, und Bekanntschaft mit der italienischen Litteratur ein. Doch ist es merkwürdig, daß ihm Italien keinen Geschmack an der Musick beibringen konnte, es mochte nun Mangel an Gehör, oder sonst eine Ursache seyn, Bodmer blieb gegen diese schöne Kunst Zeit Lebens gleichgültig. Auf seiner Reise hatte er sich eine französische Uebersetzung des Spectator erworben, dessen Innhalt und Einkleidung ihn so bezauberten, daß es von nun an sein Lieblingsbuch ward. Aus demselben lernte er, daß man die Klaßiker auch zu andern Dingen benutzen könne, als um Worte aus ihnen zu lernen, und, von Addison ermuntert, studierte er sie nun um der Sittengemählde willen, die sie enthalten. Unter den Büchern, die er aus Italien brachte, liebte er vornemlich Taßo's Jerusalem. Nach seiner Zurückkunft muste er zwar wieder bey seinen Eltern

auf dem Lande leben, aber er gieng doch oft in die Stadt, seine gelehrten Freunde zu genieſſen, und mit ihnen allerhand Entwürfe zu machen. So hatte er damals vor, eine Druckerey und eine Buchhandlung anzulegen, und für dieſelbe eine Wochenſchrift, und eine gelehrte Zeitung zu ſchreiben. Im Sommer 1720 zog er ganz nach Zürch, um die Staatskanzley zu beſuchen, und ſich da von der vaterländiſchen Geſchichte und Rechte zu unterrichten, weil jetzt ſein ganzer Plan dahin gieng, ſich zu einer Lehrſtelle in dieſem Fach vorzubereiten. Doch dauerte es bis 1730, da er erſt die Profeſſur der Schweitzergeſchichte und der Politick erlangte. Er lehrte nicht nach ſtrenger Schulmethode, ſondern ſuchte Menſchen und Bürger zu bilden. Auch ſah er ſich eben darum gar bald in ſeinem Hörſaale verlaſſen, deſto auserwählter aber blieb die kleine Zahl ſeiner Schüler. Er verheirathete ſich, verlohr aber ſowohl ſeine Gattinn, als ſeine vier Söhne durch einen frühzeitigen Tod. Eine Nichte, die er als Tochter liebte, ward ihm auch durch den Tod entriſſen. Ob er gleich im Jahr 1737 zu einem Mitglied des groſſen Raths in Zürch erwählt ward, ſo erweckte dies doch

bey

bey ihm keine Begierde nach obrigkeitlichen Aemtern. Nachdem er früh seine Kinder verloren, lehnte er alle weitere Beförderungen ab. Da sein Lehramt und sein Hauswesen wenig Zeit erfoderten, so genoß er des Lebens ganz nach seinen eignen Ideen. Auf dem Rathhause war ihm seine natürliche Schüchternheit, der Mangel an populairem Ausdruck und körperlicher Beredsamkeit im Wege; aber in seinem Hause ist mancher Standesmann durch seine Lehren, und durch seine brennende Liebe fürs Vaterland und Freiheit, die er auch andern mitzutheilen suchte, gebildet worden. Auf seiner Stube konnte er auch den heftigsten und angesehensten Gegnern die Wahrheit sagen. Nachdem er sein Lehramt funfzig Jahr verwaltet hatte, übergab er es 1780 an Herrn Füßli. Er genoß auch im höchsten Alter immer die vollkommenste Gesundheit, daher blieb sein Geist immer heiter, und sein Gedächtniß ungeschwächt. Er arbeitete unermüdet fort, las alle neue Schriften, suchte mit der Zeit fortzuschreiten, ward zuletzt duldsamer gegen die Dichter der Freude, liebte Bücher, wie Rothanker, und schrieb muntrer, als in seiner Jugend. Zwar verschloß er sich in den letzten

Jahren ganz in sein Haus, aber desto mehr ward er von allen aufgesucht, die Wissenschaft und Weisheit ehrten. Auch als Greis war er im Umgange freundlich, gesprächig, reich an Einfällen und ironischem Witze. Einige hielten ihn für geizig, aber er war nur frugal, und das aus Neigung. Am 30sten December 1782 überfiel ihn ein kleines Fieber, ohne sonderliche Unruhe, oder Schmerzen, nur konnte er wegen Schwäche der Brust wenig mehr reden. Ganz sanft entschlief er den 2. Jänner 1783 im fünf und achtzigsten Jahre seines Alters. In seinem Testamente machte er mehrere Vermächtnisse für Predigerwittwen, Studierende, für die Stadtbibliothek, Armenhäuser und Töchterschule in Zürch. Sein Haus bestimmte er zu einem öffentlichen Gebäude, und verordnete, daß darinnen seine Bücher, Handschriften und Briefe zu allgemeinem Gebrauche aufbewahrt werden sollten.

Schon 1720 schrieb er an einen Freund: „Ich lache, wenn ich Lohenstein lese, Neukirch „macht mich frieren, Menantes erregt mein „Mitleid, Opitz ist mannigmal hoch, Canitz ist „natürlich, Hofmannswaldau ist ein Italiener.“ Schon damals wünschte er, den Geschmack der

Teut-

Teutschen zu verbessern, und machte Entwürfe zu verschiednen Gedichten, z. E. Idyllen, Episteln, Satiren, Oden, die er unter dem Titel Gedichte eines Unbekannten herausgeben wollte; allein dies Vorhaben ward nicht ausgeführt. Als er 1720 die englische Sprache lernte, bekam er durch die Dichter dieser Nation Lust, sich in reimfreien Versen zu versuchen. Einer seiner ersten Versuche war folgender:

Die Lust, die Blumen abzubrechen,
Die mit der Farb' und dem Geruch
Mein krank Gemüthe lebhaft machen,
Das Wasser, das von einem Stein
Mit einem lauten Rauschen fällt,
Ist, wo ich bin, mein liebstes Gut!
Der Vögel lustige Musicke,
Die Bach, die lauter, wie Krystall,
Ein Holz, begrünte Schäferheiden,
Die Echo, die vor Liebe singt,
Das ist Materi, die kapabel
Mich nach zu halten, und erfreut!

Auch machte er damals einen Anfang eines Gedichts vom Ursprung der Schöpfung nach der mosaischen Erzählung.

Bey einer Lustreise, die er 1719 mit Breitinger machte, beredete er sich schon mit ihm über eine moralische Wochenschrift im Geschmack des englischen Zuschauers. Beide stifteten drauf schon damals in Zürch ein gelehrtes Kränzchen, in welchem man sich über moralische und litterarische Gegenstände unterredete, und das Resultat der Gespräche niederschreiben ließ. Die Mitglieder derselben nannten sich bald Patrioten, bald Mahler, nämlich der Sitten. So bildete sich endlich 1721 eine ordentliche gelehrte Rotterie, die, außer Bodmer und Breitinger, aus folgenden Männern bestand: Zellweger, Zollikofer, Heinrich Meister, Johann Meister, und Keller von Maur. Sie nahmen auch auswärtige Mitglieder auf, und hatten ein ordentliches Gesellschaftssiegel. Sie fiengen einen Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten z. E. mit Wolf, mit dem Herrn von Besser, den sie um Beiträge zu einer Ausgabe von Kanitz baten u. s. w. an. Sie unterredeten sich in ihren Zusammenkünften von der Art, die Sitten ihrer Mitbürger zu verbessern. Vornemlich aber legten sie einander die Aufsätze zur Prüfung vor, die sie zu einer moralischen Wochenschrift, welche sie unternahmen, bestimmten.

Zu

Zu einer Zeit, da man in Prosa und in Poesie sich entweder in Schwulst und Unsinn verlor, oder auf der Erde kroch, da man die alten guten teutschen Dichter vergessen hatte, und in ganz Teutschland keine Spur ächter Kritik zu finden war, vereinigte sich Bodmer mit seinem Freund Breitinger, den Geschmack der Teutschen zu läutern. Anfangs geschah es nur beiläufig in moralischen Schriften, bis sie endlich geradezu gegen den schlechten Geschmack zu Felde zogen. Zuerst schrieben diese beiden Männer gemeinschaftlich, durch Beiträge einiger Freunde unterstützt, eine moralische Wochenschrift zur Nachahmung des englischen Zuschauers in den Jahren 1721 und 1722 unter dem Titel: Die Discurse der Mahler, wo die Verfasser als Sittenmahler auftraten, und sich unter mahlerischen Namen verbargen. Rubens ist immer Bodmer, ein Paar Stücke ausgenommen, an denen auch Breitinger Antheil hatte; unter dem Namen Holbein ist bald Bodmer, bald Breitinger zu verstehen. In allen sind es 94 Blätter, davon 46 Bodmern zum Verfasser haben. Obgleich der Hauptzwek der Schrift moralisch war, so kamen doch wirklich einige kritische Abhandlungen darinnen vor, z. E.

mehrere Blätter über Sprache und Stil, wider den Reim, über die Kunst zu lesen, Stellen aus Boileau's Dichtkunst in reimlosen Versen übersetzt, und mit Beispielen aus teutschen Dichtern erläutert, ein Traum zu Opitzens Lobe, Abhandlungen über Galimathias und Phöbus, über die gleichgeltenden Wörter, über die verschiednen Arten der Wortspiele, über die Spiele der Phantasie, über die Kultur der poetischen Einbildungskraft, ein Paar Psalmen reimfrey übersetzt, über die Fabeln u. s. w. Diese Betrachtungen wurden mit Beispielen aus ältern und neuern Dichtern erläutert, so daß die Vorzüge der opitzischen, und die Fehler der neuern Dichter freimüthig gezeigt wurden. Der erste Theil von den Discursen der Mahler ward Seelen dedizirt. Im Oktober 1722 wurden die meisten Mitglieder der Kotterie von Zürch entfernt; Bodmer und Breitiger, die allein zurücklieben, schlossen daher nun die Wochenschrift. Ob sie gleich zunächst nur für Zürch geschrieben hatten, so erregten doch ihre Blätter in ganz Teutschland viel Aufsehn. Ihre Urtheile fanden so viel Beifall, daß selbst die Gottschedinn in ihrer Wochenschrift die vernünftigen Tadlerinnen sie lobte, und er selbst, in der Vorrede

zur

zur ersten Ausgabe seiner Dichtkunst sagte: die Schriften der Schweitzer hätten ihn auf den Gedanken gebracht, die Poesie kritisch zu untersuchen.

Schon damals wollten diese beiden Kunstrichter keinen Nebenbuhler neben sich leiden. Als daher 1722 in Leipzig ein Ungenannter eine moralische Wochenschrift anfieng, schrieben sie eine Kritik darüber unter dem Titel: der gestäupte Leipziger Diogenes, oder kritisches Urtheil über die Spekulationen des Leipziger Spectator, die 1726 herauskam, und hernach ohne der Verfasser Vorwissen in die Beiträge zur kritischen Historie der teutschen Sprache von Gottsched aufgenommen ward.

Ferner, als sie sahen, daß in zwey moralischen Wochenschriften, die damals mit Beifall gelesen wurden, in dem Patriot, den Brockes, Fabricius, Hofmann und Richey 1724 — 1726 schrieben, und in den vernünftigen Tadlerinnen der Frau Gottschedinn verschiednes Geschmackloses vorkam, entwarfen sie eine Kritik darüber unter dem Titel: Anklage des verderbten Geschmacks, die sie zu Leipzig wollten drucken lassen, wo sie aber, vermuthlich Gottsched's we-

gen, die Censur nicht passirte. Sie gaben sie daher 1727 selbst zu Zürch heraus, und setzten ein Schreiben an den Herrn von König vor, mit dem sie Abrede getroffen hatten, gegen den falschen Geschmack zu Felde zu ziehn. Dies legte den entfernten Grund zu einem Kriege mit Gottsched, der später ausbrach. Schon in einer Wochenschrift der Biedermann, und 1732 in der Dichtkunst tadelte Gottsched einige in den Schriften der Schweitzer vorkommende Metaphern.

Die bisherigen Kritiken über schlechte Schriften erinnerten sie an den Mangel einer Theorie der schönen Wissenschaften, indem sie fanden, daß alle teutsche Werke dieser Art blos bei der äussern Form stehen blieben. Dies veranlaßte sie, selbst über die Quellen der Regeln nachzudenken. Ein Wunsch des englischen Zuschauers, der selbst bey seiner Nation ein solches Werk vermißte, bestärkte sie in ihrem Vorhaben. Die Vorläuferinn ihrer theoretischen Untersuchungen war die Abhandlung von dem Einflusse und dem Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks, die sie 1727 herausgaben, und dem Philosoph Wolf widmeten. Sie hatten vor, allen Theilen der poetischen und prosaischen Be-

Beredsamkeit mathematische Gewißheit zu geben, und ein groſses Werk zu schreiben, das, nach den verschiedenen Kräften der Seele, die bey der Beredsamkeit thätig sind, eingetheilt werden, und vier Theile bekommen sollte. Diese Abhandlung sollte der erste Theil seyn, im zweiten wollten sie vom Witz, im dritten vom Geschmack, im vierten vom Erhabnen handeln, und im fünften die einzeln Dichtungsarten durchgehn. Merkwürdig ist dieser frühe Plan der Aesthetik, wenn er gleich unausgeführet blieb, und, wenn gleich die Verfasser zu wenig Philosophen waren, um ihn gründlich auszuführen. Eingestreute Urtheile über einzle Schriftsteller erregten abermals viel Aufmerksamkeit.

Im Jahr 1729 wurden die Discurse der Mahler unter dem Titel: der Mahler der Sitten, fortgesetzt. Von beiden zusammen hat man eine neue Auflage in zwey Bänden vom Jahr 1746. Dem Hamburgischen Patrioten ward ein Antipatriot entgegengestellt.

Als Bodmer im englischen Zuschauer die ausführliche Empfehlung von Milton's verlornem Paradiest las, ward er begierig, das Gedicht selbst zu studieren. Kaum hatte er es gelesen,

sen, so nahm er sich vor, es den Teutschen, die diesen Dichter fast noch gar nicht kannten, bekannt zu machen. Zwar hatte schon 1682 ein Herr von Bergen eine Uebersetzung im Sylbenmaase des Originals davon gemacht, die aber bald wieder in Vergessenheit gerathen war. Bodmer übersetzte es daher 1732 unter dem Titel: Milton's Verlust des Paradieses, ein Heldengedicht, in ungebundener Rede übersetzt. Von dieser Uebersetzung gab er 1742 eine zweite Ausgabe mit Anmerkungen über die Kunst des Poeten heraus. Im Jahr 1769 erschien Johann Milton's verlornes Paradies, verbesserte Uebersetzung. Ein Ungenannter hatte sich hier die Mühe gegeben, der Uebersetzung einigermaßen das Steife und Ungelenke zu benehmen; sonst waren hier alle Anmerkungen weggeblieben.

Bey diesen Arbeiten für den guten Geschmack vergaß Bodmer die eigentlichen Pflichten seines Lehramtes nicht. Er errichtete eine helvetische Gesellschaft zu Zürch, die sich unter seinem Vorsitze mit der vaterländischen Geschichte und mit der Staatskunst beschäftigte. Er fieng 1735 an, eine helvetische Bibliotheck, bestehend in historischen, politischen, und kritischen Beiträgen

zu

zu den Geschichten des Schweitzerlandes herauszugeben, von der nach und nach sechs Stücke herauskamen. Mehrere Aufsätze darinnen beweisen den unverdroßnen Fleiß, womit er der alten Geschichte nachspürte, z. E. das Leben des Malleolus oder Hemmerlins Nachricht von dem Richtbriefe der Stadt Zürch, Erklärung der veralteten Wörter in demselben, von dem Ansehn, worinn die Eidgenossen sich durch die Burgundischen Siege gesetzt u. s. w. Wenig eigne historisch-politische Arbeiten hat Bodmer geliefert. Er schrieb anfangs einige Versuche von der Art, allein er ward wenig zur Fortsetzung derselben ermuntert, indem man von ihm statt moralischer und politischer Gemählde vielmehr ein Tagebuch von Lufterscheinungen, Ueberschwemmungen u. s. w. verlangte. Nicht weniger mochte ihn auch sein eignes hohes Ideal eines Geschichtschreibers von der historischen Laufbahn abschrecken. Auch mangelte ihm die dazu nöthige Freimüthigkeit.

Etwas von dem obgedachten Plane führten Bodmer und Breitinger noch 1736 in dem Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks, von dem Erhabenen im Trauerspiel, und von der poetischen Gerechtigkeit aus. Der Briefwechsel

wechsel war wirklich im Jahr 1729 zwischen ihnen und einen Grafen Conti geführt worden. Sie erklären den Geschmack für eine Fertigkeit, das Schöne in den Schriften schnell und sicher nachzuahmen. Sie thun dar, daß er nicht willkührlich sey, sich nicht auf eine sinnliche Empfindung gründe, sondern daß er auf Uebung beruhe, und die Untersuchung aushalten müsse.

Ein kühnes Unternehmen war es von Bodmer., als er 1737 einen Versuch einer teutschen Uebersetzung vom Hudibras herausgab. Die Teutschen hatten die Engländer noch zu wenig studiert, um an einem so nationellen Gedicht Gefallen zu finden, und unsre komische Sprache war noch zu wenig gebildet, um der Laune des Originals ein Gnüge zu leisten. Der Versuch enthält nur die zwey ersten Gesänge. In diesem Jahre suchte er den Teutschen das Natürliche in der Dichtkunst zu empfehlen, indem er eine Ausgabe von Kanitzens Gedichten besorgte, und sie mit einer Vorrede von des Verfassers Dichtart begleitete.

In den vier Theilen historischer und kritischer Beiträge, die Jakob Lauffer 1739 zu seiner vorher in achtzehn Theilen erschienenen Beschrei-

schreibung helvetischer Geschichte herausgab, stehen auch mehrere historisch-kritische Aufsätze von Bodmer.

Die Uebersetzung des Milton hatte eine große Gährung erregt, die Dichtungen und die ganze Manier des Britten kamen vielen teutschen Kritikern abentheuerlich und ungereimt vor. Besonders hatte Gottsched in der zweyten Ausgabe seiner Dichtkunst 1737, und in den Beiträgen zur Historie der teutschen Sprache das Wunderbare dieses Gedichts angegriffen, und die Einwürfe gegen dasselbe erneuert, die Voltaire und Magny gemacht hatten. Dies bewog Bodmern zu folgender 440 Seiten starken Vertheidigung des Milton, wo er sich auch das erstemal nannte: Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie, und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen in einer Vertheidigung des Gedichts Johann Milton's von dem verlohrnen Paradiese, der beigefügt ist Addison,s Abhandlung von den Schönheiten in demselbigen Gedichte 1740. Bodmer handelt hier von der Wahl der Materie aus der unsichtbaren Welt, von der Vorstellungen der Engel in sichtbarer Gestalt, von der Wahrscheinlichkeit des Karakters und

der

der Handlungen der Engel, von dem Zuſammenhang in Mildon's Vorſtellungen der Engel, von dem Karakter und Handlungen des Todes, der Sünde, der Geiſter im Chaos, von der Wahrſcheinlichkeit des Karakters und der Handlungen der erſten Menſchen, von Milton's Anbringung der mythologiſchen Geſchichte und Theologie in ſeinem Gedichte. Zur Zeit ward Gottſched nur erſt zweymal, ſanft, und ohne ihn zu nennen in dieſem Werke getadelt. Da Bodmer und Gottſched beide nach der kritiſchen Oberherrſchaft ſtrebten, ſo waren ſie ſchon lange kalt geworden, ja man hatte von beiden Seiten verdeckter Weiſe aufeinander geſtichelt. Gegenwärtige Schrift trat nun dem Faſſe den Boden aus. Denn ſie ward in Gottſched's kritiſchen Beiträgen im 24ſten Stücke geradezu herumgenommen.

Oel ins Feuer war die kritiſche Dichtkunſt von Breitinger, die in demſelben Jahre erſchien, und die Bodmer mit zwey Vorreden, vor dem erſten Theile vom Werth und der Quelle der poetiſchen Kritick, und vor dem zweiten Theile von der ſchlecht gegründeten Herrſchaft des Meißniſchen Dialects begleitete. Gottſched hatte bisher geglaubt, mit ſeiner Dichtkunſt allein Dicta-

er zu seyn, und ergrimmte daher, daß sie hier eine Nebenbuhlerinn bekommen sollte. Ja in Breitinger's Dichtkunst ward er ein paarmal geradezu getadelt. Zu Breitinger's Dichtkunst gehört auch noch desselben kritische Abhandlung von der Natur, Absicht, und dem Gebrauche der Gleichnisse, die Bodmer 1740 zum Druck beförderte. Im der Vorrede sagt Bodmer, daß die Schrift aus ihren gemeinschaftlichen Unterredungen entstanden sey, und daß er sie in Ansehung der Sprache polirt habe. Hier wird Gottsched sogar noch hier und da gelobt, und, wo er getadelt wird, geschieht es mit Glimpf. Ferner machten eine Art von Beilage zu Breitinger's Dichtkunst die kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter von Herrn Bodmer aus, die 1741 erschienen, und aus der ehmaligen Schrift vom Einfluß der Einbildungskraft auf den Geschmack entstanden waren.

In allen diesen kritischen Schriften von Bodmer und Breitinger waren auch einige Freunde von Gottsched getadelt worden, z. E. in der Dichtkunst Triller wegen seiner Fabeln sehr oft. Triller, darüber aufgebracht, setzte zu einer neuen Ausgabe seiner Fabeln eine heftige Vorrede

gegen die Schweitzer auf, die er zwar auf Ernesti's Zureden nicht drucken ließ, aber doch durch Abschriften so vervielfältigte, daß sie den Schweitzern in die Hände kommen muste. Bodmer ließ sie sogleich unter dem angenommenen Namen eines Konrektor Erlebach's drucken: Nothwendiges Ergänzungsstück zu der Schutz-Vorrede Herrn D. Triller's vor seinem neuen äsopischen Fabelwerke, durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben gerettet, und den Verehrern der trillerische Muse mitgetheilt von einem schweitzerischen Kunstgenossen 1740. In den beigefügten satirischen Noten geht es öfters über Gonsched her. Unter dem Namen Essinger schrieb Bodmer 1741 eine Vergleichung zwischen Gottsched's und Breitinger's Dichtkunst, ingleichen eine ironische Ablehnung des Verdachts, daß die schweitzerische Nation sich habe überreden lassen, an Milton's verlornem Paradiese Geschmack zu finden.

Nun war das Signal zu einem offenbaren Kriege zwischen Zürch und Leipzig gegeben. Gottsched ließ in den Beluſtigungen nicht nur einen gewissen Pirschel Anmerkungen über das Ergänzungsstück der trillerischen Vorrede schreiben,

den, sondern rückte auch ein prosaisches Gedicht der Dichterkrieg ein, wo Bodmer unter dem Namen Marbod verspottet wurde. Bodmer trat daher im October 1741 wieder als Erlenbach mit einem Echo des teutschen Witzes auf, welches sieben Aufsätze sind, die sich alle auf diesen Streit beziehn, nämlich: 1) Kritische Untersuchung über die Anmerkungen zu dem Ergänzungsstück. 2) Abgenöthigtes Lob eines kritischen Versuchs von einer freien Uebersetzung aus der schweizerischen in die sächsische Sprache. 3) Historischer Erweis, daß das Ergänzungsstück Trillern zum Verfasser habe. 4) Erörterung der Frage, wiefern die Königinn Saba und der König Herodes mit der christlichen Religion einen Zusammenhang haben. 5) Von der kritischen Höflichkeit einiger hochteutschen Kunstrichter. 6) Wie die Unvollkommenheit der Gottschedischen Dichtkunst am sichersten könne entschuldigt werden. 7) Ob es wahr sey, daß die Teutschen keinen Geschmack am Milton finden. Weiter übersetzte Erlenbach aus Mauvillon's Lettres die Briefe von der teutschen Sprache und Poesie, und zeigte, daß Gottsched oft mit Mauvillon einerley geurtheilt, so sehr er auch über den Franzosen eifre,

Unter dem Namen Essinger setzte Bodmer dem Dichterkriege eine andre satirische Allegorie das Komplot der herrschenden Poeten entgegen. Als Erlenbach ließ er 1742 Gottsched's Vorrede zur neuen Ausgabe der Dichtkunst, wo auf Breitinger's Werk geschimpft war, mit Noten abdrucken.

Von beiden Theilen folgten nun Ausfälle auf Ausfälle in fliegenden Blättern und Journalen. Die Leidenschaft führte beide Partheien oft über die Grenzen des Anständigen, und hinderte jede, das Gute an der andern zu erkennen. Es war genug, wenn etwas in Leipzig erschien, um in Zürch verdammt zu werden, und umgekehrt. Bodmer ermangelte auch nicht, unter der Hand durch Briefwechsel in andern Ländern Leute gegen Gottsched aufzuwiegeln, oder zu bestärken. So nahmen Pyra, Lange, Meier und andre an dem Streite Theil. Liscow in der Vorrede zu Heinekens Uebersetzung des Longin gab den Schweizern geradezu Recht.

Viele von den Schriften gegen Gottsched findet man in der Sammlung kritischer, poetischer, und andrer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils in den Werken der Wohlredenheit

denheit und der Poesie, wovon Bodmer 1741 — 1744 zwölf Stücke herausgab. Sie enthält: 1) Milton's Paradies erstes Buch mit Anmerkungen. 2) Popens Versuch über die Kritick von Drollinger übersetzt. 3) Von dem Sinnreichen und Scharfsinnigen aus der Anklage des verderbten Geschmacks. 4) Wernickens Gedicht Hans Sachs mit Anmerkungen. 5) Auszüge aus Breitinger's Widerlegung der Religion essentielle. 6) Ergänzungsstück zu Triller's Fabeln. 7) Ablehnung des Verdachts u. s. w. 8) Nachrichten von dem Ursprung und Wachsthum der Kritick bey den Teutschen von Opitz an bis auf die neuesten Zeiten, zum Beweis, daß Bodmer und Breitinger die Kritick unter den Teutschen zuerst wiederhergestellt haben. 9) Drollinger's Ode über die Unsterblichkeit mit Anmerkungen. 10) Erklärung auf einige Antworten, welche jemand dem Verfasser der Religion essentielle gegen Breitinger's Einwürfe geliehen. 11) Von der verblumten Schreibart aus der Anklage. 12) Von der poßenhaften Schreibart eben daher. 13) Apologia del Edipo di Sofocle contra le censure di Voltaire vom Graf Comi. 14) Von der Schreibart des Milton. 15) Nach-

richten von gelehrten Schriften, eine Satire gegen Gottsched. 16) Das Komplot der herrschenden Poeten. 17) Grundriß eines epischen Gedichts von dem geretteten Noah, ein Plan, den Bodmer nachher ausführte. 18) Echo des teutschen Witzes. 19) Mauvillon's Briefe mit Anmerkungen. 20) Abhandlung von den Dichtungen überhaupt aus der Anklage. 21) Gottsched's Vorrede mit Noten. 22) Eine Ekloge in gereimten Versen. 23) Von dem wichtigen Antheil, den das Glück beitragen muß, einen epischen Poeten zu formiren, aus Blackwall über Homer. 24) Von den vortreflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause, eine Erneuerung des Andenkens der Minnesinger, wodurch sich Bodmer um die Geschichte unsrer Dichtkunst sehr verdient gemacht. 25) Abentheuer, das sich mit Schwarzens Aeneide in Erlebachs Schule zugetragen. 26) Von der Poesie des sechzehnten Jahrhunderts, ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte unsrer Dichtkunst. 27) Neue Sachen in der kritischen Litteratur, von Liscow's und Rost's Angriffen auf Gottsched. 28) Hagedorn's Ode auf den Weisen mit Anmerkungen.

29)

29) Wohlgemeinter Vorſchlag, wie Schwarzens Aeneide von der Makulatur zu retten. 30) Ueberſetzung einiger Fabeln der Minneſinger. 31) Sinnliche Erzählung von der mechaniſchen Verfertigung des Gottſchediſchen Kato. 32) Von dem Zuſtand der teutſchen Poeſie bey Opitzens Ankunft, ein ſchöner hiſtoriſcher Aufſatz. 33) Opitzens verworfene Gedichte. 34) Prüfung von Gottſcheds Ueberſetzung von Horazens Dichtkunſt. 35) Satiriſche Nachrichten von einigen neuen Schriften. 36) Verſuch eines epiſchen Gedichts von David, ſo wie er in dem Roman Octavia ſtand, mit Anmerkungen, die das Unreife dieſes Verſuchs beweiſen. 37) Ueberſetzung von Patry Gedanken von den Chören in Trauerſpielen. 38) Zwey erdichtete Schreiben an die Greifswalder teutſche Geſellſchaft, die mit Gottſched gemeine Sache machte. 39) Arion, eine poetiſche Erzählung in Proſa. 40) Einige Fabeln des Herrn von Knonau. 41) Unterſuchung, wie weit ſich ein Poet des gemeinen Wahns und der Sage bedienen könne, gegen einen Aufſatz in Gottſcheds kritiſchen Beiträgen. 42) Verſuch über den Urſprung der Wiſſenſchaften, eine Satire. 43) Strukaras,

eine ſatiriſche Erzählung, gegen Gottſched gerichtet. 44) Nachrichten von kritiſchen Geſchichten. Im Jahr 1753 wurde von dieſer Sammlung eine neue Auflage unter dem Titel gemacht: Sammlung der Zürcheriſchen Streitſchriften zur Verbeſſerung des teutſchen Geſchmacks wider die Gottſchediſche Schule, vier Bände mit einer Vorrede von Herrn Wieland. In dieſer Sammlung iſt eine Satire nicht mit begriffen, die Bodmer 1743 gegen Gottſched ſchrieb: Kritiſche Betrachtungen und freie Unterſuchungen zur Aufnahme und zur Verbeſſrung der teutſchen Bühne mit einer Zuſchrift an die Frau Neuberinn. Auſſer Roſt's Vorſpiel mit Noten, findet man hier Betrachtungen über Gottſched's Iphigenia und Kato. — Eine Geſchichte des ganzen Streites ſteht in dem Schreiben eines Schweitzers an einen Franzoſen im dritten Stück der Halliſchen Bemühungen, in Herrn Gottlieb Schlegel's Entwurf einer Geſchichte der Streitigkeiten, welche zwiſchen einigen Leipzigern und Schweitzern über die Dichtkunſt geführt worden 1764, und in Herrn Riedel's Briefen an das Publikum.

Ein groſser Tummelplatz für die Streitigkeiten, die Bodmer nicht allein mit Gottſched, ſondern auch mit andern geführt, waren die freimüthigen Nachrichten von neuen Büchern, und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen, die zu Zürch 1744—1763 in zwanzig Quartbänden erſchienen, und woran Bodmer ſehr vielen Antheil nahm.

Im Jahr 1745 unternahm Bodmer mit Breitingern eine neue kritiſche Ausgabe von Opitzens Werken, von der aber leider nur ein Band erſchienen iſt. Zu dem halben Hundert Fabeln des Herrn von Knonau ſchrieb er jetzt eine Vorrede.

Einige Schäfergedichte in den bremiſchen Beiträgen muſten Bodmern Anlaſs geben, mehrere Schäfergedichte von Gottſched und von Gottſchedianern lächerlich zu machen. Dies geſchah in der Schrift: Vom Natürlichen in Schäfergedichten wider die Verfaſſer der bremiſchen neuen Beiträge verfertigt von Niſus, einem Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe vor Leipzig, beſorgt und mit Anmerkungen vermehrt von Hans Görgen, gleichfalls einem Schäfer daſelbſt, Zürch, 1746.

In demſelben Jahre 1746 gab Bodmer mit Breitingern gemeinſchaftlich kritiſche Briefe heraus, und lieferte darinnen folgende Aufſätze: 1) Auszüge aus einer ungedruckten Abhandlung des Grafen Conti über das Trauerſpiel. 2) Einwendungen gegen die Grundſätze des Grafen. 3) Vom Weſen der erhabenen Schreibart. 4) Vom Erhabenen in der Sprache. 5) Anmerkungen zu dem in obiger Sammlung entholtnen Grundriſſe vom geretteten Noah. 6) Von der Allegoriſirung der epiſchen Geſchichte. 7) Vertheidigung der Haupthandlung im verlornen Paradieſe. 8) Fortſetzung dieſer Vertheidigung. 9) Verſchiedne Fabeln von Hermann Axel, oder Bodmer. 10) Hermann Axel's Gedanken von der beſten Verfaſſung der äſopiſchen Fabeln. 11) Kritiken von Moorens Fabeln fürs ſchöne Geſchlecht. 12) Von den Vortheilen der ſchwäbiſchen Sprache, in welcher die Minneſinger geſchrieben. 13) Von der Artigkeit in den Gedanken und Vorſtellungen der Minneſinger.

Auch noch 1746 ward wieder ein Trauerſpiel von Gottſched lächerlich gemacht in der Schrift von Bodmer: Beurtheilung der Panthea, eines ſogenannten Trauerſpiels, nebſt einer

ner Vorleſung für die Nachkommen, und einer Ode auf den Namen Gottſched, wovon 1749 zu Halle eine neue Ausgabe erſchien.

Bisher hatte ſich Bodmer immer mehr in der Kritick, als in der Dichtkunſt hervorgethan, nun aber machte er auch poetiſche Verſuche bekannt. Jetzt trug er 1747 die Geſchichte des Pygmalion und der Eliſe nach ſeiner Art in einer Erzählung vor, die 1749 wieder aufgelegt wurde. Ferner ließ er durch Herrn Schulzes verſchiedne Lobgedichte und Elegien herausgeben. Die Lobgedichte beſtanden in Karakteren teutſcher Dichter, ſchon 1732 entworfen, und oft richtig, und mit glücklichen Bildern gezeichnet, und in einem Lobgedichte auf die Wohlthäter von Zürch. Die Elegien waren theils dem Tode ſeines Sohnes, theils dem Tode von Haller's Gattinn gewidmet. Auch überſetzte er in dieſem Jahre Popens Dunciade, und begleitete ſie mit hiſtoriſchen Anmerkungen.

Im Jahr 1748 gab er mit Breitingern gemeinſchaftlich heraus: Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie des dreizehnten Jahrhunderts aus der Maneßiſchen Sammlung, wovon ſie eine Handſchrift aus der Pariſer Bibliotheck zu erhal-

erhalten ſo glücklich geweſen waren. Eine Geſchichte der Handſchrift iſt vorausgeſchickt, darauf folgen Nachrichten von den perſönlichen Umſtänden der alten ſchwäbiſchen Poeten, uud grammatiſche Anmerkungen über ihre Sprache. Ein kleines Gloßarium, oder Erklärung der dunkeln Wörter iſt beigefügt.

Neue kritiſche Briefe ſchrieben dieſe beiden Kunſtrichter 1749, die 1763 neuaufgelegt wurden. Man findet hier folgende Aufſätze: 1) Von Klopſtock's poetiſchen Talenten, die Bodmer mit großem Enthuſiaſmus ankündigt. 2) Vom ſittlichen Karakter eines Dichters. 3) Von der poetiſchen Einkleidung ſpekulativer Wahrheiten. 4) Beiſpiele davon aus teutſchen Dichtern. 5) Vom moraliſchen Nutzen des guten Geſchmacks. 6) Von der Verſchiedenheit des Geſchmacks. 7) Von der Perſonifikation bey den Dichtern. 8) Ueber einige moraliſchkritiſche Schriften. 9) Ermahnung, Thomſon's Jahrszeiten auf dem Lande zu leſen. 10) und 11) Ueber die moraliſchen und phyſikaliſchen Urſachen des ſchnellen Wachsthums der Poeſie unter den ſchwäbiſchen Kaiſern. 12) Erörterung von den Urſachen dieſes Wachsthums. 13) und 14) Von der Aehnlichkeit zwiſchen den

ſchwä-

wäbiſchen und provenzaliſchen Poeten. 15) Einrichtung der arkadiſchen Geſellſchaft. 16) Ueber ihren Werth. 17) Von ihrer Herrſchaft in Sachen des Geſchmacks. 18) Ueber die teutſchen Geſellſchaften, und Vorſchlag zu einer neuen. 19) Beweis, daß es den erſten Arkadiern an Grundſätzen des Geſchmacks gefehlt. 20) Zuſätze zu Sulzer's Pygmalion. 21) Moderniſirung von zwey alten Gedichten. 22) Fabeln von Axel der Bodmer. 23) Etwas über Klimm's Reiſen. 24) Von Hennig de Han, einer Nachahmung vom Reineckefuchs. 25) Eine poetiſche Erzählung in Proſa. 26) Ueber den Heldendichter Triſſino. 27) Ueber Haarens Friſo. 28) Anpreiſung des Dante. 29) Von den Tugenden als Maſchinen in der Epopee. 30) und 31) Parallele zwiſchen Korneillens Horaziern und der Demoiſelle des Kecanati. 32) Von Einheit und Mannigfaltigkeit. 33) Bodmer's Gedicht über die Empfindungen eines Blindgebohrnen. 34) Deſſen poetiſcher Brief über die platoniſche Liebe. 35) Vergleichung zwiſchen zwey Idyllen von Fontenelle und Pope. 36) Von Greſſet's Veränderung der virgiliſchen Idyllen. 37) Vom Theokrit. 38) Von einem Gedichte des Morei Autunno Tiberino.

berino. 39 und 40) Ueber die Gedichte des Lemene. 41) Ueber die Gedichte des Pater Ceva. 42) Ueber die seltsamen Einfälle der Phantasie. 43) Ueber Ramler's Ode auf den Winter. 44) Von der Artigkeit der Mädchen, die die Minnesinger besungen. 45) Ob die Liebe eine komische Leidenschaft sey. 46) Daß die hofnungsvolle Liebe einen Gefallen am Geistreichen habe. 47) Von der Lebhaftigkeit der kleinen mahlerischen Züge. 48) Ueber ein Sonnet des Zappi. 49) Vertheidigung einer Ode des Anakreon. 50) Ueber die Gedichte des Baruffaldi. 51) Von der Galanterie in den französischen Werken des Witzes. 52) Von den romantischen Ideen der Minnesinger. 53) Empfehlung der platonischen Liebe. 54) Annäherung des goldnen Zeitalters der teutschen Poesie. 55) Ueber Young's Satiren. 56) Von dem Unerwarteten. 57) 58) 59) Von der schweren Kunst zu tadeln. 60) Einige moralische Einfälle von Waser. 61) Von der Verwirrung, die in der Erzählung durch Fragen, Anreden und Ausrufungen geschieht. 62) Von der Nachahmung der Sprache der Minnesinger. 63) Eine Stelle aus Young's Nachtgedanken. 64) Von den Sonnetten der Italiener. 65) Vom erlaub-

ten

ten Plagiat. 66) Von der Kollision der Vokalen. 67) Ein Gedicht von Bodmer. 68) Ueber einige Gleichnisse. 69) Ueber Justi's Inselberg. 70) Von Günther's Verdiensten. 71) Von Flemming's Gedichten. 72) Von der poetischen Krönung eines Italieners. 73) Das Erdmännchen, eine allegorische Erzählung, Gottscheden zum Hohn, und den Minnesingern zum Ruhm. 74) 75) 76) Ob der allgemeine Beifall die Vollkommenheit eines Schriftstellers beweise. 77) Von den blos witzigen Urtheilen.

Im Jahr 1750 kam Klopstock auf Bodmer's Einladung nach Zürch. Zwar waren drey Gesänge der Messiade erschienen, aber noch wenig nach Verdienst bekannt, so daß auch Klopstock's Freunde ihr Urtheil darüber noch nicht laut zu sagen wagten. Klopstock fühlte noch so wenig seine eigne Größe, daß er Bodmern schrieb, er habe es mit Zittern gewagt, nach Langen Oden zu schreiben. Um ein solches Genie zu dem hohen Fluge zu ermuntern, wozu es die Natur bestimmt hatte, wollte es Bodmer durch mündliche Unterredungen antreiben. „Einige Zeit, sagt „Meister in seiner Schrift über Bodmer S. 38, „bewirthete er ihn in seinem Hause. Bodmer

„lebte

„lebte gern still und einsam, allzuoft sah er seinen „Liebling weggerissen in dem Wirbel jüngerer „Freunde. In dem Sänger der Messiade hatte „er einen Heiligen, einen Gesalbten des Herrn „erwartet; nicht ohne eifersüchtige Unruhe sah er „jetzt den jungen Seraph, wie er sich, seiner „Meinung nach, allzugemein machte, mit den „Söhnen und Töchtern der Erde. Jede freiere „Lustpartie, die sich der junge Seher erlaubte, „hielt der nüchterne Bodmer für Entweihung des „hohen poetischen Berufs. Er, dessen Sitten „eben so patriarchalisch waren, als seine Muse, „zitterte bey jedem irrdischen Spiele, das sich „der sinnlichere Sänger erlaubte."

Die Messiade ermunterte Bodmern selbst, die schon ehedem gemachten Entwurfe von ähnlichen heiligen Gesängen auszuführen. Dies Gedicht, und Milton's Werk, für das er so viel hatte streiten müssen, ingleichen einige Werke, die er schon in der Jugend mit Vergnügen gelesen hatte, (z. E. Jesu's Astnath, das Schäferspiel vom Jakob in der Aramena, und Brejland's David) bestimmten ihn zu der Bearbeitung biblischer Geschichten. Sein erstes Werk von der Art war 1751 Jakob und Joseph, oder Jakob's

Reise

Reiſe nach Aegypten in vier Geſängen. In allen ſeinen Gedichten von der Art herrſcht ein edler moraliſcher Eifer, und man findet darinnen viele Dichtungen und Bilder. Die Ausbildung der Karaktere, eine gute Zuſammenſetzung des Ganzen, eine immer gleich ſtarke Sprache, das wahre Erhabne, und der Wohlklang der Hexameter gehen ihm ab. Bey der Bemühung nach Einfalt ſinkt der Dichter oft zum Niedrigen und Trocknen herab, welches letztre auch wohl daher rührte, daß er erſt im drey und funfzigſten Jahre Heldendichter ward. Immer wird man indeſſen in ihm den Ennius unſrer Epopee verehren müſſen.

Nach Klopſtock's Abreiſe von Zürch erhielt Bodmer einen Beſuch von (dem damals achtzehnjährigen) Herrn Wieland, der eine Zeit lang an ſeiner Seite mehrere Werke verfertigte, die ſich nun in den drey Bänden ſeiner poetiſchen Schriften befinden.

Eine Wochenſchrift Crito, die Bodmer 1751 herausgab, enthielt folgendes. Das erſte Stück redet von einem Gedichte Bodmer's über die Sündfluth, giebt einen Auszug von den fünf erſten Geſängen der Meſſiade, eine Ode gegen die

Tibulle, und eine Satire wider die Feinde der Hexametristen. Das zweite Stück enthält eine Abhandlung von den Schönheiten des vierten Gesangs der Meßiade, und eine Ode gegen die Sänger des Weins. Das dritte Stück beurtheilt die Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge und eine Uebersetzung von Thomson's Agamemnon, und giebt eine Betrachtung über Homer's Sprache. Das vierte Stück besteht in einem Gespräch über Werenfelsens Niederlegung seines Amtes, Empfehlungen von Ebert und Rabener, und einem Gedichte. Das fünfte Stück begreift Anmerkungen über den Gang des Hexameters, Addison's Gedanken über Virgil's Georgikon, einen Brief über die anatomischen Belustigungen, einen andern über die Gemälde der Dichter, Geßner's Lied eines Schweitzermädchens, ein Fragment aus einem Minnesinger, und aus einer poetischen Klage eines Schweitzers. Das sechste Stück liefert Betrachtungen über die erste Nacht von Young, Wieland's Lobgesang auf die Liebe, und den zweiten Band der Sammlung vermischter Schriften.

Außer zwey kleinern patriarchalischen Gedichten, nämlich Jakob und Rahel in zwey Gesängen, und Dina und Sichem in zwey Gesängen, vollendete Bodmer im Jahr 1752 seine ausgearbeiteste Epopee, die noch am meisten gelesen zu werden verdient, den Noah in zwölf Gesängen, worinnen er die Erhaltung des Menschengeschlechts durch Noah besingt. Die zweite Ausgabe davon besorgte Sulzer unter dem Titel Noachide mit Kupfern zu Berlin 1765. In der dritten Ausgabe Zürch 1772 machte Bodmer den Hexameter wohlklingender, und in der letzten, die er 1781 besorgte, arbeitete er das Ganze noch einmal um. Sulzer schrieb 1758 Gedanken von dem vorzüglichen Werth, und Wieland 1754 eine Abhandlung von den Schönheiten der Noachide. Collyer übersetzte sie 1766 in schlechte englische Prosa. Um das Gedicht moralisch zu machen, trug Bodmer die Laster aller Zeiten in die Epoche über, die vor der Sündfluth vorher geht. Die Maschinen sind dieselben, wie im Milton. Indeß Noah in der Arche ist, muß ihm ein Engel die Begebenheiten der Zukunft erklären. „So sehr auch Bodmer, sagt Herr Meister, zu „Genus irritabile vatum gehörte, und unerachtet

„er eher bey andern, als bey sich selbst, kritische „Vergehungen bemerkte, so gestand er doch oft „treuherzig, daß er seinem Helden zu wenig Wi„derstand in den Weg gelegt habe, und daß Klop„stock's Abadonnah weit mehr werth sey, als alle „Erfindungen in der Noachide."

Der Parcival in zwey Gesängen, ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denkart, das 1753 erschien, sollte gleichsam ein verlornes Gedicht jenes Minnesingers über diesen Gegenstand ersetzen. Es war eine romantische Epopee im Geschmack der Minnesinger. Ferner lieferte Bodmer in diesem Jahre eine neue Patkiarchade Joseph und Julika in zwey Gesängen. Julika ist der Name, den der Dichter Potiphars Frau beilegt. Endlich übersetzte er auch eine Erzählung des Parnel der Eremit.

Jetzt machte er 1754 auch einen Versuch in biblischen Schauspielen. Hier erschienen nämlich: der erkannte Joseph, und der keusche Joseph. zwey tragische Stücke in fünf Aufzügen, nebst Briefen über die Einführung des Chemos, und über den Karakter Josephs in dem Gedichte

Joseph

Joseph und Zulika. Mehrere Erzählungen ließ Bodmer in folgender Sammlung drucken: Fragmente in der erzählenden Dichtart von verschiedenem Innhalt, nebst einigen andern Gedichten, die Wielanden zum Verfasser hatten. Ingleichen besorgte er von den Lobgedichten und Elegien eine vermehrte Ausgabe unter dem Titel: Gedichte in gereimten Versen, denen er einige Briefe beifügte.

Ins Jahr 1755 gehört die gefallne Zilla, ein Gedicht in drey Gesängen. Der Verfasser dichtete, wie auch in einer andern Welt die Menschen ihre erste Unschuld durch Verführung verloren. Das Weib allein fällt, der Mann bleibt gehorsam, und Gott erschaft ihm eine andre Frau. Ferner lieferte Bodmer ein Gedicht, die Sündfluth, in fünf Gesängen, eine Beilage zur Noachide, oder Beschreibung von dem Untergange des menschlichen Geschlechts. Was die Geschichte Eduard Grandisons in Görlitz, die 1755 herauskam, zur Absicht gehabt, kann ich nicht sagen, da ich sie nur dem Titel nach kenne. Vermuthlich war es eine Satire.

1756 war wieder die satirische Geißel über Gottsched und einen seiner eifrigsten Anhänger erhoben. Denn hier erschien die Satire über Schönaich's elendes Heldengedicht unter dem Titel: Arminius Schönaich, ein episches Gedicht von Hermanfried. In einem neuen epischen Gedichte: Kolombona in fünf Gesängen schildert Bodmer sowohl die Wilden, als die Spanier ganz harmlos, nach seinem Ideal, nicht nach der Geschichte.

Voll Eifer für unsre alte Litteratur, schenkte uns Bodmer 1757 eine schätzbare Ausgabe von 93 alten Fabeln, die er wegen der Orthographie und Schreibart in das Zeitalter der Minnesinger setzte, und deswegen Fabeln der Minnesinger nennte, mit einem Glossarium begleitet. Scherz hatte schon 51 davon als Specimina philosophiae Germanorum medii aevi drucken lassen. Daß aber zu Bamberg 1467 schon 85 davon gedruckt gewesen, war Bodmer unbekannt. Dies sowohl, als daß Boner erst in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts diese Sammlung aus mehrern Verfassern zusammengetragen, haben erst nachher die Herrn Leßing und Oberlin bewiesen.

wiesen. Mit den Minnesingern beschäftigt, gab Bodmer ferner zwey romantische Gedichte eines Ungenannten aus dieser Epoche Chriemhilden Rache und die Klage mit einem Glossarium heraus. Chriemhilden Rache ist eigentlich der letzte Theil eines großen Gedichts, das der Verfasser (wahrscheinlich Konrad von Würzburg) unter dem Titel das Lied von den Nibelungen, oder von den starken Männern, schrieb. Die Klage setzt dieselbe Geschichte fort, und heißt so, weil die Handlung meistens Leiden enthält.

Das dauerhafteste Denkmal von seinem Patriotismus für unsre alte poetische Litteratur errichtete sich Bodmer durch den vollständigen Abdruck jenes Liederbuchs der Minnesinger, wovon er ehedem Proben gegeben hatte. Er gab es unter dem Titel heraus: Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte, hundert und vierzig Dichter enthaltend durch Rüdiger Manessen, weiland des Raths der uralten Zürch, aus der Handschrift der königlich französischen Bibliotheck herausgegeben, zwey Theile in Quart 1758. Die Gottschedianer wurden 1758 nochmals in einer Satire gezüchtigt: Das

Banket der Dunsen. Ein komisches Gedicht die Larve schrieb Bodmer mit Breitingern gemeinschaftlich.

Im Jahr 1760 machte Bodmer seine ersten Versuche im profanen Drama mit den Trauerspielen Ulisses, ingleichen Electra oder die gerächte Uebelthat, nach einem neuen Grundrisse, beide in Prosa. Als Dramen halten seine Schriften von der Art gar keine Kritick aus, indem man sie weder wegen des Plans, noch wegen der Sprache loben kann, der es an Natur, Wahrheit, Nachdruck, Gleichheit, Adel, kurz an allem fehlt. Man muß sie als Gespräche betrachten, wo sich Bodmer gewisser historischer Personen bedient, um seine Gedanken über Sätze der Moral, oder Politick zu sagen. — Einige Kritiken, die Leßing in seinen Abhandlungen von der Fabel über Bodmer's Fabeltheorie gemacht hatte, reizten diesen sich in einer Parodie und Gegenkritick zu rächen, und so erschienen 1760: Leßingische äsopische Fabeln, enthaltend die sinnreichen Einfälle, und weisen Sprüche der Thiere, nebst dahin einschlagenden Untersuchungen der Abhandlungen Leßing's

von

von der Kunſt Fabeln zu verfertigen. Die parodirten Fabeln waren von Bodmer, die Unterſuchungen von Breitinger. Auch ward dem Philotas von Leßing ein andrer tugendhafter junger Held entgegengeſtellt in einem Trauerſpiele Polytimet.

Bodmer fieng jetzt an, eine ſolche Menge von Schauſpielen in ſeiner Manier zu ſchreiben, daß man mohl ſah, wie wenig Mühe ſie ihm koſteten. So ſchrieb er 1761 einen Patroklus, und ein Stück aus der alten teutſchen Geſchichte, die Cheruſken. Ferner gab er auf einmal drey neue Trauerſpiele heraus, nämlich Johanna Gray, Friedrich von Tockenburg und Oedipus.

Dieſen fügte er 1763 einen Julius Cäſar hinzu, der zu Leipzig gedruckt wurde, und den er ein politiſches Drama nannte, inſofern die darinnen enthaltne Geſchichte zur Erläuterung politiſcher Lehrſätze dienen ſollte. Sonſt machte er auch 1763 Todtengeſpräche unter dem Titel: Geſpräche in Elyſium und am Acheron bekannt.

1764 ward Marcus Tullius Cicero dramatiſirt. Viele kritiſche Aufſätze von Bodmer erſchienen jetzt in den Wöchentlichen Anzeigen zum Vortheil der Liebhaber der Wiſſenſchaften und Künſte, die zu Zürch 1764—1766 herauskamen. Auch hatte er einigen Antheil an der moraliſchen Wochenſchrift der Erinnerer, die 1766 zu Zürch geſchrieben wurde.

Mehrere ſeiner epiſchen Gedichte ſammelte Bodmer 1767 unter dem Titel Kalliope in zwey Bänden. Der erſte Band enthält: 1) Die Sündfluth. 2) Jakob, hieß vorher Jakob und Joſeph. 3) Rahel, hieß vorher Jakob und Rahel. 4) Joſeph, hieß ehedem Joſeph und Zulika. 5) Jakob's Wiederkunft von Haran in ſein väterliches Haus. 6) Dina, hieß vordem Dina und Sichem. 7) Kolombona. Im zweiten Theile ſtehen: 1) Die geraubte Helena, eine Ueberſetzung aus dem Coluthus. 2) Die geraubte Europa, aus dem Moſchus. 3) Parcival. 4) Zilla, hieß vordem die gefallne Zilla. 5) Die ſechs erſten Geſänge der Iliade. Bodmer weiß ſich in die Einfalt der homeriſchen Zeiten zu verſetzen, aber die Sprache ſteht ihm nicht

genug

genug zu Gebote, um jene Einfalt in ihrer ganzen Lieblichkeit, und, ohne daß sie von ihrem Adel verlöre, darzustellen. Er hat den Homer nicht verschönert, aber auch nicht erreicht. 6) Die Rache der Schwester in vier Gesängen, eine Nachahmung von Chriemhildens Rache. 7) Inkle und Yariko. 8) Monima. In dieser Sammlung finde ich die beiden Gedichte Gamuret, und Cignus nicht, die Herr Meister unter Bodmer's poetischen Uebersetzungen anführt, und die ich nicht gesehn habe.

Im Jahr 1768 erschienen zu Lindau: Neue theatralische Werke von Bodmer erster Theil, welcher folgende Stücke enthielt: Der vierte Heinrich Kaiser (worinnen gegen Vorstellung und Priestergewalt geeifert wird) und Kato der ältre oder der Aufstand der römischen Frauen, zwey politische Dramen, ferner Atreus und Thyest, ein Trauerspiel von Weißen jetzo zum Besten der Logen und des Parterrs karakterisirt, humanisirt, dialogirt, eine Satire, wozu theils das Lustspiel des Herrn Weiße, die Poeten nach der Mode, theils die Anzeige des Julius Cäsar in der Bibliothek der schönen Wissenschaften

ſchaften Anlaß gegeben hatte. — Zu gleicher Zeit kam ein erſter Theil von politiſchen Schauſpielen zu Zürch heraus, worinnen Marcus Brutus, Tarquinius Superbus, Italus (ein Sohn des Flavius, auf deſſen Anrathen die Cherusker eine Stadt bauen wollen) Timoleon und Pelopidas ſtanden. — Wichtiger waren die ſechs Bogen, die Bodmer auch noch 1768 unter dem Titel: Grundſätze der teutſchen Sprache, oder, von den Beſtandtheilen und Redeſätzen derſelben herausgab, zwar keine ausführliche Grammatick, aber viel richtige Beobachtungen, nach Girard's Methode vorgetragen. Voran ſtehn zwey Abhandlungen von der Würde der Sprachlehre, und von Luther's Verdienſten um die Sprache. Eine Hiſtorie der teutſchen Sprache hat er, wie Meiſter ſagt, im Manuſkript hinterlaſſen. — Endlich kam auch noch 1768 ein erſter Band von einem Archive der ſchweitzeriſchen Kritick zum Vorſchein. Dem Plane nach ſollte es die kritiſchen Arbeiten der Schweitzer von der Mitte des Jahrhunderts an, unter gewiſſe Rubricken geordnet, enthalten. Der erſte Theil, bey dem es geblieben iſt, begreift das, was ſich auf die Epopee bezieht, und enthält folgende

gende drey und dreißig Aufſätze: Ueber Haarens Friſo, Ankündigung der Meßiade, von Meier's Beurtheilung derſelben, über Richardſon's Klariſſe, über Homer's luſtige Stücke, über die Hermannias, über die Nimrodias, über Vida's Schachſpiel, über die Noachide, Gelübde eines ſchweitzeriſchen Heldendichters, Schreiben eines Junkers über die Zulika, über den Helden der Odyſſee, Vertheidigung der Zaubereien im Taßo, über den Joſeph der Frau Rowe, daß Taßo kein ſklaviſcher Nachahmer des Virgil ſey, Virgils Lob Horatzens, Plan einer Meßiade von Triveri, über die vermiſchten Schönheiten einer Epopee, Wirkungen der unſchuldigen Poeſie, über Lavinii's Meßiade, über den Apollonius Rhodius, über gewiſſe holſteiniſche Streitſchriften, Vertheidigung der Patriarchaden, über Schönaich, über Bodmer's Noah, über Duſch von der Geſetzgebung, über die wirthſchaftlichen Scenen im Homer, über der Frau Rowe Urtheil vom Milton, über Zachariä's Murner, Rettung des Milton gegen den jüngern Racine, über den Urſprug des Haſſes gegen die Patriarchaden, über Duſchens Schooshund.

Im

Im Jahr 1769 ließ Bodmer ein zweites Bändchen politiſche Schauſpiele nachfolgen, worinnen er einen Octavius Cäſar, einen Nero, einen Thraſeo Pätus gab. Es ſoll auch ein drittes Bändchen aus der griechiſchen Geſchichte vorhanden ſeyn, das ich aber eben ſo wenig geſehen habe, als den zweiten und dritten Band der neuen theatraliſchen Werke, die in dieſem Jahre erſchienen ſeyn ſollen. Bey dieſer erſtaunlichen Menge von Schauſpielen behielt Bodmer dennoch, wie Meiſter ſagt, noch drey dergleichen, deren Stoff aus der ſchweizeriſchen Geſchichte war, Brun, Schöno, und Stüßi, in ſeinem Pulte zurück. Der neue Romeo, eine Tragikomödie, ſollte das berühmte Trauerſpiel des Herrn Weiße lächerlich machen. Durch den Ugolino des Herrn von Gerſtenberg veranlaßt, wollte Bodmer dieſelbe Geſchichte nach ſeiner Art bearbeiten. Er nannte ſein Stück den Hungerthurm zu Piſa, und ließ darinnen Ugolino's Leiden mehr erzählen, als dem Zuſchauer ſelbſt ſehn. In einer proſaiſchen Satire unter dem Titel: Von den Grazien des Kleinen, verſpottete er verſchiedne neuere Werke von Wieland, Gleim, und Jakobi. — Ein Gedicht die Töchter des Paradieſes,

radieses, das 1769 erschien, war wieder ein hexametrisches Gemälde aus der Unschuldswelt. Bodmers nützlichste Arbeit vom Jahre 1769 waren die historischen Erzählungen, die Denkünzsarr, und Sinen der Alten zu entdecken, die er für die Jugend bestimmte, und wo er aus der schweizerischen Geschichte Beispiele von Freiheitsliebe und Heroismus aufstellte. Nur die Einkleidung war nicht so beschaffen, daß es der Jugend angenehm seyn konnte.

Zu Karlsruhe gab Bodmer 1771 wieder zwey größere Erzählungen in Hexametern heraus, nämlich: Konradin von Schwaben, und die Gräfinn Hedwig von Gleichen mit historischen Vorberichten. In einem Schweizerjournal, das damals zu Bern erschien, stand wieder ein Drama von ihm: Karl von Burgund.

Im Jahr 1773 trat Bodmer wieder mit einer nützlichen historischen Arbeit auf. Zum Behuf der Zürcher Realschule trug er die Geschichte der Stadt Zürch in fruchtbarer Kürze vor. Die Zahl seiner Dramen vermehrte er mit zwey biblischen Stücken, die er für Kinder bestimmte.

ſtimmte, die Botſchaft des Lebens in einem Act, und der Fußfall vor den Brüdern in drey Acten, ingleichen mit einem politiſchen Schauſpiel Cajus Gracchus. Einen ſeiner früheſten Verſuche Cimon, ein Schäferſpiel, machte Lange, ohne ihn zu fragen, im Schirachiſchen Magazine bekannt. Noch machte er ſich in dieſem Jahre durch folgende drey Elementarbücher um die Erziehung der Schweizerjugend verdient: Anleitung zur Erlernung der teutſchen Sprache; Biegungen und Ausbildung der teutſchen Worte für die Realſchule; Sittliche und gefühlvolle Erzählungen für die Realſchule.

Noch ein andres ſolches Werk folgte 1774: Unterricht von den Geſchichten der Stadt Zürch für die Realſchule. Ein epiſches Gedicht in zwey Geſängen Wilhelm von Oranſee, das er jetzt herausgab, iſt ſeinem Inhalt nach aus dem Werke eines Provenzalen genommen, das Wolfram von Eſchilbach umgearbeitet hat.

Das Jahr 1775 war wieder ungemein fruchtbar an Schauſpielen von Bodmer. Denn hier erſchienen auf einmal von ihm: Arnold von

Breſcia

Breſcia in Zürch, ein religiöſes Schauſpiel, Wilhelm Tell, und Geßlers Tod, zwey kleine Stücke, Heinrich von Merchthal, Sarne mit Liſt eingenommen, der Haß der Tyranney. Ferner gab er heraus: Das Begräbniß und die Auferſtehung des Meſſias; Fragmente mit Vorbericht und Anmerkungen des Herausgebers. Hier werden einige Stücke aus Klopſtock's Meſſiade, um ſie faßlicher zu machen, in Bodmer's Sprache übergetragen. Vorbericht und Anmerkungen betreffen die Herren Wieland, Jacobi, und die neuern Kunſtrichter.

Klopſtock's Tod Adams und Salomo veranlaßten Bodmern 1776 folgende Stücke herauszugeben: Der Tod des erſten Menſchen, und die Thorheiten des weiſen Königs, zwey religiöſe Dramen, worinnen er die Karaktere des Adam, Kain, und Salomo anders zu modifiziren für gut fand. Dazu kam noch folgendes politiſches Schauſpiel: Friedrich der Rothbärtige, oder eigentlich Arnold Breſcia in Rom. — Hildebold und Wibrade, ingleichen Maria von Brabant, waren wieder zwey epiſche Gedichte von Bodmer aus den Zeiten der Minneſinger.

Evadne und Kreusa, zwey griechische Geschichten in Hexametern erzählt, die zu Zürch 1777 herauskamen, waren der Idee nach aus dem Euripides entlehnt, so wie die Erzählung von Telemach und Nauſikan aus dem Homer.

Ja Bodmer, der Greis, hatte sogar Muth und Kräfte genug, die ganze Iliade und Odyſſee 1778 unter dem Titel herauszugeben: Homer's Werke, aus dem Griechiſchen überſetzt von dem Dichter der Noachide, zwey Bände. Drey neue epiſche Gedichte Makarin, Sigarin und Adalbert waren abermals aus den Zeiten der Minneſinger, aber Bodmern mangelte die Zauberkraft Wieland's und Nicolai's, den Leſern die Ritterzeiten reizend zu machen. Ferner machte Bodmer in dieſem Jahre folgende Schauſpiele bekannt: Der Vater der Gläubigen, ein religiöſes Drama über Iſaaks Aufopferung, Odoardo Galotti, Vater der Emilia, wieder eine Satire gegen Leßing. Das Trauerſpiel Patroklus ward neu aufgelegt.

Einen

Einen unbillig vergeßnen Dichter bey dem Publikum wieder in Erinnerung zu bringen überſetzte Bodmer 1779 die Argonauten des Apollonius. Auch erſchien er wieder als ein Kriticker in den litterariſchen Denkmalen, die von ihm allein herrühren, obgleich der Titel mehrere Verfaſſer angiebt. Man findet hier: 1) Eine Abhandlung über Homer's edle Einfalt. 2) Ueber das Unrecht, das dem Homer geſchieht. 3) Ueber die Schwierigkeit, ihn zu verteutſchen. 4) Die poetiſche Luft, eine allegoriſche Erzählung. 5) Kritik's Bekenntniß. 6) Revolutionen in der teutſchen Litteratur. Eigentlich ſind eingeſchaltet: Zwey Ueberſetzungen der funfzehnten Satire des Juvenal, der erſte Geſang der Aeneide, (Herr Meiſter ſelbſt geſteht, daß Bodmer's Manier weniger mit Virgils Majeſtät, als mit Homer's naiver Einfalt zuſammengeſtimmt habe,) Veränderungen zur Noachide und verſchiednen politiſchen Dramen.

Der gerechte Momus, der 1780 herauskam, war eine ſatiriſche Erzählung über den gegenwärtigen Zuſtand der Litteratur. Jetzt erneuerte Bodmer das Andenken des italieniſchen

Dichters Lemene, den er ſchon vordem empfohlen hatte, durch Ueberſetzung ſeines Schäferſpiels Jakob beim Brunnen. Auch überſetzte er altengliſche Balladen, und fügte eine Ueberſetzung von dem Gedicht Laudins aus den Zeiten der Minneſinger, und von dem Sieglied König Ludwigs bey. Herr Bürkli machte verſchiedne Gedichte von Bodmer in der ſchweizeriſchen Blumenleſe bekannt.

Verſchiedne Gedichte von ihm findet man auch noch in den litterariſchen Pamphleten aus der Schweitz, die nebſt mehrern für die Geſchichte unſrer Litteratur wichtigen Briefen an Bodmern 1781 herauskamen, in dem Jahr, da er nun völlige funfzig Jahr Schriftſteller geweſen war.

Das letzte, was er der Preſſe übergab, war 1782 erſtlich ein politiſches Schauſpiel Brutus und Caſſius Tod, ſodann zwey Gedichte der Levit von Ephraim nach dem Franzöſiſchen des Roußeau, aber im Plan verändert, und Menelaus bey David (ein erdichteter Beſuch, den

Mene-

Menelaus bey David abgelegt habe,) nebſt zwey kritiſchen Abhandlungen.

Daß Bodmer bey allem ſeinem Eifer gegen die neuern Anakreonten doch zuweilen ſelbſt Tändeleyen gemacht, oder vielmehr ſie mit moraliſchen Empfindungen zu vereinbaren gewuſt habe, beweiſt Meiſter mit ſeinen poetiſchen Erzählungen, die Matrone von Ephes, der Körbchenmacher, der Pudelhund, die neue Eva.

Noch im Jahr 1782 erlebte er die Freude, daß Herr Profeſſor Müller zu Berlin ihm zur Herausgabe der altſchwäbiſchen Dichter die Hand bot; und durch deſſen patriotiſchen Eifer ſind nun ſchon mehrere Handſchriften von der Art, die ſich Bodmer mühſam erworben hatte, an das Licht getreten.

Einige von Bodmer's nachgelaßnen Gedichten hat Herr Stäudlin unter dem Titel Apollinarien zu Tübingen 1783 herausgegeben — 1784 erſchien eine Ode an Bodmer von Lava-

ter. Diese Ode schildert Bodmern nicht nur als Dichter und Kunstrichter, sondern auch als einen Vertrauten der Weisheit, und als einen Vater der Jünglinge; dabey werden die wichtigsten Scenen der Noachide durchgegangen. Der Graf Friedrich von Stolberg widmete seinem Andenken eine Elegie im Voßischen Almanach für 1784. Sein Portrait steht vor dem vierten Bande der Bibliotheck der schönen Wissenschaften. Herr Bolschhauser zu Zürch verfertigte 1777 eine Medaille; auf der Vorderseite sieht man die Bildnisse von Breitinger und Bodmer mit der Umschrift ihrer Namen, auf der Kehrseite stehn die Worte: Elegantiae per Germaniam instauratores. Herr Professor Meister gab 1783 eine Schrift heraus: Ueber Bodmern, nebst Fragmenten aus seinen Briefen, eine Skizze von einer Lobrede mit vieler Wärme entworfen, auch werden viele einzle merkwürdige Züge beygebracht. Herr Professor Hottinger hat sich in dem Acroamate de Bodmero vornemlich bey seinen Verdiensten um die Reformation des Geschmacks verweilt, und eine ausführliche Vergleichung zwischen ihm und Breitingern angestellt. Die ausführlichste Biographie wird diejenige

jenige werden, die Herr Professor Füßli im Schweitzerischen Museum zu liefern angefangen, und die jetzt nur erst bis aufs Jahr 1722 geht. Auszüge aus Bodmer's Schriften und Briefen, Digressionen über seine Zeitgenossen, und eine Menge einzler Anekdoten geben ihr einen so großen Umfang. Alle drey Schriften von Meister, Hottinger und Füßli habe ich benutzt.

XLIV.

Magnus Gottfried Lichtwer.

Magnus Gottfried Lichtwer ward gebohren zu Wurzen den 30ſten Jänner 1719. Sein Vater war Magnus Gottfried Lichtwer, Doctor der Rechte, kurfürſtlich ſächſiſcher Appellationsrath, und Stiftsrath daſelbſt, auch des daſigen Stifts Scholaſtikus, die Mutter aber Dorothea Magdalene, des halberſtädtiſchen Regierungsrath Wichmannshauſen Tochter, eine ſehr tugendhafte und chriſtliche, liebreiche und mildthätige Frau. Er verlor ſeinen Vater, da er erſt zwey Jahr alt war, 1721. Die Mutter verkaufte das kleine Gut, das ſein Vater beſeſſen hatte, mit Vortheil, und legte das daraus gelöſete Geld ſo gut an, daß ſie ihren zwey unerzogenen Kindern die beſte Erziehung geben konnte. Lichtwer erhielt ſeinen erſten Unterricht in der Stadtſchule zu Wurzen. Nachdem ihm im Jahr

1737

1737 auch seine Mutter durch den Tod entrissen worden, trug nun sein Vormund, der damalige Stiftskanzler Zahn zu Wurzen, fernere Sorge für seine Erziehung, und schickte ihn auf die Universität Leipzig, die Rechte zu studieren, wo er zu den Professor Ortlob in die Kost gethan ward. Hier erlernte er die französische und italienische Sprache, und hörte Müller über die Philosophie, Jöcher über die Geschichte, Rivinus, Hommel den Vater, Bauer, Maseov, und Richter über die Rechte, Hebenstreit über die gerichtliche Arzneiwissenschaft. Bey Gottsched hörte er nichts; die Bekanntschaft mit ihm entstand in der Folge erst durch Briefe, er sprach Gottscheden nicht alle Verdienste ab, ob er gleich seine Schwächen ganz wohl kannte. Im Jahr 1741 verließ er Leipzig, und hielt sich zwey Jahre lang in Dresden auf, wo er nahe Verwandte hatte, die ihm zu Beförderung Hofnung machten. Ein Kammersekretair wollte ihm seinen Dienst abtreten, aber diese Geschäfte gefielen ihm nicht. Um andre Aemter bewarb er sich zu wiederhohltenmalen vergebens; ihm Dresden noch mehr zu verbittern, ward sein Aufenthalt daselbst durch die Masern verlängert, die er daselbst bekam.

Er beſchloß nun, an einen anderm Orte ſein Glück zu ſuchen, und wählte 1743 Wittenberg dazu, wo er zu einer Wittwe Albinus ins Haus zog, welche mit ſeiner Mutter genaue Bekanntſchaft gehabt hatte. Nachdem er hier noch ein Jahr lang die Vorleſungen von Rivinus, der indeſſen von Leipzig dahin gekommen war, Crell, und Leyſer gehört, und ſich mit dem gröſten Eifer auf die Rechtsgelehrſamkeit gelegt hatte, erhielt er im Jahre 1744 die höchſte Würde in der Rechtsgelehrſamkeit durch eine Abhandlung, die er unter Rivinus vertheidigte, und worinnen er den Satz ausführte, retractum legalem in locatione locum non habere. Die Wittenberger philoſophiſche Fakultät ertheilte ihm auch die Magiſterwürde. Im Jahr 1744 ließ er ſich mit dem Prediger Heyne, der den Untergang der Welt auf 1748 durch einen Kometen geweißagt hatte, in einen Briefwechſel ein, ohne ihn bekehren zu können. Im May dieſes Jahres muſte er nach Quedlinburg gehn, weil daſelbſt das Erbe der Wichmannshäuſiſchen Geſchwiſter abzutheilen war, ein weitläuftiges Geſchäfte, das ſeine Gegenwart ein ganzes Jahr lang erforderte. Bey einer Reiſe im Jahr 1745 hatte er

das

das Unglück, durch den Dampf eines mit Schmiedekohlen gefüllten Feuerbeckens, das man in sein Zimmer gestellt hatte, solchen Schaden am Gesicht zu leiden, daß er beinahe darüber blind geworden wäre. Zu Ende des Jahres 1745 begab er sich, weil er nach Sachsen durch den daselbst ausgebrochenen Krieg zurückzukehren gehindert ward, nach Zerbst. Als mehrere Aerzte seine kranken Augen nicht hatten heilen können, reiste er deswegen 1746 zu dem berühmten Heister nach Helmstädt. Allein, auch dieser konnte ihm nicht helfen, und nur die Länge der Zeit hob das Uebel. Zwar regte es sich 1759 noch einmal, zwar weissagten ihm die Aerzte eine frühzeitige Blindheit, allein er behielt doch nachher den unachinderten Gebrauch seiner Augen bis an seinen Tod. Im Jahr 1747 gieng er wieder nach Wittenberg, und wollte sich hier dem akademischen Leben widmen. Er fieng also an, über Baumeister's Logick, und über die Institutionen zu lesen, und seine Vorlesungen fanden vielen Beifall. Das Programm, durch das er zu seinen Vorlesungen einlud, handelte de jure aperiendi sepulchra.

In demſelben Jahre ließ er zu Leipzig vier Bücher äſopiſcher Fabeln in gebundner Schreibart ohne Namen und ohne Vorrede drucken. Es waren hundert und vier Fabeln, wo aber das Gute mit dem Schlechten noch ſo vermiſcht war, daß dieſe Fabeln, zumal da ſchon damals die Gellertiſchen erſchienen waren, beinahe ganz unbekannt blieben. Erſt 1751 ward ihrer in Gottſched's Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, und in der Halliſchen Wochenſchrift der Geſellige Erwähnung gethan.

Lichtwer ſetzte jene Vorleſungen in Wittenberg auch im Jahr 1748 fort, las zugleich über Wolf's Moral, und ſchrieb eine juriſtiſche Einladungsſchrift de factis legatis. Als er aber einſt durch ſtarkes Reden bey ſeinen Vorleſungen ſich einen Blutſturz zuzog, und nun von der Schwäche ſeiner Bruſt überzeugt war, beſchloß er, dem akademiſchen Leben zu entſagen.

Um das Vermögen, das ihm in Quedlinburg zugefallen war, und worüber immer noch Prozeſſe im Gang waren, mehr in der Nähe zu verwalten, wandte er ſich 1749 nach Halberſtadt,

ſtadt, wo ſeiner Mutter Bruder Dechant war, und hier gründete er ſein Glück bald. Der erſte Grund dazu war eine Präbende an dem Stifte St. Bonifacii und Mauritii daſelbſt, die ihm der General von Stille abtrat. Um nicht müßig zu ſeyn, indem ihm Geſchäfte über alles giengen bewarb er ſich um die Stelle eines Referendars bey der Regierung, doch ohne Gehalt. Von Wittenberg brachte er eine Gattinn, Henriette Sophie, eine Tochter eines Doctor Albinus mit, bey deſſen Wittwe er gewohnt hatte, in welcher Ehe er drey Töchter erzeugte, wovon die eine bald wieder ſtarb, die zwey andern aber Henriette Dorothee, und Auguſte Aurore ihn überlebten, auf deren Bildung er ſo viel Fleiß verwandte, daß er ſie ſelbſt den Homer in der Originalſprache leſen lehrte. Auch lehrte er ſie ſelbſt das Zeichnen, indem er ein Freund der bildenden Künſte war, und ſich eine große Sammlung von Kupferſtichen gemacht hatte.

Im Jahr 1752 ward er zum wirklichen Regierungsrath an der Halberſtädtiſchen Regierung ernannt. Da er zugleich ein Mitglied der Landesdeputation ward, ſo bekam er viele wichtige Geſchäfte.

Eine

Eine zweyte Ausgabe seiner Fabeln ließ er 1758 zu Berlin unter dem Titel drucken: Vier Bücher äsopischer Fabeln von M. G. Lichtwer. Außer daß er eine Fabel ausstrich, und einigen andern eine neuen Wendung gab, that er nur eine neue Fabel im vierten Buche hinzu, weil ihn seine Geschäfte an mehrern Verbesserungen hinderten. Doch hatten auch hier noch manche Fabeln eine verdrüßliche Länge, und viele niedrige Ausdrücke. Acht Oden und Lieder waren dieser Ausgabe angehängt, die aber von keinen lyrischen Talenten zeugten. Indessen erinnerten doch nun Herr Ramler in seinem Batteux, und Moses Mendelsohn in der Bibliothek der schönen Wissenschaften die Nation daran, die wirklichen Schönheiten mancher Fabeln dieses Dichters über seine schlechten Stücke nicht zu verkennen. In demselben Jahre gab er zu Leipzig ein Lehrgedicht in fünf Büchern, das Recht der Vernunft, heraus, das er dem König von Preussen widmete. Er wollte es erst Recht der Natur, oder auch Recht der Menschheit nennen, aber auf Gottscheds Anrathen, mit dem er darüber korrespondirte, wählte er obigen Titel. Gottsched hatte ihm den Verleger dazu verschaft, und besorgte

beſorgte auch die Korrektur. Lichtwer's Abſicht war, in dieſem Gedichte die Hauptlehren des natürlichen Rechts und der Moral nach Wolfs Grundſätzen zu verſifiziren, aber wir hatten ſchon zu viel gute Lehrgedichte, als daß dieſes bey dem Mangel an Imagination und an Stärke des Ausdrucks hätte gefallen können. Viel Beleſenheit in philoſophiſchen Schriften leuchtet indeſſen daraus hervor. Es ward 1777, aber ſehr unrichtig, ins Franzöſiſche überſetzt, unter dem Titel: Droit de la Nature, imité du poeme allemand de Mr. Lichtwehr par Mad. Faber, Yverdon, 1777.

Die Kriegsunruhen nöthigten ihn, 1760 auf einige Zeit nach Braunſchweig zu flüchten, und zogen ihm überhaupt viel Unruhen und Arbeiten zu. In dieſem Jahre erhielt er auch eine Stelle im Konſiſtorium.

Lichtwer's Fabeln noch bekannter, und, weil es ihm an kritiſchen Freunden zu mangeln ſchien, ſich um ihn verdient zu machen, war die Abſicht des Herrn Ramler, als er fünf und ſechzig ſeiner beſten Fabeln 1761 unter dem Titel: Auserleſene

erlesene und verbesserte Fabeln und Erzählungen von Lichtwer herausgab, und die Sprache darinnen durchgängig feilte. Auch einige Halberstädtische Gelehrte sollen an dieser kritischen Revision Antheil gehabt haben. Weil sie aber geschehen war, ohne den Verfasser darum zu fragen, so besorgte dieser 1762 selbst eine neue Auflage seiner Fabeln zu Berlin mit vier Kupfertafeln von Rauke, wo er von des Herrn Ramler Verbesserungen (zu hartnäckig) keine einzige annahm, eigene (nicht immer glückliche) Aenderungen machte, und mehrere neue hinzuthat. Zwar gestand er in der Vorrede, daß durch die Flüchtigkeit der Jugend die erste Ausgabe seiner Fabeln sehr fehlerhaft gewesen, und bey der zweyten ihn Geschäfte gehindert hätten, Aenderungen von Wichtigkeit zu machen. Dennoch nennte er Herrn Ramler's Verfahren ungerecht, und wollte sogar erweisen, daß seine Verbesserungen nichts taugten. Die Berliner Litteraturbriefe haben diesen Streit einsichtsvoll, und unpartheiisch entschieden. Uebrigens kamen in dieser Ausgabe vier neue Fabeln hinzu, und die Oden und Lieder blieben ganz weg. So wie nun Lichtwer's Fabeln beschaffen sind, ist das Gute darin-

darinnen vorzüglich gut. Wenige unſrer Dichter gleichen dem Lafontaine ſo ſehr in Drolligkeit des Vortrags. Mannigfaltige und glückliche Erfindungen, lebhafter Ausdruck, und ſchöne Moralen ſind die Vorzüge vieler ſeiner Fabeln, um deſtomehr thut es dem Leſer leid, wenn er auf harte und ſchwache Stellen ſtößt. In einer neuen Ausgabe von 1775 kam eine neue Fabel hinzu; die neueſte von 1782 hat keine Veränderung. Im Jahr 1763 wurden alle Fabeln dieſes Verfaſſers, auch die, ſo er verworfen, von mehrern Ungenannten in Franzöſiſche Proſa überſetzt zu Strasburg herausgegeben.

So wie Lichtwer überhaupt gern theologiſche Schriften, und unter andern auch die Kirchenväter las, ſo überſetzte er 1762 zu ſeinem Vergnügen das Geſpräch des Minucius Felix, und begleitete es mit Anmerkungen. Dieſe Ueberſetzung ward wenig bekannt, weil er ſich auf dem Titel blos als ein Mitglied der Königsberger teutſchen Geſellſchaft bezeichnete.

Im Jahr 1763 ward er zu ſeinen andern Aemtern auch Kriminalrichter, und 1765 Vor-

mundschaftsrath im Pupillenkollegium mit Vermehrung seines Gehalts. Wegen allzuüberhäufter Geschäfte gab er 1772 die vormundschaftlichen Arbeiten wieder ab, doch ward ihm der damit verbundne Gehalt gelassen. Jetzt verheirathete er seine älteste Tochter an einen Regierungsrath von Schmettau, aus welcher Ehe er fünf Enkel erlebte. Im Jahr 1779 ward auch seine zweite Tochter verheirathet, nämlich an den Regierungsrath von Pott, diese Ehe brachte ihm einen Enkel. Seit 1781 spürte er eine große Abnahme an Kräften, und öftere Hämorrhoidalzufälle, doch blieb sein Geist dabey ungeschwächt. Endlich ward er von einer Hämorrhoidalkolik befallen, woraus der kalte Brand entstand. Er ertrug alle Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit, und sagte unter andern: „Ich habe lang genug, und mit Vergnügen gelebt, meine Gattinn, und meine Kinder haben „mir keine misvergnügte Stunde gemacht, warum sollte ich nun nicht auch dem Winke meines „Schöpfers folgen, der mich zu höhern Freuden „ruft?“ Er starb 1783 in der Nacht vom 6 bis 7 Julius, und ward in einem Gewölbe bey der Moritzkirche beigesetzt. Herr Kramer Schmidt

sang

ſang ein Lied auf ſeinen Tod, und kurz vorher hatte ihm noch der Graf Stolberg aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm ſeine Fabeln in der Kindheit gemacht, ein groſſes Gedicht im teutſchen Muſeum gewidmet. Vor dem vier und vierzigſten Theile der allgemeinen teutſchen Bibliothek ſteht ſein Bildniß von Krüger, aber ohne alle Aehnlichkeit, geſtochen. Er war von mittelmäßiger, und magerer Statur, doch von gutem Wuchs. Er hatte dunkelbraune Augen, die, nach Umſtänden, eben ſo viel Sanftes, als hohen Ernſt ausdrücken konnten. Seine Achtung für die Religion hatte ſein ganzes Herz erfüllt, und wahre Andacht herrſchte auf ſeiner Stirne, wenn er in der Kirche war. Kirchengeſchichte und geiſtliches Recht waren ſein Lieblingsſtudium. Unerachtet ſeiner überhäuften Amtsarbeiten las er ungemein viel. Er war recht zum Geſchäftsmann gebohren, und mit der gröſten Sorgfalt arbeitete er alle ſeine Urtheile, Dekrete, und Relationen aus. Nichts haßte er mehr, als Schikanen in den Prozeſſen. In allen Geſchäften arbeitete er nach feſten unverrückten Grundſätzen, mit der gröſten Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit. Er war unermüdet thätig

tig mit Aufopferung seiner Bequemlichkeit und seines Vergnügens. Geräusch und grose Gesellschaften liebte er nicht, ob er gleich im Zirkel vertrauter Freunde nicht mürrisch war. Der Herr Kriegsrath Eichholz zu Halberstadt, ein vieljähriger Freund und Nachbar von ihm, gab, durch des Verstorbenen eigne Papiere unterstüzt, 1784 Lichtwer's Leben und Verdienste nebst einigen Beilagen, sehr umständlich und mit mancherley Nachrichten von andern Personen, verwebt heraus, und daraus ist meine obige Nachricht gezogen.

Verzeichniß.

I. Sebaſtian Brand Seite 13.
II. Hans Sachs S. 20.
III. Burkard Waldis S. 34.
IV. Georg Rudolf Weckherlin S. 47.
V. Martin Opitz S. 51.
VI. Paul Flemming S. 83.
VII. Andreas Tſcherning S. 94.
VIII. Friedrich von Logau S. 101.
IX. Andreas Gryph S. 113.
X. Joachim Rachel S. 130.
XI. Daniel Caſpar von Lohenſtein S. 138.
XII. Friedrich Rudolph Freiherr v. Canitz S. 155.
XIII. Chriſtian Wernicke S. 176.
XIV. Chriſtian Friedrich Zernitz S. 191.
XV. Jakob Immanuel Pyra S. 201.
XVI. Karl Friedrich Drollinger S. 217.
XVII. Johann Elias Schlegel S. 231.
XVIII. Johann Chriſtian Krüger S. 266.
XIX. Friedrich von Hagedorn S. 278.
XX. Cheiſtoph Joſeph Sucro S. 321.
XXI. Joh. Friedrich Freiherr v. Cronegk S. 332.

XXII. Joachim Wilhelm von Brawe S. 371.
XXIII. Chriſtian Ewald von Kleiſt S. 387.
XXIV. Nicolaus Dietrich Gieſecke S. 425.
XXV. Johann Cheiſtoph Roſt S. 435.
XXVI. Friedrich Karl Kaſimir von Creuz S. 463.
XXVII. Chriſtian Fürchtegott Gellert S. 481.
XXVIII. Daniel Schiebeler S. 532.
XXIX. Johann Friedrich Löwen S. 551.
XXX. Johann Benjamin Michaelis S. 570.
XXXI. Gottlieb David Hartmann S. 614.
XXXII. Philipp Ernſt Raufeyſen S. 634.
XXXIII. Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty S. 640.
XXXIV. Juſt Friedrich Wilhelm Zachariä S. 656.
XXXV. Johann Heinrich Thomſon S. 680.
XXXVI. Johann Gottlieb Willamov S. 686.
XXXVII. Albrecht von Haller S. 698.
XXXVIII. Sidonia Soph. Charl. Seidelinn S. 730.
XXXIX. Peter Wilhelm Henſler S. 737.
XL. Gotthold Ephraim Leſſing S. 747.
XLI. Gotthold Samuel Lange S. 792.
XLII. Johann Nicolaus Götz S. 799.
XLIII. Johann Jakob Bodmer S. 811.
XLIV. Magnus Gottfried Lichtwer S. 872.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN